
Die Gesellschaft







Die Gesellschaft

Monatsschrift

für

Litteratur und Kunst.

Begründet von Dr. M. G. Conrad.

Herausgegeben von

M. G. Conrad und Karl Bleibtreu.

Jahrgang 1890. Zweites Quartal.



Leipzig.
Verlag von Wilhelm Friedrich
K. R. Hofbuchhändler.

Die Gesellschaft

Monatsschrift

für

Litteratur und Kunst.

Begründet von Dr. M. G. Conrad.

Herausgegeben von

M. G. Conrad und **Karl Bleibtreu.**

Jahrgang 1890. Zweites Quartal.



Leipzig.
Verlag von Wilhelm Friedrich
K. R. Hofbuchhändler.



Inhaltsverzeichnis.

Porträts:

Prinz Emil zu Schönaich-Carolath.
Arthur Pfungst.
Leopold von Sacher-Masoch.









Das soziale Kaisertum.

Von M. G. Conrad.

(München.)

Gelegentlich der Hermann Lingg-Feier versicherte Dr. Johannes von Widenmayer, Münchens erster Bürgermeister, in seinem Trinkspruche, daß die schöne Isarstadt, welche den Dichter an seinem siebzigsten Geburtstage zu ihrem Ehrenbürger ernannte, durch diese Ehrung sich selbst verpflichtet habe, dem Spruche des Dichters zu folgen

„Licht zu wecken allezeit" —

worauf die lichtbegeisterte Festversammlung in stürmische Bravorufe ausbrach. Der Bürgermeister schloß seinen Trinkspruch mit den Worten (ich zitiere nach dem Berichte in den M. N. Nachrichten): „Zum Zeichen unserer Verehrung und unseres Dankes rufen wir heute dem Jubilare zu: Dank ihm! Heil ihm! Segen ihm, dem Ehrenbürger unserer lieben Stadt München! Er lebe hoch!"

Während die Stadt im Zeichen der Lingg-Feier stand und sich dem poetischen Lichtkultus in schwärmerischen Reden hingab, schritten zwanzigtausend Bürger zur Wahlurne, ihrer Reichspflicht zu genügen und zwei Männer als Vertreter des lichtbegeisterten Münchens für den deutschen Reichstag zu wählen.

Und als die Wahlurnen sich öffneten und die geheimen Stimmzettel einer um den andern sich entfalteten, siehe da, da hatte die schöne Kunst- und Dichtstadt an der Isar, Bayerns Kapitale, zwei Sozialdemokraten reinsten Wassers, Vollmar und Birk, in den deutschen Reichstag gewählt — —

„Licht zu wecken allezeit!"

Es scheint, daß diese Erleuchtung, die mit weithin strahlender Röte über München aufging, wenig den Erwartungen derer entsprach, die kurz vorher den Lichtgenius des Dichters angehocht und seinen Kultus als Verpflichtung sich freiwillig auferlegt hatten. Denn es ist ein Anderes, für romantische Lichter und Dichter zu schwärmen — was bekanntlich in der That und Wahrheit zu gar nichts verpflichtet, und ein Anderes, durch die Wirklichkeit der Dinge ein leibhaftiges Licht aufgesteckt zu erhalten, dessen flammender Schein den Niedergang einer alten, durch Gewohnheit und Vorteil liebgewordenen Welt und das Herauskommen einer neuen Welt beleuchtet, einer neuen Welt, von der keiner nichts sicheres weiß, als daß sie mit seither unerhörten Maßstäben und Verpflichtungen, mit unübersehbaren Aufgaben der alten bürgerlichen Gesellschaft und ihren Ordnungen sich gegenüberstellen wird, mit Idealen, die sich auf eine unerbittliche Gerechtigkeit gründen, furchtbar wie ein göttliches Weltgericht.

Und instinktiv fühlt jeder, der sich die Kraft und Unbefangenheit bewahrt hat, die ernsten Zeichen der Zeit richtig zu deuten, daß vor dieser Flamme des Sozialismus, der sozialen Weltanschauung und Weltgestaltung die alten romantischen Lichter im Dichten und Trachten der seitherigen Gesellschaft allgemach verblassen und verschwinden werden, wie die Sterne der Nacht, wenn das gewaltige Gestirn des Tages aus der Dämmerung bricht und mit der göttlichen Kraft eines Weltgesetzes höher und höher steigt.

Und der Sozialismus selbst, der in den dreißiger, vierziger und fünfziger Jahren noch ein Privatstudium weltabgewandter, gefühlvoller Menschenfreunde, abenteuernder Theoretiker und schwärmerischer Schöngeister gewesen, hat seine romantische Hülle abgestreift und seinen realistischen Kern herausgearbeitet und den Drang seines Wesens, als lediglich auf strenge Wissenschaft, praktische Arbeit und einschneidende Gesetzgebung gerichtet, enthüllt, allen Widerständen, Verballhornungen und Unterdrückungsversuchen zum Trotz. Sein Verhältnis zur praktischen Politik hat sich von Grund aus geändert. Es ist die Stunde gekommen, wo Kaiser und Reich, Staatsmänner und Gesetzgeber in sein Wesen und seine Forderungen eindringen müssen mit positivem Bemühen. Mit des jungen, genialen deutschen Kaisers kühnem Erlasse: „Ich bin fest entschlossen —“ ist die offizielle Gespensterfurcht gebannt und die Taktik der unfruchtbaren Brutalisierung und Verneinung alles dessen, was seither wie verfehmter Sozialismus aussah, mit einem festen Federzuge beseitigt.

Die kaiserlichen Erlasse sind epochemachend wie die ungeheuere Stimmenzahl der sozialistischen Wähler. Damit ist eine Wendung in der deutschen

Reichspolitik eingetreten, die das wachsende Interesse der gesamten Kulturmenschheit auf unseren kühnen Kaiser lenkt.

So bedeutende und gründliche Kenner der sozialen Frage wir in Deutschland auch haben mögen, in der Presse und Litteratur der seither herrschenden Parteien sind sie anläßlich der publizistischen Würdigung der kaiserlichen Erlasse nicht hervorgetreten. Die Besprechungen dieses grandiosen Themas Kaisertum und Arbeiterfrage sind durchaus der Vorstellung unwürdig, die man sich von deutschem Idealismus, deutscher Wissenschaft, deutschem Heldenmut und deutscher Mannestreue zu machen gewohnt war. Keine kam aus der verrotteten Parteischablone, den ererbten Parteiphrasen und kraftlosen Salbadereien heraus.

Das Tüchtigste und Achtbarste, was bis jetzt über unser Kaisertum und die soziale Frage geschrieben wurde, leistete nicht ein Deutscher, sondern — ein Däne, der frühere Pastor Henning Jensen im leitenden Organ der dänischen Demokratie „Politiken".

Dieser Aufsatz ist ein zeitgeschichtliches Dokument. Wir geben ihn hier unverkürzt nach der Übersetzung der „Täglichen Rundschau".

Henning Jensen schreibt: „Die Erlasse des deutschen Kaisers zu der Arbeiterfrage haben mit Recht in ganz Europa bedeutendes Aufsehen erregt. Daß ein Kaiser auftritt und sich zum Fürsprecher vieler derjenigen Forderungen macht, die bis jetzt nur von den Arbeitern selbst und einigen wenigen außerhalb ihrer Reihen gestellt sind, — das ist kein alltägliches Ereignis. Und wenn dieser Kaiser jung ist und an der Spitze eines der mächtigsten Reiche der Welt steht, kann ein solches Auftreten eine weltgeschichtliche Bedeutung gewinnen.

Es scheint dem jungen deutschen Kaiser wie manchen anderen gegangen zu sein, die sich mit dieser Frage zu beschäftigen anfangen, — sie kommen nicht wieder davon ab. Hat man einmal begonnen, in den Abgrund hineinzustieren, dann muß man dabei bleiben. Hat man erst angefangen, über das Rätsel der Sphinx nachzugrübeln, so wird man nicht losgelassen, bevor man eine Antwort bekommen hat, die wenigstens den Grübler selbst zufrieden stellt.

Es war unter dem großen Streik der westfälischen Grubenarbeiter, daß Kaiser Wilhelm zum erstenmale anfing, über das Rätsel der Sphinx nachzugrübeln. Man glaubte damals, daß die Antwort leicht sei. Er zeigte Milde und Strenge sowohl den Arbeitgebern als auch den Arbeitern. Aber seine letzten Erlasse scheinen anzuzeigen, daß er gesehen hat, daß diese Beantwortung keine zufriedenstellende ist, und daß er immer weiter über die Beantwortung nachdenkt.

Aber der Umstand, daß das Königtum ernsthaft über die Arbeiterfrage nachzudenken begonnen hat, ist ein fröhliches Zeichen der Zeit. Es giebt eine schwache Hoffnung, daß diese am Ende auf dem Wege der ruhigen Entwickelung wird gelöst werden können. Es ist nämlich einleuchtend, daß, wenn die Arbeiter allein ihre berechtigten Forderungen, und zwar unter fortgesetzter Gegenwehr von Seiten aller anderen Mächte der Gesellschaft, durchführen sollen, die Frage dann nur durch eine Revolution gelöst werden kann. Und da Revolutionen in der Regel die Frage nicht lösen, sondern sie nur über das Knie brechen, so ist es sehr zweifelhaft, ob eine Arbeiterrevolution der Welt im allgemeinen und den Arbeitern im besonderen einen eigentlichen Vorteil bringen würde. Das einzige, was sich sicher voraussagen läßt, würde das sein, daß sie die Welt und die ganze Kultur an den Rand des Abgrundes bringen würde.

Eine friedliche Lösung der Arbeiterfrage ist also nur dadurch möglich, daß einer von den alten, konservativen Staaten sich der Sache annimmt und — bis zu einem gewissen Grade — radikal wird. Die friedliche Lösung der Arbeiterfrage erfordert eine Art aristokratischen Radikalismus.

Aber unter den alten, konservativen Staaten ist die beste Aussicht für ein sozial-radikales Königtum.

Die eigentliche Aristokratie, die Geburts- oder Gutsbesitzer-Aristokratie, wird niemals sozial-radikal. Sie wird einzelne geniale radikale Persönlichkeiten hervorbringen können, aber diese werden in ihrer Gesellschaftsklasse nichts ausrichten können. Alle Versuche, das schwere Gros ihrer Standesgenossen mit sich zu schleppen, werden sich als fruchtlos erweisen.

Ebenso steht es mit dem geistlichen Stande. Die Geistlichen einer Staatskirche ergreifen niemals selbst die Initiative zu sozialem Radikalismus, obwohl diese sich wohl am ehesten dazu berufen fühlen müßten. Dagegen kann die Geistlichkeit sich von einem sozialen Königtum mitschleppen lassen, aber sie wird nie selbst an der Spitze gehen. Wie die Aristokratie gegen den sozialen Radikalismus ankämpfen wird im Hinblick auf ihre zeitlichen Güter, so wird es die Geistlichkeit thun, um ihren vermeintlichen geistigen und moralischen Schatz zu wahren. Sie wird annehmen, daß dieser Schatz besonderer Gefahr ausgesetzt ist, wenn nicht alle Gesellschaftsverhältnisse beim alten bleiben. Aber würde das Königtum sozial-radikal, dann würde die Geistlichkeit bald entdecken, daß es gerade ihr Beruf wäre, dasselbe zu sein, und daß der geistige und moralische Schatz gerade in dieser Weise am besten bewahrt werden könnte.

Daß die Geldaristokratie, der Kapitalismus, nicht sozial-radikal wird, ist selbstverständlich.

Dagegen ist es möglich, daß das Königtum es werden kann. Das Königtum wird niemals politisch-radikal. Sich einen König als Republikaner zu denken widerspricht sich selbst. Man kann sich ebenso gut ein Viereck denken, das rund ist. Sich einen König zu denken, der mit seinem guten Willen auf den Parlamentarismus eingehen könnte, ist fast ebenso schwierig. Es giebt etwas, das Tradition heißt. Und eines Königtumes Tradition ist es, selbst regieren zu wollen, selbst die Initiative zu ergreifen.

Wird ein Königtum parlamentarisch, so kann man gewiß sein, daß es die allerzwingendsten Gründe dafür hat. Es kann kaum anders. Es weiß, daß es die Wahl hat, parlamentarisch zu sein oder überhaupt nicht zu sein.

Dagegen ist ein sozial-radikales Königtum denkbar. Es ist allerdings ein sehr wesentliches Hindernis zu überwinden, ein Hindernis rein persönlicher Natur. Es liegt nämlich den Königen nahe, sich selbst als ein Glied der Aristokratie zu betrachten, sicherlich als das erste Glied, aber doch ein Glied. Thun sie dieses, dann wird die Denkweise der Aristokratie die ihrige werden, sie werden dann ihre Stellung auffassen als die eine Art natürlicher Vormünder und Beschützer der Aristokratie, welche sie gegen die übrigen Klassen der Bevölkerung des Landes in Schutz nehmen zu müssen meinen. Könige, die ihre Stellung so auffassen, sind in Wirklichkeit keine Könige, sie sind des Landes erste und feinste Edelleute.

Aber ein König, der sich wirklich als König fühlt, wird sich selbst nicht als ein Glied der Aristokratie betrachten. Er wird persönlich frei dieser gegenüber stehen und sich wohl hüten, die Interessen des Königtums mit denen der Aristokratie zu identifizieren. Er ist deshalb nicht durch die Überlieferungen der Aristokratie gebunden, sondern nur durch die des Königtums, er hat nicht eine Menge von Standesgenossen wie einen Klotz an den Beinen hängen, der seine Bewegung bei jedem Schritte hindern würde.

Aber die größte und herrlichste Überlieferung des Königtums ist, die Initiative zu ergreifen, fest und dreist in den Gang der Ereignisse einzugreifen, einen der großen Gedanken der Zeit zum Siege zu führen.

Sitzt nun in unseren Tagen ein genialer Fürst auf einem der mächtigsten Throne der Welt, ein Herrscher, dem der gewöhnliche fürstliche Wohlfeilheits-Ehrgeiz nicht genügt, sondern dessen Ehrgeiz von großem Stile ist, so liegt es für ihn außerordentlich nahe, eilend die Arbeiterfrage zu ergreifen. Kleine fürstliche Geister werden sich davon abgestoßen fühlen, sie werden die Sache ansehen, wie sie ein gewöhnlicher Spießbürger oder Bildungsphilister ansieht. Aber ein genialer Fürst wird die Arbeiterfrage anders ansehen, er wird sich unwiderstehlich zu derselben hingezogen fühlen, und er wird sie zu seiner Aufgabe machen.

Ob Kaiser Wilhelm ein solcher Fürst ist, wird die Zeit lehren. Soviel scheint ja jedenfalls entschieden, daß er seine Kräfte an der Arbeiterfrage prüfen will.

Und will er das, dann wird eine nicht mehr ferne Zukunft zeigen können, ob diese Frage jemals in einer einigermaßen zufriedenstellenden Weise unter Beibehaltung der alten Formen der Gesellschaft gelöst werden kann, oder ob die Sozialdemokratie Recht hat, wenn sie behauptet, daß die Arbeiterfrage nicht nur eine Reformierung der Gesellschaft erfordert, sondern eine ganz neue Gesellschaft. Das ist es, was das Interessante ist bei dem Auftreten Kaiser Wilhelms, daß er sozusagen es auf sich genommen hat, den Beweis zu führen, daß die Arbeiterfrage von der alten Gesellschaftsordnung gelöst werden kann. Glückt ihm das, wird er dadurch der Sozialdemokratie als Gesellschaftstheorie eine Niederlage beibringen, die diese wohl kaum verwinden möchte. Aber wenn es mißglückt, so ist es ganz klar, daß der mißglückte Versuch des Kaisers fast gleichbedeutend sein würde mit dem Siege des Sozialismus, als Gesellschaftstheorie betrachtet. Denn dieser wird sich dann mit gutem Grunde darauf berufen können, daß wenn nicht einmal der mächtigste Herrscher der Welt die Arbeiterfrage im Rahmen der alten gesellschaftlichen Ordnung lösen kann, diese überhaupt von der bestehenden Gesellschaft nicht gelöst werden kann.

In gewisser Weise steht also Kaiser Wilhelm als der erklärte Gegner des Sozialismus da. Er will ihn vernichten, indem er ihn überflüssig macht, indem er zeigt, daß man die Arbeiterfrage lösen kann, ohne den ökonomischen Grundstock der Gesellschaft zu ändern. Auf der anderen Seite hat er ganz dasselbe Ziel wie die Sozialisten. Denn das Ziel, dem die Sozialisten zustreben, ist die ökonomische Freimachung der Arbeiter. Das Ziel der Arbeiter ist also selbstverständlich nicht an und für sich eine Gesellschaftsreform. Die neue Gesellschaftsordnung haben sie nur deshalb aufgestellt, weil sie überzeugt sind, daß dies das einzige Mittel ist, um das Ziel zu erreichen. Kann das Ziel auf einem anderen Wege erreicht werden, ist dies ihnen natürlich nicht unangenehm, so weit sie nicht in Doktrinarismus befangen sind.

Es scheint deshalb, daß die Sozialdemokratie das Auftreten des Kaisers mit Zufriedenheit begrüßen müßte. Denn erreicht er das Ziel, dann werden ja die praktischen Folgen davon den Arbeitern zu gute kommen, und erreicht er nicht das Ziel, dann hat er dadurch einen direkten Beweis dafür geliefert, daß die jetzige Gesellschaftsform die Frage nicht lösen kann, und einen indirekten Beweis dafür, daß die Gesellschaftstheorie der Sozialisten die richtige ist.

Und eine noch weitere Genugthuung für den Sozialismus muß es selbstredend sein, daß der Kaiser einen großen Theil der Forderungen, die jener aufstellt, als diejenigen bezeichnet, die augenblicklich gelöst werden sollen. Es giebt gewiß keine vernünftigen Sozialdemokraten, die sich den sozialistischen Staat als mit einem Schlage durchführbar vorstellen. Sie unterscheiden zwischen dem vorläufigen Programm und dem letzten Programm. Daß der Kaiser jetzt einen großen Teil ihres vorläufigen Programmes aufgenommen hat, kann ihnen selbstredend nur zur Freude gereichen.

Aber dies trägt noch mehr dazu bei, die Situation interessant zu machen. Der Kaiser will das letzte Programm der Sozialisten bekämpfen. Aber indem er sich nach Waffen umsieht für diesen Kampf, findet er keine anderen, als das vorläufige Programm der Sozialdemokraten. Um den Sozialismus, der nur noch reine Theorie ist, zu bekämpfen, nimmt er die augenblicklichen praktischen Forderungen des Sozialismus auf. Er wird praktischer Sozialist, um den theoretischen Sozialismus zu bekämpfen.

Daß aber dieses sowohl genial als kühn ist, leuchtet ein.

Daß der Kaiser es nicht bei den Worten allein wird bleiben lassen, sondern daß er dafür Sorge tragen wird, daß dem deutschen Reichstage große Reformvorschläge vorgebracht werden, daran kann nicht der entfernteste Zweifel aufkommen. Der Weg, den Deutschland schon betreten hat mit den Krankenkassen-, Unfallversicherungs- und Altersversorgungs-Gesetzen wird fortgesetzt werden mit Gesetzen, die jetzt die ökonomische und soziale Stellung der gesunden Arbeiter in Betracht ziehen werden.

Diese ganze Bewegung wird selbstredend im höchsten Grade auch auf unsere kleinen Verhältnisse einwirken. Die soziale Frage wird immer mehr in den Vordergrund treten und die praktische Folge daraus wird sein, daß die politische Frage mehr in den Hintergrund treten, daß sie nicht hindernd einwirken könnte auf das Zusammenwirken der Parteien bei der Lösung der großen vorliegenden Aufgaben.

Es muß im hohen Grade beklagt werden, daß während Deutschland und vermutlich auch das übrige Europa bald beschäftigt sein wird mit einer möglichen Lösung der größten Fragen der Zeit, wir (das heißt Dänemark) mitten in einem großpolitischen Streite liegen, von dem kein Mensch ein Ende ersehen kann. —"

Soweit der Expastor Henning Jensen. Kein denkender Leser wird die großen Gesichtspunkte und die zwingende Logik seiner Abhandlung verkennen. Er vertritt mit mannhaftem Freimute die Überzeugung, daß die Lösung der sozialen Frage nicht mehr eine Sache des Beliebens, sondern eine unabweisliche Forderung der Zeit ist. Damit ist einerseits den Fürsten ihre er-

weiterte Aufgabe, die alle seitherigen höfischen Traditionen himmelhoch überragt, unzweideutig vorgezeichnet, andererseits den dilettantischen Politikern, die nur ein wenig mit dem sozialen Feuer spielen möchten, ohne sich die schönen langen Finger zu verbrennen, streng das gefährliche Handwerk untersagt.

Es ist unanfechtbar, daß die Erlasse unseres Kaisers ganz auf der Überzeugung stehen, aus welcher heraus Henning Jensen seine obige Abhandlung geschrieben hat; sie ist auch bestimmt ausgedrückt in den bekannten, vom Grafen Waldersee übermittelten kaiserlichen Worten: „Ich halte es für meine heilige Pflicht u. s. w."

Hierzu macht der vortreffliche Berliner Publizist Dr. Friedrich Lange in seiner „Täglichen Rundschau" die folgenden Bemerkungen:

„Steht es so, dann werden sich im Deutschen Reiche sicherlich viele Leute die Frage vorgelegt haben, die uns während der letzten Wochen unausgesetzt beschäftigt hat: warum wurde nicht bei Zeiten eine sozial-monarchische Partei gegründet, welche schon während des jetzigen Wahlkampfes und in der nächsten absehbaren Zukunft den parlamentarischen Vertreter der kaiserlichen Politik hätten vorstellen können, den Träger des Reform-Sozialismus im bewußten Gegensatz zum Revolutions-Sozialismus der Sozialdemokraten? Es ist ja undenkbar, daß dieses so naheliegende Bedürfnis von den maßgebenden Beratern der Krone nicht erwogen sein sollte, und es wird sich zweifelsohne bald offenbaren, aus welchen Erwägungen man von der Begründung einer solchen Partei vorläufig Abstand nahm. Denn daß eine solche Partei als Träger der kaiserlichen Erlasse auf die Dauer nicht fehlen kann, liegt auf der Hand. Die große Verwirrung in dem tobenden Wahlkampfe, die Ratlosigkeit der bisherigen Mehrheits-Parteien, die kopflosen, lediglich von der Sympathie für die Arbeiter eingegebenen sozialdemokratischen Abstimmungen so vieler Leute, welche bei klarem Verstande das sozialdemokratische Programm ablehnen würden — alle diese Anzeichen beweisen, daß man instinktiv die heutigen Parteien nicht für die natürlichen Träger einer reform-sozialistischen Politik hält. In der That hat ja außer der Sozialdemokratie und dem Zentrum keine dieser Parteien zu den Erlassen des Kaisers, das heißt zu der wichtigsten Aufgabe unserer inneren Politik, ein klares Verhältnis. Ein solches unzweideutiges Verhältnis könnte nur eine neue, eine sozial-monarchische Partei schaffen. Sie muß also über kurz oder lang entstehen, und zu ihrer ersten Aufgabe würde es gehören, in alle Kreise, in die innersten Schichten des Volkes jene Aufklärung über die Endziele der Sozialdemokratie zu verbreiten, welche bisher aus guten Gründen

von den Führern dieser Partei verschleiert worden sind. Es fehlt bereits nicht an Anfängen solcher Thätigkeit. Ein Magdeburger Ingenieur gab uns dieser Tage Kenntnis von einem Unternehmen, welches beabsichtigt, auf dem Wege der bezahlten Anzeige in billigen und weit verbreiteten Blättern, die namentlich von der arbeitenden Klasse gelesen werden, die wahren Ziele der Sozialdemokratie klarzulegen und die sozialdemokratischen Führer zur Widerlegung aufzufordern. Hierin liegt, wie man zugeben wird, die Vorarbeit für das positive Wirken einer sozial-monarchischen Partei. Und an solcher Aufgabe sollten sich alle Patrioten mit Geld und Arbeit beteiligen; eine mächtige, über das ganze Reich verbreitete Organisation sollte alle Kräfte daran setzen, denn für die nächste Zeit giebt es kaum irgend etwas Wichtigeres zu thun, als dies. Konkurrenz mit der Sozialdemokratie in der Vaterlandsliebe, und Konkurrenz mit der Sozialdemokratie in dem ehrlichen Eifer für die Arbeiter — das muß die Losung sein! Alles aber muß mit Eile und freudiger Ausdauer geschehen, denn wir Deutschen in der Mitte so vieler neidischer Nachbaren haben keine Zeit, Experimenten müßig zuzusehen. Unsere edelste Errungenschaft, der Gewinn Jahrhunderte langen Harrens und Ringens, unser herrliches neues Deutsches Reich kommt zuerst in Gefahr, steht schon bei Experimenten auf dem Spiel — und diesen Besitz kann kein deutsches Herz daran geben wollen."

Wir teilen zwar die Langeschen Besorgnisse um den Bestand des Deutschen Reiches durchaus nicht, können uns jedoch der Befürchtung nicht erwehren, daß allerdings mit einer sozialdemokratisch-freisinnig-klerikalen Mehrheit für die Dauer des neuen Reichstags kaum eine erkledliche und innerlich gesunde Reformarbeit ausgerichtet zu werden vermöge. Bismarcks witziges Verlegenheitswort: „Man muß den neuen Reichstag zunächst in seinem eigenen Fett schmoren lassen" entspricht zwar ganz dem schlagfertigen Geist unseres politischen Reichsoberkochs, allein für die Lösung des Problems, wie mit dem geringsten Zeitopfer und der verfügbaren Kraft des Moments die erreichbar höchste Summe ehrlicher und heilsamer Reformarbeit im Sinne des sozialen Kaisertums geleistet werden könne, ist damit wenig ausgerichtet.

Ob die von Friedrich Lange angestrebte neue Parteibildung in dieser Form jetzt möglich ist oder nicht: das deutsche Volk vertraut seinem Kaiser, der von seinem höchsten sozialen Berufe durchdrungen ist, wie keiner vor ihm.



Des Volkes Stimme.

Von Conrad Alberti.

(Berlin.)

Viktoria! . . . Die Wahlen sind vorüber! „Sieg!" dürfen wir rufen, „Sieg auf der ganzen Linie!" Ein unwiderstehlicher Zug nach links hat sich erhoben: ungeheuerlich, in nie geahntem Grade ist der Sozialismus angewachsen, ansehnlich und kräftig der Freisinn. Die schon tot geglaubte süddeutsche Volspartei erhebt wieder trotzig ihr Haupt. Das Kartell ist zerschmettert, vernichtet; die Nationalliberalen sind so an die Wand gedrückt, daß sie selbst zum quietschen kaum noch Atem haben, die Konservativen werden Mühe haben, ihre eigene Existenz zu erhalten — geschweige das was sie Herrschaft der Ordnung und der Ruhe nennen. Für seine Gegner unheimlich ist die Stärkung des sozialistischen Gedankens. Nicht nur die großen Städte, die Industriebezirke sind in der Hand der Sozialismus: das wußte man schon längst! Nein, auch auf dem Lande, in kleinen Flecken, und — noch wichtiger! — im ältesten, angestammten Gebiet des Centrums schwillt er gewaltig an. Ju einem kleinen Neste wie Duderstadt wurden bei der Wahl vor drei Jahren 7 sozialistische Stimmen abgegeben — diesmal 100! In einer Reihe urkatholischen Wahlkreise am Rhein, in Bayern und in Schlesien kam der Sozialist in Stichwahl mit dem Ultromantanen und warf ihn zu Boden. Diese zwei Thatsachen sind das Kennzeichen der Wahl: der Anfang der Eroberung des flachen Landes durch den Sozialismus und seine Siege über die katholische Kirche, die sich bisher rühmte, ihm allein zu widerstehen. Sie zeichnen die Spur der zukünftigen Entwickelung des Sozialismus vor!

Nein, alle Anstrengungen des Kartells sind umsonst gewesen. Es war diesmal nicht gekommen mit Drohen und Schrecken, es hatte wohlweislich Picrinsäure und Holzbaracken zu Haus gelassen, denn es ahnte, daß solche Popanze nur einmal wirken. Es war diesmal gekommen mit Schmeicheln und Liebeswerben, mit Botschaften und Versprechungen — und man hat diesen so wenig geglaubt, wie man auf jene zum zweiten Male eingegangen wäre. Man lobte des Kaisers arbeiterfreundliche Erlasse, man fand es rühmlich, daß der Monarch selbst einen Teil der Forderungen der Arbeiter anerkenne und so selbst Zeugnis für die Opposition ablege, und hielt sich um so mehr für verpflichtet, oppositionell zu wählen, um auch den Rest der Forderungen durchzusetzen, zu denen man sich berechtigt glaubte. Den Worten des Kaisers persönlich traute man und betrachtete sie als Aufforderung zur rückhaltlosen

freien Meinungsäußerung — den gleißenden Versprechungen der Regierung, der Kartellbrüder aber glaubte man nicht. Wundert ihr euch darüber, ihr Bureaukraten und Protzen, die ihr bis zum 20. Februar das Heft in den Händen hattet? Ihr habt uns so viele Jahre lang getäuscht, hintergangen, unterdrückt, ausgebeutet, mißhandelt, geknutet . . . jetzt sollten wir bei einem ersten gnädigen Lächeln euch zu Füßen fallen? So wenig einst die Elefanten eurer Ausnahmsgesetze, Polizeichikanen, Zölle, Verbote uns schreckten, so wenig verführt uns jetzt das Gold eurer Arbeiterschutzgesetze und Humanitätsphrasen!

Man braucht garnicht Sozialist zu sein, um sich des Triumphes dieser Partei doch von Herzen zu freuen — denn was bedeutet jene Wahl anderes, als daß eine Wandlung in den Geistern vor sich gegangen ist, daß ein großer Teil des deutschen Volkes gewillt ist, nicht mehr den unmenschlichen verruchten Grundsatz des Kapitalismus, der grenzenlosen Ausbeutung des Schwächeren durch den Stärkeren, frei walten zu lassen, daß das Gefühl der Solidarität, der Brüderlichkeit, der allgemeinen Menschenliebe mächtig in den Herzen und Geistern erwacht, daß der Triumph der neuen, darwinistischen Weltanschauung über die der Renaissance näher rückt! Der Umstand erscheint besonders kennzeichnend, daß höchstens die Hälfte der abgegebenen sozialistischen Stimmen von wirklichen Fabrikarbeitern herrührt, daß ein sehr starker Teil sich aus den Stimmen der Gebildetsten der Nation zusammensetzt, weil angesichts der immer zunehmenden Verrohung der Bourgeoisie und der Kirche, Tausenden der Sozialismus als die Religion der Zukunft erscheint, die neue Kirche, die Religion der Liebe, die einzige Weltanschauung in unserer Zeit, welche überhaupt noch Ideale aufrecht erhält. In Tausenden breitet sich die Anschauung aus, daß der angebliche Materialismus nichts sei als das Fundament der neuen Lehre, welche durch die Befriedigung der unerläßlichen tierischen Bedürfnisse eines Jeden gerade verhindern wolle, daß wie heute das Streben nach ihrer Befriedigung allein den Inhalt des menschlichen Daseins ausmache, welche glaubt, daß der Sozialismus gerade zur Vernichtung des nur von der Bourgeoisie großgezogenen Materialismus führe, da ein reines, ideales Streben, ein Schaffen des Guten um des Guten willen, dem Menschen erst nach Befriedigung seiner elementaren Bedürfnisse möglich sei.

Was bedeutet die Wahl anderes als ein flammendes Menetekel für die Bourgeoisie und die Regierung? Jahre hindurch habt ihr uns selbst das unscheinbarste Recht geraubt, selbst die kleinste Freiheit unterdrückt, jedes Streben nach Kultur und Freiheit verhöhnt. Nichts war sicher vor euern Händen, selbst die heiligsten Rechte der Kunst und der Wissenschaft habt ihr angetastet an allen Ecken und Enden des Reiches — siehe die barbarische Behandlung des Kultusbudgets in der bayerischen Kammer als klassisches

Beispiel! Ihr habt Meisterwerke der Kunst unterdrückt — denkt an Fitgers „Von Gottes Gnaden", an Bulthaupts „Neue Welt" — nur weil der Geist darin euch nicht gefiel! Ihr habt Männer von hervorragender wissenschaftlicher Bedeutung von den Hochschulen fern gehalten, nur weil ihre durch langjähriges Studium gewonnenen Anschauungen nicht die eueren waren! Ihr habt Bücher verboten, welche den Stolz der Weltlitteratur bilden, nur weil ihr Ton euch nicht behagte! Ihr habt dem Armen sein letztes Schaf abgepreßt, nur damit der Reiche noch reicher werde! Ihr habt die Gerechtigkeit verteuert, sodaß sie nur noch für den Reichen zu kaufen war! Die Güter der Waisen habt ihr leichtsinnigen Verwaltern in die Hände gegeben! Damit einige Wenige sich bereichern, die Geld und Banknoten zu immer wahnwitzigeren Massen häufen, habt ihr ihnen gestattet das ganze Volk auszusaugen, habt uns Nahrung und Kleidung genommen und nichts gelassen als das Hungertuch! Den barschen Unteroffizier, den schnauzigen Schutzmann habt ihr uns zu Herren gesetzt, und verkleidete Schandbuben ließt ihr in unsere Mitte schleichen, um uns in den Kerker zu bringen, wenn wir uns erdreisteten, am eignen Herd uns gegenseitig unsere Not, unser Elend zu klagen. Kein freies Männerwort durfte mehr in Deutschland gesprochen, kein Zeugnis für Wahrheit und Recht abgelegt werden, ohne daß der Sprecher oder Schreiber vor die Schranken geschleppt und hinter dicke Mauern geworfen wurde. So haben wir geduldet und gelitten Jahrzehnte lang! O, die Wutanfälle, welche in den jüngstvergangenen Tagen jene geschüttelt haben mögen, die bis dahin die Macht in Händen hatten, sind nur eine geringe Entschädigung für all das Elend, die Nöte, die Schmerzen, welche sie jedem Manne von Ehre, Herz und Vernunft so lange Jahre zugefügt haben. Daß sie an der Wut über ihre Niederlagen erstickten, die biederen Brüder vom Kartell, die uns ausplünderten, um sich zu bereichern, uns Maulkörbe anlegten, um ihr Lodderleben in Ruhe fortzuführen, ungestört durch die Verwünschungen ihrer Opfer!

Das ist nun hoffentlich vorbei! Eure Macht ist gebrochen, und wir hoffen, sie wird nie wieder hergestellt werden. Ihr Zuchtmeister in Landratsfräcken, ihr sollt unser herrliches Deutschland nicht in einen Bagno verwandeln und aus 48 Millionen freier Menschen nicht Galerensträflinge machen! Ihr neuen Raubritter vom goldnen Kalb, Röcke und Westen habt ihr uns bereits genommen: Hemd und Hosen werdet ihr nicht bekommen. Haltet ein, damit ihr euch eines Tages zu eurem Entsetzen nicht Sansculotten gegenüber seht! Das Volk hat seine Rache genommen an euch: ernst, ruhig, unblutig, wie das deutsche Volk immer thut. Es hat euch einfach den Stock aus der Hand geschlagen und läßt euch nun laufen. Merkt es euch — ihr

seit gewarnt! Glaubt nicht, ihr könntet das alte System des Zwanges und der Verhetzung wieder herstellen. Ihr trotzt auf das Heer, das euch noch gehört, ihr blast die Backen auf und näselt höhnisch: „Laßt sie doch reden. Wenn sie sich rühren, so schießen wir sie nieder!" Jawohl, ganz so sprach man 1788 auch im Schloß zu Versailles — später beim Tuileriensturm hat es sich gezeigt, wie treu das Heer zu seinen Soldgebern hielt! Euch kann nur eines helfen: Das offene Eingeständnis eurer Lage, die klare Einsicht, daß es zu Ende ist mit dem alten konservativ-konfessionell-kapitalistischen System, daß eine neue Zeit heraufkommt mit neuem Leben und neuen Menschen!

Wir aber schauen leuchtenden Blicks in die Zukunft. Wir wissen, daß auch der nächste Reichstag in seinem Jahrfünft die soziale Frage nicht lösen wird. Probleme wie die soziale Frage lösen sich nicht im Handumdrehen — dazu bedarf es einer endlosen, vielleicht Jahrhunderte langen unausgesetzten, sachlich strengen Einzelarbeit. Aber das nächste Parlament kann viel dazu beitragen, uns glücklicher zu machen, unsere Lage besser zu gestalten, als sie heute ist. So manche dringende, praktische Forderungen kann es teils erfüllen, teils der Erfüllung näher bringen. Normalarbeitstag, möglichste Einschränkung der Sonntags- und Kinderarbeit, Gewinnbeteiligung der Arbeiter, einheitliches Recht, Herabsetzung jener Zölle, welche die notwendigsten Lebensmittel verteuern, fortschreitende Einkommensteuer, Erhöhung der Erbschaftssteuer, Abschaffung der indirekten Steuern, Unentgeltlichkeit des mittleren Schulunterrichts, Schulreform, Aufbesserung der Gehälter der untern Beamten, Verbot aller die notwendigen Bedürfnisse verteuernden kapitalistischen Ringe, Erhöhung der Börsensteuer, Revision der Konkurs- und der Vormundschaftsordnung, Einführung der Berufung in Strafsachen, Herabsetzung der Gerichtskosten, Entschädigung unschuldig Verurteilter, Reform der Militärgerichtsbarkeit, unbeschränkte Freiheit der Kunst und Wissenschaft, Rede- und Schreibfreiheit, Anerkennung der geistigen Arbeit, Aufhebung der Theaterzensur, des Lockspitzelwesens, aller Ausnahmsgesetze, Einschränkung der Polizeigewalt, gebührende Stellung der Kunst im öffentlichen Leben: das sind reale, praktische Forderungen, die das allgemeine Wohl heben, und in kurzer Zeit ohne besondre Schwierigkeit durchzuführen sind, und die auf die großen, weitangelegten gesellschaftlichen Reformen der Zukunft gut vorbereiten.

War bisher der Grundsatz der herrschenden Klassen: wirtschaftliche „Freiheit" — das heißt Anarchie, schrankenlose Unterdrückung des Schwachen durch den Starken — und politische „Ordnung" — das heißt Zuchtruthe und Unterdrückung; pflanzt der Freisinn dagegen das Banner auf: wirtschaftliche Anarchie (schrankenlose Ausbeutung) und politische Freiheit, so kämpfen

wir, die Partei der Zukunft, für wirtschaftliche Ordnung (gesetzliche Regelung von Produktion und Verwertung nach dem Standpunkt der modernen Wissenschaft) und unbeschränkte politische Freiheit! Der Erfüllung dieser Forderungen einige Schritte näher zu kommen, ist die Aufgabe des neuen Reichstags: gelingt sie ihm, so hat das deutsche Volk die edelste Rache an seinen bisherigen Peinigern und Unterdrückern genommen.



Waldgeisterkrieg.

Von Fritz Pichler.

(Graz.)

Wo jetzt die grünen Kuppen der norischen Alpen in langgestreckter Abfolge hinüberschauen nach den schroffen Fels-Ungeheuern mit den Quellen des italienischen Isonzo, da haben lange vor Menschenzeiten einst, was man die keltischen Waldgeister nennt, harten Krieg gegen einander bestanden. Nämlich das mehr der Sonne zugekehrte Landbereich war den Feuergöttern zu eigen, aber das gen Mitternacht und Hochgebirg hingewendete gehörte den Wassergeistern. An den Grenzen beider tobte es von ewigem Streit. Wann immer da ein geborstener Felsblock abkollerte, ein altbärtiger Baumriese in die ausgewaschene Schlucht fiel oder ein Wässerchen infolge Wettergusses sich neue Bahn brach, auch wohl Hirsch und Reh aus Neugier oder Hunger durchs Gehege drang, erhub sich mächtiger Zwist an den streng bewachten Markscheiden. Und der setzte sich fort, hallend und schallend, bis ins tiefste Thal, wo allgemach die Blumen, die Tierlein der Ebene und so denn endlich auch der herbeigekommene Mensch mit großen Augen dem Gestreite und Gelärme zuschauten und zulauschten.

Nun immer und stets fort konnten die Göttlichen das nicht unter sich abmachen, wie sie einander im Herzen gesinnt waren und was sie einander an irdischem Besitz ablauern mochten. Nicht das Beste haben sie da dem nachahmenden Menschen zu lernen gegeben und droben im Luftbereich wär's auch nie so weit gekommen. Indes, es vergröbert eben alles Irdische. Seither haben denn die Menschen mit gleichen Sinnen sich darzugethan, solche zwar, die sich im oberen Thale ansiedelten, da die schattigen Wälder in die Höhen steigen, und solche, die im unteren Wiesboden sich einthaten,

da die milderen Lüfte über die beblümten Hügel herankommen. Es mußte ihnen eingeboren sein vom Anfang her, daß sie all- und jederzeit stark Acht hatten auf ihren Ansitz, den sie schon eingenommen, den sie noch fürderhin anstrebten, sei's nun herunten am lachenden Seegelände, sei's oben zuhöchst im dunkel-kühlen Forst, wo der letzte Auerhahn horstet und das Krummholz gegen den Almgrat an sein Ende schleicht. Wie viele hundert und hundert Jahre das so fort gegangen sein mochte, das zählen wir nicht ab, kann uns — aufrichtig gesagt — wohl auch gleichgiltig sein, wenn's nur urlang genug zu denken ist. Sind doch so erzverschiedene Abwechselungen über die Welt gegangen, sind die Menschen so gar verschiedene geworden in Körperbau und Kleidung, in Sprache und Gewaffen nacheinander ganz andersartig, haben zuerst etwa nur in Wald und Höhle gehaust, dann in Wasserhütten, alsdann in Steinbauten; haben auch einmal (hört man) runde Tempel auf den sonnigen Gipfeln herumgestanden, danach spät wieder ganz andere, kältere, kahlere, so sie zuerst Kirchen nannten, darauf und darinnen zuerst ein Kreuz zu sehen geworden; hat man auch einsmal nur mit Pfeilen, später aber mit Feuer und heißen runden Ballen darnach geschossen. Kurz zu sagen, rings herum Hohes und Niedriges ist allenthalben ein Anderes worden, nur das laute Streiten von Sonne und Wind, von Feuer und Wasser, auch das Streiten in Wald und Getier ist das Alte blieben und hat sich nicht wollen versöhnen lassen. Wie eben das Heidnische nicht aussterben mag, man versuche was man will. Ist auch nicht Jedem gegeben, daß er daran glaube. Und erzählen wir auch gar nicht darum, daß wir Einen etwa überzeugen: der Herr Graf vom Treffnerschloß und der Kunibald von St. Ruprecht haben den alten Kampf ausgefochten. Wie so denn?

Allerhand Gestalten war's freilich aufgetragen, dabei mitzuarbeiten, daß man nicht meinte, sie könnten je sonst wo zusammenkommen. Aber hier war's zumal und danach ist's auch ausgefallen. Darob Einige meinen, deß sei der Wodan schuld, der uralte Weltherrscher. Der ist ab'er vorlängst abgethan, der alte würdige Herr. Wenigstens, so sagt man.

Daß der alte Kunibald von den herrschaftlichen Jägern gefallen war oben in seinem eigenen Föhrenwald, darüber ist schließlich kein Zweifel geblieben, obwohl sie drinnen beim Stadtgericht alles soviel als möglich verschönt und verschwiegen haben. Ist aber doch durch einen Forstgehilfen, der nachher als Wilddieb in der Einöd' auf der Sägemühle gestorben, noch zuletzt in der Beichte dem Pfarrer von Arriach einbekannt worden. Und die alte Wittib Kunibald hat nichts mögen machen, als ihre Kleinen in Ruh' und Frieden auferziehn, als ob der Großbauerhof und das Treffnerschloß aufs Beste nebeneinander stünden, wie zwei gleichgewachsene Linden. „Dem

Hirsch und dem Reh und dem Hasen darfst nichts anthun, wenn sie auch auf deinem Grund frühstücken, mittagmahlen und abendessen," das wurde den Buben gelehrt und sie hatten beizeiten etwas wie starken Respekt vor den feingesichtigen blassen Herrschaftsleuten im Treffnerschloß. Das hinderte indes nicht, daß sich die Herren Knaben und die Buben bei guter Gelegenheit schief ansahen, über den Bach mit Stichworten anriefen, einander über die Bretthälfte ins Wasser drängten oder mit Dogge und Haushund gegenseitig behetzten, wobei schließlich immer ein Schloßknecht den Frieden herstellte, natürlich zu Gunsten der Herrenleute. Aber mit den Jahren sind eben die bäuerischen Buben in Lehre und Kasernendienst gekommen, die feinen Knaben in Institute und Equitationen und wuchsen ins Dickere und Dünnere jedes nach seiner Art.

Wobei sonst nichts Erhebliches zu bemerken gewesen, als daß das Treffnerschloß immer mehr zu ergrauen und zu verfallen schien, der Großbauerhof aber zierlicher und freundlicher und fast auch neuer zu werden begann. Vom Ziegeldach war es freilich am gewissesten, so auch von den grüngestrichenen Fensterbalken. Denn dahier hielt Alt und Jung in der Arbeit weidlich zusammen, nicht nur was Viehzucht und Feldwirtschaft betrifft, sondern man zeigte allgemein auf die Kalköfen und Ziegelstätten mit der Torffeuerung hin, welche den Natursegen gut vermehrten und auch den eigenen Hof, den alten samt dem neuen, gut imstand halten halfen. Drüben jedoch im Treffnerschloß ward nur alles auf lustige Gesellschaft hinausgeworfen, auf fürnehme Reisen, auf teure Jagdhaltung, sogar die vergoldete Gartenvase auf einem Thorpfeiler ist einmal draufgegangen. So lief denn alsbald thalauf, thalab das böse Gerede, der alleingebliebene Schloßherr mit einer Art aus der Luft herbeigekommenen Jugendfreundin oder Zofe, um welcher willen die rechte Frau elendlich weggestorben sei in der Fremde, der lebe nur mehr von den Einschnitten, welche in den Hauswald gleich hinter'm Schloß' bis über die höchsten Jagdhütten und bis in die obersten Almkulmen hinaufreichen, fernhin den Wanderer anschreiend als kahle Blößen und traurige Wildschuren. Die jungen Herren waren teilweise im Heerdienste weit draußen im Reiche geblieben, teils über Meer gewandert (einer Spiel- und Duellgeschichte halber); nur ein spätes Mädchen blieb noch im Schlosse zum Aufwachsen allein. Und da es der Führerin entbehrte, war's so recht zu sagen mutterseelenallein.

Hier oben also keine Hausmutter, ein wildes Regiment, und ein zartes Schloßmädchen, unten im Hof des weiland Kunibald kein Hausvater, aber eine emsige Hauswirtschaft, eine Weibswirtschaft und — fast hätten wir da des Jüngsten vergessen. Der Benjamin war ja auch als der Letzte

herangewachsen, um ein Jahr jünger als der Hausrabe, den der Vater Kunibald in seinen letzten Lebensjahren auferzogen und mit seinen beschnittenen Flügeln für allerhand Zimmer- und Feldkünste abgerichtet hatte. Vom Berg herab war er ihm eines Tages zugeflogen, wie ein zugeschickter guter Freund; sie schauten sich an und gefielen sich seit der ersten Stunde. Hielten auch wacker zusammen.

Wohl waren sich endlich in der Zeiten Wechselgang die Dreie die allertreuesten geblieben, Mutter Kunibald, der blonde Benjamin, der schwarzgraue Rabe. Der Junge pfiff viel auf den Weidenpfeiflein und der Vogel lauschte. Immer wieder, wenn der Schüler aus der Stadt auf Ferien heimgekommen, waren die zwei Getreuesten im Steinbogen des Hausthores die ersten mit ihrer Begrüßung; höchstens daß noch der Heilige aus der Nische mit den stets offenen Augen, mit bekannter Miene herniederschaute. Und so ging's fort mit ersprießlichem Segen bis in des Benjamins Hochschulzeiten. Nur am Vogel merkte man keine Jahre, der war immer gleich jung oder gleich alt und hüpfte stets in derselben Weise, indes die anderen bedächtiger schritten und stets ernster, schwerer, lässiger.

Im Allgemeinen litt das Volk unter dem Drucke harter Zeiten. Die Menge kleiner Wirtschaften kam herunter an den Bettelstab, weil ihnen bei der fabelhaften Höhe der Steuern doch auf Feld und Wiese, in Wald und Acker trotz aller Anspannung der Naturkräfte nicht genugsam nachwachsen mochte. Auswärtige Käuferschaft legte sich mit Vorschüssen namentlich auf das grüne Nutzholz, und ließ dem Bauer schier nichts mehr zur eigenen Feuerung. Rauch aus dem Schornstein ist fast eine seltsame Sache worden in manchen Weilern. Da mußte nicht selten der letzte Sack Getreide nach dem Stadtmarkt und auf das Erlösgeld wartete daheim schon die magere Bäuerin wie auf einen Schluck stärkenden Wassers. Dann träumte sie wohl nächtens, wie der Wald sich bog und stemmte und auch jammerte: „Nein, ich kann nichts mehr hergeben, zur Streu soll ich helfen, zum Dachstuhl, zu Gewänd' und Boden des Zimmers, Kohle soll ich zollen und Mastbäume und schließlich auch noch Papier machen helfen, ohne daß nur Jemand darauf schreibt von meinen unendlichen Schmerzen. Nein, ich gebe nichts mehr." Gleichzeitig gingen schlimme Pfandbriefe um und der Wucher zerrte seine Opfer. Das soll allerdings im Treffnerschloß so gut gegolten haben als beim letzten Bergler und die Kunibaldischen spürten mindestens soviel davon, daß sie sich wider Willen Rückhalt anthun mußten mit den Rettungen und Aushilfen. Aber das sagte sich und den Seinen Benjamin, als sie wieder einmal, altem Kirchbrauch folgend und alter Bergwanderlust nachgebend, die schöne lustige Höhe des Oswaldiberges bestiegen hatten, anders müsse es

werden, ganz anders im Treffnerthal von oben bis unten und nach dem blauen See fort, an dessen Ufern ein fremder König seine Unthaten gebüßt als Klosterknecht, besser und lebensfreudiger, dafern er einmal etwas zu raten und zu thaten hätt' gegen die Landaussauger und Volksbedrücker und Waldmörder. Ja du, seufzte da Mutter Getrund, du wirst es nicht vollziehen; denk' deines Vaters, der auch dem Mächtigeren hat weichen müssen mit seinem Leben sogar. So will auch ich nicht weniger einsetzen als mein Leben, erwiderte er und ließ seine Blicke mit erweckter Lust durch das herrliche Gebreite mit den Wiesfeldern und Wasseräderchen bis zu den starrenden Felsenhäuptern streifen. Sie standen da hoch über Erdenweh und der alte Weltherrscher gab ihnen ein Gefühl erhabener Stärke ins Herz. Mein Plan ist besiegelt, entwickelte Benjamin weiter. Sowie ich meine Grade beisammen habe, die den Hochgelehrten da drunten im engen Getümmel unerläßlich scheinen als Abschluß aller Rechtsbestrebungen — ja lachen wir — so setz' ich mich ernsthaft auf unserm Hof ein, ein vergilischer Landbauer oder noch lieber ein Bauer nach altem deutschen Schrot und Korn, auf unserem Hof — wie leuchtet er freudig herauf aus dem Lindenstrauß — dem Heim, das du uns allen zur Freude so prächtig schön herangestaltet hast, Mutter Gertrud, und ich will neue Gesetze schaffen helfen, wie sie schon unsre Väter hätten haben sollen. Das walte Gott. Ja, ich weiß nicht, ob ich — bei diesen neuen Lehren in Rom wie in Berlin — nicht auch neue Götter einführe. Wahrhaftig, erschrick nicht. Nein, ich fasle nicht. Ich bedarf des Ewigen. Und vielleicht, daß mir der alte Wodan näher steht, als diese heutigen Begriffsgotte. O du weißt es nicht, wie unglücklich sie sind im Erfinden der Götter.

Und wie sie so redeten, ins Weite blickten und aufs nahe Wiesenwerk vor sich, da merkten sie erst gar unversehens, daß der mitgegangene Rabe gegen den Waldausbruch hin einer ganz kleinen Gesellschaft entgegenspazierte, die vom Nordhang her gegen den felsigen Kirchgipfel heraufkam. Wollen uns lieber hinter der Meßnerhube fort auf den Heimweg machen, meinte allgemach die alte Frau; es sind die Alttreffnerschen, halten auch noch hie da etwas auf die heiligen Sachen, aber etwas spät, stark spät.

Nicht den Weg meiden! Warum? entgegnete Benjamin, indem er mit stillem Vergnügen dem unbekümmerten Spiele des Vogels zusah, der wohlgemut als Unparteiischer zwischen den Gegnern hin und her ging. Der schritt unter allen zuerst auf das Fräulein in dem himmelblauen Kleide und mit den strohblonden Haaren zu, so daß dieses auf und um sich sah und einen kleinen Schrei der Verwunderung that. Denn sie kannte seit ein paar jüngsten Jahren den Schnabelschalk, weil er etwan auf weitesten Wegen auch

ein paarmal bis in den bergumrahmten Schloßgarten gekommen war und ihr einiges Glänzende zugetragen hatte. Im Weitergehen, erst vorüber der Felsgrotte, auf welcher das silberkuppelige Hochkirchlein aufgebaut, und alsdann nächst dem kühlen Bronnen am Fichtenwaldsaum, konnten sie nicht umhin, des Heiligen Oswaldi zu gedenken, jedes in seiner Weise. Für Benjamin hatte der heldenhafte northumbrische König der Legende eine gewisse Lockung, zumal der ja in Volkes Liedern fortlebte und im Kampfe wider seine Gegner mit dem Leben eingestanden war.

Genau genommen, so spann er, durch stachelichtes Brombeergesträuch brechend, die Rede mit seiner Mutter fort, haben wir heutigen Leute eigentlich denselben Stand wie die vielen gemütlichen Könige vor ein paar tausend Jahren: keinen sehr großen Grundbesitz, wenig bar Geld, Macht und Einfluß soweit wir das täglich mit Münze und Frucht bezahlen mögen, Gefolge und Mitkämpfer so stark sie aus gutem Willen oder Begeisterung oder aus Nebenabsicht mitgehen, Keilerei und Fehde genug nach allen Seiten, nur daß wir am Ende oder vielmehr lang nach dem Ende aller Mühen nicht mehr heilig gesprochen werden.

Die Frau verwies dem Sohn das Freveln, denn sie gelangten vor das verwaschene Baumbildchen mit der Legendenszene. Wenn ich nur auch so, meinte ablenkend Benjamin, den heidnischen Nachbarkönig im Treffnerschloß zu meinem Glauben bekehren könnte. Aber der will durchaus nach seiner Manier selig werden, nämlich alles Heil aus dem augenblicklichen Waldstand und Felsbruch herausschlagen ohne Rücksicht auf Nachwuchs und Thalschutz. Der Zukunft denk', das möcht' ich ihm auch predigen oder predigen lassen, wenn ich eben so einen Kapellan hätt' wie Oswaldus im Treugemund. Da fällt mir nun unser Vater Meßner droben ein. Wart', ich will nach dem Raben sehn.

Damit eilte er etwas seitab zurück gegen das Meßnergehöft auf fernsichtreicher Wiesenstelle unterhalb des Kirchleins, und als er wiederkehrte — die Mutter schaute inzwischen rastend dem Ameisen-Gelaufe zu — hatte er den schwarzen Freund schon bei sich. Denn der Springinsfeld war mit der vorerwähnten Gesellschaft mitgehopst und von ihr mit einem unverschmähbaren Imbißbröcklein bedacht worden. Gleichwohl folgte er seinem Herrn aufs Wort. Aber der war sehr nachdenksam worden unterwegs und sprach kaum zehn Worte, daß die Mutter Gertrud für die nächsten Wochen der Ferien genugsam erfahren konnte. Insoweit mochte sie Vermutung schöpfen, daß nach ein paar Jahren Benjamin selber in Haus und Hof walten wolle, seinen älteren Geschwistern hinauszahlend, einer gutgerundeten, einer Musterwirtschaft vorstehend. Nur schade, über wichtigeres hat er sich nicht aus-

gesprochen. Lange eine Herrin ohne Mann, wie lange dann ein Herr ohne Weib? Das ist ja trübe. Das ist ja unselig.

Was will ich ein Sklave werden, so erging er sich noch öfter bis zum Herbst in Beweisen, ein Sklave in der städtischen Beamtenstube, der allerdings auf ein großes Ziel der staatlichen Gemeinsamkeit hinausarbeitet, aber als einzelnes Rädchen lediglich abgenützt wird, zerbrochen, durch ein neues ersetzt; der in Wirklichkeit doch nur nach des nächstoberen Rates Gefallen und Gesichtsschnitt denken, reden und schreiben soll, bei Gefährdung des glückseligen Vorrückens in der gerechten Zeit; was ein Sklave der Parteirichtung dieses oder jenes Advokaten, den entweder der Karfunkelstein einer großen Aktiengesellschaft fesselt oder die imposante Gestalt des Oberkreispräsidenten in sein Laufwasser angelt, der ein reicher Prasser wird auf den Hausruinen seiner Klienten; was überhaupt ein Sklave all der anderen Kasten, die selber meinem Stande, des Landbesitzers, gegenüberstehen, feindlich entweder oder anlockend mit sicheren Anschlägen. Am Ende schaltet und waltet doch in jedem Büreau eine verwilderte Art Sklavenhalter, er peitscht mit den Skorpionen seines Unfehlbarkeitsglaubens und leckt nur vom Honig seines unendlichen Selbstbewußtseins. Was ich für die Freiheit thun soll, will ich auch in Freiheit thun.

Nach wenigen Jahren, in denen eine vielbesprochene Reise in die Schweiz und nach Norwegen gemacht war, treffen wir unseren ungefesselten Benjamin als jüngsten Gemeinde-Ausschuß im kleinen Weiler St. Ruprecht. Ein erfreulich nettes ländliches Schulhaus ersteht unter seiner Leitung auf einem frischgrünen Hügel, für Evangelische, Katholiken, Altkatholiken, die Sumpfstellen haben Thonleitungen, die Wege lebende Zäune und derlei mehr. Endlich einmal bricht eine Wahlzeit für den Landtag los. Wen haben die Gegner ihm, dem längst genannten, als Kandidaten gegenübergestellt? Den Alten vom Treffnerschloß! Der sich nie über sein Tafelzimmer hinaus, über seinen Marstall hinaus, über sein Jagdrevier hinaus um fremdes Wohl und Weh gekümmert, der wohl wissen konnte, wo ihn seine Stiefeletten, nicht wo den Bauer die Schuhe drücken; den Volkswirtschafter, der seine vier Mauern verwirtschaftete, den Gesetzkundigen, der noch den Blutbann durch seine Jäger üben ließ. Nun, so stark Mittelalterliches haben sich auch die Bauern in ihren ungemalten Stuben nicht bieten lassen und sie wählten weithinauf, ohne daß es Plakate kostete und schlaue Zuredung, ihren Mann der guten Hoffnungen, den treuen Benjamin. Welche wackere Freude der alten Hausmutter! Da mußte das benachbarte Schenkenhaus gleich neu gestrichen werden. Welche Begrüßungen seitens der Verwandtschaft und der entlegensten Berglerhäuser, darin es irgendwie Patenkinder und Schuldbriefe gab.

Natürlich kann ich euch die sämtlichen Gulden nicht schenken, ließ sich der neue Thalherr im Kleinen vernehmen, weil ich auch für meine Geschwister und Dienstboten wirtschafte; aber für mein Teil laß' ich ein gut Stück ab und geb' euch einen rechten Rat obendrauf: Schont den Wald, der zinst zumeist, haltet ihn stark und frisch von unten her, von oben macht's schon der Himmel am besten.

Solches Reden war auch dem Alttreffner-Herrn zugekommen und — ich weiß nicht zu sagen, aus neuem Groll oder aus alter Not hat er nun in seinem Aichholzer-Berg gleich zwei Aushackungen von der Sohle bis zum Giebel hinauf machen lassen, erbärmlich anzusehen, just an den Säumen hin gegen den Oswaldiberg und Ruprechterwald. Das war ein Gehacke und Gekrache und Gefäll durch viele Wochen hindurch, im Mittelberg flogen durch die Sandrunsen wie Wasserfälle die Klötze herunter über die Felsstufen und unten war das ein Geschleppe und Verfrachten der kräftigen saftigen Stämme, daß alles Ochsengefährt pfnauchte und krachte und alle die Straßen und Wege weithin in Staubgewölk sich einhüllten. Teils auch wohl sendeten ungroße Kohlenmeiler ihren dicken dunkelbläulichen Qualm durchs Thal bis nach dem See hin; zu Nacht meinte man, da und dort eine Berghütte elendiglich in Flammen aufgehen zu sehen oder die Betsamsten glaubten gar die Teufelsaugen zu gewahren, die aus der schwarzen Hölle der Nacht herausglotzten. Es war eben ein Waldestod, der nur weiterhin ausgeläutet wurde, als gewöhnlich geschieht. Man hätte weinen können, besonders wenn man gewußt hätte, daß der alte Graf auf Thränen mehr giebt als auf harte Thaler. Diese harten hat er wohl noch eingenommen, besser zu sagen, sein wälischer Verwalter hat sie eingenommen für sich und seinen Forstpraktikanten von Sohn Ridolfo. Aber was geschieht? Im ersten Vorfrühling, als eben diese steilen Bergblößen mit oft überschmolzenem Eise berindet waren, glitscht der alte unbehende Graf mit seinem Stutzen aus, rollt ab, verhenkt sich in sein Gewehr, ein Schuß, das Unglück ist geschehen. So haben sie den alten Herrn einstmals herabgetragen und in der kalten Schloßkapelle beigesetzt. Man soll in derselbigen Nacht über dem Wald den Himmel absonderlich schön und sternhell gesehen haben und die Milchstraße gar beweglich auffunkeln. Bei Tage aber ging's wie ein hoffendes Aufatmen durch den beruhigten Wald.

Im Schloß wurde es immer düstrer. Beileibe nicht für den Verwalter, nicht für den kühnen Ridolfo. Denn der eine hatte jetzt mit den Rechnungsvorlagen für die sogenannte exekutive Feilbietung auf die drei nächsten Termine genug und vollauf zu thun, nächstbei mit etwas Verschleppung, soviel davon ohne Aufsehen sich ausführen ließ; der andre stellte einem allerliebsten

Rehlein, einem allerschönsten Täublein nach, das nur leider von Trauer umfangen war. Die Zofe, hieß es, welche ohnehin dem Schloßfräulein nie sehr grün gewesen, welche es nun hierorts langweilte, die sollte alsbald fortkommen. Was dann mit der einsamen blonden Corona? Zum ganzen Schlosse das schöne Bildnis hinzuzunehmen, auch ohne Goldrahmen, wären die Wälschen, Vater und Sohn, nicht abgeneigt gewesen; denn sie handelten immer als gute Wirtschafter, wenigstens als schnelle Wirtschafter. Ehren halber, sagten sie, der Leute willen, aus Dankbarkeit und derlei mehr; nur war der Junge noch abendrein herz- und hirnverbrannt vor lauter stummem Anblicke des unendlich kalten Schloßfräuleins. Unbegreiflich, und Ridolfo ein so echter dunkeläugiger Amoroso! Aber das werde sich geben, verhoffte er, allgemach, unerwartet, mit den Monden, mit der Armut, mit der Entbehrung. Bei Trauer und Elend möchten die schönsten Rosen sich schon neigen. Wohl neigen sie sich, doch nach ihrer sanften Wahl auch im Sinken.

Nun hat gewiß noch niemand in keinem deutschen Gerichtssprengel jemalen vernommen, die Liebe sei an einen Gerichtstermin gebunden. Undenkbar; aber wahr gerade hier und in unsrem Falle. Sonst wär' ja Liebe nicht Liebe, wenn nicht alles Wunderbare mit ihr wäre. Wie ist uns denn? Wovon reden wir? Traugott Siegmund Walcher, der ehrsame Meßner vom Oswaldiberg, hatte zufällig vom Herrn Richter in der Stadt zuerst den Verkaufs-Termin für das Treffnerschloß erfahren. Was lag derlei ihm nahe? Nun doch genug; denn in alten Zeiten (in seinen jüngeren vielmehr) Maier in der Schloßwirtschaft, leidlich angesehen, als solcher auch Vertrauter der Herren Knaben und der Bauernbuben, den letzteren ein schlauer Hinterthürl-Öffner, nachmals wegen allzu unglaublicher und ungeschickter Rechtlichkeit entlassen und durch einen Geriebeneren ersetzt, hatte er sich seit einigen Jahren, schloßmüde oder thalsatt könnten wir sagen, zurückgezogen auf das lustige wetternahe Bergauwesen und war, wenn er doch in alter Lieb' und Treue zu Thal schritt, voll von hohen, von wunderhaften heiligen und unheiligen Geschichten, die ihm selten einer, vielleicht er selber nicht ganz, glaubte. Aber auf das kam's ihm nicht an, das Erzählen war ihm die Hauptsache, nur Erzählen, nur Fabulieren.

Seinen liebsten Fabuliersitz hatte er zu St. Ruprecht im Kunibaldischen Schenkhaus, wie bekannt, vorn heraus nach der Straße mit einem stacketierten Vorbau, rechts hinter dem Hausthor die Trinkstube, nach hinten hinaus allerhand verstreute Gartentische im Wiesgrün, so unmittelbar hinaus gegen die Erdvorstufen des Oswaldibergs, daß ein von da herabkommender Wallfahrer (er wäre denn mit Blindheit und Durstlosigkeit geschlagen) völlig nicht anders kann, als dahinein fallen, wo der liebe Herrgott die Hand heraus-



zeigt und einen Krug dazu. Giebt auch immer und hat gegeben eine Menge junges blondes Menschengesinde, das einem gute Sachen vorstellt zu Trunk und Imbiß. Der ältere Bau war nur einen Büchsenschuß entfernt vom neueren Großbauerhof näher am Bache. Da mußte denn der Traugott heute im Zwiegespräch mit Benjamin, der ihm einige Gläschen vom besten, untersten hatte vorsetzen lassen, in starken Versicherungen arbeiten, so schien es wenigstens und einige Schläge mit der breiten Hand auf den Tischrand machten's noch glaubhafter. So sprachen die Zwei vom Feierabend bis in die Nacht hinein, bis daß der Meßner sichren Schrittes nach seinem Bergnest aufbrach. Der erste Faden war die obenerwähnte Neuigkeit gewesen, welche beide mit etwas Vorsicht zusammenbrachte; alsdann spann sich ein weiteres auf die letzten Lebenszeiten des Schloßherrn, welches Kapitel nicht verfehlte, mit einer Erscheinung der wilden Jagd in den Hochgebirgen abzuschließen. Am meisten aber lautete die Rede über die öfteren Anstiege Coronas zum Oswaldikirchlein in Begleitung des Schloßmägde, über ihre stille Andacht vor den Legendentafeln, in welchen der zauberhafte Vogel nirgend fehlte. Daß ich Euch nur sage, schon als ganz zunichtes Mädel hat sie uns Hausleuten bis in die stockfinstere Nacht hinein zuhören können, wenn wir von den großmächtigsten Königsfahrten erzählten und denen wilden Ungeheuern und sothanem Vorweltszeug; hab' sie auch oft genug vor den weißen Lilien im Schloßgarten stehend gefunden, als möchte sie deutlich vernehmen, was die fürnehmen Blumen zu einander sagen oder zu ihr selber. Unsereiner hört so was natürlich nicht, wär' auch zu dumm, so einer derlei glaubte, weil man dazu einmal viel zu grob ist und anderweit überhaupt nicht darnach beschaffen von der Geburt aus. Erstaunlich ist nur gewesen, wie sie immer von den gemeinsten Wiesmahden den allerschönsten Strauß zusammengebracht hat und auf die vierblätterigen Klee ist sie nur so hergeschossen von weitem, wo ein andres mit der schärfsten Müh' nichts erspähen kann sein Lebtag. Dabei hat sie in jedem Wald sich immer schnell zurecht gefunden, die Quellen auszuwittern oder wo in ihrer Nähe einmal ein Kuckuck, eine Wachtel hat angehebt zu rufen, da hat's kein Ende mehr genommen vor Freudigkeit. Die Rehe sind ihr nicht weit ausgewichen, das hat man dutzendmal sehen können, und gar am schönsten war sie anzuschauen, wenn sie einmal im Wald eingeschlafen hat unter einer Buche oder sonst wo in einem kühlen Schatten. Haben die glänzenden Schlängelchen geschaut, haben die Schmetterlinge gewartet und wahrhaftig ein paarmal war's, es thät' allerhand auf- und niedersteigen zwischen Wald und Himmel. Da ist nicht neues. Aber daß die Corona einsmals stark geweint hat, wie der Herr Benjamin wieder fort gegangen auf ein Jahr zum Studio, daß sie

nachmalen am häufigsten im Garten war, als es sommerliche Freizeiten gab, daß sie vom Vater hart gehalten worden, seitdem sie für die alten schönen Bäume im Buchenwald vorgebeten, das hab' ich noch nie gesagt. Und weil just Mutter Gertrud auch dazu kommt — holte er ganz besonders aus mit einem nachdrücklich tiefen Schluck dazu — so muß es wohl herfür, daß das Fräulein damals oben zuletzt auf'm Oswaldi — damals wie der Rab' — daß sie mir schwach geworden ist im Haus, die Leute um sie sagten aus Herzklopfen, weiß nicht wie so —

Ja damals, Mutter (fiel Benjamin freudig ein), ich hab' ihr durch den Raben meine Vergißmeinnicht geben lassen, die Du am Quellrand gepflückt.

Richtig, fiel der Bergmeßner drein, die waren's, die haben ihr gar so schlecht angeschlagen, die waren's. Unser liebes Kreuz haben wir gehabt, Enzian eingeben, mit Melissentropfen waschen. Nachher hat sie freilich ganz gut gehen können und ist wieder recht stark geworden, die herzige Corona.

Mit großen Augen schaute die kluge Hausfrau darein und das erstaunte Gesicht wollte lange nicht weichen. Die Drei nahmen noch einen Abendimbiß zusammen, beredeten mancherlei Wichtiges, sprachen auch öfter den Namen des alten Kunibald aus und schüttelten dazu die Köpfe, aber dies nicht auf bedenkliche Art, sondern auf erstaunend freundliche. Die Bauern bei den eichenen Gasttischen herum meinten, heute hab' der Traugott wohl die allerstärksten Wundergeschichten erzählt, daß sogar die Hausherrenleute vorgehalten haben. Der Fischer hätt' gern etwas erangelt und der alte Leitenbauer auch, der Steinklopfer und der Sagschneider hätten keinen Spott darauf gelegt, ein Wörtlein zu erraten bis zu ihren Sitzen hinüber, aber vergebens. Selbst die kluge Sephi, Kellnerin, und der feinohrige Sixt, Hausknecht, sind fruchtlos herum geschlichen, nichts haben sie erhascht. Was sie nur ausgekocht haben müssen? Wunder über Wunder. Und der Rabe schaute die Bauersleute so klug an, als wollt' er sagen: Ihr freilich nicht, für euch ist's nicht not, Bauern, ich weiß es schon.

Um wieder einmal aufs Treffnerschloß zu reden zu kommen: Dort gab es fortwährend groß Aufräumen, Aufstapeln von Hölzern, von Kisten und Kasten, Schragen und Schreinen, Fruchtsäcken und Geschirren, ein Auskramen vom First bis in die Keller, nur daß sie nicht gleich die Steingußwappen vom Balkon und die Drachen-Wasserspeier vor den Dachrinnen mobil machten; gleichwohl wußte man nicht augenblicklich, geht mehr hinaus oder kommt mehr herein. Nebenbei war auch von einer jüngst zugereisten alten Tante aus Bayern zu hören, mit welcher die Corona früher oder später fort sollte nach einem fränkischen Stift. Was nun dem kühnen Ridolfo durchaus nicht



in den Sinn paßte. Der Verwalter neigte sich allmählich der Meinung zu, es verschlage auch das nichts; des herabgekommenen Schlosses allein sich versichern, verlohne sich gleichfalls der Mühe. Aber da gerieten sie aneinander; der Junge wollte durchaus sein Abenteuer haben und so sollen die Zwei fast bis an die Gewehre gekommen sein. Aber sich flugs totzuschießen, hatten sie doch nicht genug Zeit vor lauter anderen Passionen. So kam denn der Tag der Herrschafts-Versteigerung heran. Es wimmelte von Zukünftigen im bogenreichen Schloßhofe und auf den Gängen und in der Maierstube; alle waren entschlossen, auf das Schlaueste zuzugreifen. Mit der höchsten Anbotsumme war immer der wälische Verwalter am weitesten voraus, corpo di Bacco. Aber es nützte ihm nichts, ein tirolischer Stiftsgeistlicher übertrumpfte ihn die längste Zeit oder, wer's genauer ansah, den Benjamin Kunibald, wenn der nachgerufen hatte. Denn schließlich wollte man bemerkt haben, daß der Pater und der Wälsche aus Einer Karte spielten. Wie dem nun auch immer sein mochte — das Schloß ein Kloster, der Verwalter in geistliche Dienste gesetzt, die Corona weit in die Ferne . . . und ob sie auch richtig über eine gewisse Summe hinaus nur mit Pfandbriefen hatten zahlen wollen — jetzt auf einmal überwand sie alle mit dem höchsten Barangebot der entschlossen dareinwetternde Benjamin. Zum Dritten und Letzten. Das Treffnerschloß und der Großbauerhof sind Eins. Im Waldbereich keine Grenze alter Zeit. Köstliche Befriedigung allerseits. Nur Drei fahren ab, kleinlaut, schiefen Blickes, etwas Staub hinter sich wirbelnd, anstatt des Dampfes und Qualmes, womit in der Sage ein Anderer abzufahren pflegt. Dem Ridolfo hat jetzt etwas ganz lichterloh zu dämmern begonnen beim Anblick des jugendstarken, selbstbewußten Benjamin und nun mußt' es gewiß werden: Um der Corona willen kein Messer zu scharf, kein Pülverchen zu stark oder sonst was, das seine Schuldigkeit thut zu rechter Zeit an dem oder der. Man sah den hochgeröteten Ridolfo hinaus gehen, mit dem höckerigen Holzknecht Simone hinaus in den flachen Wald hinter der Gartenmauer; an einer öden Stelle besprachen sie was und mit ein paar Scudi war die Sache besiegelt.

War's aber dem Simone vielleicht nur augenblicklich um etwas Taschengeld zu thun gewesen, damit er die ablehnende Sephi im Schankhaus zu Ärger brächte? Ihr war die hagere Hahnfeder auf seinem Hut zu keck, vielleicht aber, daß er ihr auch sonst grade als kein Blümleintraut galt? Wer erräth's? Gewiß, er kam mit gar nichts zum Vorschein; sagte man doch auch, so eigentlich könne er nicht einmal ein Huhn in der Küche abstechen sehen. So sind die Talente der Menschen verschieden; den das Blut etwas behindert, der stellt's wohl anders an, er kennt seine Natur.

Ist wieder eine Reihe von Wochen hingegangen. Der ganzen alten Verwaltung war schon der Tag gesetzt, da sie vom Hause mußte und auch die Herren Wälschen waren schon dagewesen im Großbauerhof, auf eine möglichst trockene Art Abschied zu nehmen; vom Gesinde blieb Jedes vorderhand, das darum angesucht hatte. Aber was weiter? Von beiden Seiten wurde gefragt: Wann kommt's zu was?

In solcher Besorgnis lebte und webte insbesondere die Mutter Kunibald und es mußte sich auch der nach so vielen Erfolgen doch noch immer schwankende und zweifelnde Benjamin aufrichtig gestehen, er wisse nicht, welcher Tag in des Wortes bestem Sinne dem Werke die Krone aufsetzen werde. So große Zweifel löst nicht einfach der menschliche Entschluß; eine Reihe von Geschicken muß erst eintreffen, auf daß alte, durch Tugendschein gedeckte Fehler gesühnt, auf daß still vergessenen Gutthaten ihre Anerkennungen bereitet werden. Mittlerweile leben freilich oberflächliche Menschen sorgenlos dahin, als geschehe keine Entwickelung. Allerdings schafft das segnende Walten eines neuen gerechten Willens nicht gleich die ganze Natur selber um und so war auch im Seethal bis in die Einödklamm die Hoffnung auf Besserung der schönste Lichtstrahl. Noch waren ja die goldenen Tage selber nirgend erreicht. Aber ist morgendliche Frühlingsregung nicht unendlich werter, als nächtliche Winterhärte?

Die klaffenden Bergblößen, die Felsabstürze mit ihren helleren Wandnarben, die Erdrunsen, dazu die teure Nahrung und die herben Abgaben, unselige Erfindungen der volksfernen Regierer im Reichszentrum, hatte auch der reine Menschenfreund im Treffnerthale nicht mit einem male verschwinden machen, ja nicht einmal merklich mindern können. Gehören ja viel aufrichtige Freunde dazu, nicht die verlogenen städtischen Tugendhelden. Aber wenigstens verging keine Woche, ohne daß an die Besserung Hand angelegt wurde. Tropfen auf Tropfen!

Wie in trübem Grübeln begann auch der Himmel düster dreinzuschauen und umzog Waldberge und Alpenrücken mit solchem Gespinnste. Alsbald stand jeglichen Abend gehäuftes Gewölk am Wetterhimmel und die Feuerscheine zuckten in die Nacht hinein; des mittags schon flogen ächzende Stürme, alles niederbeugend, aus dem Nordwest von den Gletscherregionen herbei und nach der Straße forttänzelten wild aufgewirbelte Windhosen, Blätter, Äste, Steinchen in die Höhe schleudernd. Viele Leute wollten erst jetzt bemerkt haben, daß die scharfen Anhauche von Seiten herkämen, die zuvor ganz geschützt schienen; wie aus der Bergmitte blies es nicht selten heraus, die alten Lücken und Rinnen, durch die nach einem Wetterguß das Lachen- und Tropfenwerk gehen sollte, die wollten nicht mehr vorhalten. Hüben schien

das Erdreich lockerer die Lehmschichten zu bedecken, drüben wieder das Felsgefüge bröckeliger zu werden; dabei bekam der Bach Zuflüsse, die man zuvor gar nie gesehen hatte. Am schlimmsten war es mit den Gehöften bestellt, hinter denen Berg und Stein überhing; denn wo zuvor der alte Bannwald wie ein sicherer Hausschutz haftete und sproßte und grünte, mit starken Armen den Besitz umspannend, da erstreckte sich jetzt eine holperichte Wurzelfläche und wie eine längstprophezeite Drohung schauten die schuttreichen Alpenkanten herein in den Viehumfang. Nachdem es nun einmal eine finstere kalte Woche hindurch wie aus Himmelsschleußen und Wolkenbecken mächtig geschüttet hatte, begann der grauerdig gefärbte Treffnerbach allerhand Scheitholz und Kohlenwerk eiligen Hochgangs mit sich zu schwemmen, allgemach folgten einzelne splitterrissige Bretter und Zauntrümmer nach, sodann Baumstrünke und Weidenwurzeln in Masse, Rasenflecken, Stangenstücke, Geschirrscherben bunt durcheinander, dabei hörte man immer stärker, wie im Bachgrunde die herbeigeschleppten Wehrsteine übereinander gerollt und gequetscht wurden, daß man meinte, sie müßten helle Funken geben. Auf solches morgendliches Zeichen nach einem Nachtgewitter wurden bis in die Einöde hinein und nach den Seitengräben hinauswärts, soweit noch diesseitige Dörfer oder Gehöfte standen, helfende Männer aufgeboten und hinunterwärts, wo der tiefere Seebach alles Gewässer in sich aufnimmt, reichliche Wachen aufgestellt. Wie gab es da vorzuschauen, abzulenken, wegzudämmen, bei Hausgärten und Feldern zu wehren, unterschwemmte Scheunen zu befreien, eingeengtes Heerdvieh zu retten, weidlich bis in den späten Nachmittag. Manchenorts ergoß sich das reißende Wasser in die Wohnstuben, selbst wo's die Keller ausgefüllt hatte, und da galt es, Greise und Kranke auf die Beine zu bringen, die's dann nicht selten noch mit Vöglein und Kätzchen notwendig hatten. Zum Unglück war das halbe Gesinde vom Treffnerschloß auf Entlassung fortgewandert und die rückgebliebene Hälfte schien ohne neue Botmäßigkeit. Aber auch von dieser Schar war alsbald Überraschendes zu vernehmen. Da war es Corona selbst, welche Ordnung, Mut, Angriffslust in die Leute brachte, während die Tante bei geweihten Kerzen zu beten sich begnügte, so daß sie alle mit Stangen, Widerhaken, Hauen, Strickseilen und Trittbrettern da und dort einschritten und ein bestimmtes Gebiet verläßlich ganz für sich in Anspruch nahmen. Wie das allerseits die Stimmung belebte und selbst die neugierig herbeigekommenen Anrainer zum Handanlegen fortriß. Wenn es nur gelang, die armen kleinen Huben in der Niederung vom Wasserdrange fern- und die Straße vor Abreißung freizuhalten. Daraufhin zielte alle Anstrengung von unten fort, von oben herüber und, wie sehr auch unvorgesehen, sollten sich

doch Benjamins Leute und jene Coronas auf erkämpftem Ziele die Hand reichen, das war zu hoffen. Die entscheidendste Leistung schien gethan, für den einbrechenden Abend weithin die Bewohnerschaft möglichst gesichert gegen böse Geschicke der Nacht, die Bergwolken lichteten sich langsam, schwarze Wälder schauten zweifelhaft herunter: da erhob sich eine letzte Schwellung des breitgehenden Baches jenseits der Häuserengen und das floßartige Gefährt, auf welchem Corona mit ein paar Knechten die schäumenden Wässer befuhr, ward jetzt, statt stracks zu landen, so quer gegen den unterwaschenen alten Brückenbogen geschleudert, daß das Mauerwerk wie Bröseln abkollerte und Randstein wie Figur fortgeschwemmt wurde. In solcher Klemme belastet, hätte das Sparrenwerk unter Wasser verkeilt bleiben müssen, wären da nicht die Knechte vom Großbauerhof am Ziele gewesen, die Bedrängten zu befreien. Mit ein paar Rucken gelangs und man gewann die unbeschadete Kraft der Schloßknechte. Das Fräulein freilich, ungewohnter Anstrengung und Aufregung erliegend, schickte man sich sofort an, mit ihren völlig durchnäßten Kleidern in eins der nächsten sicheren Holzhäuser zu tragen, als gerade — letzter Abendschein war's, aber heller West — aus dem Großbauerhof Rauch aufwirbelte, stärker als sonst gewohnt um solche Zeit, dichter, qualmender, rotes Flammenspiel darnach, Geschrei, Hilferuf, Anschlag der Eßglocke, neue Feuergarbe, neues Gewirr, plötzlicher Umschlag der Arbeiten, vom Nassen ins Heiße, aber gesammelte Kräfte genug beieinander. Jetzt sah man Benjamin mit erhitztem Eifer einen Teil seiner Arbeiter nach den Wassern aufstellen, eine kleinere Schar mit sich fortnehmen gegen sein Gehöft; unterwegs begegnete er nicht ohne Entsetzen den Hilfeleistenden um das Fräulein und hieß sie eilig nach dem Schenkhaus sich wenden, wo man hoffentlich die Mutter schon geborgen habe; im nächsten Schwarm that der Traugott sich hervor, der den Simone erwischt und, an einen Strick um die Mitte gebunden, vor sich her trieb mit dem Anschrei: „Teufelskerl, jetzt lösch' die Flammen, die Du gemacht, oder wähl' zwischen Feuer und Wasser, Spitzbub" —, endlich erreichte Benjamin den umrungenen Hof, um mit rettender Schar etwa die Mutter oder das nötigste an Habe zu bringen nach dem wahrscheinlich unbedrohten Schenkhaus. Und so schnell wie das alles eingeleitet, so begann nun der Feuerkampf, wie zuvor die Wasserschlacht gewütet. Unheimliche Stimmen von oben her, ein Hin- und Herfahren von Irrwischen schien's, die aus dem Hochwald herbeischossen, flirrende Spähne da und dorthin; von der Holzwerkstatt aus züngelte es zunächst an die schöne große Linde, die Freude vieler Zeitalter, sie leuchtete rasch auf mit ihrem zitternden Blätterwerk wie hundert Raketen, dann flog der rote Hahn auf das Hauptdach und verschlang dies samt etlichem Gerät

und Kisten- und Kastenschaft auf dem Dachboden, auch die kleineren Bäume vor dem Hauptthore ergriff die Lohe, das Gebälk vor den Fenstern, das Schutzbild in der Nische oberhalb des Hausthores, der eiserne wohlverrostete Wetterhahn ist hinuntergefallen. Nur aber ist Scheune und Stall und Hühnerhof, der Hausmutter Augapfel, gänzlich unberührt geblieben.

Als nach einem Tage höchster Anstrengung und ununterbrochener Arbeit bei erwünschter Windstille der fast volle Mond über die dunklen Berge herüberkam, eine breite Silberlinie durch den See werfend — es war Feierabend — da konnte man mit etwas Ruhe überschauen, was die letzten Stunden an Schaden gebracht und an seltsamen Thaten. Das eigenartigste war, daß die noch unzerrissene Straße vom Verwalter und seinem kühnen Sohne benützt worden war zur insgeheimen Abfahrt, weil sie das Volk in Wehr und Waffen zu scheuen begonnen hatten; möglich, daß in dieser Weile durch den unerhört Scheidenden der schlaue Simone nochmal an seine Thaler, seine Körbe zugleich, gemahnt worden war. Die Wittwe Kunibald ist in allen Stürmen bei Scheuel und Gräuel stramm aufrecht gesehen worden und hatte sich, die wichtigsten ihrer Truhen und Trühlein, all ihre Schlüsselbunde und Ring- und Schmucklädchen der Reihe nach empfangend, eingeheimst im Schenkhause, große Kammer neben der Trinkstube.

Hier und im Oberstocke wurden mit vielen regen Händen Betten und Tische zugerichtet und da trotz alles Schreckes die Ordnung auf das Musterhafteste klappte, irgend ein Lebendiges nicht vermißt wurde, so war das neue unvorbereitete Leben in dem alten Hause fast ein Bild der Freude. Nichts von alledem fehlte, woran man sich erinnerte, nur was man eben zerstört sah oder vergangen wußte, das galt als hingegeben und verschmerzbar. Mit einigen hundert Gulden konnte abgeholfen sein, das that den Kunibaldischen nicht gar weh und ob der Bäume konnte vielleicht Rat werden. In der Verwirrung fiel aber doch den meisten zu spät ein, was die Menschen oder doch die Geister der Anfangszeiten zuerst bedacht hätten: Wo der Rabe? Man fand ihn nicht. Nicht im alten Hause, nicht mehr drüben im neuen. Hatte man aber auch ernstlich gesucht nach ihm? War nicht vielmehr seine Spitzfindigkeit der Hauptverlaß aller? War er mit jemand noch bei einer Arbeit? War er an ungeahntem Orte verschlagen? Die eigenen Hauskatzen schonten doch ihre Gewalt ihm gegenüber in dem Bereiche, das sie selber ernährte, die fremden fürchteten den scharfen Schnabel im harten Kopfe und wohl auch das strenge herrische Gekrächze des Dorfstolzen. Armer Vogel, so hat man nur dir nicht geholfen? In welchem der kämpfenden Elemente hast du geendet, da doch sonst deinem Alter kein Ziel gesetzt scheint? Sei es denn das Feuer, da du das Goldig-

glänzende liebst, wäre es aber doch nur, das dir zukommt, das himmlische.

Nun war das eine recht sonderbare Sonnabendnacht in der großen gewölbten Schenkstube. Was müde war und erschöpft von der seit Jahren nicht dagewesenen Tagesarbeit, was hören und sehen wollte, Erzähltes aufnehmen und Selbstgethanes deutlich vorbringen, was etwa mit ein paar Worten lohnen wollte beim Nachbar oder um der Not willen Lohnes empfangen, das suchte sich da oder dort einen Winkel in der Vorlaube auf oder in der großfensterigen Schenkstube, darin der grüne Kachelofen mit seinem Gestäng und mit der Sitzbank neben der gelbangerauchten Schlaguhr ein gut Teil einnahm. Da ein sägspänbestreuter Holzführer, dort ein schwarzrußiger Köhler, hier ein paar weiße Mühlknechte, dort ein paar Feuerwehrer mit glänzendem Metallzeug, rechts die Schmiede mit den Fischern, links Wagnerleute um einen Rauchfangkehrer aus der Stadt, neben der Thüre ein Gendarm mit wetterverschlagenen Schubleuten, müdes Treffnerschloß-Gesinde, irgendwo auch der nachdenkliche Herr Pfarrer mit etlichen von den „besseren" Bauern. Denn ein anständiger Pfarrer auf dem Lande kneipt mit seinen Kirchspielkindern bis er mit ihnen unter den Tisch fällt; das schickt sich natürlich in der Stadt nicht, aber auf dem Lande muß er das und noch mehr thun können und für die Familie sorgen, wenn er nur sonst ein rechtschaffener und biederer Mann ist. Natürlich daß der Traugott Walcher nicht zuweit vom Schuß war: das alles fand sich in diesen Hallen zusammen und freute sich, daß nicht Wasser und Feuer dem echten Steiererweine was angethan hatten. Die Wolken, die da stiegen, waren vom Tabak, die Wetter, die da brummten, kamen von guten Zecherkehlen. Die Kellnerin Sephi und der umsichtige Sixt nahmen heut kein Zehrgeld an, so hatte es ihnen die alte Frau „geschaffen" und was einige gern hergaben, das mußten sie auf deren strengen Wink dennoch einsacken. Es war ein allgemeines Behagen, daß nicht mehr geschehen, daß den Ärmsten fast gar nichts widerfahren, daß man einem größeren Unglück entronnen. Eben wohl auch, daß man beisammen für alle Fälle auf der Wacht war, wenn's etwa irgendwo losging aufs neue. Aber das war nicht bestimmt, wie man nachher verläßlich sehen wird. Wo nur die Kunibaldischen alle selber waren, daß man sie nicht zu schauen kriegt? Nicht fragen! Es fehlte ihnen nichts sonderliches. Im Gegenteile, etwas hatten sie mehr.

Mein Gott, der Rabe!

Zu ein paar leeren Plätzen an einem Tische, bei welchem die Sessellehnen ein ausgeschnitten Herz und Kreuz zeigten, setzte sich ein eben durch die weit aufgerissene Thüre gekommener Mann. Er war groß und soldatisch

anzuschauen, hatte die Kleider merklich verbrannt, den altartigen Helm that er ab und legte ihn sachte ins Schaff, das er neben sich unter den Tisch schob. Wischte sich den Schweiß aus den Haaren, schaute etwas fremd herum und rief der Kellnerin, als kläng es vin-um. Als die ihm Wein brachte, griff er, ohne die Geberin im geringsten anzuschauen, ans Gläschen, über war's, und aus Durst gab er das leere gleich wieder hin, sodaß sie's gefüllt wieder brachte. Hauchte und blies und schaute wieder rundum und sahe, daß die andern aßen. Winkte der Kellnerin, daß sie erriet, der wolle ein gleiches, bracht' es ihm und blickte ihn groß an. „Kommst mir sehr bekannt für, als hätt' ich dich oft gesehen in der Nähe," sprach ihn die Sephi an. Der trank stumm bis zur Hälfte, trocknete sich Stirn und Wange und begehrte nach Wasser. Ward ihm gebracht und er wusch sich ein bißchen übers Gesicht und die Augen, so daß er ganz frisch von Farbe aufschaute und goß die Hälfte ins Schaff, des „Eintächtelns" wegen. Dabei konnte man bemerken, als ob ihm die Metallschienen und Lederstreif-Beschläge noch etwas glühend wären. Er kümmerte sich aber nicht darum, ließ nur seine Blicke sonderbar herumstreifen und that hie und da, als wollt' er den Pfarrer ehrerbietig zu grüßen nicht versäumen. Aber Hochwürden hatten nicht recht Zeit, sich um den Fremden zu kümmern. Nachdem er an Trank und Speise sich gelabt, gab er der Kellnerin ein Zeichen und lüpfte aus seinem Schwertriemenzeug einige kleine Silberlinge hervor, um zu zahlen. Aber die Sephi nahm nichts an, obendrein meinend, mit so falschem Gelde werd' er's wohl bei keiner Kellnerin bis nach der Stadt bringen wollen. Drauf ein Köpfe-Zusammenstecken bei Tische, so daß der Mann zu seiner Rechtfertigung die blanken Geldstücklein herumgab, bis einer urteilte: Dio-Cletianus steht drauf, besser Silber als bei unsren Sechserl. Heu! rief da der Mann und warf sich in die Brust, daß es klirrte. Aber die Sephi, nicht faul, hatte es schon dem Gendarmen bei der Thüre, der bei ihr in Gnaden stand, jetzt jedoch saß, brühwarm zugebracht, so daß dieser unversehens sich besandete und plötzlich mit schnurrbärtiger Amtsmiene vor dem Soldatischen stand, ihm etwas von einem Ausweis sagend, was der wohl kaum verstand. Als der Mann der Sicherheit dringlich wurde, richtete sich der Krieger hoch auf, gab den Helm auf den Schädel, hob das Holz unterm Tisch herfür und rief, auf den geistlichen Herrn zeigend: Hic. Das verstand freilich wieder der Gendarm nicht und niemand; aber der geistliche Herr drüben, wie geblendet durch einen Feuerstrahl — er hatte soeben einen erschreckten Blick herübergeworfen — drängte sich herbei, flüsterte zum Gendarmen besänftigend: Steh ich gut, morgen sag' ich Ihm alles — und somit becherte und plauderte jegliches geruhig weiter. Der Soldatische auch.

Ging wieder die Thüre. Herein kam ein gar elendlich nasser, blasser, langkleidiger, hagerer Mann, dem etwas wie eine Uhrkette oder andere goldene Kette an der Brust herabhing, auf der Stirn eine Schramme, die aber nicht mehr blutete, ein steifes schwarzes Käpplein in der Hand. Der wand sich zuerst um den Ofen herum, als wolle er Wärme gewinnen zur Trocknung; da's aber nicht gelang, so ließ er sich auf einem der vorerwähnten Sessel nieder, nicht ohne den Nachbar sehr salbungsvoll zu begrüßen. Zog dann sein Sacktuch herfür, begann sich abzustreichen, wobei er nur zeitweilig zweifelhaft nach der Lache auf dem Boden unter ihm hinblickte. Kümmerte sich endlich auch Stärkung halber um Trank und Bissen und sprach solchen nicht ohne Kopfschütteln und Frösteln mit Vorsicht zu. Schien vielleicht der Fürnehmste in der ganzen Stube und hatte auf alle Anrede nur die Antwort: Mjlčeti, indem er zuerst den Zeigefinger auf den Mund legte. Ging an ihm mit qualmender Pfeife der Müller vorüber und stieß ihn an, auf die Bodenlache zeigend: „Das könnt' einmal mein größtes Schwungrad treiben." Aber der Langkleidige wendete sich nur mit süßsäuerlicher Miene um und machte seine Geste mit dem Finger an den Mund. „Das verbitt' ich mir," fuhr ihn der Müller an; „ich gehör' nicht, wie Du meinst, zu den Müllern, die ganze Säcke verschweigen. Thu weg oder ich zeig' Dir, wo der Zimmermann das Loch gemacht hat." „Quod non," fiel da der Soldatische ins Wort und hielt seine nervige Hand schützend über den Langkleidigen. „Djky Bohu, společnjk," flüsterte der Zweite. — „Kommst mir auch vor wie Unserer auf der Brucken; zur rechten Zeit hat er nichts und wenn alles voll ist, geht er über," wetterte der Müller weiter. „Ensis," schrie der Soldatische auf, indem er die Faust an den Schwertgriff legte; aber schon zeigte ihm der Friedliche im Langkleid mit dem Anruf: „Prjtel, bratr" die alte Geste und so lachten sie denn alle zusammen: „Aus is".

Bei dieser Gelegenheit kam zur Thüre herein mehr geflogen als spaziert — wer? Denkt euch, der Rabe, ja, der würdige Hausrabe, wie er leibt und lebt. Und mitten im Lärmen und Tollen sprang er gerade auf die zwei Sonderbaren zu und machte einmal auf der Kniescheibe des einen, alsdann auf der Kniescheibe des andern seinen Kratzfuß. Es thaten auch beide so, als ob sie ihn kannten seit lange und sprach jeder in seiner Form mit dem Thier leis und lang, sogar mit einer gewissen Portion Respektes; der kluge Schwarze verstund auch alles und nahm es mit Gunst und Gnade auf, als woll' er's schon einem Höheren recht berichten. Woher der Ausreißer, mit Verlaub unter uns zu sagen, plötzlich gekommen, wird sogleich klar verschrieben werden.

Man muß nur noch wissen, daß auch der Langkleidige, wie in jedem guten Wirtshaus Sitte ist, hat schließlich zahlen wollen, rufend: Platiti. Mit seinen paar böhmischen Groschen, die er aus dem Ärmel hervorkramte, hat er aber nur das Lachen der Sephi erregt, und wie sie solche ihm zurückgeben wollte mit mißschätzigem Rümpfen, man weiß schon, was er ihr deutete. „Na, ich werd's niemanden sagen, daß die wo anders hergenommen sind," schnarrte sie und lachte einem rotwangigen Burschen blinzelnd zu. Aber in diesem Augenblick riß der Hausknecht Sixt wieder einmal die Thüre auf und brachte paarweise jedesmal ungroße Flaschen mit gelbrotem Marwein herein, belastete damit die Tische nach der Reihe und rief dazu jedesmal: Wegen einer glücklichen Hochzeit von der Frau Mutter.

Alles schaute groß darein und langte zu, von den Schwarzen und von den Weißen, von den Staubigen und Nassen, vom Pfarrherrn bis zu den zwei Exotischen, daß sie schier gemeinsam ankamen am Vorabend eines tüchtigen Kopfnebels. Da ging natürlich allen das Mundwerk erst recht auf und arbeitete über das heutige Wasser- und Feuerwesen hinaus. Sie wurden alle unendlich müdnislos und stark und wunderbar klug und weise; auch der Rabe schrie von Kräften aus Herzenslust darein. Das wäre nun, wird man mit Recht sagen, wohl verzeichnenswert gewesen, was jetzo der Pfarrherr zu vernehmen gegeben, sehr würdig, in eine Chronik eingezeichnet zu werden; nur fehlte der Schreiber. Ganz nachsagenswert wäre natürlich alles, was der unergründliche Oswaldi-Meßner geplaudert und geoffenbart (der sein Aug' gar nicht abwenden konnte von den zwei Fremden), ingleichen dermaßen die löblichen Ausschuß-Bauern nach der Reihe. Aber genüg' es, nur wieder vom Soldatischen anzumerken, daß er alsbald aus mehreren Sprachen das Deutsch zu radebrechen begunnte, wie das etwa ein ausgegrabener Gote von einem vorübergehenden St. Ruprechter aufgeschnappt hätte. Er sprach davon, wie's in seinem Dorf Zeiselmauer bisweilen wohl auch fidel hergegangen, schilderte wie sie daheim gute alte keltische Jodler sangen, wie er alsdann zur Stellung gekommen, in den Krieg gemußt, wie er später einmal gegen die Subordination gefehlt und einen Centurio übermäßig geärgert und einem Primopilus den Mantel zerrissen, sodann in Kasern-Arrest gesteckt, abgeurteilt und in den Enns-Fluß gestürzt worden sei u. s. w. Macht nichts, setzte er bei, indem er dem Langkleidigen seine Hand einlegte, kann uns doch nichts anhaben, heut' sind wir doch überall zu Haus in einem guten Stück Welt; und wenn ich auch von diesem Restchen da hab' fort müssen — auch aus alter Rauferei — vielleicht komm' ich wieder.

Und der Rabe machte seinen Kopfducker dazu. Ganz Fall meiniger,

Bruder, versetzte der Langkleidige dazu. Weselo gest. Ich muß zwar zu Wasser fort, du kannst auf offener Straße weiter, kannst dich auch wahren, so dir etwas zu konträr wird, indeß ich zum Sauersten schweigen muß; nun denn, da und dort find' ich schon ein Domherrn-Höfchen, ein Klösterlein, ein Einsiedler-Häuschen, darin sie mich aufnehmen oder ein Stückchen von mir brauchen können. O dieser Frauenwein, o diese Schlückchen! O ich weiß viel feine Sachen, Pane, nichts interessanter, als diese Hofdamenschaften und diese Königinnen! Aber solche Memorabilien sich abzwingen lassen gegen römisch Recht, konfiszieren lassen, von weltlicher Hand, o nicht um eine Welt, nequaquam, nicht wahr? Dir kann ichs ja sagen, alles rund heraus, oben sind wir alle gleich und da verschwindet ohnehin alles Unrecht, — aber nicht da, nicht dahier. Komm, auf, gestärkt haben wir uns zum Weiterzug, ich bin nicht mehr naß und du brennst nicht mehr, wollen wir gehen?

Dabei thaten sie wie ein Segenszeichen, besonders nach oben. Schritten ab. Der Rabe nach. Wie ein Aufglühen und Aufzischen war's draußen zu bemerken. Aber die nachgegangenen Menschen haben nichts ausfindig machen können. Nur der Oswaldi-Meßner hat versichert, er hab' in der Nacht Dunkelheit etwas wie einen riesigen Mann vorausschreiten sehen, der ähnelte dem Herkules aus der Steinschlucht, dem seien zwei Halbbekannte gefolgt.

Im Zimmer aber wendete sich knapp vor dieser Zeit der Pfarrer an den Gensdarmen mit den Worten: „Was ich früher hab' verlauten lassen, von wegen so und so, davon gilt das, daß mir allemal ehzuvor träumt, wenn Feuer und Wasser ausbricht in meiner Pfarr', nämlich daß mir allemal früher erscheint . . , aber, da sind sie ja alle Zwei schon weg? Na, wie gesagt, heut' haben sie halt die Zeit verwechselt. Ich steh' gut für alle." Damit kehrte er kopfschüttelnd zu seinem Gläschen zurück, trank und bewegte seine Lippen zu einem leisen Gebete: Sanctus Florianus, sanctus Joannes! Neben ihm trank der Oswaldi-Meßner, der sprach aber gar nicht mehr. Sann nach oder träumte.

Die ganze Zeit über, seit wir das alles erzählt haben aus der Schenkstube — das muß man nun wissen — lag die Corona, in Kunibalds Haus getragen, im Oberstock auf dem feinsten Bette in stiller, netter Stube unter sorgsamer Wacht der Hausmutter. Man hatte ihr frische Kleider aus dem Schlosse zugebracht, hatte sie erwärmt, mit stärkenden Einflößungen versehen, mit bittrem Kamillenabguß und süßem Zimmtwein. Das Beste vom alten Erbgut war in das zirbengetäfelte Oberstübchen des alten Hauses eilends zusammengerafft, dazu auch gute alte Zinnleuchter, glänzende Teller und Tassen von silberhellem Rosenzinn, weil man deren eben brauchte, bestes

Linnenzeug, selbst etliche Rosenstöcke hatte man vom Bachrand zu retten nicht versäumt. Es war ein hastiges, aber trauerstilles Ausräumen, wie man das etwa zu einer Bahre im Hause thut. Alles ohne lauten Schritt und Tritt, nur wenn eben die Thüre aufging, merkte man etwas von einem belebten Hause. Denn der Mühlgang rauschte nicht mehr viel stärker als gewöhnlich, und der Schlaguhr hat man die Klangdrähte unterbunden. So lag denn das Schloßfräulein unbewußt im Bauernhause und die betrachtende Frau Kunibald machte sich allerlei schöne Gedanken von einer Königstochter auf dem hessischen Christenberg, vom feindlichen König Grünewald und vom neugegründeten Hause, worin freilich Benjamin der Oberste war. Es konnte nicht vermieden werden, daß nach geraumer Zeit auch die bayerische Tante herbei kam und unter allerlei Förmlichkeiten und Knixen die Treppe herauf geleitet wurde, still, vorsichtig, heimlich, ängstlich in die Stube tretend und auf die knarrende Diele. Jedoch über den tiefen Schlaf verständigten sich jetzt die beiden alten Frauen sehr bald mit einem Handwinke und strickten Eins zur Wette.

„Hätte nicht geglaubt, Frau Kunibald, daß es hier bei den Bauern so schön und glatt ist." Dabei nickten sie sich jetzt und jetzt verständnisinnig zu, wenn Corona sich wenden zu wollen schien oder mit freundlicher Miene fortzuatmen mit neuem Eifer begann. Ja ein Schälchen Kaffe brachte endlich die Herzen der bislang so fremden und doch so nahen Leutchen ganz bequem zusammen, sodaß sich wohl ein Jedes fragen konnte, ob's nicht besser gewesen wäre, so ein Unglück hätte sich schon allerlängst zugetragen.

„Hätt' nicht geglaubt, Frau Kunibald, daß hier bei den Bauern der Kaffee so aromatisch ist." Aber das war alles nur ein Schneeschmelzen, bevor der Rasen grün wird, ein rosenrot Gewölk, bevor die Sonne herausschwimmt mit ihrem glühflüssigen Gold, oder, wie nachher die Stiftsdame sich ausgedrückt hat, gleich dem Glockengeläut, bevor der Meßpriester im Ornat herausgeht in den prächtigen Dom. Nun soll Jedes sein bestes gesagt haben; wir meinen, das Lieblichste von allen war schon, als die Liebliche die Augen aufschlug, verwundert um sich schaute, im fremden Zimmer und an den kleinen Bildern sich nicht zurecht fand, erst die bayerische Tante erkannte und dann die Frau Kunibald, darauf höchlich errötete, um nach ängstlicher Anfrage sogleich zu erfahren, daß alles zum Besten stehe. Das war die Zeit, daß man die Übertücher etwas lüpfte, mehr Licht machte, frisch Wasser herbei trug, auch wohl die Sesseln lauter überstellte, wobei dann unter dem Tische der aufgescheuchte, bis dahin mäuschenstille Rabe herfürkam, ein glänzendes Ringlein aus dem Geschmuck-Trühlein im Schnabel. Nicht ohne freudigen Ausschrei,... sieh da, Corona, hätt' nicht geglaubt, daß

hier die Raben . . . nahm man dem Flatternden das flimmernde Gut ab. Der entwischte durch die offengelassene Thüre, wie wir schon wissen, unten stracks in die vollbelebte Stube hinein flüchtend. Wohl, der freut sich seines Lebens!

Es geschah indeß nicht lange darnach, daß auf die Anfrage der Hausmutter hin, als zwischen den zweien strickenden Alten die Corona aufhorchend im hochrückigen Ledersessel saß, der Hausherr Benjamin nach zweifelhaftem Anklöpfeln in die Stube trat, die Wiedererwachte herzlich und scheu zugleich begrüßte, ihr mit überzeugenden Worten dankte für ihre mutvolle Thätigkeit, welche dem Thale immerfort in schönster Erinnerung haften werde und endlich nach langem, baugem Überlegen sie auch fragte, ob sie sich stark genug fühle, heute ein Anderes ihm zu beantworten.

Corona reichte Benjamin die Hand und bedeutete, in dieser Stunde, wo sie sich von soviel Liebe umrungen sehe, Unglück abgewendet wisse und das erste Mal seit Jahren ungeahnt und unverdient die Segnungen eines Heim spüre, werde ihr wohl niemand eine herbe Antwort zumuten.

So sage mir denn, Corona, weil du der lichte Engel meiner Knabenzeit warst, deren Nähe ich zu allen Zeiten aufrichtig aber unverraten angestrebt habe, willst du die Meine werden, willst du in diesem Hause bleiben als die Herrin?

Und mit hochklopfendem Herzschlage beteuerte die freudig überraschte Jungfrau, an sein Leben das ihre knüpfen zu wollen. Seien ja die Bande seit Kindeszeiten geflochten und hoch auf den Bergen verbunden worden.

Was zu solcher Stunde aus alle den Fensterchen des alten Schankhauses hinausleuchtete in die finstere Nacht, das haben wohl wenige geahnt im weiten Thale, an den Seeufern, längs der Berghänge. Vielleicht daß die meisten dort draußen schon schliefen nach den Stunden aufregender Gefahr, oder solche, die wanderten, nicht weiter zurückblickten auf die Stätte des Unglückes, bei dem soviel Glück war.

Denn am nächsten Morgen, an welchem das suchende Auge sogleich bemerken konnte, daß das Bachgefälle auffallend gesunken, daß aller Schaden an Hütten- und Wegwerk immerhin heilbar, daß der verbrannte Dachteil in wenigen Wochen herzustellen, allerdings eine der Linden kahlgebrannt, auch das Floriani-Holzbild über dem Hausthor in Asche gelegt, der steinerne Johanni auf der Brücke abgestürzt und verloren sei, begann eine Reihe heiterstiller, ruhiger Wochen, und sie hielt fast an bis in die erste Schneeflockenzeit. Von alle den Neuerungen und Scheuerungen haben wir nicht weiter zu erzählen, wie Thal und Bachgelände sich wieder ruhigfroh belebten, wie Dorf

und Schloß in regem Wetteifer sich herausputzten und verjüngten, wie seit einem jubelreichen Hochzeitstage, an dem die fromme Stiftsdame das Wunder eines Tänzchens wirkte, ein köstliches Wohleinvernehmen von Flur zu Berg, von Alm zu See ging und allgemach wieder eine spielfreudige Jugend aufwuchs in den freundnachbarlichen Gehöften. Ist auch über das gesamte Thun und Wirken des Benjamin ohnehin ein eigenes gedrucktes Büchlein erschienen, des Titels „Benjamin Kunibald als Volksbote"; aber ein reinpolitisch Buch, das uns hier gar nichts angeht. Hatte schon das neue Holzwerk zum Großbauernhof-Dach seinen Weg von der städtischen Flußlend her genommen, so gedieh nach und nach weithin jeglicher Hauswald zu erfreulicher Fülle, ja hochhinan zu Alpenhöhen setzte sich junges, sproßlustiges Buschwerk ein und stach ein niedlicher Stämmchenwald hervor, an dem's die Älteren wohl merkten, daß er die Blößen zuzudecken, die Sünden verblendeter Zeiten zu verhängen sich beeiferte. Aber die Jungen hatten des weniger acht, sie wußten von Bergstürmen und Wassergüssen nur ganz dunkel aus Eigenem, mehreres aus dem Singen und Sagen früherer Leute, bis ihre Nachfolger schließlich gar zweifelten, ob dergleichen einmal wirklich wahr gewesen. Sie lachten der Hausstriche, die da besagten „Bis hierher das Wasser anno so und so." In den kleinsten Hausgärten wuchs seither unbedroht von rauhen Stürmen das Blumenstöckchen der „brennenden Liebe" samt der „Kaiserkrone" und noch manches Menschenalter nach den Menschengeschichten, die wir erlauscht und erzählt haben, so gut's gelang, klang von Mund zu Mund die Rede über die verzauberte Waldjungfrau, die von den Geistern ist ins Schloß geschickt worden, um für einige Lebensalter Frieden zu machen in den Berggegenden und zwischen den Anrainern. Haben sich auch alle göttlichen Kräfte, die noch auf Erden wirksam zu sein scheinen, ihr beithätig erwiesen und die geheimen Mächte sich die Hände gereicht, bis daß der Wille des mächtigen Wodan von der Urzeit wieder geschehen ganz und völlig. Den aber erhalten ihm ewig frisch und stark die zwei Raben, namens „Einfall" und „Gedächtnis". Sie rauschen und flattern zur Stunde noch durch die Hochwälder, wo jetzt die grünen Kuppen der norischen Alpen in langgestreckter Abfolge hinunter schauen nach den schroffen Felsungeheuern an den italischen Marken.



An der Wiege.

Novellette von Johannes Oehquist.

(Helsingfors.)

Nacht. Ein hohes blaues Gemach. Ganz blau in blau: der Vorhang vor dem großen, weichen Bett, der Schleier über der Wiege daneben, der Teppich . . . nur hier und da eine silbergraue Sammetverbrämung. Von der mattblauen Ampel an der Decke strömt gedämpftes Licht über die Seidenfalten der Draperien, über die durchbrochenen Spitzen am Bettzeug. Die Lichtwellen zittern wie weicher, hellblauer Dunst in der dämmernden Atmosphäre. Stille, wunderbare, summende Stille und Atemzüge . . . und ein Duft von Heliotrop . . .

Plötzlich ein drolliges, gurgelndes Schlucken und Hüsteln, ein Schnappen nach Luft und ein helles, kräftiges Weinen. Gleich darauf eine hastige Bewegung hinter dem Vorhang. Eine schmale magere Hand schiebt die Spitzen zur Seite und zwei große schläfrige Augen blicken ängstlich hinüber zur Wiege.

„Totti, Totti, Mama kommt; still, still, Mama kommt."

Aber der Junge schreit nur lauter. Er ist volle zwei Monate alt und die Stimme hinter dem Vorhang redet ihm eindringlich Vernunft ein:

„Totti, still, Mama kommt ja."

Sie beugt sich über ihn und muß lachen. Er sieht zu drollig aus, wenn er schreit. Die großen glänzenden Augen in lauter Runzeln eingeschrumpft, der zahnlose Mund ganz verzweifelt geöffnet und die kleine rote, vibrierende Zunge darin . . .

„Totti, o Du mein Totti!"

Sie hebt ihn vorsichtig aus der Wiege und drückt ihn an sich und dann geht sie hin und her, hin und her und summt und lacht und schmiegt die Lippen an sein rotes, runzeliges Gesicht.

Die Spitzenhaube ist von den dünnen Seidenhärchen hinabgeglitten und die große blaue Decke schleift wie eine Schleppe hinter ihr her. Sie merkt es nicht, sie hält ihn nur fest an sich und singt und tröstet und küßt . . .

Nein, der Bengel will gar nicht still werden. Sie legt ihn auf den linken Arm, rückt sein Häubchen zurecht und wickelt ihn wärmer in die Decke. Dann setzt sie sich vorsichtig auf den Schaukelstuhl neben der Wiege.

Und plötzlich wird er ganz still. Nur ein begieriges, hastiges Atemholen und Schlucken . . . und sie ist auch ganz still geworden. Sie sitzt da, ein wenig vorgebeugt und glättet den kleinen, eingehüllten Körper. Und nun öffnet er die großen schwarzen Augen und blinzelt zu ihr hinauf. Sie

nickt ihm verständnisvoll zu und sagt nichts. Aber er blinzelt nur hinauf; sein Blick verfolgt eine große, hin und her baumelnde Locke an ihrer Stirn. Dann faßt er energisch mit der kleinen dicken Hand einen Metallknopf an ihrem Wollkleid, wendet plötzlich das verblüffte Gesicht gegen die blaue Ampel und sagt:

„Bah."

Sie starrt voller Spannung auf die feuchten dünnen Lippen: ihr ist jedesmal, als müßte er gleich anfangen zu reden. Und dann muß sie sich über ihre Thorheit ärgern . . . Sie legt ihn wieder in die Wiege und deckt ihn warm zu. Und er fuchtelt mit beiden Armen in der Luft und guckt mit halbgeöffnetem Munde auf die Locke an ihrer Stirn. Und sie muß immerfort innerlich lachen: er sieht sie an, als gälte es ein Welträtsel zu lösen. Und nun lacht er sogar, lacht wirklich und wahrhaftig! Der Robi von der Frau Rieck nebenbei, der schon vier Monate zählt, hat noch kein einziges Mal gelacht und Totti, ihr Totti lacht! Sie vergräbt das bleiche überglückliche Antlitz in die weichen linnenen Hüllen und bedeckt den kleinen warmen Körper mit unzähligen, langen Küssen.

„Aber nun mußt Du schlafen, hörst Du, Totti, schlafen."

Aber Totti hört nicht. Seine neugierigen Augen haben die Ampel entdeckt, die im höchsten Grade sein Interesse fesselt; das rote Gesichtchen schaut plötzlich ganz ernst drein und die kurzen ungelenken Finger strecken sich schmächtig nach dem hellen Glanz. Sie überläßt ihn seiner beschaulichen Thätigkeit und lehnt sich zurück in den tiefen Schaukelstuhl. Ihre Rechte ist auf den Rand der Wiege gesunken und langsam wankt das kleine Bett hin und her. Ihr Auge hängt träumend an dem kleinen herumtappenden Ding und während ihre Gedanken wandern, beginnen die Lippen ein wortloses Lied zu summen.

Sie sieht blaß aus. Blaß und sehr müde. Sie zählt nicht mehr die Nächte, die sie wacht; sie weiß nur, es sind viele Wochen schon: seit die Amme weg ist und seitdem sie selbst Totti stillt. Und sie will es durchsetzen, sie will es. Sie fühlt sich ja sonst ganz gesund und stark, nur etwas nervös, sagt der Arzt, aber was wissen die Ärzte!

Und aus dem leisen Summen wird allmählich ein wehmütiges Singen. Die Töne finden Worte, alte vergessene Worte, die sie irgend einmal gehört, und die nun auftauchen wie verlegte Erinnerungen.

Es ist so dunkel allüberall,
Als ginge ein Traum über die Erde;
Mir deutet ein leuchtender Sternenfall,
Daß ich bald sterben werde.

Die Wanduhr im Nebenzimmer schlägt phlegmatisch drei dumpfe Töne. Sie fährt zusammen und blickt scheu hinüber zum Bett:

„Er ist noch immer nicht da! Wenn ihm nur nichts geschehen . . ."

Sie schüttelt den Kopf.

„Was sollte ihm geschehen? Er ist ja in guter Gesellschaft, wie er sagt. Wenn es nur nicht so oft wäre, nicht jede Nacht . . ."

„Still, Totti, schlaf."

Seit langer Zeit ist er thatsächlich jede Nacht weg und kommt erst früh morgens. Und doch . . . es ist so ruhig, wenn er nicht da ist; sie kann aufatmen und vergessen. Er ist so aufgeregt; und alles was er will, muß so hastig geschehen, daß sie garnicht fertig wird mit ihren kleinen Kräften, und dann ist es doch nicht recht . . . Sie hat seit einiger Zeit eine unerklärliche Angst vor ihm; lieber will sie allein sein. Wenn er da ist, darf sie nicht einmal singen, dann muß das Kleine drüben bei der Wärterin schlafen und nur manchmal schleicht sie sich leise weg . . .

Die junge Frau beugt sich vorsichtig über den Kleinen. Schläft er? Aber da hat sich schon wieder ein Störenfried eingefunden: ein Zipfel vom Bettlinnen hat ihn rücksichtslos an dem stumpfen Näschen gekitzelt; er niest und pustet und fährt sich mit den krummen Fingern mitten ins Gesicht. Sie trocknet vorsichtig die kleinen feuchten Lippen und hebt den schweren ungelenken Kopf höher.

Es ist so dunkel allüberall . . .

Die übrigen Verse hat sie vergessen und sie singt dieselbe Melodie weiter ohne Worte, bis diese ihr wieder einfallen . . . es klingt so weich und einlullend über das duftende, blaudämmernde Zimmer, daß ihre eigenen Augen feucht werden bei den Tönen. Von der Wiege kommen kurze, ruhige Atemzüge, aber sie wiegt immer weiter, sie fürchtet, er wacht auf, wenn sie still hält. Wie ruhig er daliegt: der Mund offen und die kleinen Finger auseinander gespreizt, so ahnungslos und voll Ahnungen zugleich, wie ein junger Neujahrsmorgen. Und er weiß gar nicht, wer ihn wiegt und wer ihn in Schlaf singt, er weiß nichts, gar nichts. O, wie schön es wäre, nichts, gar nichts zu wissen, wie er! Aber einmal begonnen . . .

Wann es begonnen, das weiß sie nicht. Aber sie erinnert sich einer Nacht, da sie lange, lange aufsaß und auf ihren Mann wartete. Und da er nicht kam, nahm sie ihren Mantel und wollte ihn suchen. Aber da trat er ein, mit glühendem Gesicht und sein Schritt war unsicher; er musterte sie von oben bis unten mit höhnischem Blick und fragte, wo sie gewesen. Sie sagte ihm die Wahrheit und er glaubte ihr nicht.

Vielleicht war es damals.

Sie wickelt sich fester in die weiche wollene Hülle. Es ist so kalt im Zimmer. Und wie sie sich umsieht in dem stillen, verschlossenen Gemach, kommt ein Gefühl unsäglicher Einsamkeit über sie. Die feinen dunklen Brauen ziehen sich fest zusammen: sie hat niemand, niemand mehr . . . Doch nein, da liegt er ja, der kleine, schwarze Totti. Ihn hat sie ja; ganz und für sich allein. Nur Geduld, o sie beide werden einander schon verstehen und so lieb haben, so lieb . . .

Aber er — er liebt ihn nicht. Häßlicher Wurm, hat er einmal gesagt, und sie hat den Kleinen garnicht ansehen können, es klang ihr jedesmal entgegen mit derselben rauhen, eisigen Stimme: häßlicher Wurm.

— Armer, kleiner Totti! — Was haßt du ihm gethan? Warum liebt er dich nicht? Dich sollte er doch lieben, du bist sein Kind. Ich will nichts, nicht einen Tropfen mehr, wenn er es nur dir gäbe, armer, kleiner Totti . . .

— Aber wer hat ihm die Liebe genommen? Und er konnte so glühend liebkosen . . . küssen . . . ja er liebte damals . . . hätte er sich sonst um die arme Tischlerstochter gekümmert? Sie hatte nichts, nur ihr schönes, volles, braunes Haar und da er sie fand, überschüttete er sie mit Reichtum. Sie forderte, er gab . . . ja damals . . .

Heute sieht alles so leer aus. Lauter nichtssagende, graue, weggeworfene Tage. Sie weiß nicht, ist es wirklich so wenig gewesen, oder scheint es ihr nur so; aber in den anderthalb Jahren ist alles ganz anders geworden und sie findet sich nicht mehr zurecht. Warum hat er ihre Eltern weggeschickt? Er hat ihnen ein kleines Häuschen in einer fernen Provinzialstadt gekauft und sie mußten durchaus weg. Der Arzt wünscht Luftveränderung, sagte er.

Sie lacht bitter auf.

Wie dumm! Und sie glaubte daran. Sie war blind. Sie dachte nur an das Kind, daß sie unter dem Herzen trug.

Plötzlich zuckt sie zusammen. Ihr ist, als flüsterte jemand ganz deutlich: Du bist überflüssig, geh! Daran hatte sie gar nicht gedacht. Wie war sie nur nicht darauf gekommen? Und doch ist es so neu, so unerwartet, wie die Antwort auf eine Rätselfrage. Und immer heftiger dringt es: geh, geh! Ihre Augen wandern ratlos umher in dem blauen Zimmer. All die bekannten kleinen Stücke und Sächelchen! In den anderthalb Jahren hat sich ihre Seele mit hineingewoben. Soll sie Abschied nehmen von sich selbst? Alles ringsum nickt ihr wehmütig zu: bleib', bleib'. Sie schließt die Augen und besinnt sich. Die Zeit ist ein sonderbares Rätsel; sie wandelt Liebe in Hohn und Demut in Stolz. Und wie sie still hält und überlegt, hört sie immer lauter die Mahnung: geh, geh! Ihr ist's, als verhärtete sich etwas

in ihr und als vertrockneten ihre Thränen für immer. Über ihre Züge gleitet harte, finstere Entschlossenheit. Sie kann gehen. Aber Totti? Totti Tagelöhner? Das ganze bittere Elend, dem sie entflohen, von neuem kosten? Oder — sollte er — ohne Mutter —

Sie lauscht. Hatte nicht die Uhr im Nebenzimmer geschlagen? Wenn er nur länger wegbliebe! Er kommt jedesmal mit so lauten Schritten und redet, als wenn es lichter Tag wäre. Und dann muß sie gleich den Kleinen zur Wärterin schicken und muß über alles und jedes Antwort stehen, ruhig und gleichgültig, und nebenbei schreit der Bube, daß ihr die Thränen in die Augen treten. —

Sie sieht mit großen, feuchten Augen hinab auf ihr Kind. Es atmet kräftig und lang, es klingt wie deutliches Schnarchen in ihren Ohren. Einmal zuckt es leicht in den Fingern, als verscheuchten sie eine Fliege, und die Zunge schnalzt, als kostete sie im Traum süße Muttermilch. Und sie kann nicht aufhören: sie muß wiegen und summen, ihr ist, als wäre es auch in ihr dann stiller. Und ihre Blicke hängen am Kinde unverwandt wie ihre Gedanken. Sie möchte ihre Geduld wie ein unbändiges Kind fest an die Hand nehmen und sagen: so, nun wartest du, bis er groß wird. Ihr ist, als käme alles darauf an: „bis er groß wird". Und er wird es. Es ist so selbstverständlich, so schön und beruhigend: er wird es. Und dabei fühlt sie sich so still, sorgenlos, schläfrig . . .

Sie greift hinüber zum Tisch nach dem langen, weißen Kindermantel und holt Nadel und Garn; aber es ist zu dunkel. Nein, sie will nur singen, leise, ganz leise . . .

Wie, wenn er ein berühmter Mann würde? Ein großer Künstler mit wallendem schwarzen Lockenhaar; er hat so wunderbare, rätselhafte Augen, ganz wie die Künstler. Die Frauen würden ihn gewiß verwöhnen. Sie ist dann freilich ein altes, runzeliges Mütterchen . . .

Sie lächelt. Ihr Antlitz ist vergeistigt; der holde Frauentraum geht über sie wie ein wärmender, lichter Sonnenstrahl und lockt flüchtiges Rot auf die blassen, eingefallenen Wangen. Ihre Mundwinkel ziehen sich entschlossen zusammen, und halblaut, wie zu sich selbst, sagt sie, als faßte sie alle Gedanken und Wünsche in die Worte:

„Er muß immer bei mir bleiben."

Aber plötzlich erschrickt sie:

„Wenn sie stirbt . . ."

Sie wird ganz bleich bei dem Gedanken. Die Ärzte könnten doch Recht haben. Und Totti? Wenn er allein bleibt, mit dummen Wärterinnen . . . mit ihm . . . oder — oder irgend eine schöne junge Frau — nein, nein!



Sie mag es nicht ausdenken. Sie drückt die Hände an die Schläfen und starrt mit angstvollen Augen zur Thür, als erwartete sie von dort etwas Fürchterliches.

Nein — nein! wozu soll er dann noch leben? Nur so lange möchte sie warten dürfen, bis der kleine, zerbrechliche Körper vor ihr fest und zähe geworden; nur so lange. Aber jetzt! Er kann ja nicht reden, er kann nicht protestieren, und sie können mit ihm thun und lassen nach Belieben ...

Sie fühlt, sie muß etwas anflehen, bitten, um Gnade ... um eine Frist ... Nicht sterben ... noch nicht ... ihre Hand fährt langsam über die Stirn, als suchte sie nach einem Gedanken, nach einem Entschluß, an dem sie sich halten, an dem sie aufleben könnte.

Und sie kann ja sterben, und er weiß gar nicht, daß er eine Mutter gehabt ... Wohin? ... Zu den Eltern?

Sie atmet tief auf.

Zu den Eltern! Ehe es zu spät wird, gleich morgen ...

Jäh springt sie auf, daß die Wiege von dem heftigen Stoß in Schwanken gerät. Der Kleine erschrickt und fängt an laut zu schreien. Da wirft sie sich über die Wiege und schluchzt ... Sie sieht nicht, wie die kleinen nackten Arme hin und her zappeln, sie hört nicht das laute, verzweifelte Kreischen, sie schluchzt nur. Ihre glühende Wange ruht auf seiner Brust und ihr Hauch weht über sein pausbäckiges Gesicht. Mitten im Schreien fühlt er die behagliche Wärme, und da ihm nichts geschieht, wird er allmählich still. Er lacht. Die dünnen Lippen spitzen sich aufmerksam und die hin und her klappenden Hände recken sich und haschen tölpisch nach dem blitzenden Ohrring der Mutter. Nun hat er ihn und zerrt mit allen Kräften, während der lallende Mund sich voller Erwartung öffnet ...

Und sie kann nicht einmal den Kopf rühren, so fest hält er. Sie wagt es auch nicht; ihr ist, als sagten die eigensinnigen Fingerchen, die an ihrem Ohrlappen zupfen: so sei doch endlich still, du. Und sie trocknet sich heimlich die Wangen, als schämte sie sich vor dem Kleinen. Und wie sie die klugen, großen Augen sieht, die so vernünftig in die Welt hineingucken, da schämt sie sich ihrer selbst. Sie ist doch ein schwaches, dummes Weib; nun hat sie ihn wieder mit ihrer albernen Angst ganz wach gemacht.

Sie wirft einen ängstlichen Blick zur Thür.

Eine fiebernde Eile überkommt sie; wenn er plötzlich eintritt, und Totti ist wach ... sie muß etwas singen; aber ihre Kehle ist rauh und sie wagt nicht zu husten. Sie streift seine Ärmel zurecht und dann beugt sie sich über ihn mit entblößter Brust; und während sie stillt, muß sie über sich selbst lächeln: sie weiß nicht, wem es mehr Vergnügen bereitet, ihm oder ihr.

Seine Lider mit den langen, schwarzen Wimpern schlagen schlaftrunken auf und nieder, immer schwerer, immer seltener . . .

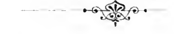
Nach einer Weile erhebt sie sich leise, atmet tief auf und lehnt sich zurück in den Schaukelstuhl. Eine wunderbare Ruhe kommt über sie. Ihr ist so wohl, da sie allein ist mit dem kleinen Totti. Und sie wünscht, sie wäre immer allein mit ihm, ganz allein. Das kleine verschleierte Bett schaukelt in langsamen Wellen hin und her, und ohne daß sie es bemerkt, beginnt sie leise zu singen. Sie weiß nicht was und sie unterscheidet nicht die einzelnen Töne; denn ihre Gedanken wandern rastlos hin und her, sorgend und lachend, und immer wieder kehren sie zurück zum kleinen Totti und wandern wieder in sonnige Ferne; nein, sie hört nicht, was sie singt, aber es klingt so schwermütig weich und besänftigend . . .

Auf ihre Wimpern senkt sich betäubende Müdigkeit; sie kann sie nicht heben, es legt sich wie Blei auf die Lider; und über die schläfrigen Züge wandelt ein sorgloses, beinahe übermütiges Lächeln. Es giebt nichts Gewesenes mehr für sie, sie lebt nur in fernblauer Zukunft. Sie sieht einen großen, berühmten Mann vor sich, einen Künstler mit wallendem schwarzen Lockenhaar, und unzählige Frauen und Mädchen umringen ihn und küssen seine Hände . . .

Und plötzlich verlieren sich die Töne.

Noch wankt die Wiege hin und her; das Schaukeln wird immer kürzer, wie absterbende Wellen, dann ist es träumend still.

Von der Ampel strömt es hinab, — weicher, hellblauer Dunst — wie bleiches Mondlicht in einen einsamen, dämmernden Tempel.



Goethe und Heinrich von Kleist.

Von Emil Mauerhof.

(Berlin.)

Ungefähr um dasselbe Jahr, in dem Schiller den „Wallenstein“ vollendete, dichtete an seinem Erstlingswerke ein anderer Deutscher: der unter allen der nachchristlichen Zeit als Dichter allein noch neben Goethe und Shakespeare genannt zu werden verdient, und der als Dramatiker sogar in dem letzteren nur den erfolgreicheren, aber nicht den höheren anerkennt. Und diese höchst wunderreiche Erscheinung hat Goethe in einer schlimmen Stunde mit folgenden Worten begleitet: „mir erregte Kleist bei dem reinsten Vorsatz einer aufrichtigen Teilnahme nur

Schauder und Abscheu, wie ein von Natur schön beabsichtigter Körper, der von einer unheilbaren Krankheit ergriffen wäre." So der Olympier! wir, die späteren aber werden selbst diesem entgegen nur wohltun, einen solchen Ausspruch sehr umsichtig auf die Wahrheit hin zu prüfen: umsomehr als derselbe, wie kaum zu bezweifeln, vornehmlich, wenn nicht ausschließlich, dazu beigetragen hat, jedes fernere Urteil über den so gekennzeichneten Dichter zu verwirren und dessen wohlverdienten Ruhm zu benachteiligen. Goethe selbst hat Heinrich von Kleist nur einmal und flüchtig gesehen: seine Meinung ist daher aus keinem persönlichen, vertrauteren, uns anderen unzugänglichen Verkehr hervorgegangen, sondern kann sich einzig auf allbekannte Daten stützen, die allen ohne Ausnahme gleich völlig zur Durchsicht vorliegen; und es wird daher nur der Einsicht und der Ehrlichkeit bedürfen, um zu ergründen, inwieweit solche wirklich Anlaß geben, gegenüber dem „reinsten Vorsatz" zu einer aufrichtigen Teilnahme gleichwohl nur Schauder und Abscheu zu verursachen. Die Untersuchung wird sich, wie natürlich, sowol mit dem Leben wie mit den Werken des Dichters zu befassen haben. Beginnen wir mit den letzteren.

Die Familie Schroffenstein wurde als Tragödie beabsichtigt und endet als Burleske. Kleist selbst wollte nicht, daß seine Angehörigen das Stück läsen, und hat es ohne alle Umstände eine „elende Scharteke" bezeichnet. Wir sehen keinen Grund den Ausdruck zu bestreiten. Das Werk bedeutet allerdings mehr als sonstige Erstlinge, denn es zeigt mit voller Bestimmtheit den geborenen Dramatiker — wenn auch dessen Flügel vorderhand noch zu schwach sind, um ihn glücklich bis ans Ziel zu tragen. Wir stehen am Schlusse des Stückes in Wahrheit erst in der Mitte einer Tragödie, welcher der ungeduldige und zugleich ratlose Dichter in gewaltsamer Weise einen hastigen Ausgang schafft. Bis zum Tode Ottokars geht alles vortrefflich; selbst den kleinen Finger, den die hübsche Barnabe kocht, wird man sich recht gut gefallen lassen; aber von dem Morde ab, den Graf Rupert, der Held des Stückes, unwissentlich an dem eigenen Sohne begeht, könnte erst die Wendung zu jenem tragischen Leide eintreten, das für sich allein schon die ganze zweite Hälfte eines Dramas zu beanspruchen pflegt: und an stelle dieses sorgfältig auszuführenden Ausbaues begnügen sich die handelnden Personen damit, flüchtig über die Bühne zu huschen und nur das Stichwort zu einem jeden Vorgang in die Szene zu rufen. Man denke sich sämtliche Ereignisse im „Othello" oder „König Lear" nur angedeutet und auf etwa zehn Seiten dramatisch zusammen gedrängt, und wir würden uns genau derselben Heiterkeit überlassen dürfen, die jetzt der Ausgang in der „Familie Schroffenstein" erregt; die Freunde des Dichters mußten laut auflachen, als dieser ihnen den Schluß vorlas, und er selbst stimmte bereitwillig mit ein. Daß Kleist so abschloß, beweist, daß ihm das Wesen des Tragischen noch nicht aufgegangen war. Es konnte selbstverständlich noch kein Tragiker sein, denn dazu hätte es einer völlig abgeklärten, dem seelischen Leide ganz ergebenen Weltauffassung bedurft; und der junge Mann hatte kaum erst zu leben begonnen. Andrerseits zeigt er aber, daß er Dramatiker von Gottes Gnaden ist! Hier, schon in diesem Erstlingswerke giebt es einen Helden, der wirklich handelt, und auf Grund einer Leidenschaft ein bewußtes Ziel anstrebt — ein Umstand, der eins ist mit dem Wesen des Dramas und den als solchen weder Schiller noch Goethe in ihrem ganzen Leben je vollständig begriffen. Es ist zwar richtig, daß sich die Leidenschaft in diesem Stücke auf einem für die Tragödie unbrauchbaren Grunde bewegt. Sieht man nämlich schärfer hin, so wird man bemerken, wie die Handlung auf der Voraussetzung ruht, daß Graf Rupert

ein solches Scheusal sei, um selbst mit erheucheltem Mißverständnis die ärgsten Ruchlosigkeiten zu begehen: eine derartige Sinnesart ermöglicht keinen tragischen Helden. Die Seele der Dichtung hätte die Gerechtigkeitsliebe sein sollen, die sich in der Erbitterung bis zur Rachsucht verirrt. Ein gerechter Graf Rupert, der rachsüchtig und mißverständlich den eigenen Sohn tötet — das hätte einen Augenblick von höchster tragischer Kraft ergeben — den ja der Dichter auch ahnungsvoll gesucht hat. Solche Dinge jedoch gelingen nur dem in seiner Kunst ganz gesicherten Meister und keinem Anfänger: darum mußte die Tragödie mißlingen. Aber so getrübt auch deshalb der Untergrund erscheint — die Handlung ist da, und schreitet festen Schrittes geradeaus zum Ziele. Dieses schon bei einem ersten Versuche erreichen, heißt völlig naiv und nur wie aus einem dunklen Drange heraus sich des rechten Weges gleichwohl bemeistern, heißt Dramatiker von Gottes Gnaden sein. Die Sprache ist freilich noch überwiegend ungelenk; auch die Empfindung spricht vorerst mit schwerer Zunge: aber kein Wort ist Phrase; alles ist erlebt; nichts erlernt — sämtliche Menschen führen ein eigenartiges und vernünftiges Dasein; sie stellen nicht vor, sie sind. Mit einem Worte! die Tragödie ist eine „elende Scharteke", aber sie läßt gleichwohl den späteren großen Tragiker ahnen; und das Werk überhaupt zeigt bei allen Unvollkommenheiten bereits den echten Dichter und den Dramatiker einziger Art. Die Grundstimmung der Dichtung ist eine überaus düstere; Haß und Liebe schießen gleich überschwänglich in die Höhe; Todschlag wechselt mit Mord — da solche Vorkommnisse aber mehr oder weniger in einer jeden Tragödie gang und gäbe sind, so ist kaum anzunehmen, daß Goethe dieserhalb schon vor diesem Stücke nur dem „Schauder" und dem „Abscheu" unterlegen wäre. Auch der kleine Finger, den die niedliche Barnabe unter die Leute wirft, wird es ihm schwerlich angetan haben, da gerade dieser Wurf auf die ganze übrige Menschheit bislang lediglich komisch gewirkt hat. Dafür mag es aber als ziemlich sicher gelten, daß der Weimarer Dichterfürst sich mit der „Familie Schroffenstein" zunächst überhaupt nicht, weder im guten noch im' schlimmen, befaßte: da eben dazumal, als jene erschien, seine ganze Teilnahme durch ein anderes Erstlingswerk: die „Söhne des Tals" von Zacharias Werner, in welchem er prophetisch den bedeutenden Dramatiker voraussah, in Anspruch genommen war. So blieb das unbeachtete Werk des märkischen Dichters vornehmlich auf die Anerkennung mehr untergeordneter Geister angewiesen. Es war fast nur der einzige L. F. Huber, der die Bedeutung des kleistischen Werkes erkannte. Dieser schrieb: „Eine gute Kunde hat der „Freimütige" heute zu geben, die Erscheinung eines neuen Dichters hat er zu melden, eines unbekannten und ungenannten, aber eines wirklichen Dichters. Ich nahm die „Familie Schroffenstein" mit allen den traurigen Erwartungen in die Hand, zu denen man bei einem Ritterschauspiel in der Regel berechtigt sein mag. Nun man muß doch sehen, dachte ich, und las. Und siehe, es entfaltete sich zu meinem immer steigenden Staunen, aus einer harten, ungleichen Sprache, aus unbestimmten dunklen Andeutungen, aus manchen Elementen zu einem grundschlechten Stücke eine stattliche dichterische Welt vor mir, die mir die begeisterte Hoffnung zurückließ, daß endlich doch wieder ein rüstiger Kämpfer von den Toten auferstehe, wie ihn unser Parnaß gerade jetzt so sehr braucht. So wenig der seltsame Stoff und die vielen Lücken der Bearbeitung eine Vergleichung mit den Meisterstücken Goethes und Schillers zulassen — ist es dennoch sehr die Frage, ob die Einzelheiten bei den dramatischen Werken jener Dichter von eben dem wahrhaft shakespeareschen Geiste zeugen, wie manches Einzelne

des Ausdruckes und der Darstellung in dieser ‚Familie Schroffenstein‘. In den Liebesszenen besonders ist es nicht Nachahmung, sondern eigentümliche, naiv erhabene Grazie, was an die erotischen Partien im ‚Sturm‘ und in ‚Romeo und Julie‘ erinnert. Dieses Stück ist eine Wiege des Genius, über der ich mit Zuversicht der schönen Litteratur unseres Vaterlandes einen sehr bedeutenden Zuwachs weissage.“ Der vortreffliche Huber hat hiermit genau das gesagt, worauf es ankommt, und daran sollte man sich halten und nicht an Tieks angeblich tiefsinnige Betrachtungen, die, weil sie eben zu einem großen Teil unverständig und unverständlich sind, von allen Kritikastern geräuschvoll nachgeplappert werden. Es ist ja kein Zweifel, daß der zuletzt genannte das allerfeinste Verständnis für jedes rein Dichterische besaß, und daß man demselben unbedenklich folgen darf, solange er sich einzig dabei verweilt, in seiner Nachempfindung die neugestaltete Menschlichkeit zu begreifen: daß er dagegen auch nicht das geringste Vertrauen verdient, sobald er daran geht, dramatisches und tragisches Wesen zu erörtern, da er vom letzteren tatsächlich nur die verworrensten und albernsten Vorstellungen hat. Daß der Abschluß des vorliegenden Stückes von grotesker Wirkung ist, wird niemand in Abrede stellen können, wer aber an diesem nur immer herumschnüffelt, ohne zu wissen, warum derselbe ungefähr so aus Gründen einer noch unzulänglichen Kunst geraten mußte, wird es schließlich selbst auf eine Verrücktheit hinausbringen, gegen welche die gerügte Albernheit fast wie Weisheit erscheint. Zu sagen: „Diese Fehler sind nicht die des Neulings oder der Übereilung, sondern es ist die Unfähigkeit, das völlig Ungeziemende einzusehen“ ist schlechthin blödsinnig: gerade das Umgekehrte ist richtig. Kleist hat wie alle Welt über den Schluß gelacht und hat des letzteren halber sogar das ganze Drama eine „elende Scharteke“ genannt — das Unziemliche desselben mußte er darum wohl ebensogut wie Tiek und all’ die anderen Nachschwätzer begriffen haben: aber er wußte sich nicht zu helfen; er wollte eine Tragödie dichten, und er war noch unfähig, dieselbe demgemäß austönen zu lassen — die Herren übersehen völlig, wie überhaupt das Stück nur bis zur Mitte reicht — darum führte er in seinem erklärlichen Überdrusse hastig und gewaltsam das Ende herbei. Ein anderes Mal hat er aus ähnlicher Veranlassung die Dichtung — Robert Guiskard — sogar vernichtet. Anstatt sich auf solche Vorfälle hin ein großmächtiges Ansehen zu geben und mit wichtiger Miene „eine seltsame Disharmonie, eine Krankheit vielleicht im Geiste des Dichters“ zu verzeichnen, würden diese Kritiker viel weiser daran tun, erst das krankhaft disharmonische Verhältnis zu beseitigen, das bei ihnen selbst zwischen kritischem Unvermögen und anmaßendem Urteil besteht. Auf die „Familie Schroffenstein“ folgte als nächstes Stück der Amphitryon nach Molière. Adam Müller hatte dasselbe an Friedrich von Gentz geschickt, und dieser antwortete jenem von Prag aus: „Das Lustspiel hat mir die angenehmste und, ich kann wohl sagen, die einzigen rein angenehmen Stunden geschaffen, die ich seit mehreren Jahren irgend einem Erzeugnisse der deutschen Litteratur verdankte. Mit uneingeschränkter Befriedigung, mit unbedingter Bewunderung habe ich es gelesen, wieder gelesen, mit Molière verglichen und dann aufs neue in seiner ganzen herrlichen Eigenart genossen. Selbst da, wo dieses Stück nur Nachbildung ist, steigt es zu einer Vollkommenheit auf, die nach meinem Gefühl weder Bürger, noch Schiller, noch Goethe, noch Schlegel in ihren Übersetzungen französischer oder englischer Bühnenwerke jemals erreichten. Was soll ich aber nun von den Teilen des Gedichtes sagen, wo Kleist hoch über Molière thront! Welche Szene die, wo Jupiter und Alkmene das

halbe Geheimnis enthüllt! und welche erhabene Entwicklung! Wie unendlich viel edler, zarter und schöner sind selbst mehrere Stellen, wo er im ganzen dem Gange des Franzosen gefolgt ist — z. B. das erste Gespräch zwischen Amphitryon und seiner Gemahlin. Und welche vis comica in den eigentümlichen Zügen, womit er den Charakter des Sosias noch ausgestattet hat. In Molière ist das Stück bei allen seinen einzelnen Schönheiten und dem großen Interesse der Fabel — die ihm so wenig gehört als Kleist — doch nichts als Posse. Hier aber verklärt es sich in ein wirklich shakespearesches Lustspiel und wird komisch und erhaben zugleich. Es war gewiß keine gemeine Aufgabe, den Gott der Götter in einer so mißlichen und zweideutigen Lage, wie er hier erscheint, immer noch groß und majestätisch zu erhalten; nur ein außerordentliches Genie konnte diese Aufgabe mit solchem Erfolge lösen. Die Sprache ist durchaus des ersten Dichters würdig; wenn Sie nicht von Makeln gesprochen hätten, würde mir kaum einer aufgestoßen sein; diesen Stil nenne auch ich klassisch." Goethe hingegen, dem Friedrich von Gentz mehrmals über die Dichtung voller Begeisterung berichtete, ließ dieselbe ohne jeden Beifall. „Nach meiner Einsicht," sagte er, „scheiden sich Antikes und Modernes auf diesem Wege mehr, als daß sie sich vereinigten. Wenn man die beiden entgegengesetzten Enden eines lebendigen Wesens durch Verrenkung zusammenbringt, so giebt es noch keine neue Art von Bildung, es ist allenfalls nur ein wunderliches Symbol — wie die Schlange, die sich in den Schwanz beißt." Es hat natürlich nicht gefehlt, daß alle späteren Beurteiler eilfertig nachriefen, wie doch der Olympier solches mit vollem Recht bemerkt habe — wahrscheinlich! weil keiner von ihnen genau dahinter kommen konnte, was mit dem Orakel eigentlich gemeint sei. Der „Amphitryon" Kleists? unmöglich! da der Inhalt der Dichtung, wenn man sich an das Wesen hält, folgender ist:

Gott beschließt eine Frau zu prüfen, ob sie auch seiner in allem Irdischen eingedenk sei. Zu diesem Zwecke nimmt derselbe die Gestalt des Ehemanns an und läßt jene so zwischen sich, dem Gottmenschen und dem Erdenmenschen, ihrem Gatten, wählen: und er erschwert sogar die Wahl, indem er sich selbst für den Gemal, diesen aber für den Gott ausgiebt. Die Frau besteht die Prüfung: denn indem sie nicht klügeln soll, läßt sie ungehindert ihr volles Gefühl sprechen, und dieses entscheidet für den Gottmenschen. Verwandtes findet sich in Goethes „der Gott und die Bajadere", aber man hat nicht gehört, daß sich auch dabei eine Schlange in den Schwanz gebissen hätte. Das Gefäß für solchen Inhalt konnte Kleist selbstverständlich nur der heidnischen Fabelwelt entlehnen, weil einzig in dieser der sichtbare Verkehr zwischen Gott und Menschen unanstößig tausenderlei Gestalt gewonnen hat. Natürlich mußte der Dichter dabei den antiken Stoff modern beseelen; aber auch das hat Goethe unaufhörlich in den eigenen Werken getan — allen anderen und vermutlich auch sich selbst zum höchsten Wohlgefallen. Warum hätte es gerade Kleist verwehrt sein sollen, gleiches zu tun, und beispielsweise aus einem bloß liederlichen Frauenjäger einen wirklichen Gott zu machen? „Der antike Sinn in Behandlung des ‚Amphitryon'," meinte der erstere, „ging auf den Zwiespalt der Sinne mit der Überzeugung: Kleist geht auf die Verwirrung des Gefühls aus. Das Stück enthält nichts Geringeres, als die Deutung der Fabel ins Christliche, die Überschattung der Maria vom heiligen Geist. So ist es in der Szene zwischen Zeus und Alkmene. Das Ende aber ist klatrig. Der wahre Amphitryon muß es sich gefallen lassen, daß Zeus ihm diese Ehre angethan: sonst ist die Lage der Alkmene peinlich und die des Amphitryon zuletzt grausam!" Es ist unerfindlich, wie man angesichts der

kleistischen Alkmene von einer „Verwirrung des Gefühls" sprechen kann. Der Verkehr mit Jupiter giebt ihr kein neues, sondern nur ein erhöhtes Gefühl. Sie liebt Amphitryon trotz Jupiter, was bei einer Verwirrung des Gefühls unmöglich wäre, aber sie empfindet am stärksten, wenn sich mit ihrer Liebe zum Menschen die Andacht zum Gotte verbündet. Sieht sie beide einzeln, so scheint es, als kenne sie keinen Unterschied; erst als sich ihr beide nebeneinander darstellen, neigt sie sich mit ihrer mächtigeren Empfindung völlig unbefangen dem Gottmenschen zu. Solches ist ihr Wesen: eine irdische Liebe, die sich im Ausblicke zur Gottheit läutert. Damit verliert Amphitryon nicht nur nichts, er gewinnt im Gegenteil ein vergöttlichtes Weib. Nach allem — zum wenigsten bei Kleist — von einem „klatrigen" Ende zu sprechen, wird nur das kritische Mißverständnis möglich machen. Denn der Glaube im Stücke predigt die Allgegenwart Gottes in allem, was lebendig ist. Der letztere ist sowohl in Amphitryon wie in Alkmene gegenwärtig, nur mit dem Unterschiede, daß jener nichts davon gewahr wird, diese hingegen den Gott in sich zuerst unbewußt, dann aber mit immer hellerem Bewußtsein ahnt, erkennt und verehrt: so ist sie zuletzt ganz von ihm erfüllt. Darum ist zwar Amphitryon und nur er in Wahrheit der rechtmäßige Vater des zu erwartenden Kindes — Zeus selbst verkündet ihm:

Dir wird ein Sohn geboren werden —

aber man wird den Gottmenschen Herakles immer und vor allem den Sohn der Alkmene heißen. Solches ist das Ende, welches für Alkmene „peinlich" und für Amphitryon „grausam" sein soll: allerdings! so lange man einzig den Schwank des Franzosen und Jupiter als ehebrecherischen Lüderjahn in Gedanken hat. Molière behandelt die Angelegenheit in der That wie ein Liebesabenteuer heimischer galanter Könige; sein Amphitryon ist ein betrogener Ehemann und trägt Hörner, die ihm zum halben Trost etwa der große Ludwig aufgesetzt haben mag. Die Höflinge beglückwünschen ihn sogar dazu, während der Dichter unter hämischen Lächeln meint, daß es für jeden am besten wäre, sich heim zu begeben und das Maul zu halten:

Ne vous embarquez nullement
Dans ces douceurs congratulantes;
C'est un mauvais embarquement,
Et d'une ou d'autre part pour un tel compliment
Les phrases sont embarassantes.
Le grand dieu Jupiter
Nous fait beaucoup d'honneur;
Et sa bonté, sans doute,
Est pour nous sans seconde —
Mais enfin, coupons aux discours,
Et que chacun chez soi doucement se retire.
Sur telles affaires toujours
Le meilleur est de ne rien dire.

Daß Goethe bei seinem Urteil auch noch an den „Jon" W. A. von Schlegels gedacht haben sollte, muß für undenkbar gelten; denn obschon das Stück dieses seines Freundes im dichterischen Werte etwa ähnlich tief unter dem Amphitryon des späteren Dichters steht, wie die „Iphigenie" des Euripides unter der anderen des Deutschen, so hatte er doch genau dasselbe Verhältnis, das ihm bei Kleist solch; schwere Bedenken verursachte, trotz der platten Auffassung, in der es bei dessen Vorgänger erschien, gegen alle Einwürfe mit großem Nachdruck verteidigt. In Wahrheit ist das angefeindete Ende bei Kleist einfach erhaben; wer das leugnet, will oder kann nicht bis

hinter die Außenseite des Vorganges sehen. Es ist unmöglich, daß die Aufklärung dieses für Amphitryon je „grausam" sei, denn der Idee gemäß ist eben er, durchaus er, der Erzeuger des erwarteten Kindes; und für Alkmene bedeutet der „peinliche" Schluß sogar eine Verklärung: denn sie ist in Wirklichkeit die Erkorene, die Gebenedeiete, nicht weil ihr ein Gott in Liebesgestalt genahet wäre, sondern weil sie von göttlichem Geiste mehr als all' die übrigen dauernd durchdrungen ist. Dabei ist es ganz überflüssig, von einer Deutung ins Christliche zu reden; denn es steht dem nichts im Wege, die gewöhnlichen Liebeshändel Jupiters auch ohne bezug auf das Christentum ausschließlich geistig zu fassen. Man hat einzig nötig, bei dem reinen Begriffe von der Gottheit zu bleiben, und die Sache ist gemacht. Solches hätte auch ein Grieche der vorchristlichen Zeit vermocht, und was er so gedichtet, wäre eben zum Unterschied von vielem anderen einmal wirklich tiefsinnig gewesen — ganz wie bei Kleist. Die Dichtung bewegt sich zudem, obwohl sie ein Mysterium feiert, in so durchsichtigen Formen, zeigt im ganzen wie im einzelnen durchweg eine so wundervolle, in sich ganz harmonische Vernunft, daß sie allein schon ihren Schöpfer als erstes dichterisches Genie der Deutschen neben Goethe ankündigen mußte. War dieser Umstand etwa ein Grund, vor solchem Dichter und solchem Werke nur „Schauder und Abscheu" zu empfinden? Auf „Amphitryon" folgte der zerbrochene Krug. Wie Tieck sich über dieses Stück ausgesprochen hat, wird wohl für alle Zeiten Geltung behalten. Derselbe schreibt:

„Aus einer Kleinigkeit so ein Gewebe herauszuspinnen, das sich vor unseren Augen bald mehr und mehr entwickelt, bald wieder schnell zu lösen scheint, so lebendig, stets neu, alle Figuren wahr, alles die höchste Teilnahme erregend, sodaß man das Unbedeutende der Sache selbst vergißt, und uns ebenso wichtig wie den streitenden Parteien erscheint, ist meisterhaft. Die Sprache ist charakteristisch, und sie sowohl wie der Jambus ist in diesem echt niederländischen Gemälde so gebraucht, wie es in Deutschland noch niemals geschehen ist. Dies launige Werk, das fast ohne Inhalt ist, hat doch beinahe die Länge eines gewöhnlichen Schauspiels." Auch Göthe ließ sich zuerst ziemlich beifällig vernehmen: „es hat außerordentliche Verdienste, und die ganze Darstellung drängt sich mit gewaltiger Gegenwart auf. Nur schade, daß es auch wieder der unsichtbaren Bühne angehört. Die Begabung des Verfassers, so lebendig er auch darzustellen vermag, neigt sich doch mehr gegen das Dialektische hin. Könnte er mit eben der Veranlagung und eben dem Geschicke eine wirklich dramatische Aufgabe lösen und eine Handlung vor unseren Augen und Sinnen sich mitentfalten lassen, wie er hier eine vergangene sich nach und nach enthüllen läßt, so würde es für die deutsche Bühne ein großes Geschenk sein." Daß der „zerbrochene Krug" kein Drama ist, weiß jeder Kundige. Das Stück ist ein breit angelegter Schwank; genau betrachtet, der 4. Akt eines Dramas, der in Gesprächsform die früheren, zum Verständnis nötigen Vorgänge an passender Stelle einflicht: insofern hat dasselbe Ähnlichkeit mit dem „König Oedipus" des Sophokles; und es war noch gar nicht so lange her, daß Goethe an dem Werke des griechischen Tragikers gerade dieses Verfahren als einen großen Vorzug gepriesen hatte. Bei Kleist war es ein Versehen. Man braucht sich deshalb noch immer nichts Schlimmes zu denken. Dieser Beurteiler war bekanntlich bei seinen gelegentlichen Aussprüchen so sehr von wechselnden Stimmungen abhängig, daß man dadurch die wunderlichsten Ueberraschungen und Widersprüche erlebt. Und wenn man dazu noch bedenkt, daß er es selbst niemals zu erträglich klaren Begriffen über das Wesen des Dramas gebracht hat, so wird

man keiner weiteren Erklärung noch Entschuldigung benötigen: vor den alten Berühmtheiten verbeugte er sich huldigend, die neuen Meister durften ihm schon eher verdächtig erscheinen. Allein! unsicher wie der Weimarische Dichterfürst in allen Angelegenheiten einer wirklich dramatischen Kunst auch immer sein mochte — die eigenen Bühnenwerke legen dies leider in ganz trostloser Weise dar — so hätte ihm doch beim Anschauen fremder Dichtungen niemals die beziehungsweise vollkommene Gleichartigkeit in der Mache solcher entgehen sollen. Wie durfte er einen „König Oedipus" samt Chören mit Stolz für die „sichtbare Bühne" in Anspruch nehmen und dagegen das ganz moderne Stück des Deutschen auf die „unsichtbare" verweisen? Kann so etwas geschehen, ohne daß man sich dabei dem berechtigten Verdachte aussetzt, gedankenlos oder gar unehrlich gehandelt zu haben? Und wenn im übrigen nur solche Stücke der „sichtbaren Bühne" anzugehören hätten, die wirkliche vollständige Dramen sind, so wären zum wenigsten in Deutschland aus Mangel an derartigen die Pforten der Schauspielhäuser sofort zu schließen. Wenn derselbe Kritiker in unserem Dichter mehr den Dialektiker als den Dramatiker vermutet, so wird dies nur in der Annahme erklärlich, daß er sich auch damals noch nicht mit der „Familie Schroffenstein" bekannt gemacht hatte: da dieses Stück, ausschließlich auf seinen dramatischen Wert geprüft allen gleich- und vorzeitigen Dramen deutscher Zunge voran steht — selbst der mittelmäßige Verstand muß bei einem Vergleiche zu solchem Endergebnis gelangen. Der „zerbrochene Krug" brachte es gleichwol zu einer Aufführung. Goethe teilte den allzubreiten Einakter in mehrere Akte, unter all' seinen dramaturgischen Stümpereien wol die allerschlimmste: das Fiasko wurde dadurch unausbleiblich; während der klassische Schwank heutzutage, verständig gekürzt und hurtig gespielt, die heitersten Erfolge verzeichnet. Der „Richter Adam" ist als komische Charakterfigur in unserer Litteratur ohnegleichen geblieben, und man lacht unwillkürlich während des ganzen Stückes, wo man doch pflichtgemäß „nur Schauder und Abscheu empfinden" sollte. Ei! ei! wenn das nicht bald anders wird! Kleist hatte, noch bevor sich das Schicksal des „zerbrochenen Kruges" erfüllte, an Goethe seine Penthesilea gesandt. Die Antwort lautete abweisend genug:

„Ew. Hochwohlgeboren bin ich sehr dankbar für das übersandte Stück des ‚Phöbus'. Die prosaischen Aufsätze — Adam Müllers — wovon mir einige bekannt waren, haben mir viel Vergnügen gemacht. Mit der ‚Penthesilea' kann ich mich noch nicht befreunden. Sie ist aus einem so wunderbaren Geschlecht, und bewegt sich in einer so fremden Region, daß ich mir Zeit nehmen muß, mich in beide zu finden. Auch erlauben Sie mir zu sagen — denn wenn man nicht aufrichtig sein sollte, so wäre es besser, man schwiege gar — daß es mich betrübt und bekümmert, wenn ich junge Männer von Geist und Talent sehe, die auf eine Schaubühne warten, die da kommen soll. Ein Jude, der auf den Messias, ein Christ, der aufs neue Jerusalem und ein Portugiese, der auf den Don Sebastian wartet, machen mir kein größeres Mißbehagen. Vorjedem Brett ergerüste möchte ich dem wahrhaften Bühnengenie sagen: hic Rhodus, hic salta! Auf jedem Jahrmarkt getraue ich mich, auf Bohlen über Fässer geschichtet, mit Calderons Stücken mutatis mutandis, der gebildeten und ungebildeten Masse das höchste Vergnügen zu machen. Verzeihen Sie mir mein Geradezu: es zeigt von meinem aufrichtigen Wohlwollen. Dergleichen Dinge lassen sich freilich mit aufrichtigeren Wendungen und gefälliger sagen. Ich bin schon zufrieden, wenn ich nur etwas vom Herzen habe. Nächstens mehr." Wenn diesen Brief ein anderer geschrieben hätte, so würde man ihn nichtachtend bei Seite schieben,

da er aber von Goethe ist, so zwingt er, dabei zu verweilen. So viel Urteile, so viel Wunderlichkeiten! Der Weimaer Kritiker verlangt Zeit, um sich mit den fremdartigen Voraussetzungen der Dichtung zu befreunden: von Fips und Fidibus würde der Anspruch ganz verständlich klingen, aber für den Dichter des „Faust" war es unschicklich, sich so schwerfällig zu stellen. Welches ist denn, um mit der ersten Ausstellung zu beginnen, diese wunderbare Region, in der sich die kleistische Tragödie bewegt? Ein Skythenstamm, der den Kaukasus bewohnt, wird von den Äthiopern mit Krieg überzogen. Die letzteren siegen, vertilgen das ganze männliche Geschlecht des Landes — Männer und Knaben — und nötigen die Weiber und Mütter der ermordeten Gatten und Söhne sich ihnen hinzugeben. Empört ob solcher Ruchlosigkeit und Schmach verschwören sich die Frauen und töten in einer Nacht sämtliche Eindringlinge. Das ist weder unmöglich, noch unnatürlich. Um ihr Land zu schützen, müssen sie sich fortan selbst in den Waffen üben, und um den Staat zu erhalten, müssen sie zugleich für Nachkommenschaft sorgen. Zu diesem Zwecke rauben oder erkämpfen sie sich Jünglinge, um sie nach kurzer Ehe wieder zu entlassen. So will es das Gesetz und ein uralter Brauch. Solcher Art sind die Voraussetzungen, um das Äußere der „Amazonen" zu erklären; dieselben sind fremdartig, aber keineswegs undenkbar, oder man müßte so einfältig sein, um aus der Geschichte der Menschheit selbst die bekanntesten Vorgänge als märchenhaft mißzuverstehen, nur weil diese nicht länger modern sind. Was nun aber die Persönlichkeit der Penthesilea selbst anbetrifft, so ist dieselbe so sehr vom heutigen Tage, daß sie sich jede Stunde wiederholen könnte. Sie ist Königin, und das Gesetz gebietet ihr, sich zu vermälen. Derartiges kann man in allerlei Staaten Europas erleben. Herz und Menschenwürde verlangen nicht Zufall, sondern Wahl; und Penthesilea wird nur den wählen, den sie liebt. Sie kann als Königin nur vermält in ihr Land zurückkehren; und sie wird sich nur mit dem vermälen, den sie liebt — und keinem anderen. Erringt sie, den sie umwirbt, so kann noch alles gut werden, mißlingt es ihr, so bleibt ihr nichts anderes, als selbst zu enden. Und das nennt Goethe aus einem „wunderbaren Geschlecht" sein! Die Notwendigkeit eines tragischen Ausganges beruht auf ihrer Unfähigkeit mit dem heiligsten Gefühl der eigenen Brust zu schachern; und die Art, wie sie untergeht, wird von den Umständen abhängen, unter welchen ihr die Unabänderlichkeit eines solchen Loses zum Bewußtsein kommt. So ist es zu allen Zeiten gewesen, und das heißt für Goethe, sich in einer „fremden Region bewegen." Sie kämpft mit einer Inbrunst ohnegleichen um das höchste Glück; sie träumt einen Augenblick, es gewonnen zu haben, während sie in Wirklichkeit verlor; erwacht, wähnt sich mitleidslos zurückgestoßen und verhöhnt; weiß jetzt, daß nichts mehr sie zu retten vermag, daß sie unterliegen muß, und beschließt außer sich vor Scham und Verzweiflung den letzten Kampf. Soll sie sinken, so darf es nur glorreich, d. h. nach dem äußersten Widerstande geschehen. Sie umgürtet sich mit allen Schrecknissen des Verderbens gegen den irrtümlich grausamsten Feind und erschlägt sich so blind wütend den süßesten Freund. Wiederum ist es auch hier, wie bei der „Familie Schroffenstein," vom Übel, daß die Tat der Leidenschaft beinahe das eigentliche Ende ist. Dadurch gerät ein Mißverhältnis in den inneren Bau der Tragödie, welcher die tragische Wirkung notwendig verkümmern muß. Das Leid beansprucht genau denselben Raum wie die dramatische Leidenschaft. Weit eher läßt sich, inanbetracht der Wirkung, vom Werden und Wachsen der letzteren abhandeln — wie „Othello" und „König Lear" deutlich erkennen lassen; und von so wunderbarem und zugleich höchstem tragischen

Reiz an die Todesszene der schönen Amazone ist, diese allein genügt nicht, um die in entfesselter Leidenschaft aufgeregten Gemüter bis zur Todessehnsucht zu beruhigen. Der Übergang erfolgt zu schnell und unvermittelt. Das wäre aber auch der einzige Fehler in einem Gemälde, das sonst eitel Herrlichkeit bedeutet. Der Stil ist von einer Natürlichkeit und Gefühlswahrheit, wie solches nur noch Shakespeare und die vollkommensten Schöpfungen Goethes aufweisen: nicht eine matte Zeile enthält das Stück; und sowohl die dramatische Energie, mit welcher die Handlung vorwärts treibt, wie die dämonische Kraft, zu der sich die Leidenschaft bekennt, würden dasselbe unter den Werken aller Zeiten unvergleichlich erscheinen lassen, wenn es nicht auch hier in dem „Macbeth" des großen Briten nur den glücklicheren Rivalen fände. Kampfesszenen von so hinreißendem Leben wie die zwischen der Amazone und Achill besitzt keine andere Litteratur der Welt. Der Jubelruf des beglückten Weibes bei der vermeintlichen Entdeckung, daß sie den Geliebten entwaffnet, möchte höchstens noch in Shakespeare ein gleichtönendes Echo wecken. Die Seele der Heldin ist so eigenartig, so reich an wechselnden Stimmungen und doch wieder ganz einheitlich und bei allem, sowol in ihrer Seligkeit, wie in ihrer Verzweiflung, durchaus reinste Natur, daß selbst ihre Raserei eher bezaubert als erschreckt. Man ermißt die ungeheuere Tat des Genies, wenn man bedenkt, daß die schöne Kriegerin, selbst nachdem sie den Geliebten buchstäblich zerfleischt, zum Schlusse noch immer liebreizend ist. Wer das ermöglichte, dem war in dem ganzen weiten Gebiete der Dichtkunst überhaupt nichts unerreichbar. Und ein solcher Dichter erregte Goethe das „größte Mißbehagen." Der sonst so höfliche und milde Mann wirft es dem anderen geradezu ins Gesicht; der freundliche Beschützer aller Mittelmäßigkeiten, Nichtigkeiten, ja Albernheiten — „Jon" und „Alarkos" der Gebrüder Schlegel „Wanda" und „Attila" des Zacharias Werner — hat kein aufmunterndes Lächeln für das einzige dramatische Genie seit Shakespeare übrig, nur, es ist jämmerlich, sich das eingestehen zu müssen, nur weil dasselbe gefährlich groß und ein Zeitgenosse ist: denn da es sich um Goethe handelt, ist die Annahme des Unverstandes in Sachen der Poesie nicht mehr erlaubt. Dieses Werk, das als Drama alle übrigen Stücke in deutscher Sprache weit hinter sich läßt, verweist er mit hochmütigen Worten auf die „unsichtbare Bühne". Und indem er so, ohne auch nur das geringste Wort der Anerkennung für all' jene ganz ungewöhnliche dichterische Pracht zu finden, bloß unnachsichtig und unverständig tadelt und sich dabei in dem Schein gefällt, gleichwohl Recht zu haben, ist er vergeßlich genug, von den eigenen Erzeugnissen, die samt und sonders dramatische Fehlgeburten sind, gar nichts mehr zu wissen, ist er naiv genug, in derselben Stunde an einer „Pandora" zu dichten, gleichzeitig den 1. Teil des Faust — Hexenküche und Hexensabbat — zu vollenden und 20 Jahre später, in einer wahrhaft grotesken Lüsternheit nach szenischer Vorführung, das dunkle Wunder des letzten Teils dieser Tragödie spaßhaft willkürlich in fünf Akte zu zerlegen. Wer tadelt und so herb tadelt, sollte es in jedem Falle besser machen, wenn er sich in dergleichen Sachen versucht, oder sollte sich des verurteilenden Wortes begeben. Das gebietet Verstand und Anstand. Zwar verursachten Goethe nur die „jungen" Männer solches Mißbehagen, das Alter scheint er damit, von der Verpflichtung gute Dramen zu schreiben, ausgenommen zu haben. Er getraut sich mit Calderons Stücken — mutatis mutandis allen ohne Ausnahme ein ungemeines Vergnügen zu bereiten. Um solche Wirkung zu erzielen, würde er wohl an jenen sehr zu ändern gehabt haben, und dazu mit größerem Geschick, als das war, mit dem er einst bei der Einrichtung von „Romeo

und Julie" verfuhr. Keines der Calderonschen Werke kann sich der „Penthesilea" an dramatischer Wucht und modernem Sinne auch nur annähernd vergleichen; alle von ihnen sind bis auf „das Leben ein Traum", welches wohl immer durch seinen Tiefsinn entzücken wird, so sehr in den Vorurteilen ihrer Zeit befangen, gehören so sehr einer schon völlig untergegangenen Welt an, daß sie für unsere Empfindung nur noch Moder und Verwesung sind: der ewig irrende Dramaturg, der es weder in der Kritik, noch im eigenen Schaffen je zu sicheren dramatischen Gesetzen brachte, würde dagegen an dem kleistischen Drama mit einem zarten, reizenden, seelenvollen Weibchen, das Händchen und ein Köpfchen hat — o ihr Riesenleiber! seine Wunder erlebt haben. Inwiefern durfte ihm denn eine Aufführung unmöglich erscheinen? Goethe kannte noch nicht einmal das Ende, und der ihm geläufige Inhalt ist nichts anderes als ein Liebesspiel, das sich unablässig in den keuschesten Farben hält, in viel keuscheren, als für gewöhnlich die eigenen Dichtungen aufweisen. Es ist unsinnig bei der Amazonenkönigin von wilder Sinnlichkeit zu fabeln; sie kämpft wohl mit dem Aufgebot aller Kraft um Achill, aber sie tut dies weil sie kämpfen muß, und ihn dazu noch liebt — das letztere jedoch ohne jedes Gelüst: denn sie zeigt sich ebenso unschuldig wie züchtig — und weil sie zugleich in dem Zusammenspiele eben dieser beiden Bestimmungen die Unabänderlichkeit ihres Geschickes begreift, nämlich

Ihn zu gewinnen oder umzukommen.

Wie gesagt, dem Weimarer Kritiker lag im „Phöbus" nur ein großes Bruchstück der Tragödie vor; wäre das Ende bereits vorhanden gewesen, vielleicht daß sich ihm schon damals die Empfindung „des Schauders und des Abscheues" eingestellt hätte. Denn in der Tat, der Dichter der „Penthesilea" wagt das Ungeheure. Er ist dabei durchaus in seinem Recht; er vollbringt, was er muß; die Idee verlangt es, und er gehorcht — bis zuletzt ganz Dichter und Künstler — gleichwol! es ist das Unglaubliche; die Königin fällt in Gemeinschaft ihrer Hunde den Achill mit den Zähnen an. Zwar ist sie von Sinnen, und es ist ein Einfall, wie ihn nur das Genie zu haben vermag, daß die Sinnlose lediglich ihren kampfesgeübten Hunden nachartet, ganz ohne eigenes Urteil nunmehr einzig noch mit den Augen folgen, anderen absehen und nachahmen kann — man begreift alles und schaudert gleichwol. Der grausige Eindruck wird allerdings dadurch wesentlich gemildert, daß der Vorfall sich hinter der Szene abspielt, aber der Bericht darüber muß sich in unserer Einbildungskraft zur sinnlichen Wirklichkeit erheben und wir — schaudern. Indessen! die tragische Bühne scheint ohne den „Schauder" nun einmal nicht auskommen zu können; von Bedeutung ist dabei nur, daß man zugleich beklagt. Ein Ereignis dagegen, das „Abscheu" erweckt, dürfte schon weit bedenklicher sein. Unsere erschreckten Sinne beruhigen sich viel leichter als die empörte Seele. Sämtliche Ausschreitungen des Wahnsinns und wären sie noch so entsetzlich, wird sicher unser Mitleid begleiten — wohingegen die Tat der überlegten Bosheit oder Unnatur leicht einen seelischen und auch sinnlichen Ekel erregt, der sich, wenn überhaupt, nur mit äußerster Anstrengung überwinden läßt. Es ist beispielsweise die Art, wie Othello sein Weib ermordet, nicht weniger gräßlich, und doch bleiben wir von Mitleid erfüllt: dazu geschieht der Mord bei offener Szene. Ob ein Mensch den anderen mit den Händen oder den Zähnen zerreißt, kommt zuletzt auf eins hinaus: das Wieso muß nur verständlich erscheinen. Weit schwieriger inbezug auf unseren Anteil ist schon die Lage des Königs Oedipous, der zuerst seinen Vater tötet und hinterher seine Mutter beschläft: beides freilich unwissentlich; doch ist schließlich insbesondere das letztere, immerhin

eine Tatsache, welcher die allgemein menschliche Empfindung für gewöhnlich den äußersten Abscheu mit vollkommenem Rechte entgegenbringt. Daß sich der Mann die Augen zum schicklichen Ende selbst ausschlägt und so gesehen wird, ist gewiß noch weit entsetzlicher, als wenn er einem anderen die Nase abgebissen hätte, fügt zum stärksten seelischen Graus noch denn sinnlichen, und mag vielleicht gerade durch diese höchste Summe aller erdenklichen Schrecknisse den Herren in Weimar so anziehend geworden sein, da sich dieselben für kein anderes Stück der tragischen Bühne Griechenlands in ähnlich starker Weise zu erwärmen verstanden haben, wie eben für das gekennzeichnete. Ist das etwa nicht grausig und abscheulich zugleich, wenn Orest die eigene Mutter mit dem Beile erschlägt? und genau auf diesem Untergrunde hat der goethische Genius ein hochgestimmtes Werk geschaffen, in welchem der Muttermörder unsere ganze Teilnahme an sich zu reißen versteht. Ja, der letztgenannte Dichter ist noch ein gutes Stück Weges weiter gegangen und hat in der „Braut von Korinth" die Brautnacht zwischen einem Lebenden und einer Abgeschiedenen in schwelgerischen Farben gemalt. So zauberhaft auch das Gewand ist, in welches sich der Vorgang kleidet, und welch' tieferen Sinn die Sage auch sonst noch haben mag — es ist genug, daß wir mit unserem inneren Auge die wollüstigen Verzückungen eines warmblütigen Menschen mit einem eiskalten Gespenst anschauen müssen — genug, um zu begreifen, daß es für die Menschheit im allgemeinen eher möglich sein dürfte, in blühendes Leben, und wäre dieses Menschenfleisch, zu beißen, als sich mit einer toten Braut in der geschilderten Art zu verlustieren. Die Vorstellung ist moralisch und sinnlich gleich scheußlich und damit in einem Maße unnatürlich, daß zu ihrer Erklärung für den gesunden Menschen weder Wahnsinn noch Leidenschaft ausreichen. Und da wir jetzt so recht inmitten des Kapitels von „Schauder und Abscheu" stehen, so möchte es vielleicht am besten sein, zuerst dieses und zwar ohne Unterbrechung zu Ende zu führen.

In einer erzählenden Dichtung Heinrich von Kleists: Der Marquise von O— befreit ein russischer Offizier zuerst die verführerische Dame aus den Händen vertierter und betrunkener Soldaten, die ihr Gewalt antun wollten, und schändet sie hinterher selbst, nachdem sie infolge der Aufregung ohnmächtig geworden. Zweifellos eine Abscheulichkeit! Indessen: der Goetheverein gräbt jetzt Urkunde auf Urkunde aus den noch bis vor kurzem so streng gehüteten Archiven und frohlockt, dieselben allen zugänglich machen zu können — gleichgültig, wie man rühmen darf, ob dadurch Licht oder Schatten auf seinen göttergleichen Heros falle. So sind denn auch die Briefe des Olympiers an die Freifrau von Stein zu einem litterarischen Werke gediehen. Wir erfahren auf diese Weise von einer Liebschaft zwischen einem wollüstigen jungen Manne und einer an Jahren älteren Frau, die zudem verheiratet und Mutter von einem halben Dutzend Kinder ist. Das Verhältnis soll gleichwol nach Schillers Aussage ganz „rein" geblieben sein. Der Begriff von Reinheit und insbesondere von einer so bezüglichen mag hier unerörtert bleiben — es sollte wohl auch mit dem Worte nur angedeutet werden, daß es niemals bis zum geschlechtlichen Umgange zwischen beiden gekommen. Nun bedenke man die Glut der Liebesbriefe und das tägliche Beisammensein! War also die Not am höchsten, so stürzte sie, das Feuer in allen Gliedern, in die Arme ihres Ehegatten, um sich in diesen abzukühlen, und er hatte wiederum stets irgend eine Christel bei der Hand, um sich an deren Busen gründlich auszuschmachten: sie wähnte dabei Wolfgang, er seine Charlotte zu umfangen. Goethe, der immer nur nach Selbsterlebtem bildete, hat diesem

Prachtstück von einer „Hülse in der Not". in seinen „Wahlverwandtschaften" ein ewiges Denkmal gesetzt. Nun, ich stehe nicht an, zu bekennen, daß mir die Schandtat des Russen, vornehmlich wenn sie so inbrünstig, wie sie in der „Marquise von O—" bereut und wieder ausgeglichen wird, hundertmal lieber als jenes angeblich „reine Verhältnis" ist. Die denkbar schlimmste Verirrung, wenn sie nur dem Augenblick angehört, schädigt weniger den Charakter des Menschen, als ein dauerndes Waten im Sumpf. Auch Goethe hat letzteres schließlich unerträglich gefunden und sich zu retten verstanden: aber es hat doch lange Jahre gewährt — die Freiin dagegen hat ihm diese Anwandlung zur Sauberkeit nie verzeihen mögen. Die Weimarische Gesellschaft vom Ende des vorigen Jahrhunderts dachte eben in solchen Dingen höchst wunderlich. Ganz Weimar war dazumal, wenn man Schiller glauben darf, „ein einziges reines Verhältnis", und man durfte sich ruhig die ärgsten Dinge erlauben, wofern diese nur auch den anderen geläufig waren. Das Gemeinste, weil allgemein, galt für erlaubt, und jedes Ungemeine glattweg für unmoralisch. Als die in Frage stehende Erzählung Kleists in einer Zeitschrift erschien, schrieb das Fräulein von Knebel an ihren Bruder: „Hier sendet Dir die Prinzessin wieder einen ‚Phöbus'. Es ist eine freche Gotteslästerung, daß man eine Pfütze so nennt, die wohl auch von der Sonne beschienen wird. Die Prinzessin meint, daß die Herren von Kleist gerechte Ansprüche auf den Lazarusorden hätten. Der moralische Aussatz ist doch auch ein böses Übel." Man sollte es kaum für möglich halten! Das „reine Verhältnis" weiß auch etwas von moralischem Aussatz. Die Entrüstung nimmt umsomehr Wunder, als die angefeindete Novelle zwar von einem recht kitzlichem Vorfall anhebt, dafür aber in ihrem eigentlichen Ausbau ein wahres Muster von weiblicher Erhabenheit entwirft.

Während Kleist in seiner Phantasie, und nicht blos er, sondern mit ihm die besten der Nation — ein Arndt, Blücher, York, Stein — alle Möglichkeiten erwog, wie die furchtbarste Geißel zweier Jahrhunderte, unter der die Deutschen mehr als alle anderen Völker Unsägliches litten, niederzuzwingen sei, und in seiner „Hermannsschlacht" mit hinreißender Beredsamkeit um des Vaterlandes und der Freiheit willen Aufopferung aller sonstigen Interessen und Gefühle und nichts als Aufopferung predigte — zog sich Goethe, verstimmt ob solchen Unfugs in die tiefste Einsamkeit zurück, um über Tierknochen gebeugt, die zum Himmel aufschreiende Not des eigenen Stammes zu vergessen. Es gehört ungemein viel guter Wille für einen anderen dazu, um sich aus den geschilderten Verhältnissen heraus zu jener luftigen Höhe zu erheben, auf der ein solches Gebahren noch begriffen und verteidigt werden kann. Man muß den ganzen erinnerungsreichen Zauber des heimatlichen Gefühls völlig in sich überwunden haben, sich nur als Weltbürger, die Völkerscheiden mehr als lästige Schranken für Kunst, Wissenschaft, Kultur empfinden, um noch Beifall klatschen zu können, wenn dieselben, sei es auch auf Kosten des heiligsten aller Vorurteile, zu fallen beginnen. Die Höhe einer solchen Anschauung ragt bereits so weit in die Luft eines ungewöhnlichen Denkens, daß unter den Edlen vielleicht auch wiederum nur der Ungewöhnlichste in ihr noch zu atmen vermöchte: gleichwol bleibt es möglich, und wir werden uns vor der Tatsache verneigen müssen. Allein! an eine Utopie der gedachten Art konnte doch der Weisesten einer schwerlich glauben; dagegen war ihm, weniger fühlbar sicherlich als den meisten anderen, doch immerhin das unermeßliche Elend gegenwärtig, welches der grollende Korse mit seinen vertierten Legionen in die vaterländischen Marken trug — und wenn er in dem an-

brechenden Kampfe gegen den immer unerträglicher werdenden Drucke einer satanischen Bosheit, seine Teilnahme wie seine Sorge darum lediglich in dem Zurufe: rüttelt nur an den Ketten, er ist euch doch zu stark! auszudrücken verstand, so ist es unmöglich, vor diesem ausschweifenden Egoismus, welcher dem Moloch der eigenen Ruhe alle Kleinodien der Menschheit preiszugeben trachtet, nicht „Schauder und Abscheu" zu empfinden und zu verachten, wo man sonst so bedingungslos angebetet hat. Gewiß, ein größerer Gegensatz als wie sie die Stellung der beiden Dichter in dieser besonderen Frage aufweist, ist undenkbar. Der eine ganz Opfermut, der andere ganz Selbsucht. Sobald Goethe nur einen Blick in die kleistische Dichtung tat, mußte er auf jeder Seite ein Verdammungsurteil lesen, das ihm der Jüngere unabsichtlich geschrieben hatte. Über den Widerwillen, der so entstehen mußte, wird sich niemand wundern dürfen; aber zum mindesten kein Deutscher wird sich hierin auf die Seite Goethes schlagen. Während der eine ruft: angesichts des bedrängten Ideals, sind alle Mittel erlaubt und notwendig; sollst Du weder Dich, noch Dein Weib, noch Deine Kinder und erst recht nicht die Unwilligen schonen — setzt der andere dem leidenschaftlichen Wunsche seines Sohnes August, sich den Kämpfern gegen den Erbfeind anzuschließen, einen unbesiegbaren Widerstand entgegen. Es wäre seltsam gewesen, hätte der Mann, der sich solches zu tun getraute, vor dem angepriesenen Wegweiser der kleistischen Muse, und wenn auch nur um sich selbst damit zu entlasten, nicht „Schauder und Abscheu" empfunden.

Ach! daß dem Menschen nichts vollkommenes wird —

Der Seufzer steht zu dem Charakter Goethes in viel innigeren Beziehungen, als zu dem des märkischen Dichters; deswegen bleibt der erstere doch immer noch einer der Vornehmsten unter den edlen Erscheinungen, von denen uns die Öffentlichkeit zu berichten weiß; und derselbe würde selbst in seinen schwächsten Augenblicken noch Recht behalten haben, sich mehr und besser zu dünken als die gesamte Welt, welche ihn nahe umgab, da er wohl sinken konnte, aber nur um wieder zu steigen, wo das Leben anderer ausschließliche Niedrigkeit ist. Torheit und Übelwollen hätten freilich, wie überall, auch ihm gegenüber leichtes Spiel; und einzig die Flecken der Sonne im Auge, möchte sich sehr bald ein Unwürdiger finden, der sich auch vor Goethe mit seinem „Schauder und Abscheu" wie vor einem „von Natur schön beabsichtigten Körper, den eine unheilbare Krankheit" ergriffen hat, zu prunken erlaubte. Die vorstehenden Sätze enthalten auch darum weder Klage noch Gericht; sie lassen sich an den einfachen Tatsachen genügen, lediglich, um endlich die Wirkungen eines barbarischen Urteils zu zerstören und zugleich die Möglichkeit eben dieses verständlich zu machen. Selbst wenn der übelberufene Ausspruch inbezug auf Kleist einzig lautere Wahrheit wäre, Goethe zum wenigsten hätte ihn nicht tun dürfen: denn nur dem Fehllosen könnte es verstattet sein, den Stein gegen andere aufzunehmen, und gerade Leben wie Werke des letzteren würden zweifellos bei einem Vergleiche die tieferen Schatten zeigen. Aber nicht bloß, daß Goethe keine Berechtigung zu einer Anklage hatte, die auf ihn sofort nach Lage der Dinge mit verdoppeltem Gewicht zurückfallen muß — der Vorwurf ist unwahr an sich, wurde derart empfunden und dennoch erhoben.

Als Heinrich von Kleist an seiner „Penthesilea" dichtete, war er dreißig Jahre alt. Zieht man diese Tragödie und die anderen ihr vorangegangenen Stücke in betracht, so wird zum mindesten der Einsichtige keinen Augenblick darüber im Zweifel sein, daß schon damals nur noch er in der deutschen Litteratur als höchste dichterische Kraft neben Goethe zu nennen war. Schon hatten dies der eine und der andere,

bald bei diesem, bald bei jenem Anlasse ahnungsvoll ausgesprochen; ja der alte Wieland, dem der junge Dichter Bruchstücke des untergegangenen „Robert Guiskard" vorgelesen, hatte sogar nicht gezögert, ihm einen noch höheren Rang vorauszusagen. Derselbe schrieb: „Wenn die Geister des Aeschylos, Sophokles und Shakespeare sich vereinigten eine Tragödie zu schaffen, sie würde das sein, was Kleists „Guiskard", sofern das Ganze demjenigen entspräche, was er mich damals hören ließ. Von diesem Augenblicke an war es bei mir entschieden: Kleist sei dazu geboren, die große Lücke in unserer Litteratur auszufüllen, die nach meiner Meinung wenigstens selbst von Schiller und Goethe noch nicht ausgefüllt worden." So unzweifelhaft richtig dieses Wort im allgemeinen ist — im besonderen hätte der also Erhobene diese Hoffnungen mit seinem „Robert Guiskard" nicht erfüllen können. Kleist wollte in demselben nichts geringeres, als sich gleich mit dem ersten Anlauf die tragische Höhe Shakespeares erobern und wollte dies mit der eigenen vollen Lust zum Leben: das heißt Unmögliches erstreben. Der 28jährige Mann rang mit äußerster Inbrunst um die Vollkommenheit in diesem Werke, fühlte, daß es ihm mißlang und vernichtete es. Zehn Jahre später hätte er triumphiert. Das Wesen des Tragikers ist: zu gleicher Zeit ganz Wille und ganz Entsagung zu sein; und selbst noch der Dichter der „Penthesilea" hatte erst zu verzweifeln, aber nicht zu entsagen verstanden. Indessen! wie weit eben dieser Umstand auch denselben von der vollen Künstlerschaft noch entfernen mochte, die Zeichen künftiger Meisterschaft waren so sichtbar, die Größe selbst schon erwiesen, daß kein Kunstverständiger beides so leicht übersehen konnte, und gerade Göthe sah scheinbar unbewegt darüber hinweg. Mit fünfunddreißig Jahren endete Kleist sein unseliges Leben. Wären Göthe, Schiller oder auch Lessing im gleichen Alter gestorben, so würde man wahrscheinlich von den beiden letzteren überhaupt absehen und angesichts des „Götz von Berlichingen" niemals zweifeln dürfen, daß dieses Stück als Drama selbst hinter dem „Käthchen von Heilbronn" beträchtlich zurückstehe; und hätte Kleist gar die Jahre des Weimarer Weisen erreicht, so würden heute die Deutschen wie die Engländer von Shakespeare nur von ihm als von ihrem ersten Dichter sprechen. Denn so wenig auch Goethe als dichterische Kraft den Vergleich mit irgend einem anderen zu scheuen braucht, als Künstler unterliegt er sowol Shakespeare wie Kleist. Denn den Dichter macht die Fähigkeit, unverdorben und wahrhaftig die menschliche Natur aus sich heraus in Wort und Gestalt wiederherzustellen. Von dieser Macht giebt selbst das schwächste Werk Göthes überzeugendste Kunde. Die Aufgabe des Künstlers jedoch beginnt, wo der Dichter endet: denn zu dem Vermögen, die unverfälschte Natur zu erneuern, wird jener bewußt oder unbewußt noch darnach trachten müssen, die wechselnden Erscheinungen seiner Gefühlswelt einem zielbewußten Willen zweckmäßig zu unterwerfen: nur so entsteht ein Kunstgebilde, und solches ist mehr als alles Frühere. Und es hält nicht schwer nachzuweisen, daß uns — von Schiller ganz zu schweigen — Goethe weder im Drama noch im Epos ein vollkommenes Werk hinterlassen hat: wunderbare Dichtungen, es ist wahr, aber keine Kunstwerke. Er selbst wußte dies und kannte auch den Grund. An Schiller schrieb er gelegentlich: „ich erschrecke schon vor dem Unternehmen, eine wahre Tragödie zu schreiben, ja ich bin beinahe überzeugt, daß ich mich durch den bloßen Versuch zerstören könnte —" und Goethes Wille war, sich in jedem Falle zu erhalten. Aber die große Kunst — sie befasse sich mit einem Stoffe tragischer oder hedonischer Art — verlangt immer eine bedingungslose Hingabe an das Ideal. Das Ziel der reinen Menschlichkeit kann auf keinem anderen Wege

erreicht werden, und die Leidenschaft muß ihr Alles daran setzen, um zu gewinnen oder darüber unterzugehen. Das Einzelwesen muß bereit sein, dem Ideale zuliebe, sich selbst zu opfern. Zu diesem äußersten Schritte vermochte sich Goethe weder im Leben noch in der Kunst zu verstehen. Doch zum Glücke für ihn wie für uns bewegte sich sein Egoismus vornehmlich in den schöneren Regionen: denn es war eben die merkwürdige Eigenart dieser Natur, nicht sowol alles für sich, als vielmehr nur nichts gegen sich zu wollen. Sobald dieser höchst empfindliche Mensch sich in Gegenwart eines Elementes fühlte, das geeignet erschien, seine innere Harmonie zu zerstören, floh er und zog künstlich Wall auf Wall, bis er sich gegen den Eindringling genügend gesichert glaubte. Auch er kannte so gut wie irgend einer das Ideal, aber er mochte sich mit diesem nur dann völlig befreunden, wenn er selbst erhalten blieb; und es gab mehr als einen Fall, in welchem ihn der volle Dienst zerstört hätte. Er verstand dies und erhielt sich. Seine Weisheit wie sein „feiner Egoismus" haben ihn so zweifellos zu einem Lebenskünstler vornehmsten Stiles gemacht, aber er verlor damit als Künstler im Reiche der Poesie, da eben diese von ihren Dienern, welche die höchsten Ehren erstreben, vor allem und unablässig die unbedingte Selbstverleugnung des Ichs verlangt — und wie man lebt, so dichtet man. Diesem strengsten Gebote konnte und wollte Goethe nicht Folge leisten: nur ja keine Handlung, die mit einem Schlage das Geschick vollständig entschiede. Selbst wo ihn zuweilen ein rücksichtsloser Wille zu beherrschen scheint, vermag er sich gleichwol inmitten eines stürmischen Laufes noch plötzlich zu besinnen, kühlt sich ab, vermeidet so das Äußerste, und entläßt den so erkalteten Zuhörer trotz unvergleichlicher Herrlichkeiten mit einem getrübten Eindrucke. So befreien seine tragischen Dichtungen nicht, sie beschweren: und der Grund dessen ist eine klügelnde Leidenschaft. Die Menschen in denselben sind nicht tatkräftig, sondern erscheinen von „des Gedankens Blässe angekränkelt"; sie sind vorwiegend unglückliche Geschöpfe und sollten leidvolle sein. Keines von Goethes Dramen hat in Wirklichkeit gerechten Anspruch auf einen solchen Namen. Am ehesten möchte noch diese Bezeichnung für die Iphigenie auf Tauris passen. Zwar in dramatischem Sinne handelt diese Heldin auch nicht, aber sie bleibt zum wenigsten ihrem Wesen treu und gehorcht der Wahrheit, obwol ihr und ihren Lieben und mit diesen, dem Liebsten, das sie besitzt, Schrecken und Vernichtung drohen. Nie fiel ein verwegeneres Wort denn jenes der Tochter Agamemnons, als sie dem Könige der Taurier den Plan zu ihrer Flucht entdeckt:

> Uns Beide hab' ich nun, die Ueberblieb'nen
> Von Tantal's Haus in Deine Hand gegeben.
> Verdirb uns — wenn Du darfst!

und der Skythe zeigt sich der stolzen Forderung vollauf gewachsen:

> Lebt wohl!

Es ist der volle Sieg des Ideals. Und es ist höchst bezeichnend für die goethesche Art, daß dieser einzige Fall ganz furchtloser Hingabe auch nur in einem Lustspiele stattgefunden hat, zu dessen Charakter eben ein freundlicher Ausgang notwendig gehört. Der zweiten Hälfte der Dichtung fehlt leider die breitere, kunstgemäße Fortentwickelung. Gleichwol steht das Werk als Drama obenan, da die andern Stücke dieses Dichters nicht bloß jeder Handlung, sondern zumeist sogar einer planvollen Fabel entbehren; und es muß sonach wie ein halbes Wunder hingenommen werden, daß diese stofflich ganz unzulänglichen und darum auch stofflich höchst langweiligen Gedichte dennoch zeitweilig ein unbeschreibliches Entzücken zu erregen vermögen. Dem Volke freilich

werden sie samt und sonders und immer nur Kaviar sein. Der Dichter läßt sich nämlich für gewöhnlich daran genügen, wechselnde Gemütszustände gesprächsweise anschaulich zu machen, um solche sodann in eine verständliche äußere Beziehung zu einander zu bringen. Im ersteren waltet er mit unübertrefflicher Meisterschaft; im letzteren sollte die Notwendigkeit herrschen, und der Zufall entscheidet. So erhält man eine Reihe mehr äußerlich zusammenhängender Szenen — einzeln von höchstem', dichterischen Reiz — aber keine geschlossene Kunstform. Auf die bloße Mache hin würde ein jeder Schulfuchs den Olympier meistern können. In Torquato Tasso und der natürlichen Tochter ist der Wechsel von Naturempfindung und Lebensweisheit für den Denker ein Genuß ganz erlesener Art; erkennt man die beiden Stücke einzig als Gedankendichtungen, die sie in Wirklichkeit sind, so wird man sich leicht eingestehen, daß sie nicht ihresgleichen mehr haben: sie aber szenisch vorzuführen, hat ungefähr denselben Sinn, wie wenn man eine größere Anzahl Lieder verwandten Inhalts nacheinander von kostümierten Personen vortragen ließe. In der Stella und in Klavigo — von anderem Kram gar nicht zu reden — wird eine ärmliche Begebenheit zu fünf Akten ausgereckt: so viel Auftritte, so viel Aufzüge! Selbst Egmont ist dramatisch ohne allen Halt. Weltbewegende Mächte werden aufgerufen, um zuletzt das Stelldichein des hochgeborenen Grafen mit einem Bürgermädchen einzuleiten.

Parturiunt montes et nascitur ridiculus mus —

Wenn man auch zugestehen muß, daß Klärchen keine lächerliche, sondern eine ganz allerliebste Maus ist. Schiller hat darum mit vollem Recht auf die gänzliche Beseitigung der Regentin gedrungen, um so wenigstens zu einer notdürftigen Einheit des dramatischen Gedankens zu gelangen. Im dritten Akte stehen wir noch immer zu Anfang des Stückes, ohne mit Bedacht zu ahnen, was eigentlich werden soll — so flott fallen allerlei Dinge durcheinander! und die geistreiche Erscheinung des lieben Klärchens am Ende des Gedichts ist man mit gutem Grunde geneigt viel eher spanisch als tragisch zu nehmen. Selbst die Sprache ist hier — wunderlich genug bei diesem Meister des Worts — teilweise trocken und in der jambischen Prosa des Schlusses beinahe geschraubt. Aber gleichwol! wer möchte darum wol auf Klärchen, wer auf die bezaubernde Melancholie des schönsten aller Lebemänner verzichten, der wie Graf Egmont in so vollkommener Art zu leben, zu lieben und selbst im Tode noch zu verführen versteht. Diese Gepflogenheit Goethes — ohne Rücksicht auf einen planvoll handelnden Willen — einzelne Empfindungen zu dramatisieren und sich erst hinterher zu deren Verbindung nach allerlei Anhängsel und Füllsel umzusehen, hat begreiflicherweise zur Folge, daß auch die Personen in seinen Stücken häufig genug einem ganz anderen Wertverhältnisse unterliegen als dies in einem echten Drama sonst der Fall ist. Der wirklich dramatische Held darf nie anderswoher als dem Banne der idealen Menschlichkeit entnommen worden, muß mithin ein Charakter sein: denn nur ein solcher kann handeln. Da nun aber die goetheschen Stücke ohne Handlung sind, so müssen auch die angeblichen Hauptpersonen gar häufig des Charaktergepräges entbehren, und man sieht sich genötigt, die ewige Natur zumeist unter den Nebengestalten zu suchen. Außer der „Iphigenie" wäre als leitender Charakter vielleicht einzig noch der Götz von Berlichingen zu nennen. Zwar auch dieser Held handelt nicht, im wahren Sinne des Wortes, aber er bewährt sich ähnlich der taurischen Priesterin und dies noch dazu in einer Dichtung, deren jugendfrischer Reiz schwerlich je ein Alter zerstören dürfte. Zumeist sind es bei Goethe die Frauen,

welche sich den Geboten schöner Menschlichkeit blindlings unterwerfen, während die Männer oft als wenig erfreuliche Halbwesen zwischen Leidenschaft und Selbstsucht hin- und herschwanken und ohne entschiedenen Willen einem jeden Augenblicke dankbar sind, was der gerade über sie beschließt. Doch was und wie viel man auch immer des weiteren noch gegen den Weimarer Halbgott als Dramatiker einzuwenden hätte — dem Dichter gegenüber wird eine jede Kritik die — im Kleinsten wie im Größten — allerorten und unablässig vorhandene Reinheit der Empfindung bewundern müssen. Dramatische Richtigkeiten! Dichterische Unvergleichlichkeiten! Und als Goethe gar im Jahre 1808 den ersten Teil seines „Faust" vollendete, mochte es in der Tat scheinen, als ob der Tag fürder nicht seinesgleichen hätte. Dieser Augenblick war's, der ihm in Kleist den geborenen Dramatiker und einen Dichter allerersten Ranges entgegenstellte.

Goethe hat im späten Alter gelegentlich gestanden, daß er nie einen „anspruchsvolleren Menschen" als sich selbst gekannt hätte: „niemals glaubte ich, daß etwas zu erreichen wäre, immer dacht' ich, ich hätt' es schon. Man hätte mir eine Krone aufsetzen können und ich hätte gedacht, es verstehe sich von selbst." Nun! Die Dichterkrone war ihm in der Tat zugefallen, und daß dies geschehen, schien ihm nur in der Ordnung zu sein. Wie aber, wenn sich dann auf einmal ein anderer fand, der Lust und Kraft zeigte, ihm diesen so selbstverständlichen Besitz streitig zu machen? Wer sich hier der Teilnahme, ja der emphatischen Anerkennung erinnert, mit welcher der Olympier beispielsweise Schiller wie Byron zu sich heraufzog, möchte es vielleicht gar zu eilig einer Unwürdigkeit Kleists zuschreiben, daß ihm gegenüber ein anderes Verfahren beliebt wurde. Indessen auch die zwei vorher genannten hatte Goethe zuerst mit mißtrauischer Kälte betrachtet und hatte erst freundlicheren Gefühlen Raum gegeben, als sich ihm dieselben im Bewußtsein ihres untergeordneten Ranges mit dem gebeugten Knie eines Vasallen naheten: daraufhin hatte er ihnen allerdings gnädig zugelächelt und beide mit rührender Güte zu sich emporgehoben. Nach ihrem Tode hat er ihnen sogar unvergleichliche Denkmäler gesetzt. Ein so anmutiges Betragen wäre eigentlich noch richtiger — erhaben zu nennen gewesen, würde nur dem Haupthelden solch' schöner Szenen das Spiel selbst schwerer geworden sein; wenn er vielleicht Platz gemacht hätte: aber das geschah nicht; er duldete nur, daß die beiden anderen sich an seine Kniee schmiegten. Er war ganz sicher. Er hat niemals seine olympische Ruhe verloren, wenn die Maulwurfsaugen der niederen Menschenart ihn ab und zu mit diesem oder jenem verwechselten; ja er war sogar schelmisch genug, sich zuweilen absichtlich ein wenig zu ducken, nur auf daß die mit Kleinstaaterei so verzärtelten Deutschen doch ab und zu in dem Bewußtsein froh werden möchten, mehr als einen Fürsten zu besitzen — der Krakehl, der dann gewöhnlich entstand, wenn solche Bücklinge in schönem Eifer mit ihren Hintern auf einander stießen, diente nur dazu, ihm, der seinen Wert ganz genau kannte, die Einsamkeit des Alters und dessen schwere Laune heiter zu beleben. Da Schiller nur fragmentarischer Dichter und im Drama besten Falles hochstrebender Artist, Byron wiederum mehr Verstand als Leidenschaft und dazu als Künstler ohne alles Vermögen war, so wurde es dem Dichterfürsten leicht, mit vollen Händen Kränze zu werfen, die schließlich immer wieder auf sein Haupt zurückfallen mußten. Mit Kleist hingegen nahm die Sache sofort ein sehr verändertes Aussehen an. Derselbe war ein wirklicher Prinz aus Genieland, und da es an dem, so sah er auch in Goethe nur den Älteren, nicht den Größeren; und sandte er dem letzteren seine

„Penthesilea“ ein, so bezweckte ein solcher Akt einzig die Ankunft des Gleichberechtigten zu vermelden. Es wäre nun gewiß eine Albernheit ohnegleichen zu meinen, daß Goethe die Bedeutung der neuen Erscheinung nicht verstanden hätte — oh, er erkannte sie so gut, nein! ungleich besser, als alle übrigen und die Folge davon war, daß er Unruhe empfand. Seit 30 Jahren hatte er sich daran gewöhnt, der erste Dichter der Nation zu heißen, und nun tauchte auf einmal ein anderer auf, der denselben stolzen Flug nahm, der alles Zeug dazu hatte zu erreichen, was er erstrebte und der vor keinem Nebenbuhler, selbst Goethe eingeschlossen, zurückzuscheuen gedachte. Soweit konnte sich freilich die vornehme Denkungsart des Weimarer Weisen nie verirren, um mit schädigenden Handlungen voller Vorbedacht dem unbequemen Manne entgegenzutreten: aber er tat das, was ihm, sobald die strenggehütete Harmonie seines Inneren in Frage stand, die Eigenart ein für allemal vorschrieb: er zog sich kalt und ablehnend ausschließlich auf den Kreis der eigenen Interessen zurück. Die Gegenwart Kleists bedrohte ihn; er dünkte sich wie in einer Notwehr befindlich und maß mit feindseligen Blicken den Störenfried. Nur so ist Goethes Verhalten und Urteil zu begreifen. Man hat lediglich zwischen Übelwollen und ausgesprochenem Blödsinn zu wählen: und das letztere ist unmöglich, ohne damit den Anstand aufs gröblichste zu verletzen. Während Goethe rastlos dabei am Werke war, seine Stücke, die weder für eine sichtbare noch unsichtbare — also überhaupt für keine Bühne geschrieben sind, gleichwohl szenisch vorzuführen und selbst das gewaltigste Unwesen von einem Drama, das es giebt, seine „Natürliche Tochter“ vorbereitete, schien es ihm, als stände der Dramatiker Kleist noch hinter diesem baaren Nichts zurück: Das konnte, zieht man Alles in Betracht, nur eine Verfinsterung des Gemüts bewerkstelligen. Das Ende des unglücklichen märkischen Dichters ist bekannt. Nachdem dieser noch mit drei weiteren Dramen, die von keinem deutschen Stücke an dramatisch-dichterischem Gehalte übertroffen werden, gegen die Gleichgültigkeit und den Widerwillen seiner Zeit verzweifelnd angekämpft hatte, gab er sich, unerhört und von aller Welt verlassen, den Tod. Die Gesellschaft selbst trifft kein Vorwurf; so, wie dieselbe einmal ist, kann sie Leute vom Schlage Kleists, welche durch ein völliges Aufgehen in das Ideal sie unaufhörlich und unerbittlich an ihren schmählichen Abfall mahnen, nur hassen; und wird sogar meinen, noch mild gewesen zu sein, wenn sie sich, anstatt solche kurzer Hand abzutun, bloß zu einem stillvergnügt gelassenen Zuschauer all' jener grauenhaften Unbilden macht, an denen diese inmitten einer fühllosen Welt langsam, aber sicher und qualvoll dahinsiechen. Allein! daß ein echter und großer Dichter, der noch viel früher als der andere von einem gleichen Untergange bedroht gewesen wäre — man stelle sich vor, Goethe hätte von der Aufführung seiner Stücke leben sollen — würde sich nicht der Zufall seiner sorglich angenommen haben, mitleidslos untätig verharrt, wo es seinerseits nur eines Winkes bedurfte, um den ihm so Nahverwandten zu retten, bleibt ein Schimpf, der unauslöschlich ist. Für jede verselnde Erbärmlichkeit, die sich an ihn schweifwedelnd und bettelnd herandrängte, hatte der großmächtige Minister nur gütiges Lächeln und eine offene Hand, zuvorkommende Freundlichkeiten aller Art, Unterstützungen, Jahresgehalte waren Allen, nur nicht dem Würdigsten zugänglich. Und nicht genug damit! Die „Hermannschlacht“ wie der „Prinz von Homburg“ wären verloren gegangen, wenn sie nicht in Tiek — zu dessen unsterblichem Ruhme — ihren ausdauernden Freund gefunden hätten! erst dieser, selbst arm, hat beide Dramen nach großen Nöten herausgeben können, um alsdann wol in warmen, doch keineswegs über-

triebenen, ja eher zurückhaltenden Ausdrücken die Herrlichkeiten dieses mißhandelten Genius zu preisen. Und gerade auf diese Würdigung hin empfand Goethe jenen berüchtigten „Schauder und Abscheu" und gab demselben zum Gange in die Öffentlichkeit die ganze Wucht seines Ansehens mit auf den Weg. Wer leichtfertig ist, wird in einem solchen Verhalten gar bald eine Art von Kannibalismus erblicken. Zum Glück läßt die Sache eine menschliche Deutung zu. Wie der Altmeister unserer Poesie seinen Sohn August zwang, zu Hause zu bleiben, als sich die Anderen alle zu einem begeisterten Kampfe um Freiheit und Vaterland anschickten: und gerade deshalb, weil er sich und die Seinen ausschloß, die opfermütigen Landsleute mit der Überkraft Napoleons verhöhnte — genau dem ähnlich trieb es ihn auch, mit jenem nichtswürdigen Worte das Andenken Kleists zu schmähen, weil eine innere Stimme ihm vorwarf, daß er jenen hatte umkommen lassen; gerade in dem Unmaß des Ausdrucks verrät sich das beunruhigte Gewissen und die Sucht des Verklagten, dasselbe zu betäuben. Leider hat der gräßliche Vorwurf sich bis auf den heutigen Tag des höchsten Ansehens zu erfreuen gehabt. Die gedankenleeren Schwätzer haben sich denselben, da er eben von Goethe kam, ohne weiteres angeeignet, und sind, sobald ihnen etwas, sei es im Leben oder in den Werken des Dichters nicht verständlich war oder auch nicht paßte — und für gewöhnlich paßt den Kritikastern gerade das Allerbeste nicht — noch immer in ein erschütterndes Geheul über die „Krankhaftigkeit und Gefühlsverwirrung" des unglücklichen Mannes ausgebrochen. Der eine von ihnen — zur Ehre der Menschlichkeit hoffe man, daß es wirklich nur bei dem einen geblieben — hat vor lauter Anbetung des Olympiers in jenem barbarischen Ausspruche aber auch gar nichts Befremdliches zu finden vermocht. „Goethe mußte," so erklärt er, „in der Erscheinung Kleists die Verkörperung jenes kranken Elements, das in seiner Jugend ihn selbst erfüllt hatte, mit dem feindseligen Gefühle empfinden, das uns überwundene Gebrechen einflößen." Wenn dem auch wirklich so gewesen wäre, und beide, Kleist wie Goethe, zeitweise an denselben Gebrechen gelitten hätten, so ist es zu bedauern, daß Herr Adolf Wilbrandt außer dieser Wahrnehmung nicht noch eine zweite zu machen verstand — nämlich diese: daß die gemeine Art allerdings nur ein abgestumpftes, ja sogar ein böswillig verhärtetes Gefühl aus den eigenen Leiden der Vergangenheit davonzutragen pflegt, wohingegen der edle Mensch aus den gleichen seelischen Erfahrungen das regste, verständnisvollste Mitgefühl und einen quälenden Drang zu helfen, wo nur Hülfe möglich ist, zurückbehält. Was sodann nach Ansicht dieses selben hochweisen Herrn unter anderem als seelische Krankheit anzusehen sei, erfahren wir aus einer beigegebenen Probe. Kleist hatte nämlich, um einen Paß nach Paris zu erhalten, als Zweck seiner Reise ganz allgemeine Studien angegeben und im gewöhnlichen Sinne — nichts studiert. Als er nun nach seiner Rückkehr in Leipzig den alten Professor Heidenberg besuchte, wünschte sich der letztere über die angebliche Studienreise näher zu unterrichten. Der Dichter selbst berichtet darüber in einem Briefe:

Eine alberne Antwort von meiner Seite, und ein trauriger Blick zur Erde von der seinigen. „So sind Sie also blos so herumgereist." „„Ja, herumgereiset!"" Er schüttelte wehmütig den Kopf. Endlich erhorchte er von mir, daß ich doch an etwas arbeite. „Woran arbeiten Sie denn? Nun, kann ich es denn nicht wissen? Sie brachten diesen Winter bei Wieland zu; gewiß! gewiß!" Und nun fiel ich ihm um den Hals und herzte und küßte ihn so lange, bis er lachend mit mir übereinkam; der Mensch müsse das Talent anbauen, das er in sich vorherrschend fühle.

Herr Wilbrandt bemerkt dazu: „liebenswürdig und krankhaft zugleich!" Gerechter Himmel! wer da nur noch gesund sein mag! Würde Kleist aufgeschnitten haben, daß sich die Balken gebogen, dann wäre er wahrscheinlich ganz nach dem Geschmacke dieses wunderlichen Arztes — nämlich kerngesund gewesen. Ja, so verschieden sind die Ansichten der Menschen! Die Tonart, die Goethe angeschlagen, wird krampfhaft festgehalten, nur damit dem armen Menschen die Schuld anderer doch ja nicht von der Schulter genommen werde. Daß sich dann schließlich ein so ideales Verständnis mit dem „freundlichen Gefühle" schmeichelt, die „Manen des Dichters und die Nation versöhnt zu sehen," weil der Prinz Friedrich Karl von Preußen dem ersteren einen Denkstein auf das bereits ganz verfallene Grab setzte — kann nach den früheren Beweisen kritischer Gesundheit nicht weiter Wunder nehmen: wenn auch diese so schmeichlerisch ersonnene Vorstellung ein solches Gemisch von Lüge und Schamlosigkeit enthält, daß an dieser Stelle der Schauder eine wirkliche Berechtigung hat. Die Nation hat es ihn, heißt es dazu, „lange schwer entgelten lassen, daß er sie in ihrer schwersten Stunde so eigenmächtig verließ." Eigenmächtig! Wenn der größte deutsche Dramatiker und zugleich ein Dichter allerersten Ranges nach Werken, wie „Kätchen von Heilbronn", die „Hermannschlacht" und der „Prinz von Homburg" gerade so weit ist, um nur noch, durchaus wörtlich genommen, zwischen einem ganz sicheren Hungertode oder der Kugel wählen zu müssen, so ist das — Mord und kein freiwilliger Tod mehr. Ein Mensch in dieser Lage stirbt genau so freiwillig wie Sokrates, der mit eigener Hand den Schierlingsbecher zu den Lippen führte. Wenn ein Volk durch sein Verhalten deutlich zu verstehen giebt, daß es sich mit Vorliebe am romantischen Schwindel berauscht und leichtherzig auf jede echte Poesie verzichtet, dann ist es allerdings auch frei von jener Schuld, und nur die Vorsehung und Kleist selbst mag der Vorwurf treffen, wieso er sich in eine Welt hinein verirrte, in der er nichts zu suchen hatte. So lange aber eine Nation unausgesetzt stürmische Gebete zu allen Idealen in der Kunst zu senden scheint und dennoch solche Frevel begeht, wird sie es sich gefallen lassen müssen, daß man sie der Lüge und in diesem besonderen Falle einer empörenden Ruchlosigkeit zeiht. Nein! Die Manen Kleists sind nicht versöhnt und können es nie werden; es sei denn, die Deutschen gingen in sich und suchten an späteren Jüngern der Ideale gut zu machen, was sie an den früheren schnöde verbrachen. Glücklich, wer noch hoffen kann! Das deutsche Volk hat seine Lindau, Lubliner, Blumenthal, und so gesättigt an reiffter Kunst verdaut es, einer boa constrictor ähnlich, im trägen Halbschlummer, um sich erst wieder zu rühern, wenn es einen Jakobson oder einen Franzosen seinem Schlunde vorübertänzeln sieht. Unselig die Unerfahrenen, die noch immer, gestützt auf ein großes Können, glauben mögen, mit der Reinheit ihres Wollens ein so genährtes Ungeheuer vielleicht auch seelisch bewegen zu können, sie bringen es nicht einmal bis auf die 35 Jahre unseres unglücklichen Heinrich von Kleist. Wer liest, wie noch dieser Dichter für die „Familie Schroffenstein", den „Amphytrion", den „zerbrochenen Krug" einzeln etwa 700 Mark von seinem Verleger bezog, der muß einen Augenblick wähnen, von einem goldenen Zeitalter zu hören! Heute würde man denselben Dramatiker, der nicht zu dem Drucke solcher Werke noch Geld darauf geben wollte, auf einen getrübten Verstand hin am liebsten sofort ärztlich untersuchen lassen. So stehen wir 80 Jahre nach jenem tragischen Ereignisse. Schlimm war es leider zu allen Zeiten; schon Lessing hat mit bitterer Verachtung darauf hingewiesen, und auch der glücklichere Goethe hat in seinen guten Stunden des Schadens mit herben Worten gedacht — aber es ist

schlimmer und schlimmer geworden. Es würde darum auch gräßlich sein, stiege jemals dem „dankbaren Volke" der Gedanke auf, jenem hingemordeten Manne prunkende Denkmäler aus Erz oder Marmor zu setzen; denn gerade jene Geschöpfe würden bei dem schandbaren Schauspiele die Hauptrolle spielen, die allen anderen voran bereit wären, den Dichter, lebte er heutigen Tages, an Händen und Füßen gebunden und mit einem Mühlstein um den Hals, in das Meer der Not zu werfen, dort, wo es am tiefsten ist. „Erlogen" soll die „unbeschreibliche Heiterkeit" gewesen sein, mit der Kleist in den Tod ging. Herr Wilbrandt sagt es, und daß er es gerade sagt, ist ganz wol verständlich. Wem es vergönnt gewesen, an der ersten Schaubühne der Welt derart deutsche Kunst zu pflegen, daß er, als erste Bethätigung künstlerischen Sinnes und vaterländischen Interesses, einen französischen Schauerwitz, les corbeaux, unbesehen mit 6000 Francs erwerben und daneben mit Leidenschaft den Plan betreiben durfte, die eigenen Machwerke und Übersetzungen, wenn nur irgend angänglich, dem gefälligen Publikum der Phäakenstadt an 4 Tagen der Woche vorzuführen; wem die irdischen Götter so zur Hand gegangen sind, der wird freilich mit „unaussprechlicher Heiterkeit" einzig dem Leben entgegenlächeln und vor dem Tode mit jenem Grauen zurückbeben, das ähnlich unaussprechlich sein möchte. Aber was für Herrn Wilbrandt der Tod, bedeutete für Kleist Leben. Schon Shakespeare war der Meinung, daß der Edle in dieser Welt nur mit Mühe atme; der Edle und ach! so Elende atmet dann bald überhaupt nicht mehr. Für unsern Dichter war das irdische Leben mit Recht grauenvoller als jeder Tod, und der Tod — seliges Leben auf einem besseren Sterne. Wenn doch diese famosen Lebenskünstler sich endlich einmal an ihren so ideal erworbenen Renten schweigend genügen ließen. Alle Wonnen eines goldenen Erwerbs sollen ihnen unbeneidet bleiben, wenn sie sich still verhalten und die gemarterte Erhabenheit nicht noch im Grabe schmähen.

Für die Poesie gilt nur ein Gesetz: die Wiederbelebung der echten Natur in Wort und Gestalt. Des Wortes bemächtigt sich das Gefühl, der Gestalt die Handlung. Das bloße Gefühl wird zum Lied, die handelnde Gestalt zum Drama oder Epos. Nur wo sich, sei es im Gefühl, sei es in der Handlung, ideale Menschlichkeit offenbart, ist wirkliches Dichtertum. Shakespeare, Kleist, Goethe, selbst der karge Lessing sind Dichter. Der letztere steht an Einbildungskraft und darum auch an Fülle des Wortes weit hinter Schiller zurück, aber er bleibt wahr, wo der andere die gemeine Wirklichkeit in die Region des romantischen Truges erhebt. Das letzte Ziel aller Kunst ist, das Leid der Menschheit nicht nur zu lindern, nein, zu tilgen. Um dahin zu gelangen, genügt nicht das einfache Lied: die Gestalt soll handeln und dies zweckmäßig. Erst solches ist Kunst. In diesem Sinne ist Shakespeare der unübertroffene Meister. Es war Kleist nicht vergönnt, ihn im Tragischen ganz zu erreichen — dies verhinderte ein frühzeitiger Tod — doch ist er ihm im Dramatischen ebenbürtig und übertrifft damit auch Goethe.

Der alte Wieland hatte ganz recht erkannt: Kleist würde Shakespeare erneuert haben. Dem Späteren mangelt keine Eigenschaft seines großen Vorgängers, alle sind vorhanden und wenn auch in der Ausdrucksweise verschieden, so doch im Inhalt gleich.

Läßt man „Faust" außer acht, so wird man finden, daß sich die Phantasie Goethes bei der Gestaltung eines Weltbildes vorwiegend in engen Grenzen hält; sie bemißt mit ihren Flügeln nur immer einen kleinen Raum des Alls und doch beruht gerade auf ihrer Weite zu einem guten Teil die reichgestaltende Fähigkeit des menschenbildenden Künstlers. Die Einbildungskraft Schillers erhob sich dagegen mit

einem außerordentlichen Schwung — man vermag sich besonders in seinen Jugendwerken darüber zu belehren — leider ging diesem Dichter aber so gut wie jede Naturempfindung ab, so daß ihm wohl die gesellschaftlichen Figuren, nie hingegen der natürliche Mensch geriet. Goethe vermochte hier beidem in gleich vollkommener Weise gerecht zu werden; er kennt die Gesellschaft und ist selbst reine Natur: aber so ideal ihm auch die Verkörperung eben dieser letzteren gelingt, seine Leidenschaft liebte doch vornehmlich die schönen Linien, liebte die Sonne, den Mond und all' die anderen Gestirne, mit anderen Worten: das Licht, und ging den dunklen Geheimnissen der Nacht behutsam aus dem Wege. Sieht man wiederum vom „Faust" ab, so haben die goetheschen Gestalten wenig Geheimnisvolles an sich. Dieselben geben sich im allgemeinen einfach und durchsichtig, scheinen manchmal eine einzige große Familie zu bilden und sind sogar in der Farbe ziemlich schlicht. An Phantasie sowol wie an vielseitiger Naturempfindung — zwei Dinge, die zusammen die Größe und den Umfang der plastischen Kraft bedingen, geht Heinrich von Kleist dem Weimarer Dichterfürsten zweifellos weit voran. Man kann natürlich nicht sagen, daß es dem goetheschen Wesen an Vertiefung gebrach, aber das seelische Leben in Shakespeare wie in Kleist erweist sich als breiter angelegt, von mehr und höchst verschieden gearteten Leidenschaften erfüllt und darum auch stürmischer bewegt. Die Geschöpfe der beiden letzteren sind uns stets wie zu Fleisch und Blut geschaffen sinnlich gegenwärtig, eigenartig, unverkennbar, unverwechselbar, voll kräftigster Farbe, weithinleuchtend und dennoch zuweilen von jenem leisen, zauberhaften Dufte umwittert, der sie so oft dem betrachtenden Sinne zugleich überaus deutlich und doch rätselhaft, anziehend und so unvergeßlich macht. Allen dreien ist die gleiche Tiefe, Innigkeit und Wahrheit des Gefühls gemein, aber die Leidenschaft Goethes zeigt sich weniger wechselreich und schwächer an Glut und Energie. Wer das zehnjährige Wirken Kleists mit den 60 Jahren goethescher Thätigkeit vergleicht, wird schnell entnehmen, wessen Inneres die größere Fülle idealer Güter und im Zusammenhange damit den mächtigeren Schaffungsdrang besaß. Man erinnere sich des Grafen Rupert, der Penthesilea, des Michael Kohlhaas, Kätchens und des Cheruskerfürsten — von den Nebengestalten ganz zu schweigen — und es wird begreiflich, daß man, um von den Charaktergestalten in deutscher Poesie zu sprechen, mit denjenigen des märkischen Dichters zuerst beginnen müßte. Und in noch einem Punkte übertraf dieser den Altmeister des Liedes: er war selbstlos bis zur Aufopferung. Er kannte keine Rücksicht für das Ich, wo es den Dienst der Idee galt. Über die Ideale vergaß er sich und war jeden Augenblick bereit, ein zweiter Decius Mus den Abgrund zu füllen, wenn die Not der Menschlichkeit es gebot. Und gerade diese wunderherrliche Treue hat ihm die abgefallene Niedertracht zum größten Vorwurf gemacht. Die eigene werte Leiblichkeit, wenn das Ideal es verlangte, ohne viel Besinnen aufs Spiel zu setzen — freilich! freilich! das ist ein bischen arg! Wer sich dazu aber nicht verstehen kann, der wird wohl auch auf den Gipfel in der Kunst verzichten müssen, denn dieser ist nun einmal billiger nicht zu haben. Aufopferung ist die Seele des dramatischen Kunstwerkes; es giebt kein echtes Drama, das diese Forderung nicht erhübe und zugleich erfüllt sähe. Alles an alles zu setzen — schon Goethe hatte dies so begriffen, wenn er selbst es auch im allgemeinen vorzog, sich lieber nicht zu opfern.

* * *

Und nun, teurer Dr. Conrad, meinen Dank und Lebewohl! Was im Laufe der letzten zwei Jahre meinerseits in Ihrer Zeitschrift veröffentlicht wurde, hat Ihnen —

wir beide wissen davon — mancherlei Anfechtungen eingetragen: aber Sie haben tapfer ausgehalten. Ein beträchtliches Teil dieser so erschienenen Aufsätze hätte — wenn nicht in der „Gesellschaft“ — nirgend anderswo eine freundliche Heimstätte gefunden, und es ist nur natürlich, daß ich, zum Schlusse gelangt, eines solchen Umstandes nicht vergesse und Ihrer Ehrlichkeit wie Einsicht voll Rühmens dabei gedenke. Und noch eines ganz besonders hat Sie mir vor allem wert gemacht: das ist Ihre durch nichts zu beirrende Achtung vor dem wohlüberlegten Worte des wahrhaftigen Gedankens. Nie ist Ihnen der Einfall gekommen, eine Änderung vorzunehmen: Sie überlassen derartige Künste wohlweislich jener dummdreisten Untermittelmäßigkeit, die fast ausnahmslos in diesem gesegneten Deutschland die Leitung der periodischen Blätter besorgt, und die bald dem Schacher, bald der eigenen Unvernunft zu Liebe sogar zu verbessern unternimmt, wo sie meistens nur halb und oft genug selbst nichts von der Sache versteht. Hierfür erst recht meinen Dank. Und so scheint es beinahe, als wären jetzt der Worte genug gewesen, und ich könnte nach solch' schicklicher Verbeugung nichts besseres tun, als die lang genug behauptete Szene dieser Zeitschrift so eilig wie möglich zu verlassen: allein es ist etwas wie Pflichtgefühl, das den willigen Schritt gleichwol zu zögern heißt und noch ein Kleines weiter Ihre Freundschaft wie die Aufmerksamkeit der treuesten Leser auf die Probe zu stellen versucht. Ich muß Ihnen noch ein wenig — nicht von mir! der Himmel bewahre mich vor dieser Todsünde gegen die Selbstachtung — wohl aber von einem Ereignis erzählen, das allerdings meine Person betrifft und in einem überaus engen Zusammenhange auch mit alledem steht, was meinerseits in diesen Blättern vorgetragen wurde.

Wenn Sie, lieber Freund, alle jene mehr oder weniger abgerundeten Aufsätze, die im Laufe der letzten zwei Jahre das „Magazin für die Litteratur des In- und Auslandes“ (noch unter Bleibtreus Leitung), die „Gesellschaft“, die „Blätter für litterarische Unterhaltung“ und „Unsere Zeit“ unter meinem Namen veröffentlichten, zusammenzählen und ordnen wollten, so würde sich ein recht stattlicher Band von ganz einheitlichem Charakter ergeben. In der Tat sind denn auch diese Aufsätze abgesonderte Teile eines in sich geschlossenen Werkes: und es sind die Schicksale eben dieses Werkes, die ich hier in aller Kürze zum besten zu geben mich getrieben fühle. Was sonst ein Ansinnen sein dürfte, das schwer zu rechtfertigen wäre, mag jetzt und an diesem Platze dreist gestellt werden: denn es handelt sich nicht mehr um Dinge, die völlig unbekannt geblieben sind, vielmehr haben Tausende jene Untersuchungen über „den Ursprung und den Zweck der Poesie“ — gleichviel in welcher Stimmung, so doch immerhin und dazu mit Bedacht gelesen — diese Tausende sind daher in der Lage zu urteilen, sobald ein Urteil notwendig werden möchte und können ihre Erfahrungen sogar bereichern, wofern sie dessen noch bedürftig sein sollten. Eines allgemeinen Interesses halber nehme ich hier das Wort. Zur Sache!

Vor etwas mehr als zwei Jahren also war die soeben erwähnte Arbeit, die Sie jetzt nahezu vollständig kennen gelernt haben, bis etwa gegen die Hälfte ihres jetzigen Umfanges gediehen; und mehrfache Erwägungen ließen es mir ratsam erscheinen, mich schon vor Schluß derselben nach einem Verleger umzusehen. Ich trat mit H. Häßel*) in Leipzig in Unterhandlung darüber. In demselben Verlag war zu

*) Es ist dies derselbe Mann, den feile Schreiber bald hier bald dort als den Freund und Entdecker K. F. Meyers preisen müssen: als ob auch des letzteren Freundschaftsgefühle dem Gutachten und Befinden jenes unterlägen und als ob eine dichterische Persönlichkeit solcherart gerade dadurch zu ent-

gleicher Zeit mein letztes Buch: „Vom Wahren in der Kunst“ — erschienen. Nachdem Herr H. Hässel von den fertigen Teilen Kenntnis genommen und sich überhaupt mit den Zielen des neuen Werkes vertraut gemacht hatte, kamen wir zu einem vorläufigen Vertrage, der mir für den Druckbogen durchschnittlich 30 Mark Honorar zusicherte. Dabei war der Verleger der Voraussicht, daß der Band mindestens 40 Bogen stark werden solle, während ich begreiflicherweise wenig Neigung zeigte, meine Arbeit vielleicht über zwei Jahre auszudehnen und so meine sämtlichen Lebensbedürfnisse einzig aus jenem elenden Honorargebote befriedigen zu müssen. Ich hatte es in der Handschrift zur Zeit schon ungefähr auf 15 Druckbogen gebracht und wollte es dazumal, um mir nicht Unmögliches aufzubürden, durchaus bei 20 Bogen belassen. Es ist freilich anders und so gekommen, wie es sich der Verleger ursprünglich dachte. Wichtiges und Notwendiges läßt sich, oft genug, wofern man nützen will, nicht in ein paar Zeilen erledigen; und erstrebt man in vollem Ernste Tüchtiges, so wird man zuguterletzt Sklave seiner Pflicht. Als Vorschuß auf den fertigen Teil des Werkes hatte ich 500 Mark erhalten und darnach die Zusage gemacht, das Ganze spätestens innerhalb der nächsten neun Monate zu vollenden. Das geschah auch; selbst die erste Hälfte wurde noch einmal von Grund aus umgearbeitet; und wer Verständnis genug besitzt, um die Schwierigkeit der Materie zu kennen, weiß damit überhaupt, daß es bei einer solchen Arbeit denken, denken und immer wieder überdenken, unaufhörlich ändern und feilen heißt, bevor man sich sagt, daß man auch nur halbwegs zufrieden sein darf. Genug! ich war zuletzt ungefähr so weit. Die Abhandlung war aber mittlerweile doppelt so stark geworden, als ursprünglich meinerseits beabsichtigt worden: und ich fragte darum zuerst bei der Buchhandlung an, wie sie sich dieser veränderten Sachlage gegenüber zu verhalten gedächte. Ich erhielt die Antwort: „Vor meiner Entscheidung muß ihr Manuskript geprüft werden.“ Es ist ja nur verständlich, daß man einer solchen Forderung nachkommen muß, und sollte dieselbe auch von dem Unfähigsten aller Sterblichen gestellt werden. Ich schickte also das Manuskript ein, legte zugleich einen Brief des Herrn, in welchem er sich zu jenem schon einmal erwähnten Honorar von 30 Mark den Bogen verstanden hatte, der Kürze halber bei — und der Mann läßt nichts weiter von sich hören. Ich hatte mir unter Angabe sehr gewichtiger Gründe die Entscheidung auf einen bestimmten Tag erbeten; da keine — auch in den nächstfolgenden Tagen nicht — erfolgte, blieb mir endlich nichts anderes übrig, als mich selbst an Ort und Stelle zu begeben: ich reise daher nach Leipzig, frage dort

decken wäre, daß man durch einen glücklichen Zufall zum ersten und aus Gnaden alsdann noch zum alleinigen Verleger der bezüglichen Werke wird. Wenn nach einer Reihe von schlechten Romanen Ossip Schubin plötzlich durch einen Aufschrei Julius Rodenbergs zu einem vorübergehenden Ansehen gelangt, so ist beides gewiß ganz verständlich: daß „Lola“ entdeckt wurde, und daß der Entdecker eines solchen Gestirnes ein Kenner wie eben der Herausgeber der „Deutschen Rundschau“ sein mußte. Aber Dichter wie K. F. Meyer sind noch nie entdeckt worden; und es hat auch, dieses einzige Beispiel ausgenommen, bisher noch keinen Verleger gegeben, der damit geprahlt hätte, der Entdecker Shakespeares, Goethes, Lessings u. s. w. schon dadurch geworden zu sein, daß er deren erste Werke — womöglich noch auf Kosten dieser — lediglich drucken ließ. Herr Hässel ist in die Buchhändlerbahn als Laufbursche eingetreten, und das Glück ist ihm soweit günstig gewesen, daß er sich die Kundschaft C. F. Meyers und so mit der Zeit auch ein Vermögen erlief. Hat ihm die Gelegenheit dazu noch gar eine sogenannte Freundschaft des letztgenannten eingetragen, so sollte er sich doch dieses Umstandes durchaus in kluger, stiller Bescheidenheit erfreuen. Denn auch der Große schenkt seine Zuneigung keineswegs stets dem Würdigsten; und mit solch' unerwiesenen und unerweislichen und in jedem Falle ganz unverdienten Auszeichnungen zu prahlen, zeigt eine Reklamewut der Eitelkeit, die sich bereits alles ziemlichen Urteils begeben hat.

schriftlich nach dem weiteren Schicksale meines Manuskriptes an und erhalte darauf folgendes Schreiben:

„Das Ms. steht Ihnen gegen Rückerstattung meines Vorschusses zu Diensten. Ich habe am 4./9. schon nach Wiesbaden gemeldet, daß ich die Verlagsübernahme ablehne."

In der Tat hat H. Hässel ein Schreiben unter dem 4./9. 88 an mich nach Wiesbaden hin gerichtet; aber er hat dasselbe erst drei Tage nach meiner Ankunft in Leipzig, am 9. September nämlich, zur Post gegeben: der Inhalt des letzteren lautet noch ungleich anziehender als der des vorigen:

„Ihr Ms. habe ich erst zum Teil gelesen, denn das ist seines widerwärtigen Inhaltes wegen eine schwierige Arbeit. Ich weise die Verlagsübernahme ab. Ich werde nicht persönlich mit Ihnen verhandeln, wenn Sie hierher kommen sollten, wovon Sie schon jetzt Notiz nehmen wollen."

Die feine Gesittung und hohe Anmut dieser Ausdrucksweise wird gewiß bei keinem Leser dieser Zeitschrift des entsprechenden Eindruckes ermangeln. Derselbe Herr hatte indessen vor einem vollen Jahre genau über die gleiche Arbeit aus einem ganz anderen Tone gesprochen. Als ich ihm einen mittleren Teil*) des neuesten Werkes nebst der „Messalina" als Geschenk einsandte, antwortete er mir in zukömmlicher Bescheidenheit:

„Letztere kann ich vielleicht wenigstens auf die Darstellbarkeit besser beurteilen als den an die alten Griechen anknüpfenden Aufsatz über die Leidenschaft. Ich werde mir nach meiner Rückkehr Mühe geben. Sicher erwarten Sie von mir zu viel! Denn ich habe gar keinen Sinn für philosophische Untersuchungen." Als er dann etwa einen Monat später die ganze erste Hälfte**) der Schrift erhielt, schien er lediglich entzückt zu sein, soweit er eben verstehen konnte. „Vornehmlich wäre ihm alles, was ich über Heine und Horaz zu sagen gewußt, wie aus eigener Seele gesprochen; leid täte es ihm, daß ich nicht auch noch die „Lotosblume" des ersteren zerrissen hätte. Was ihm schon lange vorgeschwebt: eine Auslese wirklicher, echter Liedpoesie zu veranstalten, würde sich jetzt endlich verwirklichen lassen. Er ersuche mich, solches für seinen Verlag zu übernehmen; und wünsche nur, daß es genau in jenem Sinne geschähe, den ich so glücklich in den fraglichen Aufsätzen offenbart hätte." Wir schrieben dann ein paar Monate lang darüber hin und wider. Als ich endlich gelegentlich anfragte, was für einen mehr weltlichen Nutzen ich selbst wol von dieser nicht eben kurzen und kurzweiligen Arbeit haben dürfte, antwortete mir der begeisterte Verleger: „daß sich gewiß, falls die Sache anschlüge, für die jedesmalige Auflage eine kleine Rente würde bewilligen lassen." Dieser Vorschlag wollte mir ein wenig zu pfiffig erscheinen, und ich lehnte ab. Doch zurück zur eigentlichen Sache! Als H. Hässel in seiner Lektüre weiter und bis mitten in die Untersuchungen über das Drama gekommen war, erreichte mich folgende Zuschrift:

„Den ersten Teil ihres Ms. habe ich gestern Abend bis spät in den Vollmondschein gelesen. Ich bin überrascht, denn ich habe Schatten von meinem Verständnis weichen gefühlt, die manches bis jetzt verdüstert hatten. Ihre Denkung ist kühn und

---

*) Späterhin als: „das Wesen der tragischen Kunst" in den „Blättern für litt. Unterhaltung."

**) Vergl. „Ist Leidenschaft Poesie?" im Magazin für die Litt. des In- und Auslandes; ferner: „die Lüge in der Dichtkunst" (Heinrich Heine, Horaz, Franz Grillparzer, Friedrich von Schiller), „Tragische Kunst" in der Gesellschaft; endlich noch: „Der Charakter der Lustspieldichtung" in den „Blättern für litt. Unterhaltung."

wird unendlichen Staub aufwirbeln. Sagen Sie mir, ob Ihre entwickelten Ansichten schon anderswo aufgetreten sind."

Und dieses selbe Ms. wurde ein Jahr später von eben demselben Mann geschmackvoll und sittig ein „widerwärtiges" Ding genannt. Die Sache scheint nicht ganz klar; und in der Tat: zu ihrer Erklärung bedarf es eines seltsamen Vorganges. Ungefähr zu derselben Zeit nämlich, als ich mit H. Hässel zu einer Art von Vertrag über das fragliche Werk gelangt war, erschien in dem gleichen Verlag die „Versuchung Pescaras" von K. F. Meyer. Der Verleger übersandte mir das Buch; ich las es und schrieb dem Geber darüber in dem freundschaftlichsten Tone von der Welt: daß der Anfang mich wahrhaft entzückt hätte, daß aber das Ende beträchtliche Schwächen aufwiese; ich nannte dann die letzteren. Nach etwa 3 Wochen traf eine Antwort ein: „Er — H. Hässel — habe anfangs den Brief verbrennen wollen, sich aber besonnen, und ihn zu meiner späteren Demütigung aufbewahrt. Er ersuche mich, ihn mit solch' unüberlegten Faseleien fernerhin zu verschonen. Es scheine, daß auch ich zu jener Sorte Menschen gehöre, die überall herumkritisieren müssen, nicht um andere zu bessern, sondern um an ihnen ihr Mütchen zu kühlen. Er habe schon genug von solchen Leuten gesehen, die zuerst ein großmächtiges Wesen trieben und zuletzt doch weiter nichts als armselige Bettler waren: zuerst aufgeblasen wie ein Frosch und hinterher ein Häuflein*) Nichts. Ein solches Kunstwerk wie die „Versuchung Pescaras" gebe es nicht zum zweiten Male in der Litteratur aller Zeiten. Wer denn etwas besseres zustande zu bringen vermöchte! Ich etwa? Dann möge ich mich damit beeilen, auf daß auch er noch etwas von der Herrlichkeit habe." Nachdem mir der Herr noch als einzige Eigenschaft die „Grobheit" gelassen hatte, empfahl er mir zuletzt, doch ja aus allen Kräften an meinem letzten Werke zu bessern, solle dasselbe überhaupt zu etwas tauglich werden. Wer einige Zeit in dieser „besten aller Welten" noch über die Kindheit hinaus zugebracht hat, wird zuletzt so leicht über keine „Schmach" mehr erstaunen,

Die Unwert schweigendem Verdienst erweist —

aber ich gestehe, daß mich dieser Überschwang von niedriger Dreistigkeit, in anbetracht der Personen wie Verhältnisse, völlig unvorbereitet traf. Was war da zu tun, wenn man dazu einem solchen Menschen noch geschäftlich verpflichtet ist? Ich sah nur einen schicklichen Weg. Ich faltete den Wisch sofort zusammen und schrieb auf dessen leere Seite:

„Da ich nicht wünschen kann, daß Sie auch noch vor Andern je zu erröten hätten so schicke ich Ihnen hiermit Ihr letztes Schriftstück wieder zu" — und brachte jenen mit dieser Glosse versehen von neuem zur Post.**) Wäre nun diesem Menschen auch

*) Es versteht sich von selbst, daß ich mich überall streng an das Ausdrucksvermögen des Schreibers halte.

**) Unterdeß habe ich selbst nicht gezögert, mir jene Demütigung zu bereiten, die der Herr seinerseits mir so großmütig in Aussicht stellte. Die beiden Aufsätze: „Die Kunstform des Romans" und „der Roman der Neuzeit", die vor etwa Jahresfrist in „Unserer Zeit" erschienen, und die desgleichen Teile meines Werkes bilden, enthalten auch eine ausführliche Besprechung der letzten Meyer'schen Dichtung und solche genau von der Art, wie ich sie schon in meinem Briefe an H. Hässel bekundet hatte — nur zuletzt alles noch weit schärfer und bestimmter. Und das Erbaulichste an der Sache ist, daß K. F. Meyer beide Aufsätze gelesen und nichtsahnend und unaufgefordert dem Verleger seine aufrichtige Genugtuung über den Inhalt beider ausgedrückt und dabei ganz insbesondere meine Kritik der „Versuchung Pescaras" für vollauf zu recht befunden hat. Das kommt davon her, wenn man Dichter entdeckt haben will und doch immer nur — ach, gewiß! gewiß! man kann als Laufbursche beginnen und gleichwol mit 70 Jahren der ehrwürdigsten Menschen Einer sein. Nur wenn man alt und grau wird und dennoch lediglich die Gesittung seiner frühesten Vergangenheit bewahrt, fängt das Aussehen an, recht bedenklich zu werden.

nur das leiseste Gefühl für Wohlanständigkeit zuteil gewesen, so hätte er jetzt vor sich allein erröten und mir schon am nächsten Tage die demütigsten Entschuldigungen stammeln müssen. Allein das reine Gegenteil davon geschieht. Nicht bloß, daß er sich späterhin in scheinbarer Geneigtheit das ganze Ms. einsenden läßt, um es stillschweigend einzubehalten, um, wenn gleichwol zu einer Antwort gezwungen, dies dann eben in der schon oben erwähnten wonnigen Manier zu tun; nicht bloß, daß er mir durch ein solches Verhalten erheblichen Schaden, Verdruß und Ungelegenheiten*) aller und der äußersten Art verursachte und wußte, daß dieses so werden mußte — nein! als hätte mein Abscheu vor gleich niedrigen Auskunftsmitteln, wie sie ihm geläufig, seine gemeine Wut erst recht entflammt: ging er in seiner moralischen Verlorenheit zuletzt sogar so weit, um, wo sich Gelegenheit fand, zu verbreiten, daß ich es in der Tat „verstanden hätte, von ihm 500 Mk. zu erhalten, die er nun wol verlieren würde, da sich meine Arbeit als eine völlig unbrauchbare erwiese.“ Und die Lehre von der Geschicht'?

Nun! diese Geschichte lehrt, daß es für einen anständigen Schriftsteller, der allein auf sich und seine ehrliche Arbeit gestellt ist, allmählig zur Unmöglichkeit geworden, noch ein irgendwie gesichertes, menschenwürdiges Dasein zu führen. Ein solcher hat lediglich die Wahl zwischen gewissestem, elendestem Untergange oder einem Wechsel des Berufes, wofern letzteres noch möglich ist — und in den allermeisten Fällen wird dieses unmöglich sein. Wenn ein Erlebnis, wie das eben erzählte, ein vereinzeltes wäre, so würde man sich schwerlich der Mühe unterziehen, selbst nur das kleinste Wort öffentlich darüber zu verlieren; aber unsere litterarischen Zustände haben mit der Zeit einen Charakter angenommen, der solche Vorkommnisse zu selbstverständlichen, gewöhnlichen, alltäglichen macht: Vorkommnisse — natürlich keineswegs stets von der wüsten Tonart des eben geschilderten, die aber zuguterletzt doch einig sind in dem, was für den Betroffenen den Ausschlag giebt, einig nämlich in ihren vernichtenden Endfolgen für dessen zeitliches Wohlergehen. Und sie alle sind an diesem schmählichen Zustande als Mitschuldige beteiligt: der Verleger und nicht am wenigsten die Masse der Schriftsteller selbst. Es möchte daher auch einfach töricht sein, wollte man sich über etwas beklagen, das so gut wie unabänderlich zu sein scheint; und es dürfte ausschließlich von Vernunft zeigen, wenn der anständige Mensch, mit der Verworfenheit des Verhältnisses hinlänglich vertraut, einem Berufe, der für ihn weder irgendwelche Ehre noch Lohn, sondern lediglich alle Unbilden der Welt wie Neid, Haß, Schmähung, Verfolgung in Bereitschaft hält, so eilig wie möglich Valet zu sagen, sich anschickte: um sich, wenn noch angänglich irgendwie und -wo vor dem tötlichen Blicke dieser Medusa in Sicherheit zu bergen. Solche, denen das letztere glückt, mögen dann später wie von einem Wunder erzählen. Oder man sollte, so weit überhaupt Ehre und Menschlichkeit reicht, mit dem Aufgebote der letzten Kräfte, dieser so schandbaren Wirklichkeit zum mindesten einen mäßigeren Umfang zu setzen versuchen — einer Wirklichkeit, in der es nicht bloß Gemeinheit und Dummheit giebt, was zu ertragen wäre, sondern in der diese beiden in schlimmer Eintracht sich gleißnerisch schminken dürfen, um mit einer erlogenen Farbe alle Welt in schrankenloser Weise zu belügen, zu betören und was noch an wahrem Idealismus auf dieser

*) Um nur eines unter vielem anzuführen, so war ich genötigt einen großen Teil meines 900 Quartseiten starken Ms. teils aus unleserlich durchstrichenen, zerrissenen Blättern, zu einem Viertel sogar rein aus dem Gedächtnisse mühselig wiederherzustellen.

dürftigen Erde vorhanden ist, rachewütig zu vertilgen. In keinem anderen Berufe wie diesem offenbart sich der Schrecken des geschilderten Zustandes in gleich wütender Ausartung. Und es will mich in der Tat bedünken, als ob es bis zum Henker und bis zum Hurenwirt hinab kein Handwerk und keine Lebensart gäbe, die nicht dem ehrlichen Gemüte schätzenswerter erscheinen muß, und die sich der guten Arbeit nicht ungleich lohnender erwiese. Wie über dem Tore zur Danteschen Hölle, so sollte auch der Eingang zur Schriftstellerei die flammenden Lettern tragen: Ihr, die Ihr das Licht und die Wahrheit suchet,

Lasciate ogni speranza!



Unser Dichteralbum.

Märznacht.

Die Blitze flogen, die Nacht war warm,
Da nahm uns mit wildem Gelüste
Der tosende Wind in den zwingenden Arm,
Und trieb uns hinaus an die Küste.

Es wehte der Sturm Dein düstres Haar
Dir um die schlanken Glieder,
Um uns die tobende Märznacht war
Und sang uns Hochzeitslieder.

Nun wich dem Sommer die wilde Nacht,
Die Rosen blühn still am Zaune,
Doch längst hat einem Andern gelacht
Dein Auge, das weiche, braune,

Längst neigte Dein Haupt sich, blütenschwer
An fremder Brust zu träumen —
Doch murrt im Lenze aufschauernd das Meer
Will mein Herz vor Weh sich bäumen.

Dort, wo die Brandung zur Klippe flammt,
Wenn Blitze die Nacht durchspalten,
Da wollen zwei Buhlen ein Seelenamt
Dir zum Gedenken halten.

Es ist das Totenamt um Dich
Und wir singen es hell dort oben,
Beide, der rasende Sturm und ich,
Hoffnungslos, nachtumstoben.

Meeresleuchten.

Das Meer die grünen Wellen hob,
Der Tag ging früh zur Neige,
Der Wind in schwülen Stößen stob
Durchs sausende Myrthengezweige.

Heißdunstig flogen von Süden her
Die Wolken, die jagenden, feuchten,
Es pflügte der Sturm das donnernde Meer,
Die Wellen begannen zu leuchten.

Da sank Dein windumflobnes Haupt
An meine Brust, bezwungen,
Dein Herz, das ich erstarrt geglaubt,
Hat Auferstehung errungen.

Es kam in seinem tiefsten Grund
Des Trotzes Kern zu brechen,
Dein herber, rotgesäumter Mund
Begann von Liebe zu sprechen.

Dein Herz will wie die weite See
Kühl und großatmend branden,
Einsam im Glücke, stolz im Weh,
Unnahbar, unverstanden,

Und nur bei Stürmen großer Art
Wird jäh im Weltgetriebe,
Das seltne Leuchten offenbart,
Das Leuchten seiner Liebe.

Den Großen.

Ein heimlich Sinnen will ich frei bekennen:
Vom Dichterwald, dem stolzen, farbensatten,
Wie viele Jener, die den Weltruhm hatten,
Wird einstmals Gott als echt und ewig nennen?

Der Sonnwindstoß, gefacht auf hohen Matten,
Loht in die Nacht, ein Ruhmesmal den Sennen,
Doch Feuer, die den Lebensgöttern brennen,
Zerstreuen nicht des Todes dunkle Schatten.

Wieviel der Dichter sind es, die von allen
Empor zu Gott, den Massen abgewendet,
Ihr leuchtend Herz geschleift durch karges Leben?

Vielleicht, wenn einst die letzten Hüllen fallen,
Wird Sieger sein, wer nie von Ruhm geblendet
Sein Herz der Armut, nicht der Kunst gegeben.

Lebensverneinung.

In grünen Wassern schillert kühl der Schnee
Von Felsenwänden, die sich schroff erheben,
Dran bunt und schaurig Martertafeln kleben,
Als Schlußbild mancher Lebensodyssee.

Ein trüber Hauch will über Allem schweben
Wie Abschiedsleid, des Daseins Grundidee —
Auch Frauen giebt es, die, gleich jenem See
Entsagung hauchen warmem Liebesleben.

Zu solchen zwingt ein unbekannter Fluch
Oft Dichter hin, als ob der Tod sie triebe,
Versöhnungslos und hochgeschwungnen Dolches.

Schwermütig webt der Herbst ein Schleiertuch
Um Martertäflein; jeder Dichterliebe
Und jedes Dichters Grab gebührt ein solches.

Davos. Prinz Emil zu Schoenaich-Carolath.

Vanitas.

Auf dem Friedhof durch die Gräber
Ging ich langsam, träumend hin,
Und die Flüchtigkeit des Ird'schen
Zog mir mahnend durch den Sinn.

Plötzlich ward durch eine Inschrift
Sinn und Aug' mir festgebannt:
Unter'm Namen sah ich prangen
Schön in Gold „Hoflieferant".

Daß er Handwerksmann gewesen
Und sonst keinen Titel trug,
War den Erben für die Grabschrift
Sicherlich nicht fein genug.

Da hab' über Deine Grenze,
Eitelkeit, ich nachgedacht,
Und trotz jener ernsten Stätte
Grell und höhnisch aufgelacht! —

Karlsruhe. Robert Weiß.

Kecke Liebe.

Und willst Du mich nicht lieben,
So sag mir's rund heraus;
Ich werd mich nicht betrüben,
Ich mach mir nichts daraus.

Halt drum nicht hinterm Berge,
Sag, was Du von mir hältst,
Wie ich Dirs nicht verberge,
Daß Du mir wohlgefällst.

Mein Kind, Du wirst wohl wissen,
Was Liebender Gebrauch,
Werd' ich Dich also küssen,
Nur zu, und thu es auch!

Wenn was ich sprach, Du billigst,
So sage einfach: Ja!
Und hoffentlich auch willigst
Du ins Etcetera!

München. Robert Plöhn.

Ich bitt' euch, liebe Vögelein!

Liebesfingsang, Trinkgejuchze —
Läppische Poeterei
Nicht dies Nachtigallgeschluchze,
O, nur einen Adlerschrei!

O, nur einen vollen, wahren
Ton aus tiefster Brust, davor
Wir erschreckt zusammen fahren,
Nicht den zahmen Gimpelchor!

Doch das zwitschert wie im Bauer,
Blöde Dompfaffmelodei:
Holde Wehmut, süße Trauer —
O, nur einen Adlerschrei!

Hamburg. Gustav Falke.

Im Bazar des Todes.

„Nichts zu handeln?" ruft der Jude
Längst nicht mehr von Haus zu Haus;
Jedes Erdgeschoß ist Bude,
Alles steckt ein Schild heraus.

Selbst der Tod hat seinen Laden;
Hinter Scheiben von Kristall
Türmt er an des Lebens Pfaden
Düster-bunten Waarenschwall.

Reihenweise bei einander
Letzte Betten, groß und klein;
Tanne, Eiche, Polisander,
Glas und Blei als Ruheschrein.

Särge, die von Silber strotzen;
And're nackt und splitterreich —
Arme Teufel, reiche Protzen
Sind selbst vor dem Tod nicht gleich.

Goldbrokat und Sammetdecken;
Palmenzweig und Lorbeerkranz —
Flitterstaat zum Tag der Schrecken!
Vor dem Kirchhofswurm noch Glanz!

Atlasschleifen, seid'ne Kissen;
Dort ein ärmlich Nesselkleid —
Krämer Tod hält dienstbeflissen
Jedem seinen Tand bereit.

In der Straßen Fastnachtstrubel
Ist sein Bazar aufgestellt —
Hier der Ernst, und dort der Jubel;
Hier der Kirchhof, dort die Welt!
Rhaydt.

Trommelwirbel; Hörnerschmettern —
Hei, des Faschingszugs Beginn!
Da auf Särge sieht man klettern
Domino und Harlekin.

Neapolitaner, Basken!
Ein Mephisto schaut heraus.
Bald ein Hexentanz von Masken
Füllt des Todes Waarenhaus.

Hier, als stäch' ihn die Tarantel,
Hängt ein Quasimodo, krumm,
Totenkranz und Leichenmantel
Seinem Krüppelkörper um.

Flöte, Horn, und Kastagnetten!
Tambourinschlag: „Tang tarang!"
Um der künft'gen Toten Betten:
„Lott' ist tot!"*) als Chorgesang!

Rheinwein kreist im Litermaße —
„Hoch! Prinz Karneval naht hier!"
Und das Korps stürzt in die Straße . . .
„Lott' ist tod!" — noch leben wir!"
Heinrich Freimuth.

Nur Brot!

Ein Stübchen ist's, so klein, ach, und versteckt,
Daß kaum der Abendsonne roter Strahl
Den Weg sich bahnt, — so dürftig und verödet,
Wie nur der Armut größte Bitternis
Ein traurig Heim sich zaudernd wählt. — Doch ihn,
Ihn dünkt es jetzt ein Paradies zu sein! —
— — — — — — — — — — — — — —
Er sitzt am niedren Fenster, und sein Blick
Weilt wie verzückt auf all den grauen Dächern,
Auf all den dunklen Giebeln, roten Schlöten,
Die wirr und reizlos in den Dämmer ragen. —
Er aber sieht sie nicht; — er schwelgt in Hainen
Von immergrünen Palmen, selt'nen Blumen,
Die farbenprächtig sich im Zephyr schaukeln
Und wunderbaren Duftes ihn erfreuen.
Ein ewig blauer Himmel wölbt sich klar
Zu Häupten ihm, und eine goldne Sonne
Läßt ihre Millionen glüher Strahlen
Gleich Kindern tändeln auf der weiten See. —

*) Ein rheinischer Gassenhauer.

Es ist so schön! — so unbeschreiblich schön! —
Er wallt dahin, — und aus des Haines Schatten
Tritt ihm sein Weib mit holdem Gruß entgegen
Und leitet ihn die stillen, eb'nen Pfade
Bis hin ans Meer; — dort harrt die traute Gondel
Leis schwankend schon der minnefrohen Fahrt. —
Da tönt ein silbern Lachen an sein Ohr,
Und aus den nächsten Lorbeerbüschen hüpft
Sein wilder Bub, sein sanftes, blondes Mädel; —
Nun hält er alle sie in seinen Armen,
Sein ganzes Glück, und stolzer schwingt sein Blick
Sich himmelan. — Ihr armen, armen Götter! —
— — — — — — — — — — — — — — —
Da schleicht es leis zur Thüre jetzt herein,
Und schweigend setzt sich's ihm zu Füßen nieder. —
— — — — — — — — — — — — — — —
Er aber fährt beglückt mit seinen Kindern,
Mit seinem Weib dahin auf stiller Flut,
Und goldig funkelt's nieder von den Rudern. —
— — — — — — — — — — — — — — —
Doch plötzlich schlägt's wie Schluchzen an sein Ohr,
Und traumverloren starrt er vor sich hin;
Vier rotgeweinte Kinderaugen blicken
Ihn fragend an.
„Ihr seid's! — Du bist's, mein Bub,
Und Du, Mathild'? — Ich kenn' euch nicht! — Ihr weint? —
Freut euch doch auch des sonnigblauen Himmels,
Der Palmen dort, des ewig heit'ren Meeres, —
Und hier, — ach, seht! die Mutter wand euch Kränze! —
O seid doch meine lieben Kinder! — Weint nicht! —
Was wollt ihr noch? — Was soll ich euch denn geben?!" —
— — — — — — — — — — — — — — —
Scheu sieht der Knabe auf zu seinem Vater,
Das Mädchen wagt es nicht emporzublicken;
Doch endlich flehen Beider Lippen leise:
„Ach, Vater, gieb uns Brot, nur Brot! — Wir hungern!" —
— — — — — — — — — — — — — — —
„Nur Brot?!" — Entsetzt springt jetzt der Träumer auf:
Der sonnige Himmel stürzt laut krachend ein,
Die wilde Flut verschlingt den Hain, die Blüten, —
Und wieder sieht er seine arme Stube
Und sieht der Mauern schreckensvolle Öde
Und fühlt sein ganzes grenzenloses Elend.
„Ach! ihr wollt Brot! — Ja, wenn so schöne Träume
Euch sätt'gen könnten, Kinder, o ihr wärt
Viel reicher noch als aller Welten Fürsten!
Wenn solche Träume Mütter wiedergäben!
Wenn solche Träume dauernd glücklich machten! —

So aber wollt ihr Brot, — nur trocknes Brot,
Weil euch so hungert!" — — Übermannt vom Schmerz
Wirft er sich nieder, küßt den armen Buben
Und küßt das Mädchen und preßt beide krampfhaft
An seine Brust und weint und küßt und weint
Und murmelt stets: „Die armen Würmer wollen
Nur Brot, nur Brot! — und ich, ich kann's nicht geben! —
Ja, Träume! — Träume! — — herrlich schöne Träume!" . . .

Wien. Karl Maria Heidt.

Der letzte Anstand.

(Baron Detlev von Liliencron zugeeignet.)

Von frühem Abendstrahle einmal noch
Umgoldet ragt der „hohe Stein"; die Tannen,
Die scheu um seinen Felsenleib sich schmiegen
Und ihre Wurzeln in sein Innres senken,
Erschauern bis zum Grund im Spätherbstwind.
Dem „hohen Stein" zu Füßen aber breitet
Wie ein smaragdner Teppich vor dem König
Ein moos'ger Grund sich, wo zum Abend immer
Das schlanke Reh, weitäugend, still herauszieht,
Zu äsen. — Wo im Ost der Hochwald ansteigt,
Dort hat der Jäger seinen Schirm errichtet:
Ein kleines Bänkchen, Platz kaum drauf zu sitzen,
Und ein Verhau von abgebroch'nen Zweigen
Mit offner Durchsicht, doch dem Wild verborgen.

Zum letztenmale sitzt der alte Förster
In seinem Schirm; ein neuer Herr soll kommen
Und da's nicht alter Leute Kunst, in Neues
Sich leicht zu schicken, setzt er sich zur Ruhe;
Durch fünfzig Jahre hat er drum geworben
Und hat sein Brot sich ehrlich, treu verdient. —

Nur heute noch wollt' er den Forst durchstreifen
Und einen letzten Schuß thun. Sinnend sitzt er
Auf dem vertrauten, liebgewordnen Platze,
Sein ganzes Leben friedlich überschauend:
Wie ihn der Vater, Waidmann selbst, als Buben
Mit sich genommen, ihn der Vögel Pfiff
Gelehrt, ihm alle Spuren wohl erläutert,
Wie ihm der erste Blattschuß trefflich glückte . . .

Von spätren Jahren träumt er, von der Liebe,
Die ihm des Oberförsters dunkeläugige
Maria in sein grades Herz gezaubert,
Daß er sie nimmer lassen konnt'; — noch waltet
Im Forsthaus sie in ungeschwächter Liebe,

Ein Kind, der eignen Jugend holdes Abbild
An ihrer Seit' — ein Sohn war ihm versagt.

Wehmütig denkt's der Alte — Soll ein Fremder
Sein eignes Werk, daran er heiß gehangen,
Ein Fremder soll die jungen Stände hegen,
Des wohlbekannten Wildes Hüter sein,
Er selber soll von seinem Walde scheiden,
Mit Weib und Kind von dem geliebten Heim?
O wie so laut dies greise Herz noch schlägt! . . .

Und noch ein Bild taucht auf in seiner Seele:
Wie er dereinst — 's war um dieselbe Zeit —
Dem frechsten Schlingenleger aufgelauert
Und, da er ihn ertappt, mit nerv'gen Armen
Gefaßt — ein Ringen ward's ums eigne Sein,
Bis ihn des wilden Burschen Messer traf.
Da, als das Blut aus seinem Ärmel rann,
Und jener fort in langen Sätzen eilte,
Da legt' er an und zielt' und schoß und traf ihn
Zu Tod. — Seit jenem Tag — wohl dreißig Jahre —
Hat Keiner sich an ihn herangewagt,
So viel' er auch erbarmungslos gezüchtigt . . .

Das Alles aus: ganz soll es Frieden werden —
Um ihn. — Jetzt knackt's rechts in den Zweigen —
Erinnerung flieht. Es blitzt des Försters Auge
Unter den busch'gen Brauen ahnungsvoll:
Jetzt muß er kommen; doch was soll's? — schon wieder
Der gleiche Laut; — nur nicht dem Grunde zu,
Ihm selber rückt es näher. — Forschend hebt er
Den grauen Kopf über die Tannenzweige —
Ein Blitz, ein Krachl im Feuer stürzt er nieder
Aufs Antlitz und die Flinte neben ihm.
Von allen Felsen widerhallt es donnernd,
Gevögel flattert auf von seinen Nestern
Und kreischt und schreit in wirrem Durcheinander,
Ein Rehbock stürmt zu Thal in mächt'gen Sprüngen
Und ein verlaufner Hase kreuzt den Grund. — —

Dann wieder Stille. Finster ist's geworden,
Es starrt die Nacht — und da der Förster fernbleibt,
Gehn aufgebotne Bauern und der Heger
Mit Fackeln endlich aus, ihn heimzuholen.
Indes zu Hause Kind und Mutter beten . . .

Bald hatten sie ihn aufgefunden — tot —
Die Kugel war ihm durch den Kopf gedrungen. —
Auf einer Bahr' aus unbehau'nen Ästen
Wird er nach Haus gebracht. Kein Menschenwort
Kann jenes Abends tiefsten Kummer schildern . . .

Der Thäter, aus dem Dorf ein wüster Lump,
Dem manchen Fang der Förster abgejagt,
War schnell entdeckt: Ein „Ja, ich bin's," schrie er
Mit frecher Stirn, schnapstrunken, den Gendarmen
Entgegen; „recht ist ihm geschehn, dem Schuft:
Hat er mir keine Ruh gegönnt — ich hab's
Ihm heimgezahlt!" — —

Der Mörder ward begnadigt. — —

Auf stiller Höh', nah bei dem alten Kloster,
Wo mancher Jägersmann den ew'gen Schlaf schläft,
Ruht auch der Förster. — Um sein Grabkreuz weht
Der Wind, der sein Revier durchstreift, und bringt ihm
Vom „hohen Stein" des Waldes frische Grüße . . .

Schloß Arnsdorf a/Donau. Victor P. Hubl.

Atomismus.

(Aus einem Cyklus „Ideale der Naturwissenschaft".)

Auf moosbewachsnem Steine sitz ich
Mit ernsten Sinnen,
Und vor mir rauscht der Fluß schweratmend
Und stürzt liebkosend über spitz'ges Steingeröll
Mit grünlich zischendem Schaum.
Schwer feucht der leckend weiße Gischt
Den Strom entlang und spülend weich
Mitschleppt er falbe Blätter, dünne, graue Äste,
Die jäh ein rauher Herbstwind abgerissen.
Rauhfröstelnd fühlt
Der heiser fauchende Sturm die heiße Stirn
Und weht mit seinem ängstlichen Geheul
Herbsttrübe Ahnungen
Wehscharfe Todesschauer durch das Herz.
Hoch oben gähnen klumpig dunkle Wolken nächtig nieder
Auf das erschöpfte, schlafmüde All,
Und drohend, finsterstierend recken
Sich hintenweit unheilverkündend
Starrnächt'ge Fichtenwälder . . .
Wie trüb schaut alles um mich her, wie kalt,
Wie klagt der Sturm,
Als wehte dumpfes Ächzen,
Als stöbnte heiser keuchend
Der würgende Tod
Schluchzend durchs All . . .
Wie trübe, stillverlorne Totenklage atmet's um mich her,

Die ewig gleiche thränenbange Klage der Natur,
Daß ihre junge Riesenkraft
Ein bleicher Herbst erschlagen.

O, bleiches Sterben, großes, tiefes Schweigen,
Es regt in mir sich wie ein leises Echo,
Wie eine weichverklungne, grabverschollene Sage . . .
Ich fühle mich dir gleich, Allmutter Natur,
In jeglichem Atom.
Erdstaub, so klumpig grau wie Du,
Und hingeweht zu Millionen
Unnennbar kleinen Zellen, Uratomen.
Und was als Kind ich wähnte
Im Märchenglauben zu sein:
Starrdunkle Erde, totendumpf und frierendkalt,
Das floß, ein unermeßlich, ewig rollend Meer
Von Lebensfluten um mich her.
Und aufgelöst zerfloß mein Ich,
Das millionenfach atomzerstäubte,
Atomzerwehte, ins lebensvolle, säftesatte All!
Unnennbares Gewoge wimmelnder Atome!
Welch blutvoll Drängen, stürmisch Kosen!
In jeglichem Atom die Seele,
In jeder Seele quellend Haß und Liebe!
In weinend zorn'gem Hasse zähnefletschend Meiden,
Und prallend Auseinanderstoßen.
Im ewgen Kampf um Hunger und um Liebe!
Und dorten wieder liebevoll Umschlingen,
Ein stürmisches Begehren, unersättlich Fassen,
Und wogend Stillen,
Ein keuchend Ineinanderfließen
In drängend ewiger
Geheimnisvoller neuer Zeugung . . .

So schaut' ich um mich her,
Der ich nicht wußte,
Was Leben und was Sterben war,
Und der, gleich wie das Kind den Schatten an der Wand,
Das Sterben fürchtete in bangen Fiebernächten,
— Weil ich nicht wußte, was dahinter war,
Wenn sich das Thor langsam und tonlos schließt, —
So schaute ich im Tode
All überall nur
Urewigen Haß,
Urewige Liebe,
Urewiges Leben,
Doch nirgends Tod . . .

Freiburg i/B. Ludwig Jacobowski.

Den Anempfindlern.

„Denn es muß von Herzen gehen,
Was auf Herzen wirken soll." Faust.

Des Menschenherzens Jubel und Qual,
Das ist des Sängers lebendiger Gral;
Ein Führer und Dichter steht er als Pilot
Im Strudel von Wonnelachen und Not.
Was er selber als recht und gut erfaßt,
Was er flammend liebt und verfluchend haßt.
Der Menschheit Elend und schmachvolle Lust,
Der Selbstsucht Kampf in der eig'nen Brust,
Der Wutschrei, der kreischend zum Himmel schallt,
Des Glückes Gebet, das die Lippe lallt, —
Das faßt ihn an mit dämonischer Macht,
Die zu wetterndem Zorn, zu Glut ihn entfacht.
Und glüht er im heiligen, rasenden Drang,
Spritzt, ein Blutstrom, ihm aus dem Herzen der Sang!

O fühlt doch! zu alberner Liebelei
Ist die Zeit zu ernst, das ist vorbei.
Wir träumten zu lange, erweckt die That,
Die trutzige, denn die Entscheidung naht.
Ihr aber tändelt! Was ihr da lügt,
Hat niemals den Busen euch schmerzdurchpflügt,
Ihr klimpert mit Wohllaut, ihr reimt mit Geschick
Und doch ist's nur prickelnde Tanzmusik;
Nur Tanzmusik zu dem Sündenmal,
Da die Hure von Babel schwingt den Pokal!
O, übertäubt nur das Wimmern nach Brot,
Den Aufschrei der sündigen Seele zu Gott!
Am Zukunftstage des Gottesgerichts
Verweht Eure Lüge und fällt in Nichts!

Sehnsucht.

Schon sprossen im Gewänd die ersten
Auriceln und Vergißmeinnicht,
Die roten Buchenknospen bersten
Und blinzeln in das Sonnenlicht.

Duftwolken ziehn mit weißen Schwingen
Gleich Schwänen ob der Felsenwand,
Als wollten sie uns Grüße bringen
Herüber aus dem fernen Land.

Da drüben glüht manch Auge helle,
Das nie auf mich die Strahlen warf,
Lebt mancher biedre Volksgeselle,
Dem ich die Hand nicht drücken darf.

Was drängt Ihr all' in Haufen.

Was drängt Ihr all' in Haufen
So gier ums gold'ne Kalb?
Bald bebt im Schwerterraufen
Die Erde allenthalb!

Hört Ihr's? Ein dumpfes Zittern
Geht wetterschwül durchs Land,
Die Not zerrt an den Gittern
Und droht mit schwieliger Hand.

Vom Osten schrillt es eigen
Wie Erzgeklirr und Ruf
Und ängstlich fällt ins Schweigen
Der Steppenrasse Huf.

Vernichtung sperrt den Rachen
Rings auf mit gierem Drohn,
Uns aber lockt mit Lachen
Das Weib von Babylon.

Drum tilg uns aus Verderben,
Blutdurst der Männerschlacht,
Daß phönixgleich im Sterben
Ein neu' Geschlecht erwacht!

„Sünde ist der Weg zur Wahrheit".

Der nur ringt sich auf zur Klarheit,
Der erfuhr, was wüst und niedrig,
Sünde ist der Weg zur Wahrheit
Und ihr Kern ist herb und widrig.
Hast Du noch nie die Lippe
Im Lügenkuß mißbraucht
Und hat Dir nie die Sünde
Frech ins Gesicht gehaucht,

Wie soll Dich dann erheben
Die holde, zage Scham,
Was weißt Du dann vom Leben
Und seinem tiefen Gram?
Sünde ist der Weg zur Wahrheit
Und ihr Kern ist herb und widrig.
Der nur ringt sich auf zur Klarheit,
Der erfuhr, was wüst und niedrig.

„O wilde Gottestrunkenheit".

O wilde Gottestrunkenheit
Verzückter Thyrrosschwinger,
Wie nahte der Genuß Euch schön,
Ein heiterer Bezwinger.

Grellrot geschminkt als Leidenschaft
Schleicht heut' als Schmuggelware
Das Laster in den Jüngling sich
Und lichtet ihm die Haare;

Und schreibt ihm, vor das Barthaar sproßt
Die Falte auf die Stirne;
Mit sechzehn Jahren ekelt schon,
Gelangweilt, ihm die Dirne.

Zur Scheidemünze abgenützt,
Hat längst er Schwur und Küsse
Im widerlichen Lügentausch
Erbärmlicher Genüsse.

Was ist ihm nun am Piedestal
Die nackte Schönheit nütze?
Er singt ein Gassenliedchen d'rauf
Und wirft sie in die Pfütze!

Ruhe.

Nun legt sich braunes Zwielicht
Auf Lärm und Straßenstaub.
Die Gaslaternen blinzeln
Durch das Kastanienlaub.

Hinterm Laternanzünder
Taucht aus der Straße Fond
Hohläugig schon die erste
Der Parias der demi monde.

Ein letzter Dandy bengelt
Noch zierlich übern Platz,
Die Mägde stehn im Thorweg
Und plaudern mit dem Schatz.

Mein Gegenüber trommelt
Auf dem Klavier im Sturm,
Dazwischen schlägt die Glocke
Vom nahen Kirchenturm.

Ich schlendre durch die Kühle, —
Hab' mich so müd' gewerkt. —
Mein Lieb steht hinterm Fenster
Und nickt mir unbemerkt.

Nachtgang.

Purpurig mit tausend Augen
Hat uns die Nacht geleuchtet
Und das Rinegras hat Dir im Streifen
Tauig den Fuß gefeuchtet.

Rings lagen in weichen Schatten
Weingärten in üppigem Laube,
Du aber hingst mir am Herzen
Gleich einer vollen Traube.

Mir sollst Du — — —

Mir sollst Du, göttlich wilde Lust
Dies karge Leben würzen,
Doch nicht vertrödeln will ich es
Wie Ihr, bei Weiberschürzen.

Ich dien' wie Ihr dem Weib, jedoch
Zu anderm Ideale. —
Sie krönt mich als Andromeda,
Euch narrt sie als Omphale.

Innsbruck. Arthur von Wallpach



Die Mission des Judentums.

Zur Diskussion.

(Entgegnung an Conrad Alberti.)

Von Franz Held.

(Berlin.)

„Ich darf dreist behaupten, daß es unter der ganzen jungen, mit moderner Bildung durchtränkten jüdischen Generation kein Mitglied giebt, das von der Überflüssigkeit, Schädlichkeit und Verfaultheit des Judentums nicht in tiefster Seele überzeugt wäre."

Dieser Monumentalsatz steht in Albertis Aufsatz „Judentum und Antisemitismus" (Dezemberheft 1889 der „Gesellschaft"). Über die Anschauungen der jungen jüdischen Generation vermag ich keine so exakte Statistik aufzustellen wie Alberti; die mir bekannten Mitglieder derselben aber sind empört über das Renegatentum, welches ihnen Alberti in den Mund legt. Sie sind ganz im Gegenteil überzeugt, daß das Judentum dem Deutschtum notwendig, daß es sehr nützlich und gesund ist.

Ich will auf As. Einzelangriffe gegen vermeintlich schwache Stellen des Judentums nicht eingehen. Diese öden Fragen, ob Juden oder Nichtjuden die größere Anzahl von Namen dem Conversationslexikon geliefert haben, ob die Einen mehr Talent für dies Gewerbe und die Andern mehr für jenes haben, sind schon zur Übergenüge durchgepflügt worden. Nur fallen mir im Vorbeistreifen die Widersprüche auf, die A. sich bei Behandlung dieser Doktorfragen leistet. S. 1723 spricht er den Juden den Kunstsinn vollständig ab. S. 1732 rühmt er ihnen aber Eigenschaften nach, die dem Kunstsinn nah verwandt sind: Geschmack, Sinn für Eleganz der Form, Grazie, Schick, Lebendigkeit. S. 1723 behauptet er ferner, sie seien zu sehr Verstandesmenschen, kritische Dialektiker. Etwas später: „daher findet man unter den Juden wenig wirklich bedeutende, schöpferisch kritische Geister." Will A. sich hier vielleicht auf das „schöpferisch" herausreden? Moses Mendelssohns Kritik des Talmudglaubens war genau so schöpferisch, wie Luthers Kritik des Katholizismus. Und Börne! Heine! Lassalle! — A. giebt mehrere einander strikt widersprechende Definitionen des Judentums. Einmal ist es ihm ein Stamm, dann eine Nation, gleich darauf eine Religion, drei Zeilen weiter eine bloße „Klique", sofort hinterher „eine große soziale Bildung." Klique! Nach den neuesten Ermittelungen zählt es 12 Millionen Menschen auf der Erde — eine ziemlich zahlreiche Klique.

Die Juden sind auf der Leiter zwischen Klique und Nation, auf deren Sprossen A. sie hin- und herstößt, schlechterdings nicht zu plazieren. Die Juden sind auf dem Wege, eine neue Menschheis-Art zu werden (Art im großen, biologischen Sinne). Ich definiere sie als die praktischen Kosmopoliten. Sie stehen den Engländern am nächsten. Das Britentum, der Polyp, dessen Fangarme den halben Erdball umklammern, hat aber einen nationalen Kopf im londoner Parlament und eine sprachliche Haut, die trotz ihrer Quabbeligkeit es von der übrigen Menschheit scharf abgrenzt. Unbeschadet all der Fabeleien von einer Zentralmacht der alliance israélite ist indessen das Weltjudentum ohne politischen Mittelpunkt, ohne einen andern als den geschäftlichen Zusammenhang. Es dient den feindlichsten Volksinteressen gleichzeitig und spricht gleich geläufig die wurzelfremdesten Sprachen. Es ist von beiden der höhere volkspsychologische Typus, weil es die weltwirtschaftlichen Tugenden und die Verfassungsliebe des Britentums ohne dessen nationalpolitische Beschränktheit besitzt. Eben dieser Wegfall einer überwuchernden, engherzigen National-Eigensucht giebt dem Juden unter allen Zweifüßlern ein Ausnahmsgepräge, macht ihn zu einer ganz neuen Menschheitszüchtung. Und wenn mein Wort vielleicht für die Gegenwart noch zu kühn ist — dereinst, wenn fortgesetzt günstige Lebensbedingungen den vergeistigten Grundton im jüdischen Wesen wieder zu vollem Schwingen und Klingen gebracht haben, wird der vormalige Ghetto-Sklave die entwickeltste Art des genus homo repräsentieren.

Und infolge dieses Vollbegreifens der Modernität, die wie das breite elektrische Licht ihre Strahlen überall hin und auf Alle versenden will, wird das neue Judentum die Gunst der Natur nicht durch Mißbrauch seiner Vorzüge verwirken, wie es

mit allen bisherigen Aristokratien geschah; Nein, getrieben von der Heilslehre des Jahres 1789, daß mit Herren und Knechten endgültig aufgeräumt werden muß, seit welchem der Gesellschaftsvertrag wie das Staaten-Verhältnis auf keiner andern Basis, als auf gleichheitlichen Strebebedingungen aller Individuen, Schichten und Völker beruhen kann, wird es alle andern ethnographischen Gebilde zu sich hinaufziehn.

Und dem Judentum wird grade dieser sein größter Vorzug, die geistige Freiheit von Vaterlandsaffenliebe (so übersetze ich das leider sehr deutsche Wort Chauvinismus —) zum himmelschreienden Mangel angerechnet! Er wird von der antisemitischen Hetzpresse als größter vermeintlicher Trumpf ausgespielt!

Vaterlandsliebe und Vaterlandsaffenliebe sind die schärfsten Gegensätze. Die erstere ist heute eine hohe Tugend. Aber zur Zeit, als der Mensch die Waffen noch nicht erfunden hatte, war auch ein starkes Gebiß eine hohe Tugend — heute ist es nur noch etwas harmlos Nützliches und Schönes. Vaterlandsliebe wird auch noch in 500 Jahren existieren, und, obgleich in ihren heutigen Consequenzen verworfen, verboten, verfehmt, dennoch ihren hohen ästhetischen Wert behalten. Politisch wird sie dem erdumschlingenden, zusammenschmelzenden Menschengeist bald ein Hemmnis werden. Dem Dichter aber, der im rasend schnellen Getriebe der Zukunftskultur Beschaulichkeit genug bewahrt, um mit naivem Kindergemüt den Reiz des Stückchens Erdoberfläche, wo er grad entstand und erzogen wurde, vor allen andern Weltprovinzialreizen zu empfinden, dem wird die geeinte Menschheit um so lieber lauschen, als sie in seinem Lied eine ihr gänzlich fremd gewordene Sensation vibrieren hört, ein trautes Mahnen an Urväterzustände. Dieser künstlerische Genuß wird gefahrlos sein, weil dann niemand mehr daran denkt, aus der Freude an der Scholle den Haß der weiten Welt zu deduzieren.

Jawohl, ich weiß zur Übergenüge, daß die heutigen Franzosen rc. von ebenso kleinlicher Vaterlandsaffenliebe besessen sind, wie wir. Ich weiß, daß, wie wir nicht zuerst abrüsten können, wir so auch den Panzer des Vaterlandsgefühls noch nicht in die Rumpelkammer stellen dürfen. Aber das Bewußtsein, daß wir bewußt einer endgültig kosmopolitischen Periode entgegen steuern müssen, darf durch diese tieftraurigen Notwendigkeiten in den leitenden Geistern keinen Augenblick getrübt werden. Und wenn morgen das europäische Völkergemetzel losbräche, wenn Russen und Franzosen durch das Brandenburger Thor einzögen, so würde ein zukunftsheller Geist keinen Augenblick anstehen dürfen, laut zu erklären, daß er diese Mordschaaren, diese irregeleiteten Brüder, nicht im Mindesten haßt, sondern einzig bedauert. Wenn wir dagegen den toll-brutalen Ansturm von uns abwehrten, wenn wir Russen und Franzosen metzelten, so wäre es heilige Pflicht der geistigen Führerschaft Deutschlands, dahin zu wirken, daß von keiner Tedeums-Kanzel herab, in keinem Geschichtselementarbuch diese scheußlichen Siege auch nur erwähnt würden. In der gesamten Volkserziehung, zumal in der Presse, wäre dann der Hebel mit rücksichtsloser Stemmkraft anzusetzen. Alle klassischen und modernen Metzger-Historiker und Blutrausch-Dichter, von Herodot bis Thibaudeau und Kugler und von den biblischen Propheten, von Homer bis Beranger und Arndt und Schenkendorf, wären zu verbrennen.

Die deutschen Juden schicken ihre Söhne in dieselben klassizitätstollen Drillanstalten, Gymnasien genannt, in welchen der Geist der übrigen jungen Deutschen von philologischen Unteroffizieren zwölf Jahre lang geknutet wird. Natürlich ist solchermaßen von all der Schlammflut abertausendjährigen Kriegswahns, die dort

über jugendlich offene Gefilde verbreitet wird, mancher Schmutztropfen an der jungen jüdischen Generation hängen geblieben. Der jüdische Durchschnitts-Einjährige brüstet sich mit seinen blanken Knöpfen und seiner Menschenmetzger-Plempe ebenso dummdreist, wie sein urgermanischer Kasernengenosse. Wenn er aber dann später im Bankhaus täglich ausländische Zeitungen lesen, mit ausländischen Geschäftsfreunden sich besprechen, wohl gar geschäftlich in „erbfeindliche" Länder reisen muß, so kommt er bald zu weitbrüstigeren Ideen, die unter dem knappen Militär-Rock keinen Platz mehr fänden. Das von dem Knöpfestolz bezieht sich auf die reichen und die außergewöhnlich schwach mit dem jüdischen Gesichtsstempel versehenen Einjährigen jüdischen Bluts, auf die man Rücksichten nimmt und durch deren Äußeres man sich nicht all zu sehr abgestoßen fühlt. Die Andern aber haben in der Kaserne so viel Zurücksetzung und Verachtung zu erdulden, daß sie kaum zu einer verbohrten Vaterlandsaffenliebe kommen, sondern vielmehr grade durch den Militärdienst für eine kosmopolitische Lebensauffassung vorbereitet werden.

Alberti sagt also ganz richtig, daß die Juden keine Vorliebe für Verbrechen aus Rohheit haben. Ihre Mehrzahl haßt instinktiv, ihre besten Exemplare verabscheuen indbrünstig-bewußt den Krieg mit seiner Entfesselung aller bestialischen Triebe, mit seiner rohen Zerstörungswut gegen mühsam konstruierte Kulturwerte. Sie hassen und verabscheuen dies brutale Verbrechen, doppelt hassens- und verabscheuenswert, weil es nicht bärenhaft wild verübt, sondern fuchshaft verschlagen angezettelt wird zu dynastischen, volksegoistischen und kapitalistischen Völker- und Klassen-Vergewaltigungszwecken. Vorliebe für Verbrechen aus List schreibt A. den Juden zu. Nun, ihre kapitalistische Beteiligung an Militär-Anleihen ist allerdings ein solches. Dagegen sind sie schuldlos an kulturhemmenden Schritten, wie Verteuerung des Portos auf Drucksachen, Ablehnung einer Verbilligung des Personen-, Telegraphen- und Güterverkehrs. Kann man ihnen übrigens sehr zur Last legen, daß sie die Früchte des Kriegsverbrechens für Volksegoismus und Kapitalaufblähung herzhaft mitgenießen? Die Versuchung ist so stark, und sie haben so lange Jahrhunderte nach Geltung gehungert!

Schon der Juden jetzige, noch laue Opposition ist in unsrem Deutschland des bewaffneten Friedens und des Reichsfanatismus geradezu unüberschätzbar. „Das Judentum ist überflüssig", meint A. Grad umgekehrt! Hätten wir doppelt so viel Juden und halb so viel Soldaten, Beamte, Prediger, Gymnasialprofessoren, Zeitungsreptile — dann könnte der deutsche Adler seine Schwingen entfalten zum Sonnenflug, während er jetzt nur kampfbereitend seine Klauen auf und zu krampft, seinen barbarischen Schnabel wetzt.

Aber die Zahl des deutschen Judentums braucht sich ja gar nicht erst zu verdoppeln, um dem „arischen" Gefolge Stöckers schon übergenügend zu erscheinen. Die Menge haßt den Juden aus Rassenwiderwillen, Borniertheit, Neid. Die Rudimente feudaltümlichen Adels hassen ihn, weil sie durch ihn ihre gesellschaftlichen Privilegien bedroht sehen. Die monarchischen Regierungen, denen der Chauvinismus äußerst dienlich ist, hassen ihn wegen seines demokratischen und kosmopolitischen Oppositionsmuts. Die bestehenden christlichen Secten hassen ihn ingrimmig als den provisorisch atheistischen Schutträumer. Sie ahnen in ihm den Vorläufer einer aus der Naturwissenschaft durch enthusiastische Künstlerphantasie neu zu gebärenden Moral-Symbolik, die alle früheren Göttlichkeitsurkunden einstampfen wird wie Makulatur. Und als Schutzmittel gegen dies furchtbar herandonnernde Dreigespann

des Massen-, Junker- und Priesterhasses wagt A. dem Judentum „innerliche Selbstzersetzung", „freiwillige Vernichtung" anzuempfehlen?!

Worin soll eigentlich das Albertische Wunder-Rezept bestehen, dem es gelingen könnte, jenes vielfache Geschwür von Haß über Nacht zurückzutreiben? A. sagt es nicht deutlich. Aber mir schwant, er versteht unter „Selbstzersetzung" die Bekehrung zu chauvinistischer Bedientenhaftigkeit.

Doch nehmen wir selbst einmal an, das deutsche Judentum wäre erbärmlich genug, se ne Ruhe durch Aufgabe seines Charakters erkaufen zu wollen. Nehmen wir an, es läge plötzlich auf dem Bauch vor jedem Säbel und jedem Beamtentitel. Trotz der Veranlagung der Juden zur Fettleibigkeit würde ihnen das kaum zum Schmeerbauch gedeihen. Ganz im Gegenteil! Die Widersacher des Judentums hassen es heute herzlich, aber sie fürchten es gleichzeitig und zwar eben wegen seiner charaktervollen Oppositionshaltung. Falls sie es nicht dessenthalb sogar ein wenig zu achten anfangen. Wenn sich aber infolge des Albertischen Artikels sämtliche Juden taufen ließen, wenn die jüdisch-freisinnigen Abgeordneten im Reichstag zum Kartell abschwenkten und Bismarckbegeisterte Nachrufe widmeten, so hätten wir als erste Gesetzesvorlage den Ausschluß des jüdischen Blutes von allen öffentlichen Carrièren, von allen Studien.

Gegenüber solch mauerartig geschlossener Kavallerie-Attaque von Haß kann einzig die stolze, straffe Betonung der jüdischen Eigenart imposant und schützend wirken. Brust heraus, jüdische Brüder und merkt endlich, wer ihr seid!

Die Juden sind heißblütige Enthusiasten, trotz allen gegenteiligen Geredes. Sie würden unvergleichlich viel lieber für das neue deutsche Reich in allen Stücken sich begeistern, als seine innern Zustände kritisieren. Es ist eine trübselige Rolle, die ihnen im neuen Hause zufiel, die Aufgabe, dessen bauliche und hygienische Schäden aufdecken zu müssen. Alberti nennt das Wesen des modernen Deutschjuden sogar tragisch. Jawohl, es ist tragisch, aber nicht aus dem Grunde, daß es im allgemeinen Einweihungsjubel zur Mißlaune verdammt ist. Erst recht nicht wegen einer von Alberti ganz dreist behaupteten Zweiseelenbildung im Wesen des einzelnen jungen Juden, der sich (immer laut A.) von der jüdischen Gesamtheit lösen möchte, um im Deutschtum spurlos aufzugehn, so etwa wie ein Stückchen Zucker in einer Kaffeetasse. Denn ein solcher Zweiseelenzustand existiert nur bei sehr vereinzelten jüdischen Schwärmern (— Parsifal hat hier und da eine jüdische Künstlernatur toll und blind gemacht —) und bei einem schon beträchtlicheren Abhub von Strebern letzten Ranges.

Nein, die Tragik des Judentums liegt eben darin, daß es von einer einzigen, weltgroßen, unteilbaren Seele durchflammt ist! Daß diese nationalitätssäurefreie, chemisch rein humane Universalseele versprengt ward unter die hundert kleinlichen Duodez-Volksseelchen, diese Spottgeburten von Dreck und Feuer, von Diplomatiekniffen und Kanonenschlünden! Und der Riesenkampf, diese zersplitterten Nationalitäten zu einer einzigen, großen Gemeinschaft zusammen zu schweißen, der Rohheit die Seele gesteigerten Menschentums einzuhauchen, gegen den Säbel mit dem Check, gegen die Kaserne mit dem Warenmagazin, gegen den Kratzfuß mit dem gleichachtenden Händedruck anzurennen, das ist die w a h r e Tragik des modernen Judentums! Der Kampf ist tragisch, weil er wegen der Ungleichheit der Kräfte ein Märtyrerkampf bisher sein mußte und noch lange, lange sein wird. Unumgänglich werden viele edle Juden ihrem großen, kosmopolitischen König Jesus nachbluten.

Aber es giebt nicht bloß ein Martyrium der Blutzeugenschaft. Dasjenige der

Alltäglichkeit ist schrecklicher, weil es länger drückt, mit Nadelstichen tötet. Jeder junge deutschjüdische Komptorist, der, getrieben von seinem Widerwillen gegen den auch ins deutsche Kaufmannstum durchgesickerten urgermanischen Buchstabengeist und pedantischen Kleinkram, geschwellt von seiner heldenhaften Initiative, von rauhem Selbständigkeitsdrang, nach New-York oder Melbourne auswandert, kann davon reden. Im Ausland wird er durch Intelligenz-Arbeit langer Jahre, durch Mäßigkeit und Entsagung meist ein vermögender Mann und obendrein ein klar schauender, moderner Mensch. Schollenkleberei ist nun zwar nicht seine schwache Seite. Nicht aus Sentimentalität, sondern aus Familienliebe kehrt er nach Deutschland zurück. Jeder solche Weltbürger wird in der engen deutschen Reichsherrlichkeit zum chronischen Märtyrer.

Wer jahrelang unter dem Sternenbanner gelebt hat, gewöhnt sich schwer daran, Anbeter des einzigen Mondes zu werden. Wer etwa vom amerikanischen Volk erwählter Richter am New-Yorker höchsten Gerichtshof war oder Gouverneur eines der Bundesstaaten, deren jeder so groß ist, wie ganz Preußen (das sind extreme, aber durchaus nicht unmögliche Fälle!), der muß sich ja notwendig über die kleinliche, urgermanische Bevormundungstheorie, über den Buchstabengeist der Bureaukratie, über die schnauzende Mandarinenmütze hinter jeglichem der abertausend Reichsdienstschalter, über den ganzen erstickenden Schutthaufen patriarchalischer Bedrückerei, Knuterei und stufenweiser Geringschätzungsmanie halb zu Tod ärgern! Diesen Grundschäden unseres öffentlichen Lebens wird er in seiner ganzen Einflußsphäre (und dieselbe ist bei einem Millionär immerhin keine geringe, wenn sie bei einem jüdischen Millionär sich auch viel weniger weit erstreckt als billig) den Rest seines Lebens über mit dem Eifer eines Apostels opponieren.

Ich will gar nicht von dem Reichtum reden, der auf diese Weise durch das Judentum vom Ausland her nach Deutschland getragen wird. Ich schlage den importierten Freimut viel höher an. Derselbe ist quantitativ um so beträchtlicher, weil der Fall solcher Heimkehr sehr häufig vorkommt. Und auch, weil ein solcher Emigrant nach seiner Heimkehr in seiner ganzen, meist zahlreichen Familie kraft seines Reichtums und seiner Erfahrung prädominiert und in derselben seine Anschauungen verbreitet. Er schafft Märtyrer rings um sich herum. „Lächerlich! dies Martyrium spielt sich in einer luxusstrotzenden Villa der Bockenheimer Landstraße oder in einem Erker der Tiergartenstraße ab!“ so höre ich die frechen Neidbolde kreischen.

Grade durch den Kontrast zu glänzender äußeren Lage wird innere Gedrücktheit doppelt schmerzhaft empfunden. Die Vorväter jenes Frankfurter Villenbesitzers wohnten vor wenig Generationen noch im Frankfurter Ghetto. Das vergißt sich nicht.

„Der Kaiser hat kürzlich einem Frankfurter Banquier einen Orden gegeben. Also —!“ Was ist denn da Großes? Einen Orden bekommen jährlich so und so viel abgenutzte Maschinen, euphemistisch Geheimräte a. D. genannt.

So sollen denn die Juden nicht auf Orden und Titel bauen, wie das in den übrigen Schichten des lieben Deutschland so üblich ist, sondern eine hohe Warte aus eigner Kraft und nur aus solcher zu erreichen streben. Und aus eigenem Stolz, was Alberti besonders beherzigen mag! Das Judentum hat ein gutes und volles Recht, Teilnahme an der obersten Verwaltung und Regierung des Landes zu verlangen, dem es in jedem Zweige der Geisteskultur beträchtliche, volkswirtschaftlich aber die allergewaltigsten Dienste leistet. Nicht nur Sitze im Reichstag, nein, am Ministertisch! Friedberg zählt nicht, er war getauft. In den preußischen Ministerien

giebt es vereinzelte Geheimräte jüdischen Blutes, aber sie sind alle getauft. Zum Staatsanwalt oder gar Regierungspräsidenten kann es ein Jude trotz der Taufe nicht bringen. Statt dessen verweigert man dem jüdischen Einjährigen die Knöpfe, wenn er nicht heidenmäßig viel Geld hat oder ein besonders strammer Kerl ist. Und ein jüdischer Reserveoffizier wird von seiner Bekanntschaft als ein Meerwunder betrachtet. Statt dessen weigerte sich jüngst die Staatsanwaltschaft in B., eine freche Beleidigung der jüdischen Anwälte öffentlich zu verfolgen und mußte erst durch den Justizminister dazu beordert werden! Ein unmutiges Wort gegen einen Schutzmann wird aber als Beleidigung der Staatsgewalt verfolgt von Staatsanwalts wegen.

In der Staatsanwaltschaft in Breslau ist ja letzthin sogar ein antisemitischer Hetzredner aufgetaucht, der vom staatsanwaltlichen Pult herab verkündete, daß es einen bestimmten jüdischen Betrügertypus gebe, der nach bestimmtem Schema handle und den er deshalb kurzweg den „jüdischen Betrüger" nenne.

„Es giebt nur noch ein Martyrium des Proletariats — es giebt kein jüdisches Martyrium mehr!" So rufen die Sozialisten, und es ist ihre ehrliche Überzeugung: denn den Arbeiter mißachtet ja nicht nur unser verachtungswütiges Germanentum, sondern die ganze sogenannte Kulturwelt rückt von ihm, wie von einem Aussätzigen weg. Aber trotz alledem, das vergoldete Martyrium ist schlimmer. Der besitzende Jude ist selbstbewußter, als der Durchschnittsproletarier, er hat deshalb unvergleichlich stärkeren Hunger nach bürgerlicher Achtung, als jener — und statt dessen speit man ihm ins Gesicht.

Hat Herr Alberti in seinem Gesicht diesen Speichel niemals gefühlt? Er betont, daß sein Gesicht keine Rassen-Eigentümlichkeiten aufweise. Seine Physiognomie als die eines einzelnen unter Millionen wäre für die Frage nun eigentlich herzlich gleichgültig. Aber sie ist typisch! Ich kenne seine Physiognomie; sie ist ausgeprägt jüdisch. Noch mehr! Sie zeigt den ganz und gar undeutschen Typus erst seit wenig Generationen eingewanderter jüdischer Familien.

Hat es Ihnen nicht oft das Herz im Leib herumgedreht, Herr Alberti, wenn sie von der patentierten Reichs-Gemütstiefe Ihrer blondgelockten Freunde dessenthalben versteckte, kleinlich boshafte Spötteleien hinzunehmen, oder gar von rohen Unbekannten offene Unverschämtheiten zu erdulden hatten? Sie haben doch sicher eine so gute Meinung von sich, wie nur irgend einer. Haben Sie denn noch nie empfunden, was ohnmächtige Entrüstung des besseren Mannes ist? Oder nehmen wir mal den herrlichen Fall, Sie sähen wirklich so christlich-germanisch aus, wie Sie glauben. Dann brauchten sich ja die „anständigen Leute" Ihnen, dem Urgermanen gegenüber, keinen Zwang anzuthun. Dann konnten Sie ja um so leichter die bestialischen Offenbarungen eines widerlichen Rassenhasses stündlich kontrollieren, der unter dem dünnen Kulturlack durchbruchsreif dampft und schwält und kocht. Das züngelt überall! Es garniert schon die Schulbank mit Juckpulver und Nadelspitzen, es ballt die vergnüglichen Schneeballen zu scharfkantigen Eisklumpen zusammen, es stellt ein Beinchen beim Bockspringen im Turnsaal. Und da denn einmal der Geist über Sie gekommen ist, Herr Alberti, da Sie so gern den Messiaston anschlagen, so hätten Sie, wenn durch Ihre Gesichtsbildung außerhalb des Kreises direkter Kränkungen stehend, als Erlöser, den nur fremdes Leid berührt, mit dreifacher Wehmut empfinden müssen, daß der deutsche Jude ein ungerecht Verspotteter, Verfolgter, Begeiferter ist, daß er infolge der Rohheit des Urgermanentums und nicht aus Ihrem famosen Zweiseelengrunde ein Martyrium erleidet, ja ein Martyrium, und wenn er auch an

der Stelle des Sebastianuspfeils eine schwere goldene Uhrkette tragen mag. Sie schwärmen für die Vorkämpferschaft des Deutschtums in kulturellen Fragen. (Ich thäte es auch, wenn ich dran glauben könnte.) Es hat nach Ihrem Ausdruck „die Fahne des Kulturfortschritts in die Hände genommen.“ Schade nur, daß diese Reichskulturfahne von einem Schellenbaum und Tambourmajor begleitet wird, daß ihre Falten Versammlungsauflösung und Grenzsperre rauschen, daß ihr Schaft umschnürt ist mit standrechtlichen Stricken für zanzibarische Wilhelm Tells.

Aber das macht Ihnen alles nichts. Liebe ist blind, Sie schwärmen nun einmal für diese Kulturfahne. Unsere Leutnants sind doch wohl die Inkarnation unserer kulturellen Größe. Sonst hätte ja der Minister v. Scholz nicht zum Leutnant der Reserve erhoben werden können. Sie schwärmen also wahrscheinlich auch für unsere Leutnants. Es wäre daher der Fall nicht undenkbar, daß Sie mal im Café Bauer einen dieser sympathischen Herren auf einen Ihrer Artikel aufmerksam machen wollten. Der also freundnachbarlich Angerempelte würde Ihnen in gänzlicher Verkennung Ihrer Physiognomie wahrscheinlich Unverschämtheiten erwidern. Wenn Sie dann als Urgermane Satisfaktion fordern, so kann es Ihnen passieren, daß er Ihnen dieselbe im gröbsten Tone verweigert, weil er, selbst wenn Sie ihm Ihre „geistige Selbstzersetzung“ auf Ihrer Visitenkarte in großen Lettern mitteilen, Sie in seinem Jargon für einen „krummen Judenjungen“ erklärt.

In der Geschichte aber wird jedem von brutaler Gewalt niedergetretenen Stamm, falls er höher veranlagt ist, als seine Unterdrücker, schließlich einmal Satisfaktion gegeben.

„Aug um Auge“, das ist ein schrecklicher, aber starker naturgesetzlicher Wahrspruch, viel realistischer und ehrlicher als das unerfüllbare und deshalb scheinheilige Postulat von der rechten und der linken Backe.

„Hurrah! Aug um Auge! Da ist es ihm selbst entschlüpft: Die Juden sind Feinde unserer germanischen Kultur, sind rücksichtslose, herzlose Ausbeuter!“

Ich kanns mir in der That nur aus unbewußtem, atavistischem Vergeltungsdrang erklären, zum mindesten aus einem bitteren Gefühl des Draußenstehens, daß dieselben Juden, die ihrer Familie gegenüber sich in Zärtlichkeit und selbstlosem Edelmut gar nicht erschöpfen können, so oft mit ihren nichtjüdischen Angestellten wie mit fühllosen Maschinen umspringen. Laßt durch wahre, aufrichtige Gleichstellung und Gleichbehandlung des Judentums dessen Revanchegefühl ersterben und der Jude wird sicherlich in seinem Arbeiter nicht mehr einen Rechenpfennig oder Motor sehen.

Ich kenne Juden, welche die Menschheit leidenschaftlich lieben. Aber ich gebe zu, es sind Ausnahmen. Ihr Vorhandensein verleitet mich nicht, daraus nach Albertis Vorgang allgemeine Schlüsse zu ziehen. Ich bin kein verblendeter Philosemit, der alles, was jüdisch ist, wegen dieses Ursprungs in den siebenten Himmel erhebt. Dazu liebe ich zu sehr mein Ideal vom Judentum, dazu hasse ich zu glühend diejenigen, die sich zum Selbstzweck machen, die in frecher Verkennung ihrer ungeheuren Dankesschuld gegen die Menschheit ihre Mitmenschen schlimmer wie ihre Zugtiere mißhandeln.

Aber ich begreife vollkommen, weshalb viele der heutigen Juden Ausbeuter sind. Sie befinden sich ja noch heute der germanischen Welt gegenüber in einer muskelgeschwellten Kampfstellung. Sie sagen sich ganz richtig: Wir können uns nur durch Geld, viel Geld, sehr viel Geld eine unserer Intelligenz und unserem Fleiß

annähernd entsprechende Schätzung Schritt für Schritt erobern. Zwanzig Jahre später — und ich würde mit großer Genugthuung von der Vernichtung dieser Spezies des Judentums hören. Heut aber sag ich ihnen noch: Haltet und vermehrt euer Geld auf jede Weise! Heute noch kann nur das Kapital der jüdischen Art ein Sprungbrett zum Aufschnellen abgeben, es ist das Eiweiß ihrer Entfaltung, ekelhaft schleimig, aber unentbehrlich.

Aber indem man die Juden zwang und teilweise noch zwingt, Ausbeuter zu werden, zwang und zwingt man sie immer mehr, das wollen wir nicht vergessen, zu ihrer kosmopolitischen Mission, welche in Handel und Industrie großen Stils eingeschlossen liegt. Dank dieser Mission wird eine Epoche kommen, wo die Juden nicht mehr aus zeitkrankheitlicher Infizierung und Selbstgeltungstrieb Ausbeuter zu sein brauchen, sondern wo Weltindustrie und Welthandel, von ihnen in erster Linie geschaffen, allen zugute kommen.

Alberti, der in jeder dritten Zeile auf die Naturgesetze zu pochen pflegt, als ob er dieselben persönlich erfunden hätte, wird den historischen Vergeltungsdrang begreifen, von dem ich vorher sprach. „Laßt das Vergangene vergangen sein!" Aber die entsetzliche Vergangenheit des Judentums ragt noch heut in eine traurig große Anzahl jüdischer Familien geradezu körperhaft hinein. Der Hauch von Schwermut, der über fast allen Juden liegt (wenn sie auch nach geselliger Tafel gern Kalauer machen), der ist ein Erbteil von den gedrückten, verschüchterten Vätern her. Und der krankhaft ekelhafte Geiz, der vielen von ihnen in der Fülle aller Lebensgüter den Lebensgenuß verwehrt, der den an ihm Darniederliegenden von froher Geselligkeit ebenso gründlich abschließt, wie ehemals Aussatz und Ghetto, der ist eine verunstaltende, rudimentäre Kralle, die an ihren wohlberingten Fingern zurückgeblieben ist aus der Zeit, wo sich diese Finger an jede arme Brotrinde, wie die Finger Schiffbrüchiger an einen Mast klammern mußten. Auch für ihre häufige körperliche Mißgestalt und Schwäche müssen sie den mittelalterlichen Mißhandlungen Dank wissen. Das Germanentum verspottet sie deswegen — statt vor Scham über die Gräuel seiner Vorfahren zu erröten.

Und dann! Nicht nur dies kleine Natterngeschlecht: Melancholie, Häßlichkeit, Geiz ist ihnen aus den Ghettos in die Bel-Etagen nachgekrochen! Die Blumenmuster ihrer persischen Teppiche heben sich urplötzlich, wie vulkanischer Boden. Ein grinsend Greisenhaupt, mit stechendem Blick, mit sinnlos stotternden, dünnen, verkniffenen Lippen, welkt und regt sich darunter. Das ist der heriditäre Wahnsinn, der sich durch erschrecklich viele jüdische Geschlechter sozusagen unterirdisch windet und im Alter die bis dahin gesundesten, fröhlichsten Leute beim Nacken packt wie eine Katze, die lange auf ihre Maus lauerte. Da mag häufig genug eine Schreckensszene à la „Rabbi von Bacharach" nachwirken.

Wer weiß, wie viel des Erfolgs von Ibsens Psychiatrie-Dramatik hierauf zurück zu führen ist?

Statt Antisemitismus zu treiben oder zu dulden, sollte das deutsche Volk, wenn es wirklich das vielbesungene Vergißmeinnicht-Gemüt hat, seinen jüdischen Brüdern mit überschäumendem, Verzeihung flehenden Mitleid entgegenkommen. Denn es hat ihnen gegenüber eine in ihrer Gräßlichkeit unausdenkbare Schuld abzutragen.

Alberti hat das Judentum in seiner Gesamtheit kurzweg „innerlich verfault" genannt. Vielfach angekränkelt ist es in der That, das habe ich ja selbst ohne jede

Schönfärberei ausgeführt. Aber das Defizit ist hauptsächlich ein physisches. Alberti spricht von moralischer Verfaultheit. Das ist einer ganzen, großen Gemeinschaft gegenüber denn doch ein gar schweres Wort! Es ist um so dreister, empörender, unglaublicher, als Alberti die Leute, denen er „jede Daseinsberechtigung" abspricht (wörtlich Seite 1719), absolut nicht kennt. Bei Kommerzienrat Martin Müller ist er zwar kürzlich zum Neujahrsschmaus eingeladen worden. (Er hat das epochale Faktum durch Abdruck der Einladungskarte in der Weihnachtsnummer von „Zur guten Stunde" weiteren Kreisen zugänglich gemacht. Ich glaube aber kaum, daß er zu einer jüdischen Familie der Tiergartenstraße Zutritt hat. Denn sonst hätte er sich und uns seinen früher einmal in der „Gesellschaft" stehenden Ausspruch erspart: die jüdischen Millionärstöchter lägen den langen Tag über faul auf den Divans und dächten dabei in überreizter Phantasie ausschließlich an geschlechtliche Dinge! Nirgends ist die Keuschheit der Mädchen aufrichtiger, als grad in den besitzenden, jüdischen Familien! Nirgends werden mehr glückliche Ehe geschlossen. Die Juden exzellieren als Ehevolk, sie haben ja auch die Ehen erfunden, und wie unpraktisch diese Institution für das viel leichtsinnigere Germanentum sein mag, für das Judentum mit seinem fast prosaischen Pflichtgefühl ist sie noch heute von hohem Wert. Die jüdischen Familienväter sind die Bedürfnislosigkeit, Vaterliebe, Arbeitsamkeit selbst, die Damen des Hauses strahlen über den Theetisch wahrhaft einen bunthellen Ampelschein erwärmender Gemütlichkeit aus, der doch von dem grünen Schirmstreif der Züchtigkeit gedämpft wird. Die Söhne sind vorwiegend Studenten (viel seltener Kaufleute) und zwar fast die einzigen deutschen Studenten, die wirklich studieren. Ich frage: wo steckt in alle dem die Verfaultheit? Und wenn die reichen und reichsten Juden nicht verfault sind, so wird es der jüdische Mittelstand noch viel weniger sein.

Weil Alberti vielleicht einmal mit irgend einem verkommenen jüdischen Preßbanditen zu schaffen hatte, ist er noch lange nicht berechtigt, das Judentum auf solche Weise zu schmähen. Verfault! Diese Phalanx von frischen, energischen Kräften verfault! Der Witz ist oberfaul. Ich sage keinen Ton mehr . . .

Nein! Doch noch eins! Man darf nicht die ganze Schuld an den erwähnten Degenerations-Erscheinungen innerhalb des Judentums dem pfäffisch-junkerlichen Germanentum des Mittelalters zuschreiben. Ein großer Prozentsatz dieser Fälle ist wohl auf die Inzucht zurückzuführen. Deshalb bin ich durchaus kein Feind von Eheschließungen zwischen Juden und Nichtjuden. Aber ich bin ein Feind der vorhergehenden Taufe, sowie des Versprechens christlich-religiöser Erziehung der Kinder als Bedingung des Verlöbnisses. Und zwar aus Gründen der Zuchtwahl. Die Natur hat in all ihren Reichen das Männchen mit ganz eigentümlichen Abzeichen ausgestattet, die dem Instinkt des Weibchens verraten, daß hier eine Summe von Eigenschaften vorhanden ist, die sich mit dem in ihr liegenden Posten zu einer soliden Gesamtsumme addieren lassen. Aber damit der weibliche Instinkt wach wird, müssen diese lockenden Abzeichen in die Augen springen, mit koketter Prätention zur Schau gestellt werden. Das Pfauen-Männchen muß sein Rad schlagen, dem Hahn darf man seine Sporen nicht abschneiden. Wenn Loth seine Tischreden bloß dächte, so würde Helene ihm keine Liebeserklärung machen.

Der Jude aber, der sich taufen läßt, um eine christliche Frau zu bekommen, ist für diese Frau kein echter Vollblutjude mehr. Damit aus einer solch gemischten Ehe tüchtigere Individuen hervorgehen können, als die Eltern waren, muß die

christliche Frau grade die jüdischen Intelligenz- und Charakter-Besonderheiten, die sie nicht hat, als spezifisch jüdisch schätzen und lieben.

Ich las kürzlich, daß ein schlesischer Gutsbesitzer dem Kaiser zu Gefallen ungarische Rehe zur Aufbesserung der Rotwildrace in seine Waldungen verpflanzt habe. Ich bin kein Urgermane und daher kein Jagdverständiger. Nehmen wir aber mal an, die ungarischen Rehböcke hätten eine andre Haarfarbe, als die deutschen. Wenn der Jagdbesitzer, bevor er das eingeführte Wild in den Wald läßt, es sorgfältig mit der Farbe der deutschen Rehböcke anstreicht, so wird die Zucht des deutschen und ungarischen Blutes eine Farbenvereinigung beider Pelzmuster wahrscheinlich nicht haben.

Nun waschen natürlich die paar Tropfen Taufwasser die spezifisch jüdische Geistesfarbe nicht ab. Aber sie verwaschen das Bild des einen Gatten in den Augen des andern. Die Taufe unterbindet die bewundernde Liebe, sie läßt den getauften Eheteil als etwas Inferiores, Korrekturbedürftiges erscheinen. Wenn nicht gar der urchristliche Teil, der sich zu dem frischgebackenen Christen herabläßt, weniger für dessen Andersart, als für dessen Geldschrank „etwas fühlte“! Die verfehlte Vermischung dieser beiden Individuen wird von der nur nach Vollendung strebenden Züchterin Natur verworfen. Das neue Geschlecht muß verkümmern und aussterben.

Für die Juden wünsche ich Ehen mit Urgermanen hauptsächlich aus Gründen der körperlichen Verbesserung des jüdischen Stamms. Das Albertische Märchen von der „Höhe des Idealismus des auf der Höhe der Geistes- und Herzensbildung stehenden Christen“, eine Höhe, zu der sich „der unter allen Umständen Parvenu bleibende Jude“ nimmer soll aufschwingen können, das glaube ich selbst in der märchenseligen Weihnachtszeit nicht, wo sich Wunder à la M. Müller ereignen!

Die Juden dürfen kühn als Werber dem Germanentum den Heineschen Vers zurufen:

> Den Leib, den will ich haben,
> Den Leib, so schön und jung —
> Die Seele mögt ihr begraben!
> Hab' selber Seele genung.

Indessen bin ich sehr wenig geneigt, dem Judentum als Gegenmittel gegen die Folgen der Inzucht Vermischung vorzugsweise mit dem Germanentum zu empfehlen. Um so weniger, als dem Germanentum der dumme, blödsinnige Judenhaß atavistisch viel zu tief eingeimpft ist. Und welches Unglück kann in einer Mischehe auch nur ein Tropfen dieses Gifts erzeugen! Zur Mischung mit deutschen Juden scheinen mir vor allen andern solche Nationalitäten geeignet, die nur wenig akklimatisierte Juden beherbergen und infolge dessen weder Judenfurcht, noch deren Folgeerscheinung, Judenhaß, besitzen. In erster Linie die Franzosen. Die Sympathie des Judentums für die Franzosen zeigt sich ja auch rein instinktiv, aus den Rheinlanden wandert heute noch eine Menge Juden nach Paris aus. Auch der große Erfolg der französischen Litteratur und Dramatik im offiziell franzosenfeindlichen Deutschland erklärt sich aus dieser Neigung. Denn wer in Deutschland Bücher kauft oder sich fürs Theater wirklich interessiert, das sind hauptsächlich Juden. Eine so zu schaffende deutschjüdisch-französische Mischrasse wäre zudem äußerst nützlich als Gegengewicht gegen den mutuellen, ebenso einfältigen, wie kulturschädlichen Erbhaß zwischen den beiden Nachbarvölkern.

Vor allen Dingen aber (es ist das zwar vielleicht bloß eine poetische Schwärmerei

von mir!) schwebt mir eine Vereinigung vor mit dem Judentum des Morgenlandes. Ich liebe den grandiosen Traum, daß unter der Sonne Ägyptens und Kleinasiens die Kernweiber des vorchristlichen, unverstümmelten Judentums konserviert geblieben sein müssen, die dem Tempel einen Jesais und der Welt den Rabbi von Nazareth gebaren.

Wir sind weit von einem zweiten jüdischen Messias. Denn das heutige Judentum ist von der Ausbeuterei, die infolge der Inkonsequenz des Werks von 1789 allgemein grassiert, hochgradig angesteckt. Und wie in einem kräftigen Körper ein Krankheitsstoff stärker wütet, wie in einem schwächlichen, so sind die modernen Deutschjuden von der kapitalistischen Seuche womöglich noch dämonischer durchfiebert, wie die übrige Raubtier-Kulturwelt. Aber ein klarsehender Jude wird trotz allen herzbeklemmenden Mitleides mit dem Proletariat, trotz allen verzweifelten Ekels an der heutigen Weltfäulnis und platten Katzenjämmerlichkeit, trotz aller Sehnsucht nach einem elementaren Reinigungsprozeß, seinen Artgenossen die praktische Inangriffnahme sozialistischer Ideen im geschäftlichen Einzelfall nicht anraten.

Wenn morgen in Deutschland der Sozialstaat errichtet würde — so wären übermorgen die Juden Proletarier. Ganz sicher passierte das in diesem herrlichen Deutschland mit all seinen tausenden Pfaffen und Junkern und Spießbürgern, gierigen oder mißleiteten Knechtsseelen. Die deutschen Juden müssen erst einmal den sie verachtenden Erb- oder Hof- oder Kanzlei-Aristokraten auf kapitalistischem Wege gründlich gezeigt haben, daß sie nicht auf ihren Adelsalmanach, auf das alte Testament zu pochen brauchen, sondern daß sie jeder für sich geborene Menschen-Elite aus eigener Kraft sind. Wenn sich dann nach ein paar Generationen ehrliche Achtung vor jüdischem Wesen im deutschen Volke eingewurzelt hat, dann mag eine neue Nacht des 4. August kommen, wo die jüdischen Kapitalisten ihre schwer erworbenen und nicht in der Schloßfreiheitslotterie gewonnenen Geldprivilegien der veredelten Germania zu Füßen legen. Schon die heutige jüngere Generation des Judentums gehört, soweit die reichen Familien in Frage kommen, vorwiegend den gelehrten oder künstlerischen Berufen an. Um Aufgabe von Geschäften, mit denen man sich persönlich verwachsen fühlt, würde es sich da also nicht mehr handeln, sondern nur um die weit glimpflichere Beschränkung des Erbrechts. Nur noch 2, 3 jüdische Generationen in günstigen Lebens- und Erziehungsbedingungen — und der jüdische Geist, der bis jetzt vorzugsweise auf Ausbildung seiner Kampf-Instinkte angewiesen war, wird seine humanitären Gaben herrlich entwickeln. Nicht die Vollzahl des deutschen Judentums wird diesen Aufschwung mitmachen. Ich glaube, daß eine Artteilung eintreten muß. Es giebt unverbesserlich verrottete, jüdische Vampyrgestalten, die in jedem Ton, in jedem Gesichtsmuskel, in jeder Handlung krassen, rabengierigen Eigennutz, gesinnungslosen Ellenbogengebrauch, brutal-sinnliche Niedrigkeit verraten. Deren Nachkommen werden sich an ihre Geldschränke klammern, wenn die Wogen des Proletariats über die Dämme steigen. Und die Schwere dieser Geldschränke wird sie in die Tiefe ziehn. Jeder Jude aber von besserer Wesenheit wird den Versinkenden noch einen Fußtritt dazu geben. Denn sie haben das Judentum schmählich mißkreditiert. So wird das Judentum, gereinigt von den inkarnierten Spuren der Unterdrückung, zum Weltbürgertum werden. Der jüdische Geist, der altes und neues Testament schuf, giebt uns auch die Bibel der Zukunft, die Konstitution des Erdstaatenbundes.

Ein Wörtchen über Georges Ohnet.

Von Heinz Tovote.

(Berlin.)

Die Auflageziffer der Ohnetschen Werke steht im umgekehrten Verhältnisse zu dem Werte derselben.

Ohnet ist der gelesenste Autor diesseits und jenseits der Vogesen; seine Romane haben einen buchhändlerischen Erfolg gehabt, dem nichts zu vergleichen ist; die Auflagen derselben zählen nach Hunderten, und die deutsche Ausgabe des Hüttenbesitzers ist in mehr als zweihunderttausend Exemplaren im guten Deutschen Reiche verbreitet.

Georges Ohnet hat bei uns das teilweise verwaiste Erbe der seligen Marlitt angetreten, und als Franzose konnte er seines Erfolges nur um so mehr gewiß sein. Er ist trotz Zola, Daudet und Maupassant der gelesenste Schriftsteller; und doch hat er es nicht verstanden, seinen Namen auch nur durch ein einziges Werk litteraturfähig zu machen. In den Annalen der Litteraturgeschichte hat er es über die eine Zeile, die sein Vorhandensein, und die Auflagezahl seiner Bücher einzeichnet, noch nicht gebracht.

Wenn ich mich dennoch heute mit seinem neuesten Machwerke befasse, muß ich mich zuvor entschuldigen und bemerken, daß bei aller Wertlosigkeit seiner Bücher, es vielleicht doch der Mühe wert sein mag, die Ursachen eines Erfolges näher zu betrachten, der durch nichts gerechtfertigt scheint.

Es mag Schriftsteller geben, sagt einmal Jules Lemaitre, die Ohnet um seine Auflagen beneiden, aber gewiß keinen Einzigen, der einen seiner Romane geschrieben haben möchte.

Die unglückliche Akademie hatte in greisenhafter Verblendung Serge Panine mit dem Preise gekrönt; von dem Tage an war das Unheil geschehen. Frankreich hatte einen Schriftsteller mehr, über den die gesamte Kritik schwieg; weil sie nichts Gutes über ihn zu sagen hatte; und der es noch weniger verdiente, daß man Schlechtes von ihm sprach, weil er auch nicht mit einem Satze das Bessere erstrebte.

Ohnet konnte von vorneherein seines Publikums gewiß sein. Er nannte seine giftigen Zuckerbäckerwaaren Batailles de la vie, und er gab dabei nichts anderes als eine Schönfärberei des Lebens, hohle Seifenblasen, bunte Lappen, unter denen völlige Hohlheit sich versteckt. Kein Gedanke, keine Spur von Geist, nicht die kleinste Beobachtung, nichts — als nach bekannten Rezepten zusammengestohlene Romanpuppen, die ihre paar auswendig gelernten, honigsüßen Phrasen herunterplappern.

Die Werke Ohnets sind der Abguß aller in den letzten dreißig Jahren erschienenen Familienromane, denen eine gute Dosis scharfer Pikanterie und Lüsternheit zugesetzt ist, um das Gebräu mundgerecht und schmackhaft zu machen. Den Mittelpunkt jedes Romanes bildet beständig irgend ein schön verhülltes geschlechtliches Vergehen; ein bischen Ehebruch, irgend eine Überrumpelung auf dem Sofa, oder sonst eine salonfähig aufgeputzte sinnliche Szene.

Ohnet kennt seine Leser ebenso gut, wie er seine geschilderten Personen und das aristokratische milieu, in das er sie versetzt, wenig kannte. Wer sich davon recht überzeugen will, nehme nur einmal die geistreiche und oft überpikante Gräfin Martelet zur Hand, die in einer ihrer, unter dem schnippischen Pseudonym Gyp veröffentlichten dramatischen Plaudereien, dem übermütigsten Hohne über die krampfhaften Versuche Ohnets, die gute Gesellschaft zu schildern, die Zügel schießen läßt — eine Satire, wie sie schärfer nicht zu denken ist. —

Aber was kümmert das die Leserinnen Ohnets, all' die kleinen Nähmädchen und schwärmenden Bürgertöchterchen, denen er die Aristokratie in so verlockenden Farben schildert, und deren romantische Sehnsucht er dadurch zu befriedigen sucht, daß entweder der verführerische, elegante junge Graf ein kleines Bürgermädchen, oder der strebsame, bürgerliche Ingenieur die stolze Gräfin, mit ihren raschelnden Seidenroben, ihren blütenweißen Armen und marmorblanken Schwanennacken heiratet, die ihm nach langen Kämpfen ihre aristokratische Unschuld opfert.

In jedem Romane finden sich dieselben Gestalten und Situationen. Die Personen sind mit einer rührenden Gleichmäßigkeit geschildert, die eine immer schöner als die andere, so recht körperlos ätherisch, daß man seine himmelblaue Freude daran haben kann. Die beiden Schönsten aber müssen sich dann zum Schlusse heiraten, um der Sache zum guten Ende zu verhelfen, damit so die Liebe, der immer ein gut Stück recht irdischer Sinnlich- und Begehrlichkeit zugemischt ist, über alle Hindernisse triumphiere. —

Ohnets Fabeln sind von einer erstaunlichen Einfachheit; er versucht es nicht durch Fülle von Handlung zu wirken. Er nimmt ein, von unzähligen Schriftstellern schon behandeltes Thema und umkleidet die Armseligkeit der Thatsachen mit einer Fülle banaler Phrasen, die über die Begriffssphäre einer konfirmierten Jungfrau nicht hinausgehen; wenn es sich nicht gerade darum handelt, eine Pikanterie zu schildern. —

Nachdem er den Ehebruch schon in den mannigfachsten Formen eingeschlachtet hat, eigentlich immer als etwas Selbstverständliches und Natürliches, macht er sich in seinem jüngsten Werke Dernier amour die Geschichte noch



verzwickter, indem er dem faktischen Ehebruche einen zweiten gegenüberstellt, der jedoch nur in Gedanken begangen wird.

An der Hand dieser letzten Liebe, die unsere Liebe durchaus nicht hat, — wenn das Buch auch vernünftiger und besser ist als manches frühere, — läßt sich am besten die Richtigkeit der Ohnetschen Romanfabrikation demonstrieren. —

Im Hause des Grafen Armand de Fontenay-Cravant ist man mit den Vorbereitungen zu einer Liebhaberaufführung beschäftigt. Die geladenen Gäste sind versammelt, als die Gräfin Mina die Abwesenheit ihres Gatten bemerkt, der in dem Stücke mitzuwirken hat, und darum Paul de Cravant fortschickt, um seinen Vetter zu suchen. Er geht in die Damengarderobe, öffnet die Thür zu dem Ankleidezimmer, daß es etwas Gekreisch giebt und fragt, ob Armand da ist. — Alles nur um Ohnet Gelegenheit zu geben, auf der fünften Seite uns zwei Damen vorzuführen, die sich ihr Corset zuschnüren lassen, und Paul ihnen sagen zu lassen: Vous êtes en corset et en jupon, da er bei der halbgeöffneten Thür das Gemach im Spiegel sehen kann. — Der Graf ist nicht in seinem Zimmer. — Gräfin Mina kommt, findet in dem Zimmer eine Depesche und liest sie. „Meine Tante ist schwer erkrankt. Kommen Sie sofort. Ich vergehe in Sorge. Lucie." — Solche Depeschen läßt man in Romanen immer liegen.

Lucie? fragt sich die Gräfin — er hat also eine Geliebte.

Sie legt das Blatt wieder hin, wo sie es gefunden; ihr Gatte kommt zur rechten Zeit zurück, spielt wunderschön Komödie, besser als je; und die Gräfin zermartert ihr Hirn vergeblich, wer und was diese Lucie sein kann. —

Zweites Kapitel — Vorgeschichte. —

Es war einmal ein Fürst von Schwarzburg, der sehr alt war und eine junge Frau geheiratet hatte: Wilhelmine, die auf einem der Hofbälle einen jungen Franzosen, den Grafen Armand de Fontenay-Cravant kennen lernte. Ihr treuer Freund nennt sich Major Waradin.

Eines Tages wird sie, anläßlich der Erstürmung eines Bäckerladens, **natürlich** vor dem Hause des Grafen Amand von einem Pöbelhaufen insultiert. Armand hält durch seine aristokratischen Geberden und noch edleren Worte den süßen Pöbel zurück und rettet die Fürstin in sein Palais, wo es ihr ganz gut gefällt, zumal die Thür zu seinem Schlafzimmer aufsteht. Von Ohnet mit Wonne konstatiert.

Armand fackelt denn auch nicht lange, sondern küßt sie.

Herr Ohnet erzählt: Un desir aigu fit passer un frisson dans ses veines, elle se cambra dans une contraction passionnée et ses genoux

se heurtèrent. — Armand la dominait, la pressait et son souffle la brûlait. Ses lèvres se turent, fermées par un baiser qui la fit frémir et qu'elle rendit avec rage. Elle s'attacha à lui, avec toute l'ardeur de ses sens soulevés, et, pleine d'une joie enivrée, elle s'abandonna. —

Erst heldenhafte Rettung aus den Händen der Menge, dann das notwendige Sofa. —

Dem Major Waradin will es nicht gefallen, daß sie nächtigerweile den Franzosen besucht; er lauert ihr auf und faßt sie ab; sie erzählt alles ihrem guten, alten Fürsten, der sich mit Waradin schießt, während Armand abgerufen wird, und nun wartet, bis der unermeßlich reiche Fürst stirbt, um dann Mina zu heiraten. —

Wer ist Lucie, fragt sich Mina, die sich aufs Ehebrechen versteht. Ein alter Freund, der Marquis de Villenoisy verschafft ihr einen Agenten, der Lucie auskundschaftet.

Lucie ist eine junge Kanadierin, hübsch wie eine Porzellanfigur, und eine Cousine Armands. Ihre Mutter hat den strebsamen Bürgerlichen geheiratet und ist von ihrer Familie verstoßen. Armand hat seiner Frau nichts gesagt, um möglicher Weise ein bischen im Trüben fischen zu können.

Die Gräfin hat einen dramatisch-heroischen Entschluß. Sie sucht Lucie auf, und sagt ihr am Ende: Ich bin die Gräfin! Aber die Kanadierin läßt sich durch Europas übertünchte Höflichkeit nicht verblüffen.

Für Mina steht es fest, daß die beiden sich lieben. Er muß dies junge frische Mädchen lieben. Sie selbst ist ja eine alte Frau, älter als Armand, mit täglich sich mehrenden grauen Haaren; während Armand von Ohnet alle zwanzig Seiten einmal, trotz seiner mehr als vierzig Jahre: le jeune homme genannt wird. Er ist ein Salonheld, er trainiert sich, er ist tonangebend; man trägt seine Shlipse und ahmt den Schnitt seines Rockes in ganz Paris und den umliegenden Dorfschaften nach.

Lucie und Armand lieben sich, aber ach: ils étaient séparés par un obstacle infranchissable et ce n'était que dans le champ de mort, en effet, qu'ils pouvaient être l'un à l'autre, car, pour qu'ils fussent libres de ne plus se séparer, il fallait qu'une tombe nouvelle s'ouvrit.

Nach dieser melodramatischen Kirchhofsphantasie, die vergeblich den Schluß motivieren soll, erzählt Mina ihrem Gatten von Frl. Lucie Andricourt; dieser eilt zu Lucie, die ihn sehr kühl empfängt, als sei nichts vorgefallen; dann folgt Mina dem Rate ihres alten Freundes: sie nimmt Lucie zu sich, und will sie baldmöglichst verheiraten. In Deauville macht Paul de Cravant ihr eine Erklärung, der eifersüchtige Armand aber stört sie im traulichsten tête-à-tête.

Mina wirbt dann für Paul, und obgleich Lucie ihn nicht liebt, nimmt sie den Antrag doch an, um ihren Edelmut und ihr Mitleid zu beweisen, und der Gräfin einen Gefallen zu thun.

Hier wird die weichherzige Leserin vor Angst vergehen, denn was soll nun aus Armand werden. Der klügere Leser wird sich denken: na — da wird es denn nachher ein bischen Ehebruch, zweite verbesserte Auflage geben. —

Herr Ohnet löst den unangenehmen Konflikt viel schneller. Lucie hat sich ausbedungen, daß die Gräfin erst morgen darüber spricht. Aber die Geschichte läßt Mina keine Ruh; sie muß Armand kränken und sagt ihm, daß Lucie Paul heiraten will.

Was thut unser schöner Held und Edelmann?

Prenez garde! sagt er drohend und Augen rollend zu Lucie, s'il approche de vous, s'il vous parle bas, si vous paraissez le favoriser en quoi que ce soit, je me jette sur lui et le soufflette devant tout le monde.

Wem gefiele diese Sprache eines Grafen nicht? Auch Fräulein Lucie findet Behagen daran, und sie erklärt der Gräfin: Sie habe geplaudert, folglich sei sie selbst jetzt wieder frei, und könne thun was ihr gefalle.

Nach diesem geschickten Taschenspielerkunststück kann der Leser wieder aufatmen. —

Armand will sich mit Lucie aussprechen. Obgleich sie nichts hindert, den ganzen Tag miteinander zu reden, kommt es doch zu einer nächtlichen Zusammenkunft in Lucies Zimmer.

Diesmal aber täuscht uns Ohnet. Armand hat sich gesagt:

La seule douleur vraie, c'est la privation du bonheur. Et le bonheur pour toi, c'est la possession de Lucie. Essaie de la conquérir.

Das ist brutal deutlich genug. — Lucie gesteht ihm nächtiger Weile, daß sie ihn von Anfang an geliebt hat, und ihn mehr als je liebe. Aber sie will fort. Sie wollen Mina nicht betrügen, — und Armand geht. Er hat den Mut nicht mehr gehabt.

Natürlich hat Mina im Nebenzimmer gelauscht und alles gehört; aber sie will ihren Gatten nicht aufgeben.

Pour elle c'était le dernier amour, celui après lequel il n'y a que la tombe. —

La grille refermée triste et noire sous les branches pendantes, lui fit l'effet d'une porte tombeau. —

Dieses Grabesmotiv kommt Mina nicht mehr aus dem Sinn.

Le suis un obstacle au bonheur de deux êtres que j'aime et qui souffrent injustement . . . Dieu me fera peut-être la grâce, que je lui demande chaque jour, de me rappeler à lui . . . Ainsi toutes choses seraient arrangées au mieux.

Da sich die Sachen aber durchaus nicht arrangieren wollen, und Armand vor Liebessehnsucht vergeht, will er das oft heraufbeschworene Grab ausfüllen. —

Schon knackt der Hahn der Pistole, als Mina ins Zimmer stürzt und sie ihm mit Lebensgefahr entringt. —

Wie wär es, wenn wir uns scheiden ließen? —

Niemals, ruft er: les liens qui nous unissent sont éternels.

Mina malt ihm die Zukunft aus:

Tu auras le droit de prendre une autre femme et moi je serai vivante, et je saurai que tu la possèdes, et je te verrai avoir des enfants d'elle.

Dieses posséder und die Kinder sind so recht Ohnet.

Um die beiden Liebenden nun zu vereinigen, telegraphiert Mina nach Schottland, wo Lucie sich inzwischen ergeht; denkt dabei, wie die Geschichte mit einer Depesche angefangen hat und nun auch damit endet; erzählt, daß sie schon lange krank sei; nimmt Morphium, und ohne daß ein Mensch den Grund ahnt, legt sie sich hin und stirbt. —

Ihre Vorahnung erfüllt sich. Armand will sich erschießen, der Marquis de Villenoisy hält ihn zur rechten Zeit zurück, denn im selben Augenblicke hört man drunten im Hofe Lucies Stimme; sie kommt — kniet neben Armand an dem Totenbette nieder. — Gruppe — bengalische Beleuchtung! Vorhang fällt. —

Wem rührte wohl nicht diese Fülle von Edelmut, wo einer immer lieber sterben will als der andere; und alle zwanzig Seiten das Ende der Geschichte droht. —

Ein Zug für die Beobachtungsgabe Ohnets.

Mina findet eines Tages Balzacs Père Goriot. Armand, dem zu jeder Zeit die Thränen fließen, hat über die Geschichte der Claire de Bourgogne und des Marquis d'Ajnda geweint, und auf den Zeilen, wo von dem traurigen Schicksal die Rede ist: les petites gouttes avaient plus serrées.

Hübsch daß er gerade diese Zeilen vollgeweint hat — wie er das fertig gebracht hat, weiß ich nicht — und daß man auf einer Druckseite sehen kann, wo die kleinen Thränentröpfchen dichter hingetröpfelt sind. — Heiliger Ohnet! —

Und Monsieur Paul, der Lucie geliebt hat, — als er erfährt, daß Lucie nach Schottland gereist ist, erzählt der Gräfin unverfroren gemein:

Je soupçonne que la charmante (!) Lucie avait singulièrement abusé de l'hospitalité et que c'est vous, qui le jour où vous vous êtes aperçue, l'avez, sans scandale mais très-ferment mise à la porte. — Nett! — Nicht? —

Es läßt sich gewiß so leicht kein Schriftsteller finden, der mit größerer Absichtlichkeit so verlogen schildert wie Ohnet; der mit größerer Gewissenlosigkeit auf die Dummheit des Leihbibliothekenpublikums, und die niedrigsten Instinkte der Masse spekuliert als Georges Ohnet.

Geschickt genug versteht er es, Dingen, die bei ihren rechten Namen genannt recht gemein klingen, ein hübsches, seidenes Mäntelchen umzuhängen.

Mit keinem Worte versucht er es, einen Vorgang charakteristisch darzustellen, eine eigene Lebensbeobachtung zu geben, einen wirklichen Menschen unter all' den Luftgebilden seiner Romanhelden zu schildern.

Eine Fülle nichtssagendster Sätze, ein bischen sentimentaler Rührseligkeit, theatermäßige, papierne Heldenhaftigkeit; Thränenfluten, aber Herzlosigkeit; schöne Worte, aber niederträchtige Handlungsweise, ein wahrer Höllenbrei aus einer Sudelküche; aber artig geformt und appetitlich zugerichtet für die Bedürfnisse eines Leserkreises, deren Borniertheit sich Ohnet mit jedem Satze anzupassen bestrebt ist, — das ist der wahre Inhalt all' seiner Romane, die im Grunde schlimmer und bei weitem verwerflicher sind, als die schauerlichsten Kolportageromane, oder die krassesten Auswüchse des Hyper-Naturalismus, denn jedes gesunde Gefühl wird bei Ohnet mit Füßen getreten.

Es ist betrübend, zu sehen, mit welcher Gier man sich zu beiden Seiten des Rheines auf jedes neue Buch von Ohnet stürzt; es ist vor allem nicht genug zu beklagen, wie in Deutschland diese Meisterwerke der Banalität und Verlogenheit in tausenden und abertausenden von Exemplaren, französisch und deutsch verbreitet sind. —

Ist aber auch jetzt der Name Ohnets im Munde fast jeder deutschen Frau, die Nachwelt wird über diese geistlosen Nichtigkeiten kein Wort mehr zu verlieren haben. —



Wienerisches in der Litteratur unserer Tage.

Von Fritz Burger.

(Wien.)

Der Realismus, jene gewaltige Litteraturströmung unserer Zeit, an deren Spitze hervorragendste Schriftsteller aller Länder wie Anzengruber, Björnson, Augier und dergleichen stehen, hat als eine ganz eigentümliche Erscheinung die Spezialisten in der Litteratur hervor gerufen, denn je mehr ein Autor sich die Aufgabe stellt, nur bestimmte, von ihm auf das Genaueste erkannte und erforschte Charaktere, in eben solchen Situationen dichterisch zur Gestaltung zu bringen, um so naturgetreuer, ja plastisch greifbarer werden alle seine Figuren, um so lebendiger, ja innerlich wahrer wird die Führung aller seiner Handlungen erscheinen. Es liegt in der Natur der realistischen Richtung selbst, daß ihre Vertreter und somit auch die Gruppe der Spezialisten ihre Stoffe unmittelbar aus dem kampfbewegten Leben unserer Tage und in weiterem Verfolge wieder mit besonderer Vorliebe aus dem an Verwickelungen überreichen Leben unserer Großstädte heraus greifen, so haben London, Paris, Berlin bereits längst berufenste Schilderer ihrer spezifischen Charaktereigentümlichkeiten mit seltenster Ortstreue auf künstlerisch voll auf abgeklärtem Hintergrunde erhalten, und auch die österreichische Kaiserstadt am Donaustrande ist in dieser Beziehung in den letzten Jahrzehnten nicht zurück geblieben.

Als Friedrich Schlögl, ein „einfacher Lokalchronist", wie er sich zu nennen liebt, mit seinen beiden Schriften „Wiener Blut" und „Wiener Luft" der erstaunten Welt eine Fülle ureigentümlicher, nur auf Wiener Boden möglicher Charaktere, Sitten und Gebräuche vorgeführt und sich damit einen gewiß nicht gering zu achtenden Platz in der Litteraturgeschichte als Ethnograph und Volksschriftsteller erobert, stand er so ziemlich allein in seinem Fache; aber kaum war eine nur kurze Reihe von Jahren dahin gezogen, und der Meister hatte Schule gemacht. Heute sehen wir, in zwei allerdings einander sehr ähnliche Strömungen geteilt, Ferdinand Groß mit in sprühendsten französischen Esprit, deutsche Gemütstiefe und wienerische Anmut umfassendem Style geschriebenen Feuilletons, Plaudereien und Genrebildern, Friedrich Uhl auf dem Gebiete des Romanes das Wiener Leben in der Gesellschaft, Ada Christen, Kapff-Essenther, Emil Marriat, Karlweis, Chiavacci, Pötzl, Just, Neumann und andere auf den verschiedensten Zweigen der Prosadichtung in bald gemütlich humorvoller, bald scharf sarkastischer, bald tief ernster Weise das Treiben in den unteren Volks-

schichten künstlerisch zur Gestaltung bringen. Zum unbedingt bedeutendsten litterarischen Dreigestirn echt wienerischer Charakterzeichnung aber haben sich Karlweis, Chiavacci und Pötzl emporgeschwungen, in welchem wieder den hervorragendsten Platz einzunehmen unzweifelhaft Chiavacci berufen erscheint.

Wie Schlögl, namentlich ein Virtuose in der Schilderung des Wiener Spießbürgertums, mit seltener Beobachtungsgabe und kühnem Griffe die ausgeprägtesten Wiener Vollbluttypen der meist reicheren Bürgerskreise, jedoch stets nur als strenger, bisweilen fast bärbeißiger Sittenschilderer seinen Lesern vorzuführen verstanden, hat sich Chiavacci als ein genauer Kenner des Wiener Lebens in den mittleren Volksschichten, zugleich mit einer starken Beigabe prächtigen, novellistischen Kompositionstalentes ausgestattet erwiesen.

Friedrich Schlögl hatte uns seine Gestalten, dieselben in allerdings durchweg meisterhafter Weise bis auf die kleinsten Einzelheiten ihrer Charaktereigentümlichkeiten mit fast dramatischer Gestaltungskraft analysierend, aber in beinahe allen Fällen stets nur als nackte Charakterschilderungen zur Darstellung gebracht; Karlweis vermochte in seinem Romane „Wiener Kinder", dem entschieden ersten echt wienerischen, in unteren Volksschichten spielenden Romane von wirklich künstlerischer Bedeutung, sowie in seinen „Geschichten aus Stadt und Dorf", bei aller Gabe bewunderungswürdig richtiger Charakterzeichnung, bei aller Fähigkeit seine Figuren in großen Zügen zur Gestaltung zu bringen, nicht immer den Gang einer Handlung vollkräftig zu schürzen und zu führen; Pötzls Talent versprüht und zersplittert sich, jeder umfangreicheren Kompositionsgabe bar, in unleugbar tüchtiger Detailmalerei an komischen Einzelzügen seiner stets trefflich veranlagten, meist thatsächlich wienerischen Gestalten, auch besaß er bisher ungeachtet aller theoretischen Kenntnisse des Dialektes nicht immer die Kunst, demselben in stets richtigen Abstufungen Ausdruck zu verleihen. Tadellos ausgereift erscheint derselbe in der von ihm geschaffenen Figur „Herr Nigerl". Chiavacci hat selbst vor dem bis jetzt noch unerreichten Altmeister Schlögl die Fähigkeit voraus, seine stets wie aus einem Gusse geformten, urwienerischen Figuren auf jederzeit novellistisch abgerundetem, dramatisch vollbelebtem Hintergrunde mit einem Anhauch wirklich echt dichterischer Begabung durch und aus sich selbst heraus wirken zu lassen.

Chiavacci verfügt über ein weit ausgreifendes Register fast aller Stimmungen des menschlichen Herzens vom Tieftragischen bis zum Groteskkomischen, sowie über eine wahrhaft herzgewinnende Wärme der Darstellungsweise, welche sich von Schlögls, bei aller Wertschätzung desselben bisweilen zu schwarzseherischem, oftmals fast lästerndem Tone wohlthätig, von Pötzls

prickelnder, spezifisch wienerischer, jedoch nie verletzender Satyre eigenartig abhebt. Eine ganz besondere Spezialität Chiavaccischer Muse aber bilden des Verfassers durchaus meisterhaft gelungene Bilder aus dem Wiener Kinderleben, in welchen Wiener Jugend, wie sie leibt und lebt, dargestellt erscheint. Weniger bedeutend mutet uns die von ihm gegründete, in Wien geradezu mit Begeisterung aufgenommene stehende Lokalfigur „Frau Sopherl“ an, da er dieselbe größtenteils über Dinge, welche vielfach außerhalb ihres Gesichtskreises liegen und liegen müssen, sprechend vorführt, wodurch selbe notgedrungen an innerer Wahrhaftigkeit bedenklich einbüßt.

Ein äußerst liebenswürdiges, junges Talent von insbesonders lokalgeschichtlicher Bildung scheint dieser Schule noch in Ottokar Tann-Bergler heranzureifen, welchem es trotz der auf dem Gebiete der Wiener Schilderung fast schon herrschenden Überproduktion gelungen, neue Schichten aus dem Wiener Volksleben auf meist historischem Hindergrunde zu künstlerischer Gestaltung zu entdecken.

Noch liegt ein Schatz auf dem Gebiete der wienerischen Litteratur unserer Tage trotz Karlweis' hübschem, aber nicht weiter entwickeltem, großem Wurfe unbehoben: Es ist der Wiener Roman und die Wiener Novelle unserer Tage. Anzengruber hatte sich ausschließlich der Dorfgeschichte zugewendet, Schlögl ist ein betagter Mann geworden, wir glauben in Chiavacci und Karlweis die richtigen Kräfte zu erblicken, welche in der Lage wären, diesen Schatz zu heben und die Begründer einer in gewissem Sinne für Österreich ganz neuen Litteraturrichtung zu werden.



Liliencrons Gedichte.

Von O. J. Bierbaum.

(München.)

Eine „Rezension“ über dieses Buch schreiben? Ebenso gut könnte man von mir verlangen, daß ich den Rundblick vom Rigi, oder ein Gewitter, oder ein paar schöne Mädchenaugen, oder Kinderlachen, oder Thränen „kritisieren“ soll. Nein, dieses Buch läßt sich für mich ebensowenig „rezensieren“, wie die Natur. So will ich denn im folgenden auch keine Kritik, sondern nur Stimmungen geben, die ich dieser herrlichen Gabe Liliencrons

aus dem heißen Mai von 1889 verdanke. Oh, ich weiß einige, die gar strenge und ein wenig mitleidig den Mund ob dieser Worte zusammenziehen und bei sich denken: „Kritikloser Enthusiast"! — ich gönne ihnen ihr Mienenspiel und die schwere Weisheitstracht ihrer „wahrhaften" Kritik; mögen sie glücklich sein mit ihrem eminent strengen Qualitäten und Kritiknachholen, was ich enthusiastisch verabsäumt, — ich bin unterdessen froh meines Genusses und meines herzlichen Dankes, der mich diesem herrlichen Dichter gegenüber ganz erfüllt. — Aber ein anderes Gefühl geht aus diesem hervor: ich möchte gerne, daß recht viele derselben innigen und erhebenden Freude in Wahrheit, Schönheit und Kraft, kurz: echtester Poesie teilhaftig werden. Zu diesem Zwecke recht eigentlich diese Zeilen. Da muß ich mich denn eigentlich fragen: Ist es den Lesern der „Gesellschaft" gegenüber denn überhaupt noch nötig, auch nur ein Wort von all dem Schönen Liliencronscher Poesie zu sagen? Von diesen Blättern hat uns alle ja so oft der kräftige, frische, würzige Duft dieser köstlichen Mannheitsdichtung angeweht; alle Freunde dieser Zeitschrift wissen aus schöner Erfahrung, daß der Name des Dichters Liliencron sichere Hoffnung auf edlen anhaltenden Genuß gewährt. — Hier nun eine ganze Sammlung unter dem leuchtenden Zeichen dieses Namens. Ein ganzes Buch voll jener Gedichte, die uns Geist und Herz klärend erfrischen, uns mit einem Vollgefühl kraftvoll-männlichen edlen Menschentums erfüllen, die uns mit der Macht pflichttreuer Wahrheitspoesie hinausziehen in die reine, frohe Empfindung der lebendigen Nähe einer gütigen, kräftigen, schönheitsvollen Mannesseele. Diesem Dichter kommen wir nahe und je näher wir ihm kommen, um so mehr müssen wir ihn lieben. Das ist es, was ihn auszeichnet, wie unter den prosaistischen Realisten M. G. Conrad. Andere bewundern wir; wir stehen vor ihren Werken wie vor gewaltigen Monumentalbauten menschlichen Geistes, aber diesen Dichter gewinnen wir, ohne seine Perlen zu kennen, geradezu persönlich lieb. Mancher, und wohl auch manche, mag gewünscht haben, ihm voll innigen Dankes einmal die Hand zu drücken. — Er ist also nicht groß, gewaltig? Man lese die „Sündenburg", „Wasserschwertlilie", „Unsichtbarer Anmarsch", alles, was in dem Teile, „In willkürlicher Betonung" steht und noch manches andere, und man wird fühlen, bis zu welcher Höhe und Gewalt genialer Ins-Bild-Fassung dieser Dichter fähig ist. Aber seine Größe ist nicht kalt, erdrückend. Güte ist ein Hauptwesenszug seines Geistes. —

Mir geht es bei seinen Gedichten, wie dem wartenden Mädchen in der „Sehnsucht durch den Tag"!

„Erzählt er Geschichten, hör' ich ihm zu,
Als säß ich in Himmel und Himmelsruh." —

Da rauscht das ganze Leben an dem Hörer vorbei im bunten Wechsel. Bald fließt es in breitem, ruhigem Strome, bald schäumend, jagend, in überstürztem Tosen. Schmerz und Seligkeit klingen im Lied vorüber; ehrlicher Haß und mannhafter Zorn rufen mit lauter Stimme dazwischen; neben herzlichem Lachen fröhlich-gemütsreichen Humors steht in schweigendem Kampfe Gram und Sorge; goldene Sonnenblicke streut überall hin das glückselige Lächeln einer heldennatürlichen Liebe. Bald blicken wir in klare, sonnenscheingetränkte Tageslandschaft oder in den webenden Wirklichkeitszauber der Nacht, bald überschwebt uns in verschwommenen Schimmern eine tiefempfundene Phantasie voll geheimnisvollen Märchenzaubers, aber durch alles: durch Lust und Leid, Liebe und Haß, Belebtes und Lebloses, Wirklichkeit und Phantasie klingt vornehmlich stark hindurch, der warme Herzschlag dieses reichen Schöpfers, des mit seiner ganzen Liebe in Allem gegenwärtigen Poeten. —

„Mit Trommeln und Pfeifen" beginnt die Sammlung, — Motive aus dem Soldatenleben. Hier ist dem modernen Militarismus, der mit seiner notwendigen Erlösung des Einzelwillens, seinem starren Rangzwang just so unkünstlerisch-poesielos ist wie ein Backstein-Kasernenbau, erstaunlich viel Poesie abgewonnen. Es gehört ein Dichter wie Liliencron dazu, dies schier Unmögliche möglich zu machen, vorzüglich dieses Dichters Humor („Die Musik kommt"), sein tief und warmfühlendes Mannesherz („Der Zapfenstreich", „Unter den Linden") und jene „Feinste Künstlerhand", die an ein schnelles Begebnis, das mit wunderbarer Deutlichkeit gezeichnet wird, eine quellende Folge von Gedanken und Gefühlen zu knüpfen weiß, wie es überaus schön geschieht in dem „Rückblick", einem Musterstücke inhaltreicher, lebensvoller realistischer Lyrik. Ja, realistische Lyrik, — wer da noch mit dem Worte „Realismus" kämpft, der möge in diesem Dichterbuche schauen, was es bedeutet: rechte Liebe zum Wirklichen, inniges, gesundes Naturgefühl, unbeeinflußt von irgend welchem angelernten Schönheitszwang, und doch gerade darum lebend und atmend und geradezu schwelgend in jener echten Schönheit, die für kräftige, volle Geister dem lebendigen Sein entsprießt.

„Natur, wie ich dich liebe,
Immer liebe, immergleich liebe,
Wie auch dein Antlitz sich mir zeigt . . ."

So muß auch der gesunde Geist diesen Dichter „immer lieben, immer gleich lieben", denn es ist eben Natur und Wahrheit, die er uns zeigt, wie es so wenige können. Was sind soviele unserer „Dichter"? Reim-Gecken, selbstgefällige Schauspielnaturen, die sich auf das Podium der sogenannten

„höheren" Sprache stellen, um uns etwas vorzudeklamieren. Bald schwenken sie die Arme, bald rollen sie die Augen, bald lächeln sie süß, und immer, immer ist die Hauptsache bei ihrem „Singen" das angelernte, angeerbte Geklimper, welches bei einiger Mühe jeder halbwegs beanlagte Gymnasiast auch zu stande brächte. Ja, der Karlchen Mießnicks giebt es eine Legion unter unsern Lyrikern, und es sind „Namen" darunter! — Hier, bei diesem Buche Liliencrons, die schon bei seinen „Adjutantenritten" und der köstlichen Sammlung „Eine Sommerschlacht (—, welche jubelnde Posaunenstöße unserer Kritik hervorgerufen haben würde, stünde statt Liliencron Turgenjew auf dem Titelblatte) fällt uns der Satz des alten Pascal aus den „pensées diverses" ein: Quand on voit le style naturel, on est tout étonné et voit ravi; car on s'attendoit de voir un auteur et on trouve un homme. Ein Mensch, das ist's, und zwar ein herrlischer Vollmensch, begabt mit jener naiven Künstlernatur, die den lauteren Takt des Schönen in sich selbst vernimmt: ein Dichter kurz und gut, d. h. ein Dichter, bei dem man dieses Wort einmal nicht in Anführungsstriche zu setzen braucht. Und ein Dichter heutiger Zeit muß notwendig ein Realist sein, will sagen ein Künstler, der im Wirklichen das Poetische empfindet. Tausende und abermals Tausende hasten an dieser Wirklichkeitspoesie vorüber. Wessen Sinn lediglich nach Kassenscheinen steht, dem ist der Blick blind für das Schöne, das verborgen im tosenden Leben blüht, das im eigenen Herzen unter Schutt und Schmutz vergraben liegt. Der Poet aber schaut es und sein Herz wird weit und schlägt warm, sobald er es schaut, und es drängt ihn mit zwingender Gewalt, den schönheitsblinden Mitmenschen die wundersame Nähe des Schönen zu offenbaren. Das ist dann freilich nicht mehr jene kalte, abstrakte Schönheit, die man sich ehedem künstlich zurechtmacht als Ersatz für das, wie man meinte, schönheitsleere Leben, sondern just dieses Leben selbst mit seinen nur von Sonntagskindern klar erschauten Sonnenblicken der Schönheit. Nicht die leere, platte Wirklichkeit ist es, die der dichterische Naturalist ins Bild faßt, denn diese Wirklichkeit ist ja durch das Gemüt des Poeten gegangen, ehe sie zum Kunstwerk erhoben wurde. Wessen Gemüt krank ist und krüppelhaft, zu schwach zur heißliebenden Umfassung dieses Lebens, — der mag darum ferne bleiben vom Dienst des Schönen, denn er wird sicherlich ein krankes, krüppelhaftes, schwaches, falsches Bild der Welt produzieren. Und das ist es eben, was unsern Liliencron zu einem Dichter im großen Sinne des Wortes gemacht hat: sein Gemüt. Dieses Gemüt hat Raum für eine Welt, und die Kunst dieses großen Dichters hat Kraft genug, um diese ganze Welt, wie sie umschlossen wurde von diesem herrlichen Gemüte, ins Bild zu fassen. Was Feuerbach, der Maler, einmal

von sich sagt: „Gottlob, ich habe ein paar helle Augen im Kopf, die unmittelbar ins Herz führen" — das wäre auch ein Wort, das unser erster lyrischer Realist auf sich anwenden dürfte. Klar und mit Liebe ist alles bei ihm geschaut und unmittelbar ins Herz gelangt. Ebenso unmittelbar quillt es aber auch im Liede aus ihm hervor. Dieser klare, scharfe Blick und diese klare, feste Fassung erinnert häufig an eine Dichterin, die weltberühmt wäre, hätte sie nicht für Germaniens Banausen gedichtet, an die große Anette von Droste-Hülshoff. Auch die Hineinmengung spukhafter Elemente, wie im „Tod", „Sommernacht", Blumenmädchen", gemahnt an diese größeste aller Dichterinnen. Überhaupt wird man bei Liliencron, trotz seiner strengen Eigenart, häufig an andere erinnert, die wie er Natur und Schönheit in Einem empfanden, — an das Volkslied („Am Waldesausgang"), an den alten, prächtigen G. A. Bürger („In einem Frühlingsgarten"), an Petöfy („An wen?" — „Wunderbarer Schwung der Liebe!"), an Storm, an Goethe, und, merkwürdig häufig, an jenen Großmeister einer anderen Kunst: an Arnold Böcklin. „Die Sündenburg", dieses Gedicht voll grandioser Phantasie, dabei gedankenmächtig und bei allem rein innerlich Geschauten durch und durch realistisch, ist geradezu ein Böcklinsches Gemälde in Worten. Ebenso klingt der Grundton jener Tonmeister, die des Dichters feiner Künstlersinn am meisten bevorzugt,*) häufig aus seinen Liedern heraus.

Da es ein Mann ist, der uns diese Gedichte geschenkt, so versteht es sich von selbst, daß wir auch eine Gesinnung in diesen Gedichten finden. Ich möchte nicht gerne mißverstanden sein: wenn ich hier sage Mann, so meine ich es in dem Ausnahmsfalle, wo wir, wie oben bei dem Worte Dichter, diesen Ehrennamen nicht durch „Gänsefüßchen" zu eskortieren brauchen. Denn, rein geschlechtlich betrachtet, gehört ja ein gewisser Teil der Klimpergeisterchen auch zum genus masculinum, aber ist es nicht gerade eine Art eunuchischen Wesenshauches, die uns aus den Gedichten dieser Männchen anweht? Sie lieben wie Verschnittene — man schwach; sie hassen wie Verschnittene — boshaft. Und hat man bei ihnen jemals „Gesinnung" (unwillkürlich kommen in diesem Zusammenhange die Gänsefüßchen zu diesem Worte) wahrgenommen? Nein, um einen groben Ausdruck des jugendlichen Schiller zu gebrauchen: daß diese Lyrikerchen Männer seien, an ihrer Leyer hat man es nimmer „gerochen". — Daß man von einem Lyriker keine Gesinnung verlangt, die sich genau in das Programm einer politischen Partei einpaßt, nach Art jener Dichter, die nach einem Lorbeer der Partei strebten

*) S. seine kurze Selbstbiographie in Heft 3 Jahrgang 1887 der „Gesellschaft".

und deren letzter Ausläufer Albert Träger ist, daß man nicht verlangt, ein Lyriker solle Parteitendenzen in Verse kleiden, versteht sich für jeden, der eine Ahnung von Poesie hat, von selbst. Aber weil der Mann kein voller Mann wäre, dessen Geist und Herz sich nicht offen und fest zu einer Mannesmeinung bekannte, so müssen wir wohl von einem rechten Lyriker verlangen, daß offene, feste Mannesmeinung auch aus seinen Liedern klinge. Welcher Richtung diese sei — gleichviel, nur soll sie klar, deutlich, mutig ausgesprochen werden. Nicht schöner und kräftiger kann dies geschehen, als in dem prachtvoll mannhaften Gedichte „Cincinnatus":

> Meinen Jungen im Arm, in der Faust den Pflug,
> Und ein fröhlich Herz, und das ist genug.
> Frei will ich sein.
> . . . .
> . . . .
>
> Bietet der Staat mir Würden und Amt,
> Und trüg' er mirs an auch auf purpurnem Samt,
> Ich winke den Bringern, und lache dem Tand,
> Und wehre sie ab mit verneinender Hand.
> . . . .
> . . . .
>
> Fort da, ihr Narren, und laßt mich in Ruh,
> Und dröhnend warf ich mein Hofthor zu . . .
> . . . . . .
> . . . . . .
>
> Doch ruft mich der Kaiser in Not und Gefahr,
> Ich entstürze dem Haus mit gesträubtem Haar
> . . . .
> . . . .
>
> Muß das Vaterland drangvoll die Sturmflaggen hissen,
> Ho heida! die Klinge der Scheide entrissen.
> . . . .
> . . . .
>
> Meinen Jungen im Arm, in der Faust den Pflug,
> Und ein fröhlich Herz, und das ist genug.
> Frei will ich sein! —

Aufs Edelste vereint sich hier, wie in allen ähnlichen Gedichten Liliencrons freier bürgerlicher mit soldatischem Geist. Hier ist herzensechter, flammender Patriotismus und mannhaft mutige Freiheitsliebe. Aus diesem wahrhaft adeligen Herzen sind die Gespenster der alten Lügen fröhlich verjagt, die in, ach wie vielen! Standesgenossen des Dichters ihr klägliches Spukwerk noch immer treiben und sich selbst auf die Gasse wagen in kluger Erkenntnis heutiger Erbärmlichkeit. Lustiger ist das gegen den heiligen

Geist des Fortschritts protestierende Blechrittertum kaum jemals verspottet worden, als in dem Gedichte dieses Barons: die neue Eisenbahn:

> Der Schädel schreit: „Ich bin Ambassadeur,
> Ich bin Baron und ich vermittelte
> Den Frieden zwischen Dänemark und Holland."
> Das hilft ihm alles nichts. Ihn überschreit
> Der erste Pfiff der neuen Eisenbahn. —

Auch auf dem Gebiete, auf welchem es bekanntlich im Reiche der Dichter und Denker fast noch gefährlicher ist, seine Meinung zu sagen, als auf dem Gebiete der Politik, — auch auf dem Gebiete der Litteratur hat dieser Dichter die unkluge Kühnheit, seine Gesinnung zu offenbaren. Dies geschieht in dem köstlichen Teile „Aus der Zunft" und in einzelnen Widmungsgedichten. Hätte Liliencron das Gedicht an M. G. Conrad z. B. weggelassen mit dem zuversichtlichen Schluß:

> Die kleine Schar geleitest Du
> Allendlich doch zum Sieg, —

ich bin sicher, daß ihm das bei gar manchem Rezensenten sehr nützlich gewesen wäre. Freilich hätte er dann auch Nr. II von „Über ein Knickthor gelehnt" weglassen müssen, jenen Teil, der (wie pietätlos, unfein!) mit dem Verse beginnt

> „Goethe, du Prachtkerl!"

und welcher diejenigen, welche eben dieser Prachtkerl „Hunde" genannt hat, noch etwas genauer kennzeichnet

> „In ihrer geheuchelten Tugend,
> In ihren gräßlichen Mathematikherzen,
> In ihrer skatledernen Dürftigkeit." —

Nein unrettbar ist er verloren, dieser unpraktische wahrhaftige Dichter, wenn es nur auf die „beschränkten, hämischen Heuler" unserer „Kritik" will sagen: Reklame, ankäme. Aber, wir dürfen es mit Zuversicht hoffen und sagen, — dieser Erste unserer realistischen Lyriker, dieser größeste unter allen deutschen Lyrikern unserer Zeit wird seinen Weg ins Volk machen trotzalledem, sicherlich zum wenigsten in alle wahren, freien, schönheitsempfänglichen Herzen. Und auch die bewundernde Schätzung der späteren wird ihm nicht fehlen: schreitet er doch als der feste und bedeutsamste in seinem Dichtungsgebiet auf den Pfaden jener neuen, zukunftsmächtigen Wirklichkeitspoesie.

Leipziger Theaterbericht.

Die letzte Zeit brachte uns zwei Opernnovitäten, eine deutsche und eine französische, ferner eine neue Operette und schließlich noch ein funkelnagelneues Ballett in funkelnagelneuen Kostümen. Wenn man bedenkt, daß das Feld musikalisch-dramatischer und choreographischer Schöpfungen immer steriler wird, so ist dies wahrlich ein reicher Segen. Doch sehen wir einmal näher zu.

Über die Operette „König Lustik" können wir uns sehr kurz fassen. Sie ist durchaus Leipziger Lokalgewächs. Der Komponist nennt sich Platzbecker, der Librettist C. Crome-Schwiening; beide weilen in den Mauern von Klein-Paris. Die Operette spielt auf der Wilhelmshöhe bei Kassel, variiert in kaum neu zu nennender Weise das abgedroschene Thema, daß sich Zwei, nach Überwindung einiger dämlicher Hindernisse, deren Träger ebenso dämliche Gestalten sind, am Schlusse kriegen, und kitzelt die Ohren mit einigen belanglos-niedlichen melodischen Kleinigkeiten. Ein wenig Freischärlerpatriotismus hat der Herr Textverfertiger überdies noch als besondere Würze beigefügt; das macht sich gut und kostet nichts. Das Opus dient also dem Gedankenlosigkeitsbedürfnis unserer nervös-hastenden Zeit in hervorragendem Maße — man verläßt das Theater so ruhigen Gemütes, als ob man den Abend mit Skatdreschen verstumpfsinnt hätte, nicht einmal ein markantes Motivchen klingt einem störend im Ohr. Requiescat —

Mit der Oper ist es heutzutage überhaupt aus. Der Riese Richard Wagner hat sie tot geschlagen. Das mag paradox klingen, ändert aber nichts an der Sache. Das vielgeschmähte und von allen Kunstrigoristen von jeher über die Achsel angesehene Genre ist und bleibt tot, und die nun schmerzlich beweinte Leiche läßt sich trotz allen Galvanisierungsversuchen nicht mehr zum Leben erwecken. — Auf die Zeit vor Richard Wagner zurückgreifen? Das geht nicht; dazu fehlt uns die Naivität unserer Vorfahren. In Wagners Fußstapfen treten? sein Werk weiter führen? Ja wer das könnte! Hat Michel-Angelo etwa „Schule" gemacht? Na also — —

Deswegen wird aber die Oper als solche natürlich noch lange nicht von den Brettern, verschwinden. Der moderne Mensch hat nun einmal das absonderliche Bedürfnis von Zeit zu Zeit, in Begleitung glänzender Dekorations- und Beleuchtungskünste, ein mehr oder weniger übergeschnapptes hohes C zu genießen. Zudem hat die Opernlitteratur gar viel Schönes aufzuweisen. Darum wollen wir hoffen, daß uns wenigstens ihre edelsten Perlen bis in die fernste Zukunft erhalten bleiben, trotz der relativen Kurzlebigkeit der musikalisch-dramatischen Werke überhaupt. (Wie viele von den heute noch gespielten Opern sind über hundert Jahre alt? Keine zwei Dutzend.) Ebenso wird es niemals an Versuchen fehlen, auf diesem Felde neue Früchte zu erzielen. Es werden allerdings Treibhauspflanzen sein, oder gar künstliche Blumen ohne Duft, ohne Leben. Wenigstens für die nächste Zeit. Gegenwärtig müssen die Komponisten immer um den unbequemen Richard Wagner herum zu kommen und die alten Gebiete so oder so wieder zu erhaschen suchen. Aber es hilft ihnen nichts. Sie werden vorläufig wenig Erfolg haben.

An die „Opera seria" denkt niemand mehr. Die liegt uns schon viel zu weit ab. Die aus Frankreich importierte „große Oper" zerplatzt an ihrer eigenen mit dem leeren Hauche prahlerischen Unsinns geschwellten Gespreiztheit, wie der Frosch, der sich zur Größe des Ochsen aufblähen wollte. Die gemüt- und humorvolle deutsche

Spieloper — das duftende Veilchen in dem mehr oder minder exotischen Blumenstrauß — wurde von der scharfen Lauge unserer gar nicht mehr harmlosen Zeit zur Operette zersetzt. Diese ist recht eigentlich das Schoßkind des heutigen Theaterlebens, der begehrteste, ja stellenweise der ausschließliche „Kunstgenuß" unserer trikotsüchtigen, glatzköpfigen, höchstens äußerlich „vergoldeten", also Talmi-Jugend. Hier vermählt sich die gemeine, nur notdürftig überlackierte Geschlechtslust mit dem absoluten Unsinn der geistigen Impotenz und feiert im tollen Wirbeltanze des endlosen Dreiviertel- und Dreiachteltaktes ihre Orgien. Die Halbweltmäßigkeit ist zum Kunstprinzip erhoben — fin de siècle!

Und unser neues, herrliches Musikdrama? Wer setzt es fort?

Bis jetzt sind alle dahin zielenden Versuche kläglich gescheidert. Ja, da stehen wir wieder am Anfangspunkt. Circulus vitiosus —

Was folgt daraus?

Die moderne Kompronißoper —

Jedes Werk, das heute irgend welchen äußeren Erfolg erringt, ist eine solche. Leider!

Als Prototyp dieser erquicklichen Gattung sei die Oper „mit der häßlichen Einrichtung" angeführt, der verhimmelte Behüt-dich-Gott-Trompeter. Auch ein Leipziger Produkt! Mangel jedes poetischen Schwunges, jedes eigenen Herzschlages, rührende Verlogenheit und verlogene Rührung bilden die Grundcharakterzüge solcher Werke. Es sind dickgeschmierte Sentimentalitätsbutterbröter, musikgewordene Marlittiaden! Die zahlreichen Gedankenlücken auszufüllen und zuzudecken, müssen Liedertafelmätzchen herhalten und einzelne, dem Bayreuther Titanen abgeguckte, leider aber zum größtenteil lächerlich ungeschickt angewandte Instrumentationseffekte. Der bloße Gedanke an das schreckliche Geigentremolo in den höchsten Lagen der E-Saite kann einem Nervenreißen verursachen. Sobald irgendwo auf der Bühne elektrisches Licht verwandt wird, dann geht auch gleich unten im Orchester dieses infernalische Gequietsche los. „Heeren Se, das ich Se ja scheene; un bei Wagner in'n Lohengrin kommt Sie's ooch vor." Da schweigen natürlich alle Pfeifen. Bei Wagner kommts auch vor — *αὐτὸς ἔφα* — Habt ihr Nachtstümperer denn noch niemals das Sprüchlein gehört: „Si duo faciunt idem, non est idem?"

Um der schwerfälligen Phantasie des Komponisten wenigstens einigermaßen aufzuhelfen, giebt der gefällige Librettist in solchen Opern dem Helden irgend ein Musikinstrument in die Hand. Aber was für eines? Heiliger Mozart, wie hat sich seit deinen Tagen der Geschmack verändert und — vergröbert! Ein netter Weg von Tamino's gemütreicher Flöte, über Hüons träumerisches Horn zu jung Werners — Blech! Dabei werden wir aber wohl nicht stehen bleiben. Wer weiß? vielleicht ist der Meister schon geboren, der seine Opernhelden mit noch sympathischeren Instrumenten auftreten läßt; z. B. mit einer großen Trommel. Es ließe sich gewiß auch der Pauke einige Rührung abgewinnen und — Spektakel machts auf jeden Fall!

Versagt die Phantasie soweit, daß es sogar mit dem Bilden von eigenen Melodien nicht recht gehen will, so macht man es wie der Leipziger „Meister", Prof. Dr. Karl Reinecke in seiner zum Glück schon wieder vergessenen trostlosen Oper „Auf hohen Befehl"; d. h. man nimmt einfach ein Volksliedchen — im vorliegenden Falle das bekannte: „Kein Feuer, keine Kohle kann brennen so heiß" — und schreibt eine Oper darum herum, in niedlichen Variatiönchen. „Res severa est verum gaudium" steht in goldenen Lettern am Giebel des berühmten Leipziger Gewandhauses. Das

ist ein trefflicher Spruch. Was versteht man aber hier zu Lande unter dieser „res severa“? Wohl die himmelstürmende Kunst eines Richard Wagner? Nein! Reinecke'sche Trillerchen, Sächelchen — z. B. den endlosen Cyklus „Von der Wiege bis zur Bahre“ (sc. ist Klimbim das einzige Wahre), mit verbindendem Text, damit man ja weiß, was jedes einzelne Abschnittchen vorstellen soll. Das wird im Gewandhaus als „res severa“ aufgeführt. Warum schreien nun hier die Musikpfaffen nicht: Programmmusik! wie seinerzeit bei Richard Wagner? In ganz Klein-Paris tönt gegenwärtig von allen Klimperkasten dieser Wiegen-Bahren-Cyklus. Es ist zum Tollwerden! Eben paukt mein Nachbar, sonst ein kräftiger und keineswegs süßlicher Mann — „Großmütterchen erzählt“ — und er paukt es noch falsch. Zum Donnerwetter! Warum kommt nicht auch noch „Tante Betty strickt“ oder dem „Baby ist ein Unglück passiert“? Da gäbe es vielleicht auch musikalische Motive. Res severa — —

Zu den auf den Krücken eines Volksliedes einher hinkenden Opernverfertigern gehört auch Otto Reitzel, der Komponist der deutschen Opernnovität „Der alte Dessauer. (Fürst Leopold von Dessau)“. Also eine in Musik gesetzte „Anna-Lise“! Der melodisch keineswegs interessante Dessauer-Marsch „So leben wir, so leben wir, so leb'n wir alle Tage in der allerschönsten Saufkompanie“, der heute zum Kneiplied nicht eben feinster Sorte geworden, bildet den musikalischen Rückgrat des Werkes. Von dieser Hauptmelodie läßt sich auf den Wert der übrigen Musik schließen. Sie ist in der That von trostloser Öde und Empfindungsarmut. Librettist (Paul Kurth) und Komponist überbieten sich an prosaischen Banalitäten. So erteilt die Herzogin-Mutter dem noch jungen „alten Dessauer“ einmal wörtlich die schöne Lehre: „Was du nicht willst, daß man dir thu, das füg' auch keinem andern zu!“ Ich bedaure, daß es mir hier nicht möglich ist, neben den faden Text die noch fadere Melodie in Noten zu setzen und so dem Leser ein abschreckendes Beispiel dieser Art von Opernfabrikation vor Augen zu führen. An einer andern Stelle haranguiert der alte Dessauer auch einmal eine deutsche Studentenschaar, die, wahrscheinlich um den Serenadenbedürfnissen des Komponisten abzuhelfen, „in der Nähe von Neapel“ herum wimmelt, mit dem etwas anachronistischen Ausspruch: „Wir Deutsche fürchten Gott und sonst nichts in der Welt“. Wahrscheinlich deshalb und weil bei allen möglichen passenden und unpassenden Gelegenheiten Soldaten auftreten — nur weil der Komponist einen Chor braucht, wird sogar in den Zimmern der Herzogin-Mutter exerziert — nennt Reitzel sein Werk eine „vaterländische Oper“. Also wieder die alte Geschichte. Wenn man mit Wort und Ton nicht zu wirken vermag, weil es einem dazu eben am Besten fehlt, am künstlerischen Können, dann muß der Chauvinismus herhalten und den Erfolg machen helfen. Das ist aber ein recht armseliger Patriotismus!

Weit bedeutender ist die französische Oper „Gwendoline“ von Catulle Mendès, Musik von Emmanuel Chabrier. Sie ist auch deshalb interessant, weil man aus ihr ersehen kann, wie auch in Frankreich der Einfluß der deutschen Musik und besonders Richard Wagners immer mehr Boden gewinnt. Chabrier ist in seiner Musik allerdings Eklektiker, er holt sich seine Motive bei Saint-Saëns, Gounod, Berlioz, besonders aber bei Wagner, doch ist er auf jeden Fall ein kräftiges Talent, das sich im Laufe der Zeit zur Eigenart durcharbeiten wird. Die Behandlung des Orchesters und der Chöre ist an einzelnen Stellen geradezu prächtig. Die Instrumentation ist durchgängig glänzend. Die Oper besteht sozusagen nur aus einem einzigen, sich durch die zwei Akte hindurch ziehenden, hier und da von Chören und Ensembleszenen unter-

brochenen Duett, und es legt gewiß Zeugnis für die Befähigung des Komponisten ab, daß es ihm bei dieser eintönigen Anordnung der Handlung gelingt, das Interesse des Hörers stets wach zu halten. Der französische Opernkomponist hat heute überhaupt leichtere Arbeit als der deutsche. Der Koloß Wagner steht ihm nicht so direkt im Wege wie dem letzteren. Er kann auf der alten französischen Tradition noch fest fußen und fortbauen, dabei ist es ihm nicht verwehrt, von dem mächtig anregenden künstlerischen Schaffen Wagners sich anzueignen, was gerade seinem Charakter am meisten entspricht. Für den Deutschen aber ist Wagner ein notwendiges Glied der nationalen Kunstentwicklung, er kann den Riesen nicht umgehen, ignorieren oder beiseite schieben. Er kann nicht etwa wieder an Weber oder gar an Mozart anknüpfen. Daher das Suchen und im Finstern Tappen. Chabrier steht denn auch voll und ganz auf französischem Boden; besonders in den Grundformen seines Schaffens. Dabei kommt er nun allerdings mit seinem Librettisten oft in einen beinahe komischen Zwiespalt. Catulle Mendès steht entschieden noch mehr unter dem Banne des Dichters Wagner als Chabrier unter dem des Komponisten. In dem Stoffe, der den Einfall des Dänenfürsten Harald in England und seine tragische Liebe zur schönen Sachsentochter Gwendoline schildert, haben ihm offenbar Wagners Texte vorgeschwebt. Wir erblicken also deutsche Reckengestalten im „Nibelungenkostüm", die tapfer, wenn auch nicht immer glücklich, mit Wotan und Freya um sich werfen. Dabei verleugnet Mendès aber nirgends den Franzosen. Seine germanischen Recken sind eben doch nicht ganz waschecht. Manchmal passieren ihm auch furchtbare Schnitzer. Offenbar von dem Wunsche beseelt, dem Komponisten Gelegenheit zu dem unvermeidlichen „Spinnerliedchen" zu geben, läßt er die Sachsenjungfrau Gwendoline, im Costüm der Sieglinde, im achten Jahrhundert an ein — hübsches Nürnberger Spinnrädchen sitzen. Das macht einen furchtbaren Eindruck — eben so gut konnten sich die Sachsen und Dänen gegenwärtig mit Flinten auf den Leib rücken. Das kommt eben vom gedankenlosen Nachmachen. Wir haben also auch hier wieder Kompromiß!

Herr Perron und Frau Sthamer-Andriessen, auf deren Schultern sozusagen die ganze Oper ruht, leisteten als Harald und Gwendoline ganz Vorzügliches. Besonders Perron kann den Harald dreist zu seinen besten Rollen zählen.

Nun zum Schluß noch ein paar Worte über das Ballett: „Meißner Porzellan" von Golinelli, Musik von J. Helmesberger jun., nicht weil ihm als Kunstwerk irgend welche Bedeutung zukäme, sondern weil es für den Niedergang unserer Theaterverhältnisse typisch ist. Laube setzte als Direktor des Stadttheaters seinerzeit seine Ehre darein, in Leipzig ein vorzügliches Schauspielensemble zu schaffen. Seine redlichen Bemühungen wurden durch den bekannten unrühmlichen Theaterskandal schlecht genug gelohnt. Unter Förster und Neumann stand unsere Oper auf der denkbar höchsten Höhe. Leipzig konnte damals geradezu für die erste deutsche Opernbühne gelten. Stägemann war der traurige Ruhm vorbehalten, das Leipziger Theater von dieser Höhe herabzudrücken, indem er besonders in letzter Zeit den Theaterschneider zur wichtigsten Person seines Kunstinstituts stempelte. Nicht mehr die Werke der Klassiker, nicht mehr die gewaltigen Tondichtungen eines Richard Wagner sollen das Publikum in den Kunsttempel locken, sondern Ausstattungskram und sinnlose Ballete, wie die „Puppensee" und nun die neueste Errungenschaft, das „Meißner Porzellan". Das hat denn unserer Bühne auch bereits den Spitznamen „Leipziger Puppentheater" eingetragen. Ein gutes Ballett von Zeit zu Zeit ist gewiß auch ganz nett und gar nicht zu verschmähen, aber eine Direktion, die darin

ihre Hauptforce sucht, verdient nicht, daß ihr die Leitung eines Kunstinstituts, wie das Leipziger Stadttheater eines war und noch sein sollte, anvertraut wird. Der mimische und choreographische Teil des „Meißner Porzellan" ist mehr als schwach. Nur die lebenden Bilder und die Kostüme verdienen Lob. Diese sind ja gewiß prächtig, die Farbenwirkung ist außerordentlich glänzend, aber was hilft das alles? Dadurch erfüllt doch die Bühne ihre erste und edelste Aufgabe, ein Volksbildungsinstitut zu sein, nicht. Was sind alle diese Roccocokostüme, Zwiebelmuster u. s. w.? Bunte Lappen, weiter nichts. Ein Geist ist nicht darin.

Sehr schlimm ist es, daß durch solche Spekulation auf die niedrigsten Triebe der Masse, die Theaterleitung sich auch das Publikum mehr und mehr zur Geschmacklosigkeit erzieht. Diejenigen, die sich früher für ein gutes Schauspiel oder ein gediegenes Musikwerk begeisterten, laufen jetzt zur Trikotschau. So wird das Volk künstlerisch demoralisiert. Das ist die Sünde wider den heiligen Geist! Wenn einem Schriftsteller, der ganz und gar erfüllt ist von der Heiligkeit seiner Aufgabe als Kämpfer für das Gute und Wahre gegen Lüge und Heuchelei, ein etwas derber Ausdruck entfährt, dann kommt gleich der Staatsanwalt und konfisziert das gefährliche Buch. Wenn aber durch ein „städtisches" Institut das Volk in seinen besten Gütern geschädigt wird, wer schafft da Abhilfe! Betrübend ist es, daß die Tagespresse, besonders die sogenannte „einflußreiche" durch ihre maßlosen Lobhudeleien diesen Verfall unterstützt und fördert. Auch sie trägt mit Schuld daran, wenn der Ruhm des Stadttheaters, der früher mit Recht der Stolz jedes Leipzigers war, allmählich verblaßt; auch sie hat es zu verantworten, wenn die idealen Güter des Volkes zu grunde gehen.

Hier setzt einmal den Hebel an, ihr Moralprediger! Hans Merian.

Kritik.

Zur realistischen Bewegung.

In der „Beilage zur Allgemeinen Zeitung" vom 4. März hat der Litteraturforscher Dr. Markus Landau ein kleines Stückchen Geschichte zur Kenntnis des Barockstils in der Litteratur, zunächst der italienischen (Marinismus), aufgefrischt. Er leitet seinen Aufsatz mit Betrachtungen ein, die an unsere realistische Bewegung anknüpfen und fast ein Drittel des ganzen Aufsatzes in Anspruch nehmen. Diese Betrachtungen dünken uns für den allmählichen Umschlag der Stimmung zu unseren Gunsten kennzeichnend genug, um sie der Ehre teilhaft werden zu lassen, eine wörtliche Wiederholung an dieser Stelle zu finden. Dr. Markus Landau in Wien (geboren 1837 zu Brody in Galizien) schreibt also:

„Seit einiger Zeit bemerken wir in der schönen Litteratur und teilweise auch in der Malerei ein zügelloses Streben nach Neuem und Ungewohntem in Inhalt und Form. Was die großen Meister unsrer schönsten Litteraturepoche nicht darzustellen wagten, was ihnen gleichsam außer dem Bereiche der Kunst zu liegen schien, das wird jetzt mit Vorliebe studiert und dargestellt — dargestellt in einer Weise, vor der jene Meister sich entsetzt haben würden.

„Es ist zwar nur eine Minorität, welche sich in dieser neuen Richtung bewegt, aber sie macht so viel Lärm, daß man sie für eine Majorität halten möchte, und dann kann auch nicht geleugnet werden, daß ihr die Jungen und Jüngsten gehören, und da die Reihen der Alten naturgemäß

immer mehr gelichtet werden, so kann es nicht fehlen, daß die Jungen einmal die Majorität erlangen und ganz die Führung übernehmen. Ob sie dann, älter geworden, verständiger und maßvoller sein werden, ob aus dem ungeberdigen Most noch ein guter Wein werden oder nur die Hefe bleiben wird, das können wir jetzt noch nicht wissen. Es könnten ja möglicherweise auf sie die Worte des Kaisers Claudius (Tacitus' Ann. XI, 24) passen: „Omnia quae nunc vetustissima creduntur, nova fuère ... et quod hodie exemplis tuemur, inter exempla erit.“ Es kann aber auch sein, daß eine spätere Zeit sie erbarmungslos verurteilen wird. Allein, wenn wir genauer zusehen, so finden wir, daß dieses Neue zum großen Teil nur etwas Altes ist, eine alte Mode, die wieder „höchst modern“ geworden ist, weil dieselben Bedingungen wieder gegeben sind, welche vor Zeiten jene alte Mode ins Leben riefen. Ich meine damit nicht die sklavische und minutiöse Treue in der Darstellung des Wirklichen, das, was man Realistik nennt, denn geistlose Kopisten der Natur (so!) hat es zu jeder Zeit gegeben, besonders unter den Dichtern, denen es an lebhafter Phantasie fehlte, und wir müssen es noch dankbar anerkennen, daß die modernen Realisten, ihre Phantasie-Armut fühlend (so!), sich nicht an etwas wagen, was ihre Kräfte übersteigt und in ihrer prosaischen niederen Sphäre verbleiben. Ich meine auch nicht die Vorliebe für die Schilderung des gemeinen und schmutzigen Wirklichen, denn auch dieses Genre ist fast in jeder Litteraturperiode gepflegt worden, wenn es auch nicht mit solcher Prätension, wie jetzt, auftrat.

„Aber was die moderne realistische Strömung vorzüglich charakterisiert und was sie mir als Wiederauffrischung einer alten Mode erscheinen läßt, das ist das Revolutionäre in ihr, die bewußte Opposition gegen den bis jetzt herrschenden Geschmack, das ruhelose, fast krankhafte Suchen nach Neuem, noch nicht Dagewesenem, Überraschendem und das prahlerische Aufbauschen des wenigen in dieser Art gefundenen zu etwas Großartigem, Epochemachendem.

„Es kann aber andererseits nicht geleugnet werden, daß ein solcher revolutionärer Ansturm gegen den alten Adel der Litteratur auch sein Gutes haben kann, indem er dazu beiträgt, die Kunst aus den Banden für allein selig machend gehaltener Regeln und Vorschriften zu befreien, das Konventionelle und Veraltete auszuscheiden und für Neues, Jugendkräftiges Raum zu schaffen. Der Schlamm, mit dem der Nil die Felder Ägyptens überschwemmt, ist trüb und schmutzig, aber reich befruchtend.

„Eine solche Bewegung entsteht gewöhnlich, nachdem eine Litteratur ihren höchsten Gipfel erreicht, in einem oder mehreren Dichtern ersten Ranges ihren vollendetsten Ausdruck gefunden, dann aber auch eine Schar von Nachahmern und Nachfolgern dieser Meister hervorgebracht hat. Und gegen diese Epigonen, die es dem Meister glücklich abgeguckt, „wie er räuspert und wie er spuckt,“ werden gewöhnlich die ersten Streiche der Neuerer gerichtet, welche aber auch mitunter die Meister selbst treffen.

„Schon bei seinen Lebzeiten hatte Petrarca eine Schaar von Nachahmern, die, immer mehr anwachsend, im sechzehnten Jahrhundert schon eine Armee bildeten, die in unzähligen Sonetten ihre Herzliebsten besangen, vor Liebe brannten und froren, klagten und jubelten, ganz wie es der Meister um seiner Laura willen gethan. Aber schon um die Mitte jenes Jahrhunderts begann sich die Opposition der unruhigen und neuerungssüchtigen Geister zu regen; eine Art Bohème der italienischen Litteratur, zu der Männer wie Doni, Franeo, Aretino und ihres-

gleichen gehörten, griff die Nachahmer Petrarcas und bald auch ihn selbst an.

„Wenn ein moderner italienischer Kritiker sie als Leute charakterisiert, „welche die Autorität und die Tradition geringschätzen, die Regeln verachten, nach Neuem streben und ein unerschütterliches Selbstvertrauen besitzen, das mitunter zur Unverschämtheit wird,“*) so kommt es uns fast vor, als hätten ihm auch manche moderne italienische oder nichtitalienische „Veristen“ zu diesem Porträt gesessen.

„Aber alle diese Leute, die das Alte verschmähen und nach Neuem suchen, haben dieses schöne Neue noch nicht gefunden. Sie wollen die alten Wege nicht mehr wandeln, sie verschmähen die wohlgebahnte Heerstraße, aber sie verirren sich bald auf den von ihnen gesuchten Seitenpfaden; sie geraten manchmal in den Sumpf oder wandern vierzig Jahre in der Wüste, bis sie ins gelobte Land kommen. Denn eine revolutionäre Bewegung kann ebenso gut zur Anarchie oder Schreckensherrschaft, wie zu einer das Volk beglückenden dauerhaften Regierungsform führen.

„Aber so wie eine politische Revolution nicht aus einer einzigen Ursache entsteht, so sind auch die Umwälzungen auf dem Gebiete der Litteratur nicht aus einer Ursache zu erklären, und wie auch das, was man schlechtweg Mode nennt, nämlich der in der Tracht jeweilig herrschende Geschmack mehr oder weniger Ausdruck der die Zeit beherrschenden Ideen ist, so und noch mehr ist jede, wenn auch nur vorübergehende, Mode in Kunst und Litteratur nicht bloß die Schöpfung einiger verwegenen Geister, sondern das Resultat von Vorgängen und Veränderungen im ganzen geistigen und politischen Leben eines Volkes.

„Eine Untersuchung über die Entstehung und die Ursachen der gegenwärtigen Bewegung in der schönen Litteratur würde wohl sehr interessant sein; aber da wir noch mitten darin stehen, so können wir weder genügende Unparteilichkeit, noch vollkommen umfassenden Überblick haben. Wir wissen nicht, ob sie eine bloß ephemere Erscheinung ist, oder ob sie bedeutende gute oder schlimme Folgen haben wird. Aber wir können ihr Wesen und ihre Ursachen besser verstehen und vielleicht auch Einiges von ihrer Wirkung voraussehen, wenn wir eine ähnliche Bewegung in früherer Zeit studieren — und dies soll der Zweck der folgenden Darstellung sein. Eine litterarhistorische Parallele will ich nicht geben, und ich werde mich daher in Folgendem auf die Geschichte des sogenannten Marinismus, des Barockstils in der Litteratur, mit vorzüglicher Berücksichtigung seines Hauptvertreters Marino beschränken, es dem Leser überlassend, die Vergleichspunkte aufzufinden, und die Nutzanwendung zu ziehen.“

Also mögen Markus Landau und seine Leser im Stillen in Vergleichungen und Nutzanwendungen schwelgen — wir erwarten mit unerschütterlichem Gleichmute den Spruch der Geschichte über uns und unser Thun. Barock oder nicht, was gelten uns die gelehrten Stil-Etiketten, so lange wir noch im Strome lebendigsten Lebens und rüstigen Schaffens treiben?

Das ist richtig, die Maler neuester Richtung sind besser daran, als wir Schriftsteller. Ihre Gegner sind stiller und anständiger geworden, ihre Freunde mächtiger und einflußreicher, und ein Bild ums andere wandert aus der Werkstatt der Häuptlinge und Führer bereits in die staatlichen Sammlungen. So hat vor wenigen Wochen durch die hochherzige Fürsorge Sr. K. Hoheit des Prinzregenten Luitpold von Bayern die neue Pinakothek in München Fritz von Uhdes neuestes Werk „Ein schwerer Gang“ erworben. Mit meisterhafter Vollendung ganz aus

*) A. Graf, Petrarchismo ed Antipetrarchismo nel Cinquecento, in der „Nuova Antologia“ vom Januar und Februar 1888.

dem Anschauungs- und Empfindungskreise geschaffen, dem Uhdes viel befehdete und viel bewunderte Evangelienbilder angehören („Die Bergpredigt“, „Lasset die Kindlein zu mir kommen“, „Das Abendmahl“), sollte dieses herrliche Gemälde zuerst „Der Gang nach Bethlehem“ heißen. Der Meister wählte dann doch den anderen Titel, der dem Werke nichts von seiner Bedeutung und Verständlichkeit nimmt und dafür viele törichte Anfechtungen erspart. Ein älterer Zimmermann mit seinem jungen schwangeren Weibe, beide in der Tracht der armen, mühseligen und beladenen Arbeitsleute vom Lande in der Münchener Gegend, gehen müden, schwankenden Schritts im Nebel und Dämmer des naßkalten Abends auf der schmutzigen, schwarzen Landstraße ihrer Hütte zu. Er, bepackt mit seinem Handwerkszeug, hat liebreich seinen Arm unter den ihrigen geschoben, um sie zu stützen; sie, kleiner und schmächtiger, als er, drückt sich an seine Seite, denn sie kann fast keinen Fuß mehr heben vor Erschöpfung. Die Gestalten sind von hinten gesehen, nur des Zimmermannes Kopf ist soweit seitwärts gewendet, daß wir gewahren, wie er voll unendlicher Liebe und Sorge seinem armen Weibe, das einer so schweren Stunde in der Hütte bitterster Dürftigkeit entgegenwankt, Trost zuspricht. Das ganze Gemälde ist ein Wunder eindringlichster, edelster Charakteristik, vorgetragen mit der höchsten Meisterschaft realistischer Technik.

Für die alten Schöngeister ist Fritz von Uhde, um mit Dr. Markus Landau zu reden, „in der prosaischen niederen Sphäre verblieben“, für uns moderne Geister hat er sich jedoch in die höchste künstlerische Sphäre erhoben: er hat mit diesem Bilde wie mit den anderen evangelischen Inhalts Achtung vor der Menschenwürde gepredigt, die im ärmsten Tagelöhner und Handwerker, wenn schon verhüllt durch Schmutz und Elend, nicht weniger intakt, göttlich und heilig ist, als in den Höchstgeborenen und Wohllebendsten auf Erden. Alles ist schmutzig, kotig, trübe, jammervoll auf diesem Bilde: Leib und Kleidung der Menschen, die Landstraße, die Hütten, die starren, blätterlosen Bäume, die Nebelluft — und alles ist göttlich, denn es ist vom Oden reinsten Mitleids durchweht.

Die realische Richtung, die Opposition gegen allen guten Geschmack! seufzt das gebildete Bählamm. „Was kann von Nazareth Gutes kommen?“ näselten schon die alten, satten, vornehmen Pharisäer, Saduzäer und die Kommerzienräte und der hohe Adel von Jerusalem vor zweitausend Jahren. „Ein neuer Barockstil!“ vermutet der Litteraturdokter Markus Landau in der Allgemeinen Zeitung.

Fritz Hammer.

Die moderne deutsche Litteratur ist um einen genialen Originalkopf ärmer, die streitende Dichtung hat einen ihrer unerschrockensten Kämpfer verloren, ein kühner Ritter vom heiligen Geiste der Wahrheit und Wahrhaftigkeit ist aus unserer Phalanx geschieden: Hermann Conradi ist nicht mehr. Unerwartet, zur schmerzlichsten Überraschung seiner zahlreichen Freunde, ist er am 8. März in Würzburg gestorben. Geboren am 12. Juni 1862 zu Jeßnitz im Anhaltischen, brachte es der tapfere Mann nicht auf 28 volle Lebensjahre — er ward eine Beute des Todes mitten im glühendsten Schaffen, erfüllt von den stolzesten Zukunftsplänen. Viel Bitteres hatten ihm die letzten Lebensmonate gebracht. Sein neuer Roman „Adam Mensch“ wurde von der Leipziger Staatsanwaltschaft beschlagnahmt und wird nunmehr der Verleger des Werkes wegen Verbreitung einer angeblich gotteslästerlichen und unzüchtigen Schrift prozessiert werden. Heil dem Dichter, daß er der Verfolgung einer rücksichtslosen Litteratur- und Kunstpolizei entrückt ist. In seinen Dichtungen wird

er weiterleben, ein Sänger und ein Held, ein Bürger der freieren Menschheit, die kommen wird. M. G. Conrad.

Romane und Novellen.

Von Hermann Heiberg ist ein neuer Roman in zwei Bänden erschienen „Dunst aus der Tiefe" (Leipzig, W. Friedrich). Heiberg ist dem deutschen Publikum längst so lieb und vertraut geworden, daß man sich jedes weiteren Wortes entschlagen darf, sobald man den Titel seiner jüngsten Schöpfung genannt. Jeder Bücherfreund weiß ganz bestimmt, was er von Heiberg zu erwarten hat: ein ausnehmend unterhaltendes und durchaus sauber geschriebenes Werk in erster Linie. Heiberg hat niemals Effekte zu erhaschen gesucht auf Kosten der Spannung und der — Reinlichkeit. Er hält sich gleich weit entfernt von langweiligem Akademismus wie von naturalistischer Ungebundenheit. Er ist, wie kein anderer, der Romanzier des juste milieu, ein gut bürgerlicher Hausschriftsteller von unfehlbarem Takt und Geschmack.

Um so charakteristischer ist es für den Geist, welcher die „litterarische Redaktion" (i. e. J. V. Widmann, heiteren Andenkens) des Berner „Bund" beseelt, wenn diese Schriftstelle die Einsendung eines Rezensionsexemplars von Heibergs neuestem Romane als erwünschten Anlaß benützt, um dem W. Friedrichschen Verlag eine grobe Absage auf offener Postkarte zu schicken. Dieses merkwürdige Dokument hat folgenden Wortlaut:

„Bern, d. 24. Febr. 1890.
„Tit.
„Durch gewisse unsaubere Bücher der „jüngsten deutschen naturalistischen „Schule, welche Sie verlegt haben, „hat Ihr Verlag unseres Erachtens „den Anspruch verwirkt, im ‚Bund' „ferner berücksichtigt zu werden. Wollen „Sie daher bestimmen, durch welchen „Berner Buchhändler ich Ihnen den „mir zugesandten Roman von Hei„berg ‚Dunst aus der Tiefe' „zurückschicken soll.
„Mit gebührender Wertschätzung
„die litterarische Redaktion
„des ‚Bund' in Bern."

Wunderschön, nicht wahr? Das ist Widmanns Geschoß, eine Verrufserklärung des Verlags als Quittung für die „Reitpeitsche", welche dem Bundes-Ehrenkritikus vierzehn Monate früher im Dichteralbum der „Gesellschaft" gewidmet wurde. Er hat lange gebraucht, der Brave, bis er dieses Geschoß in seiner herrlichen Rüstkammer gefunden — aber Gott sei Dank und Hosianna der freien Schweiz, er hat's endlich gefunden! Eine Verrufserklärung, wie originell! Und aus Reinlichkeitsbedürfnis noch origineller! Ehrenkritikus Widmann verspürt plötzlich den Drang, sich zu säubern — und weist deshalb des reinlichsten deutschen Schriftstellers reinlichste Schöpfung zurück und erklärt einen Verlag der „Berücksichtigung" für unwert, in dessen litterarisch bedeutendsten Veröffentlichungen er, der brave, reinlichkeitsbedürfnisvolle Ehrenkritikus, jahrelang so ausgiebige Schmutzforschung getrieben, daß kein Rezensionsbuch mehr unbesudelt aus seinen sauberen Händen kam! Nach Widmanns „Erachten" — ach, warum kommt dieses „Erachten" so spät, schmutzforschender Held der Reinlichkeit? — haben wir den „Anspruch verwirkt, ferner im ‚Bund' berücksichtigt zu werden." Schauderbar, er mag uns nicht mehr mit dem Rücken besichtigen, er mag uns nicht mehr mit seiner hochschätzbaren Hinterfront rezensieren, er beginnt ein neues Rezensentenleben und giebt die alte Praxis auf! So geschehen Zeichen und Wunder in der guten, frommen Schweiz, und der alte Schlüsselwart am kritischen Bärenzwinger des Berner „Bund" wechselt am hellen Tage das Hemd, damit man glaube, daß er den alten Adam ausgezogen — und rasselt

an seinem rostigen Schloß und schließt uns die Thür vor der Nase zu. Und der allerbeste Heiberg mit seinem „Dunst aus der Tiefe“ muß als der Erste daran glauben.

„Dunst aus der Tiefe“ — es hat dem bekehrten Sünder sicherlich eine Überwindung gekostet: „Dunst“, „Tiefe“, wie lockend für den Erzschmutzforscher, so lockend wie Fuselgeruch für den alten Schnapssäufer. Aber Widmann ist stark geblieben, und unerbittlich gegen sich selbst hat er die Verrufserklärung des gesamten Friedrichschen Verlags auf die offene Postkarte geschleudert.

Aber warum gerade die Form einer Verrufserklärung? Sollte ihm in diesem Wendepunkt seiner Rezensentenlaufbahn gerade eine andere Verrufserklärung vorgeschwebt haben, etwa die Verrufserklärung, die er vor einem Jahre an seinem eigenen Leibe erleben mußte, als Dr. Paul von Salvisberg in den „Akademischen Monatsheften“ (Organ der Korpsstudenten und der deutschen Hochschulen) den Herrn Dr. J. V. Widmann in Bern physisch und moralisch satisfaktionsunfähig erklärte? Welch' ein Zusammenhang aller guten und bösen Dinge auf Erden: Widmann hat diese Satisfaktionsunfähigkeits-Erklärung von Seite des größten, verbreitetsten und autoritativsten Organs deutscher Hochschulen ruhig auf sich sitzen lassen und wirft jetzt selbst mit Verrufserklärungen auf offenen Postkarten um sich!

Da sollte sich der saubere Patron doch hinsetzen, statt sich des buchhändlerischen und journalistischen Boycottierens zu befleißigen, und zu seiner schönen „Patrizierin“ als Pendant eine ditto Scheißkerliade dichten, die sich — gewaschen hat. Hernach könnte er einen Hermann Heiberg und seinen Verleger und die gesamte realistische Schule in Deutschland in Acht und Bann erklären auf seinen schweizerischen 10 Centimes-Postkarten oder auf dem Hasenfell seiner „Sonntagsbeilage“ so oft es ihm beliebt, bis ihm der heroische Dampf ausgeht, nicht wahr? Allein des unvergleichlichen Ehrenkritikus und Schlüsselwarts am journalistischen Bärenzwinger Gedanken und Entschlüsse wandeln ihre eigenen Wege. Lassen wir sie laufen!

Erwin Sturm.

Nachschrift der Redaktion. Es ist ein wahrer Glücksfall für die Autoren des Friedrichschen Verlags, daß der Bruch, den sie selbst herbeizuführen aus Höflichkeit vermieden, nunmehr von der „litterarischen Redaktion des Berner ‚Bund‘ in dieser charakteristisch brüsken und lächerlichen Form vollzogen wurde. So lange ein J. V. Widmann im Berner „Bund“ das große Wort führt, ist es für einen deutschen Schriftsteller, der auf ehrliche, gereifte Kritik Wert legt, ein Vorteil und eine Ehre, von dem schweizer Blatt grundsätzlich ignoriert zu werden. Wie der Leserkreis des Berner „Bund“ bei dieser persönlichen Parteiwirtschaft der „litterarischen Redaktion“ fährt, ist eine Angelegenheit, welche Leser und Verleger des Blattes unter sich ausmachen mögen. Sind die Leser selbst so beschränkt und gleichgiltig, daß sie sich von ihrem Blatte die Berichte über einen hervorragenden Teil der neuen deutschen Litteratur und Kunst einfach unterschlagen, und die Verleger des „Bund“ so gutmütig, daß sie sich von den lächerlichen Autokratismus eines Widmann mit Scheuklappen ausstaffieren und am Gängelbande führen lassen, so verdienen die geehrten Herrschaften kein besseres Los.

Ein weiblicher Prometheus. Liebesroman aus der Gegenwart von Margarethe Halm. 3 Bände. Leipzig, Carl Reißner.

Dieser Roman ist mehr als der sattsam bekannte „Liebesroman“ der Gegenwart; ich möchte ihn einen typischen

Roman nennen, er birgt in sich ein Programm, eine neue Forderung, eine neue Richtung. Er beginnt als Roman der Wahlverwandschaften, der geheimen psychischen Sympathien, wird zu einem gleichsam aus dem französischen ins süddeutsche resp. deutschösterreichische übertragenen Roman experimental durch die Technik und feinste Ausarbeitung der seelischen Analyse — am Schluß sagt man sich: das ist der Roman des emancipierten deutschen Weibes. Eine anscheinend launenhafte Fabel, ein grotesker Einfall wird zu einem Problem erweitert und geistig und seelisch bis in die letzten Nervenfäserchen ausgedacht und ausgestaltet. Die Liebe Pulcherias zu Bohumil ist also unendlich mehr als die konventionelle Romanliebe, es ist eine große mit geradezu genialer Überlegenheit entworfene Seelenstudie, ein Seelengemälde in allen seinen Lichtern und Farben, aus dem der Geist der Moderne sprüht und funkelt, es ist das neue Weib, das sich von der korrupten Gesellschaft und der verlogenen Kultur schaudernd abwendet dem frischen, reinen und neuen Menschen zu, das zum erstenmal vor aller Welt die Entwürfe eines neuen Lebens zeichnet und an einem Beispiel ihr neues Wollen mit siegreicher Tapferkeit zu einem Triumph des Weibes, der Liebe und eines höheren Menschentumes erweitert. Wer ist Pulcheria? Wer Bohumil? Pulcheria von Sinnfeld heißt im Roman dieses neue Weib, oder das moderne Weib. Halb Isis, halb christliche Madonna, antike und moderne Kultur, hellenische und christlich romantische Elemente vereinen sich in ihr, um einen modernen Adelsmenschen zu schaffen. Sie ist reich und schön und gilt für „excentrisch“, weil sie sich von der glatten Alltäglichkeit, den steifleinenen geschniegelten und gebügelten Kulturvertretern des modernen chinesischen Kastenstaates, überhaupt unter diesem wohlklassifizierten Schematismus des offiziellen Daseins nicht sonderlich erbaut fühlt. Einige landläufige Typen dieser Gesellschaft (immer und überall dieselbe) werden mit überlegener Heiterkeit abgethan. Und Bohumil? Wer ist Bohumil? Mein Gott, Bohumil ist — — ein böhmischer Drahtbinder! Mir ist, als hörte ich das horreur! durch alle dürren Blätter des konventionellen Lebensbaumes rascheln und zischeln! Horreur! Und nun fallt nach Belieben in Ohnmacht ihr alten Weiber beiderlei Geschlechtes. Der Kritiker gesteht offen, daß er mit Rührung das wunderbare Bild betrachtet, empfunden und seelisch mitgefühlt: Pulcheria und Bohumil! Absichtslose Poesie, unbewußtes Naturdasein und Menschentum und höchste Intelligenz — das neue Weib und der neu zu schaffende Originalmensch stehen sich gegenüber. Und wie spricht das neue Weib zu diesem Adonis mit braunen Augen, blondem Wellenhaar, diesem jungen griechischen Gott, der in der Metamorphose eines — böhm. Drahtbinders am Brunnen ihres Parkes den Durst löscht? O du Gott in Lumpen, du herrlicher Urmensch, Kulturloser, dessen Körper das Entzücken eines griechischen Künstlers wäre, du unverdorbenes reines echtes Gemüt voll Glauben, Vertrauen und unbewußtem Feuer! Dich will ich mir erziehen, deine stammelnde Seele wecken, den thierisch frischen Blick in verständigem Leuchten erglänzen sehen. Ich will dich mit deiner ganzen unverdorbenen Ursprünglichkeit auf die reine Höhe des Geistes erheben, damit wir uns gleich sind und für alle Zeiten angehören! Das ist die schopenhauersche aus Mitleid und Sehnen nach reinstem Menschendasein entsprungene Liebe. Urplötzlich steht diese Liebe da, aber auch gerüstet und gepanzert, amazonenhaft, wie die zeusgeborne Athene. Was nun? Es beginnt der Roman experimental, die Erziehung Bohumils. Wunderbares Er-

ziehungs-Problem, das ein Weib sich wählen konnte: aus einem Naturmenschen einen Geistmenschen und Gottmenschen schaffen, die Prometheusseele zu wecken, ihm die geistige Mutter zu sein. Glorioses Erziehungsresultat dann den echten ursprünglichen Menschen voll natürlichster Glut und Feuer, voll Glaube und Vertrauen, jungfräulich, von allen Schlacken der modernen Kultur und korrupten angefaulten Gesellschaft befreit, als echten ebenbürtigen Geist- und Seelenmenschen in ursprünglicher Fülle von Liebeskraft zu genießen! Wir schwelgen mit in diesem pulcherischen Entzücken und bewundern, was sie alles in diese Erziehung hineingeheimnist. Es sind erstaunlich kühne und geniale Geistesblitze ausgestreut, es ist eine vernichtende kritische Revue der konventionellen Frivolität, der korrumpierten Gesellschaftsschichten, der schlottrigen schlappen „Jetztzeit“ leute, (im schopenhauerschen Sinn), die nur noch der brutale Militarismus und der vorschriftsmäßige Beamten- und Bureaukratenstatus äußerlich zusammenhält. Es ist ein neues Wollen nach Gesundheit, Frische, Ursprünglichkeit, Echtheit in allen Dingen, Wahrhaftigkeit des Lebens in diesem freudenlosen Selbstmord des Daseins. Genug. Das Experiment der Frau Pulcheria gelingt, der schöne Drahtbinder wird ein ideal schöner Wundermann, sie hat den neuen Mann gefunden und geschaffen!

Sie heiraten sich. Ja, natürlich! Das ist nun aber doch etwas anders, als wenn sie sich wie im gewöhnlichen Schablonenroman am Schlusse kriegen. Das ist unendlich viel mehr, es ist ein Sieg des Weibes, aber auch ein Triumph des Geistes; es ist der Roman des neuen selbstständigen, des emancipierten deutschen Weibes, das diesmal in seiner ganzen Tapferkeit erscheint und für ihre Liebe kämpft, die Poesie derselben und die Wahrheit und Echtheit derselben mit dem ganzen Rüstzeug modernster Geisteswaffen verteidigt. Also ein Programm! Ach was, ein Drahtbinder! All den guten Muckern und Schluckern, die diesem Drahtbinder noch immer in ihrem erhabenen Kulturgemüte grollen, sei hiermit als Mensch, Schriftsteller, Kritiker u. s. w. die Mitteilung, daß er eigentlich gar kein echter Drahtbinder gewesen, sondern die uneheliche Frucht einer wunderschönen polnischen Komtesse und eines blondlockigen deutschen Erziehers. Frühzeitig beseitigt zog er eben als Drahtbinder durch die Welt und ließ seine edle Rasse durch die Lumpen seines Gewandes schimmern. Pulcheria hatte ihn erkannt, sie erstritt ihn auch seiner Familie, so daß er zuletzt gar als reicher polnischer Edelmann dasteht, u. s. w., u. s. w. — Also!

Noch einige technische Bemerkungen. Auch da steht dieser Roman vereinzelt da, wie durch das originelle Liebesproblem. Keine systematische Abschilderei der Gesellschaft, kein geziert gedrechselter Stil; Conrad und Bleibtreu sind die großen Charakteristiker durch die Sprache, das Gespräch, C. Alberti hat etwas von dem witzigen Antithesenstil Laubes, Conradi verblüfft durch seine paradoxen und geistreichen Purzelbäume, Liliencron zwingt uns durch dramatisierte Gegenständlichkeit — Margarethe Halm hat nichts von allen dem, sie hat die Sprache des seelischen Behagens. Alles ist echt und wahr und schön, so wie sie es bringt. Dieses Stilgeheimnis empfand ich erst spät, aber es ging mir auf wie etwas Neues. Alles steht unter wohlig warmer Liebesatmosphäre: das Problem sprengt die Hülsen, regt sich, saugt sich wurzelkräftig in die Erde, strebt zum Lichte, dehnt sich und reckt sich vor uns, wir sehen es werden, bis es in seiner ganzen Schönheit und Lebenskraft dasteht. Nichts von den raffinirten Beschleunigungsmitteln des modernen Romans: durchaus orga-

nisches Gewächs. Auch die Sprache ist so ruhig, gesund und wohl. Die Natur ist mild, hell und sonnig und lacht gehörig mit zu diesen seltsamen Liebesleuten, ob sie nun in Graz, in der Steiermark, in Galizien, in Prag oder Pisek sich herumtreiben.

Wie gesagt, das war wieder einmal ein Roman, ein echter! Schade, daß sie so selten sind. Alle Fraktionen werden sich an ihm erbauen, ob Idealisten oder Realisten. Es ist eine neue schwärmerische Metaphysik der Liebe.

Alois John.

Heinz Tovote: „Im Liebesrausch", Berliner Sittenroman (Berlin, Ad. Zoberbier). Eine Liebesgeschichte, schrecklich langweilig zu Anfang, wunderschön zuweilen, aber auch zuweilen peinlich, bald schwül, bald stürmisch, bald himmelhochjauchzend, bald todsehnsüchtig, — und das Ende ist von einer wehmütigen Schönheit, dabei klar im Ausblick auf ein Leben in männlichen Zielen. Das Buch ist wie ein tolles Liebesleben selber, es hat dessen schönes und gutes, und es hat dessen häßliches und schlechtes. Aber es ist zum Glück keine bloße Liebesgeschichte, die zu allen Zeiten und in allen Landen so oder ähnlich sich begeben könnte, sondern es hat x interessante und echte Beziehungen zu heutigen, deutschen Verhältnissen, es behandelt ein Problem. Zwei Helden, ihn und sie, zeigt es im Kampfe gegen die brutal-gemeine Macht der öffentlichen, das ist konventionellen, also feigen und verlogenen Sittlichkeit. Ein geistvoller Mann, aristokratischer Herkunft, mitten im Strome moderner Anschauungen strebend, macht aus einem „Verhältnis" mit einem Mädchen, das er aus zweiter Hand empfangen, die Ehe und damit aus dem beiderseitigen Liebesglück tiefstes Liebesleid. Nicht neu dieser Vorwurf, aber Tovote zitiert mit Recht ein Wort von Ferdinand Brunetière, welches besagt, daß es auf das „Was" des Stoffes und auf seine Neuheit oder Ältlichkeit nicht ankomme, wenn nur im „Wie" Leben und Beseelung steckt. Und das steckt in dem Buche Tovotes in warmer Fülle. Eine wunderschöne, poetische, nie aufdringliche Natursymbolik geht durch den Roman und daneben ein frischer Wirklichkeitszug aus dem Menschenleben, dem es nur an rechter, fester Kraft gebricht. Die Psyche dieses schönen Buches ist überhaupt weiblich. Lucie, das „arme Mädchen", ist eine Figur von wohlthuender Fertigkeit. Nichts schablonenhaftes, falschtypisches an ihr: ein Sonderwesen mit allen Wesenszügen naturechter Beobachtung. — Der Anfang des Buches ist sehr ungünstig. Die poetisch ökonomischen Verhältnisse seines Stoffes wurden dem Dichter offenbar erst im weiteren Schaffen nach den ersten fünf oder sechs Kapiteln klar, denn in diesen ist erdrückender Überfluß von langweiligen Nebensächlichkeiten. Dann aber geht die Entwicklung in schöner Folgerichtigkeit hin zu einem vorzüglichen Schluße voller Wahrheit und echter Versöhnung im Schmerze. — Fatal ist mir Tovotes Hackeklotzstil, der es fast nie zu einem künstlerisch ausgeführten Satzgefüge von breiterer Umfassung bringt. Ein ewiges Nachatemschnappen, kein voller, freier Zug mit kräftigen Lungen. So passend zuweilen diese Art der Diktion in Tovotes kritischen Aufsätzen erscheint, so verkehrt und unfein nimmt sie sich für mein Empfinden in einem zweibändigen Roman aus. Auch einige Abweichungen vom Tone der Wirklichkeit stießen mir auf, so vorzüglich in der Szene des Bruches zwischen den beiden Brüdern. Da redet Max, der Offizier, ganz wie ein französischer Ehebruchsdramahahnrei in deutscher Übersetzung. Auch die Entwicklung ist hier zu sehr auf Spitze und Knopf getrieben, nicht minder in der Eifersuchtsszene. Hier fühlt man zu schnelle Arbeit. Indessen, — fast schäme

ich mich dieser Kleinigkeitsaussetzungen bei einem Buche, das mir, nach einer Introduktion der Langeweile, so vielen und nachhaltigen poetischen Genuß bereitet hat. Denn es sind Sachen in diesem Roman, die der nie vergessen wird, der die schöne Gabe der Erinnerungskraft für die Schönheit besitzt. Der Höhepunkt des Buches scheint mir die wahrhaft große Stelle zu sein, in der geschildert wird, wie ein Wolluststurm der Verzweiflung die beiden Gatten nach langem Bangen in dem Augenblick vereint, als sie sich von allen Seiten in ihrer Liebe bedroht sehen.

O. J. Bierbaum.

Lyrik.

1. Jeanne Marie von Gayette-Georgens. Was Du thun und nicht thun sollst. Denkgut in Spruchgaben. Berlin 1890. 32 S. R. v. Deckers kgl. Hofbuchh.

2. Heinrich Vierordt, Vaterlandsgesänge. Heidelberg, Winter 1890. 136 S.

Die Ausstattung und der Inhalt des Büchleins der Frau von Gayette sind ungleich hübscher, als der Titel, der unwillkürlich an die bekannten Anstandsbücher erinnert. Menschen von tiefer Erfahrung und reifem Geist legen gern in der Herbstzeit ihres Lebens ihre Erfahrungen in Spruchform nieder. Dieser psychologisch ganz verständlichen Erscheinung verdankt auch die vorliegende Gedichtsammlung ihrer Entstehung. Sie enthält Sprüche von meist reiner Form und schöner Sprache über den persönlichen Umgang mit Menschen, über Laster, Heuchelei u. s. f. Ähnlichen Spruchsammlungen kann man immer den Vorwurf machen, vieles in ihnen sei schon oft gesagt. Ich meine aber, Gold bleibt in jeder Form Gold und die Wahrheit kann nicht oft genug gesagt werden. Nur einen sprachlich gräulichen Spruch fand ich:

Was ohne Beziehung gesagt,
Wird, wenn es persönlich gedeutet,
Zu einer Verstümmelung gebracht,
Die Ärger und Haß bedeutet. (S. 8.)

Um gerecht zu sein, seien schleunigst einige andere angefügt:

... Viele giebt's, die Vieles bringen,
Aber Alles flach und leer,
Die wohl auch wie Vögel singen,
Aber wie der Spatzen Heer. (S. 19.)

Willst Du der Kreuzigung entfliehn,
Mußt Du von allem zurück Dich ziehn.
Darfst Niemandes Neid noch Gunst erregen,
Mußt einsam bleiben auf allen Wegen. (S. 28.)

H. Vierordts Gedichte (No. 2) enthalten nur in der zweiten Hälfte eigentliche „Vaterlandsgesänge“, während die erste Hälfte Gelegenheitspoesie im höchsten Goetheschen Sinne ist. Dieser Vierordt der ersten Hälfte will mir ungleich besser behagen, als der patriotische Sänger Vierordt. Nicht als ob die Lauterkeit seines Patriotismusses nicht rein und voll den Leser überzeuge, nicht als ob dieser sich nicht freuen könne des echten Mannestums und der ehrlichen Begeisterung für das auferstandene Deutsche Reich, die durch diese formschönen und sprachgewaltigen Verse hindurchklingen, nein, auch keinen Chauvinismus, diesen Patriotismus der Decadence, zeigt der zweite Teil des Büchleins, trotzdem spricht er nicht zum Herzen mit intimer poetischer Gewalt, sondern er bahnt sich den Weg zu ihm durch den Verstand — und bleibt darin stecken. Es ist doch eine merkwürdige Erscheinung, daß unter der Masse patriotischer Lyrik und Epik seit Gleims „Preußischen Kriegsliedern eines Grenadiers“ (1758) kaum ein Dutzend wirklich volkstümlich gewordener Lieder sich befindet. Man übersah fast immer, daß durch die Verherrlichung großer Waffenthaten und Männer immer die Phantasie angeregt wurde — und das Gemüt kalt blieb. Vierordt weiß diesen Fehler oft geschickt zu umgehen, in dem sein historischer Blick mit Vorliebe an Orten haftet,

an welchen sich zwei bedeutsame historische Momente abgespielt haben von schneidendem Gegensatz, den er dann scharf hervorzuheben nicht verfehlt z. B. die Entstehung des Liedes von der Wacht am Rhein 1840 und seine Wirkung 1870 (S. 96ff.), Moltke auf einer kaiserlichen Jagd zu Fontainebleau, Dez. 1856, und Moltke vor Sedan Sept. 1870 (S. 103ff.), Jerôme 1808 in Cassel und Napoleon III. daselbst 1870 u. a. m. Wie übrigens die biedern Karlsruher über des Dichters patriotische Lyrik denken, ist sonderbar genug. Er wurde jüngst aufgefordert, bei irgend einer festlichen Gelegenheit einige Gedichte vorzulesen und als er ein paar noch ungedruckte aus dem Jahre 1870 vorschlug, lehnten die betr. Herren sie ab, als — unzeitgemäß.

In der ersten Hälfte der Gedichtsammlung, welche Vierordts Form- und Sprachgewandtheit von neuem glänzend bestätigt, zeigt er sich als echter Lyriker von tiefer Empfindung. Man hat das Gefühl, als ob er noch ein Mensch ist aus der guten alten Zeit der Postkutsche, in die er sich auch gern aus dem Lärm der Wirklichkeit hinein flüchtet. Er besingt so in einer Mischung von Melancholie und feinem Humor das idyllische Leben seiner Ahnen im Pfarrdorf am Rheine, die alte Spieluhr aus seiner Jugend, den goldnen Trauring der geliebten Mutter, die bleiernen Soldaten und das Puppentheater seiner Kindheit u. a. m. Dann malt er mit sonnigem Humor ein Spitzwegsches Idyll aus der lieben hausschlüssellosen Zeit der Polizeistunde, wie z. B. S. 21.

Nachtbildchen:

Es kreuzen sich drei Gassen
Am alten Lindenbaum,
Der Vollmond gießt den blassen
Goldschein aus blauem Raum.
Die Menschen in den spitzen
Schlafmützen kommen für,
Gespräche haltend sitzen
Sie lang noch vor der Thür.

Im Schirme der gerühmten
Stadtschaarwacht ist gut ruhn!
Mondhell glühn die geblümten
Schlafröcke von Kattun.
Nachtwächterhorngeschmetter
Scheucht all ins Bett mit Macht,
Und Nachbar, Bas' und Vetter,
Sie wünschen sich: Gut Nacht!

Ludwig Jacobowski.

Akkorde und Gesänge. Dichtungen von Alberta von Puttkamer. (Straßburg, Geitz.) Auch diese hochbegabte Dichterin fand neben abscheulicher Verreißung flammendste Lobhudelei. Da wird denn eine wahrhaft unparteiliche gerechte Besprechung bedeutend erschwert. Wir lesen von Irgendwem, daß Alberta v. Puttkamer, womöglich ebenbürtig, Annette Droste nacheifere. Dergleichen kann ich nur mit Leichtfertigkeit entschuldigen. Annette v. Droste stellt eine ganz und gar urwüchsige auf sich beruhende Persönlichkeit dar; das ist der westfälische Uradel, ins Dichterische übertragen. Damit soll aber nicht gesagt werden, daß Alberta v. Puttkamer einer ausgeprägten Persönlichkeit entbehre. Nur ist dieselbe nicht stark genug, um jeder Geistesmünze einen bestimmten Stempel aufzudrücken. Jemehr ich mir den Kopf zerbreche, um in diesen neuen Gedichten der von mir mit Recht wiederholt gepriesenen Dichterin (auch ihr Drama „Otto III." schien mir aller Ehren wert) etwas Bestimmtes, Greifbares, im höchsten Sinne Ursprüngliches zu entdecken, desto mehr zerflattert mir das Bild zwischen den Fingern. Ich kann hier nur finden: Brennende Phantasie, die zur Schilderung (in lyrischer Form) drängt, weniger eigentliches Gemüt und Gefühl, aber starke, etwas unruhige Leidenschaft und vor allem pomphafte Sprachgewalt. Diese führt, meinem Gefühle nach, leider öfteres zu bloßer Form- und Wortberauschung, was jedoch durchaus nicht mit Demjenigen zu verwechseln sei, was man im Prosa-

stil „Phrasenberauschung“ nennen würde. — In der äußeren Form fällt es auf, daß die philologische Echtheit des Reims nicht selten verletzt wird, so gleich in den ersten Vierzeilen „füllen“ und „stillen“. Auch an gewissen, wohl absichtlichen Versholprigkeiten („Hiatus“ nennt's ja wohl der Jargon) scheint ab und zu kein Mangel. Doch das sind lediglich Äußerlichkeiten. Bei manchen der Freiligrath-bunten farbensatten Bilder, welche der Hauptabschnitt „Gestalten“ entrollt, begreift man nicht Zweck und Wahl der Stoffe. So „Schlacht am Trasimener See“, wo die fettgedruckten Schlußverse schwerlich das Rätsel lösen. — Dafür kann sich die Dichterin nie genugthun in unrealem Verschönen der Bilder. Bei ihr „schweben die Bergesgeier ob krystallenem Weiher an besonnten Borden“. Bergesgeier, sowohl Lämmergeier als Condors, lassen sich überhaupt nicht zu „Weihern“ herab, das thun höchstens die Bussarts, und warum müssen die „Borde“, d. h. die Ufer, denn gleich „besonnt“ sein? Das gehört gar nicht hierher. — Man sage nicht, dies sei Mückenseigerei; es liegt ein ziemlich tiefer Sinn in diesem kritischen Spiele, wenn man nur verstehen will. Denn in all diesen prächtigen, wenn auch etwas grell kolorierten und auf den äußern Effekt hin beleuchteten „Gestalten“, worunter „Cäsar Borgias Flucht“ besonders als Meisterstück plastischer Formgebung hervorragt, zeigt sich stets nur das Bestreben in möglichst klangvollen Worten, in gewählter schöner Sprache, in gehobenem Pathos irgend etwas zu malen — sei's nur ein äußerliches, sei's ein Herzensereignis, wie in den „Liedern“. Alberta v. Putkamer ist eine reife Künstlerin, sie beherrscht die ganze Lyriktechnik der alten Schule. Ihre Ideale sind Graf Schack, Geibel, Lingg, und sie schmäht aufs grausamlichste den bösen Realismus. Damit ist ihm Stellungnahme und Stellung zugleich gekennzeichnet. — Nicht ohne einige Schärfe haben wir Manches ausgesetzt, oder, richtiger gesagt, die Begabungsgrenzen der berühmten Dichterin zu betonen gewagt. Dies geschieht lediglich, weil Damen, zumal vornehme Damen, leider stets maßlose Lobpreiser zu finden pflegen, welche die Ritterpflicht der Galanterie auf das kritische Richtamt ausdehnen. Frau v. Puttkamer als Gemahlin eines sehr hochstehenden Staatsdieners dürfte wie wenige jener spekulativen, liebedienerischen Schmeichelei ausgesetzt sein, wie sie jüngsthin so kühn in dem „Carmen Sylva-Kalender“ eine dichtende Königin betroffen hat. Alberta v. Puttkamer aber kann es ertragen, daß ein ehrlicher Mann sie wie jeden andern Herrn Albertus Schulze behandle. Wo so viel Können und Kraft vorhanden, braucht nicht noch das Verdienst übertrieben zu werden. Sie ist eine Meisterin und eine begabte Poetin — nur das Eine und Letzte fehlt: die Originalität. — Aber ihr Geist weilt in so hohen Sphären, ihr Gedanke umfaßt einen so weiten Kreis, daß schon um deßwillen ihr ein Ehrenplatz auf dem jetzigen Parnaß gebührt, wo die Influenza der Gedankenarmut grassiert.

Karl Bleibtreu.

Drama.

Pinsel und Kutte. Trauerspiel von G. Bruno. (Berlin, Schultz.) Der pseudonyme Verfasser ist offenbar ein echter Dichter. Das merkt man schon, sobald einer auf so entlegenen Bahnen wandelt. Den Kampf zwischen Askese (Fra Bartolomeo) und Kunst (Andrea del Sarto) im alten Florenz will er schildern. Dabei laufen Anspielungen auf die „neue Richtung“ unseres modernen Realismus mit unter. Die Liebestragödie del Sarto's, welche hier mitspielt, hat übrigens Musset in einem Drama schon behandelt. Die Lösung des tragischen Knotens ist zufallmäßig und verworren, den wahren

inneren Sinn dieses seltsamen „Pinsel und Kutte“ kann man nur erraten, wenn man als Selbstkünstler mitfühlt. Die Sprache, obschon in Jamben, trägt ein markig realistisches Gepräge. Daß Verfasser vorn eine Vorschrift für die Regie angiebt, darf wohl als überflüssig gelten. Dramendichtungen höheren Stils führt ja doch nie ein Theater auf. Höchstens hat mal ein Kritiker die Gnade, eine solche anzuzeigen, wie z. B. ein Herr Kana — vielleicht ein verspäteter Gast einer Hochzeit zu Kana, wo Wein umgekehrt in Wasser verwandelt wird — mein Cromwell-Drama „Ein Faust der That“ mit der fast unglaublichen Bemerkung abthut, mein Karl I. sei „ein langweiliger Kartenkönig“, der seine Würde nur durch Anwendung des pluralis majestatis bekunde — wohl die frechste Wahrheitsentstellung, die mir seit lange vorgekommen. Derselbe Herr Kana urteilt über Conrads „Kluge Jungfrauen“, dies sei das verworrenste talentloseste Zeug u. s. w. O deutsche Kritik, wann ersteht Dir ein Züchtiger — mit der That, denn Worte fruchten ja nichts.

Karl Bleibtreu.

Auf der Perfallschen Reformbühne in München wird stark in Shakespeareomanie gemacht. Wir mußten den ganzen fünften Heinrich mit Chorus, altenglischer Politik, Vortrag über die Genesis des salischen Gesetzes u. s. w. über uns ergehen lassen. Was für uns heute Shakespeares originale Größe und Schönheit ausmacht, ist in diesem Stücke so spärlich und zerstreut vorhanden, daß ein genialer Stift säubernd und zusammenziehend walten muß, um uns einen echt shakespeareschen Eindruck zu ermöglichen. So mußten wir vier Stunden lang sitzen und Dinge mit anhören, die für uns und unseren überlieferten Shakespeare bedeutungslos sind. Allein wir sind ein getreues Pedantenvolk, das der Glaube an den Buchstaben selig macht. Die Perfallsche Reformbühne hat sich auch bei dieser Aufführung bestens bewährt. Nun kommt Goethes „Götz“ in einer Perfallschen Neubearbeitung an die Reihe. Wir sind gespannt.

Im Gärtnerplatztheater macht Dumas mit seinem zur Schonung deutscher Sittlichkeit verstümmelten „Fall Clémenceau“ volle Häuser. Der zweite Akt ist ein einziges Meisterstück realistischer Schilderkunst — alles übrige theatralischer Humbug zur Herzstärkung alter Sünder und anderer Idioten. C.

„Das Friedensfest“ von Gerhart Hauptmann. Man hat G. Hauptmann den „deutschen Ibsen“ genannt. Ganz genau ist die Bezeichnung nicht. Ibsen stellt sein Problem auf und läßt die Entwickelung kaltblütig nach psychologischen Notwendigkeiten geschehen. Sein Innenwerk hat er ganz aus sich herausgestellt, er ist ihm so fremd und nahe, wie jeder Leser auch. Anders H. Nicht daß er sich ins Gewand der Handelnden steckte, nicht daß sein Werk rein innerlich in seiner Vorstellung und Empfindung lebe. Nein! Man merkt: es lebt im Innern, d. h. Stimmung schwebt über dem Ganzen, aber unbestimmbar ist, wessen Stimmung. Hat Ibsen seine Gruppen gewissermaßen peinlich genau nach der Wirklichkeit in den Gestalten gemeißelt, jede Situation in neuer Gruppe, so sind's bei H. lebende Wesen, die sich durch eigene Bewegung zu neuen Gruppen verbinden. Natürlich ist des Ersten Arbeit schwieriger — der Vergleich soll die Ibsenschen Gestalten keineswegs als blutlos kennzeichnen — die des Letzten packt tiefer ins Herz. Ibsens Haltung ist vornehmer, die seines jüngeren Mitkämpfers leidenschaftlicher. Dafür spricht z. B. auch Hauptmanns naturalistische Sprachindividualisierung-

Ihr Gemeinsames ist die eigenartige Problematik des Stoffs, ihr großartiges „erregendes Moment“.

Alles dies bestätigt G. Hauptmanns „Friedensfest“ (in der „Freien Bühne“, Heft 1—3). Diese Bühnendichtung ist keine Photographie — ein möglichst unpassendes Schlagwort gegen den Realismus! — sie ist ein Spiegel. Was man an sich selbst nicht sehen kann, nicht an dem hinter einem Stehenden, hier im Spiegelbild sieht man's, versteht man's.

Das Eheleben untersucht H. im „Friedensfest“. Seine Gesichtspunkte sind nicht wesentlich verschieden von denen Ibsens. Robert sagt zu seiner Mutter: „Ihr (die Gatten) habt eben beide gelitten —“ Mutter: „— was hat ihm denn gefehlt? —“ „Wenn Du's durchaus wissen willst: Verständnis!“ Man höre Ibsen in der „Frau vom Meere“. Wangel: „Ich habe Dich wohl niemals recht gekannt —“ Ellida: „Deshalb mußt Du mich auch freigeben!“ Wilhelm sagt zu seiner Braut Ida: „Ich habe Dein Geschlecht in Andern geschändet. Ich bin ein Verworfner!“ Ida (jauchzend und weinend ihn umhalsend): „Du bist mein! Du bist mein!“ Ist das nicht Erfüllung der „idealen Forderung“ aus „Wildente“: „Du mußt doch eine höhere Weihe von der Abrechnung empfangen haben“. Dabei hat sich Verfasser zweiten Orts in das ganze Familienleben vertieft in einem Maße, wie es bei Ibsen nirgends vorkommt. Der leider so häufige Zusammenstoß ediger Charaktere in dem Familienkreise — hier findet er im Verhältnis der erwachsenen Geschwister zu einander und zu den Eltern lebendigen Ausdruck. Wilhelm sagt zu Robert: „Ein Mensch — ist thatsächlich jedem gegenüber von Grund auf anders —“. Robert: „Warum müssen denn wir uns nur immer und ewig abstoßen?“ Wilhelm: „— Herzensgüte fehlt uns!“ Auch dieser Zwiespalt hat nicht zum geringsten seinen Ursprung in dem verständnislosen Nebeneinanderleben der Gatten. Zum ergreifendsten und naturwahrsten Ausdruck kommt das ganze Mißverhältnis am Schlusse des zweiten Vorgangs.

Ein „Friedensfest“ soll gefeiert werden und durch Mangel an Verständnis und Herzensgüte wird es zur „Familienkatastrophe“. Diese zwei fehlenden Faktoren bringt Frau Buchner und ihre Tochter Ida in das traurige Haus, unbewußt, so nur können sie als Beispiel wirken. Von der Ersten sagt H. in der szenischen Anmerkung: „Ein Hauch der Zufriedenheit und des Wohlbehagens scheint von ihr auszugehen.“ Ida wird durch ein herziges Liedverslein bezeichnet, das leitmotivartig wiederkehrt: „Wenn im Hag der Lindenbaum — Wieder blüht, — Huscht der alte Frühlingstraum — Durch mein treu Gemüt.“ Unbestimmbar liegt's, ein inniger, warmer Hauch über dem Vers, über dem Wesen Idas. Sie ist kein Ausbund von Idealität: Eine Jungfrau — der Duft jungfräulichen Gemüts geht von ihr aus, der herrlichsten Blüte des Seelenlebens: Das ist alles! Nie wird dies etwa bei Ibsen so sehr in den Vordergrund gerückt. In seinen älteren geschichtlichen Dramen finden sich ähnliche Charaktere wohl; nie aber, daß sie im Mittelpunkt ständen. In den sozialen Dramen könnte es nur Hedwig („Wildente“) sein, die allerdings zu kindlich keimhaft ist. Jedoch seine „Moralwürdenträgerinnen“ werden durch ihre Emanzipationslust unerfreulich; Ellida Wangel ist zu abnorm; die unglückliche Nora hat das Kindliche schon zu sehr abgestreift. Oft aber bricht auch noch bei ihr die Sonne der Kindlichkeit durch. „Nora“ ist sonst das Ibsensche Trauerspiel, welches einen ähnlich geschlossenen Eindruck macht, wie das „Friedensfest“. Wenn ich auch sagen muß, das Ibsensche Stück ist genialer (pfui! über den Banausen, der in Leixners

„Romanzeitung“ so gemein über „Nora“ geschrieben hat! Sein Name ist Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß!) — Dennoch hat mich das „Friedensfest“ tiefer gepackt. Das Warum habe ich bei Vergleichung Hauptmanns mit Ibsen berührt.

Seine Technik zugleich und dichterische Gerechtigkeit — wie famos diese „schulgerechten“ Stücke einem Dichter stehen! — zeigt der Schluß, der Ida und Wilhelm sich finden läßt in Wahrheit („Wildente“), Verständnis („Frau vom Meere“,) Vertrauen und Opferfreudigkeit („Nora“) und Herzensgüte, wo jedes mit dem Gefühl eignen Unwerts sich aufrichtet am andern, hoch empor über Leid und Leben. Auf die herrlichen Einzelheiten dieser Entwickelung einzugehen verbietet die Enge des Raumes.

In ihrer ganzen Alltäglichkeit fesselnd sind die Charaktere Robert und die Mutter, Frau Scholz. Früh verheiratet, früh verblüht; eine weinerliche, nervöse Dame, beschränkt, selbstisch: das ist Frau Scholz. „Ogottogottogott!!!“, wie sie oft ausruft, ist ein sehr bezeichnender — Naturlaut, möchte man sagen. Robert phlegmatisch, prosaisch, roh, dabei lausbubig offenherzig. Sagt ihm Wilhelm, man müsse sich vervollkommnen, meint er: „Das sollte mir einfallen, ich bin wie ich bin!“ Diese Roberts laufen auch zu Dutzenden auf der Straße herum. Beiden Gestalten fehlt es dabei nicht an Lichtseiten — wie in Wirklichkeit. In groben Zügen, aber treffsicher ist der Hausknecht Friebe entworfen. In ihm steckt ein Teil von dem Hausknecht, der in den Possen Benedix'scherer „Schule“ Lachen erregt; aber er wird nicht zur Karrikatur. Dr. Scholz ist ein gebrochener Mann. Den Fäulnisprozeß hat der Dichter ganz außerordentlich scharf gegeben. Man erkennt die einstige Größe des Charakters in jeder Äußerung des jetzigen Zustandes; aber der Lanze fehlt die Spitze, welche den Flug ermöglicht, der energische Wille: so richtet sich Scholz auch manches mal in seiner hünenhaften Körpergröße auf; alles ohne Bestand. Ohne große Bedeutung für den Verlauf der Handlung ist Auguste, die „eine Atmosphäre von Unzufriedenheit, Mißbehagen und Trostlosigkeit um sich verbreitet“.

Elementar, ein großer Wurf ist Wilhelms Charakter, der sich mit kurzem Worten gar nicht wiedergeben läßt. Eruption aus tiefster Seele, darin zeigt sich seine Größe: Auftritte wie Schluß des ersten, Beginn und Ende des zweiten, Ende des dritten Vorganges reißen auch den Widerstrebenden mit sich fort. Sein Geständnis im Anfang des zweiten Vorgangs ist herrlich, durch die nachtschwarzen Sturmwolken seiner Worte bricht oft ein warmer Sonnenstrahl: Idas Trost und ihre Liebesworte. Dann Beider stummes Auf- und Niedergehen und die folgende Versöhnungsszene. Welche Schätze!

Das „Friedensfest“ ist eine gewaltige Seelenstudie, aber nicht anatomisch aufdringlich geht Hauptmann zu Werke, sondern dichterisch. Ich darf jedoch nicht leugnen, daß der dritte Vorgang mir gegen die beiden ersten abzufallen scheint. Er ist etwas flüchtiger; wenn ja auch die Idee mit gleicher Kunst zu Ende geführt wird, dürfte es doch etwas lebensvoller geschehen sein. Er ist auch räumlich der kleinste Akt. Bei einer Buchausgabe läßt sich das bessern, wenn der Dichter meinen Vorwurf anders anerkennt. Ich muß mich hier auf mein realistisches Gefühl verlassen. Sonst steht die Dichtung in ihrer scharf pointierten Darstellung (Sprache!) dem mustergiltigen ersten Akt von Edvard Brandes „Besuch“ ebenbürtig zu Seite. Das Drama ist, unabsichtlich vielleicht, aber zu seinem Vorteil, weniger kraß als „Vor Sonnenaufgang“.

„Herzensgüte fehlt uns!“ In dieser Äußerung sehe ich einen Keim — auch

Idas Gestalt birgt ihn — dessen Sproß den gefürsteten, gefürchteten Dichter Hauptmann nach völligem Ausreifen aller Fähigkeiten über Ibsen stellen könnte: das deutsche Gemüt!

Eine Dichtersonne geht auf. Schon zerstreuen sich die Wolken, die „vor Sonnenaufgang" so unschön gegrinst. Bald wird sie segenspendende Strahlen versenden. G. Ludwigs.

Ein Theater-Junker. Ein Beitrag zur sozialen Frage. Den Grafen Bolko von Hochberg, Generalintendanten der kgl. Hofbühne von Berlin, lassen die eigenen (sehr eigenen) Lorbeern nicht schlafen, die er sich einstens in seinem ruhmreichen Kampfe mit Bülow erworben, — er fühlt schlechterdings das Bedürfnis, nach ritterlicher Vorfahrenart wieder gegen jemanden zu Felde zu ziehen, wieder irgend wen irgend wo hinauswerfen zu lassen. Er hat jetzt so wenig Zeit zu ritterlichen Übungen, der arme, brave Graf, daß er derlei als Sport betreiben muß. Aber Graf Bolko hat Fortschritte gemacht. Ist es des Schweißes eines so Edlen wert, nur gegen Einen zu kämpfen, nur Einen hinauszuwerfen? Nein, Graf Bolko wäre nicht, der er ist, wenn er nicht in diesem Punkte den Betrieb en gros eröffnete. Sein Feind ist nicht mehr ein einzelner, wie damals der aufsässige Musikant, nein, Graf Bolko richtet die Wurfgeschosse seines zornigschlechten Stiles gegen eine ganze Klasse von Menschen, gegen die deutschen Schauspieler nämlich, soweit sie der „Bühnengenossenschaft" angehören. Und wenn es bloß der bitterböse Stil des „Praesidii" des deutschen Bühnenvereins mit seinen Knutenparagraphen vom Jahre 1844 wäre! Schlimm wär' es schon, aber Graf Bolkos Handeln ist noch schlimmer als Graf Bolkos Stil. — Folgendes ist die Sachlage. Seit dem Jahre 1871 bestanden bis jetzt friedlich nebeneinander zwei Vereine deutscher Bühnenangehöriger: ein Schauspielerverein („Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger", in jenem Jahre gegründet) und eine Vereinigung von Bühnenleitern („Deutscher Bühnenverein", gegründet und mit damals zeitgemäßen Statuten versehen im Jahre 1844). Tief geheimnisvoll war das Walten des Bühnenvereins. Die Öffentlichkeit wurde aus dem Umkreise seiner Beratungen just ebenso gejagt, wie aus den Verhandlungen preußischer Militärgerichte, in denen Leutnants zu Richtern werden, wie es vorkommt, daß man aus Leutnants Hoftheaterintendanten macht. Der Vergleich mit den Militärgerichten klingt grotesk, — bedauerlicherweise ist er ziemlich deckend, denn Graf Bolko von Hochberg ist erster Präsident der heimlichen Bühnenvehme. Zum ersten Male zeigte sich Graf Bolkos Kommandogefühl anläßlich einer ganz ruhigen, durchaus sachgemäßen Kritik der „Heimlichkeit" in den Bühnenvereinssitzungen und besonders das erregte dabei den gräflichen Zorn, daß diese Kritik außer im neuen Wiener Tageblatte und dem in Theaterkreisen besonders einflußreichen Berliner Börsenkurier auch in der „Deutschen Bühnengenossenschaft", dem Organ des Schauspielervereins, zum Abdruck kam. Graf Bolko lebt offenbar in der krankhaften Anschauung, er sei der Jupiter tonans der deutschen Bühnenwelt, er meint offenbar, daß ein Runzeln seiner gräflichen Stirne genüge, um sämtliche 3000 Mitglieder des Schauspielervereins zu einem heulenden Schwarm Bittflehender zu verwandeln. Graf Bolko weiß nämlich eine Drohung, die zwar nicht eben edel, aber unter Umständen recht wirksam ist, — das ist die Drohung mit dem Daumen auf den Beutel. Das nämlich war das Hauptargument des gräflichen Dekrets an die Schauspieler-Zeitung: wenn ihr nicht jenen von euch abgedruckten Artikel nachträglich desavouiert, wenn

ihr überhaupt nicht erklärt, daß ihr fernerhin nicht noch einmal polemische Aufsätze gegen MICH abdrucken wollt und gegen die, welche die Ehre haben, neben MIR zu vegetieren, so will ICH schon dafür Sorge tragen, daß ihr fürderhin nicht mehr die „großmütige, materielle Unterstützung" genießen sollt, die euch bisher die Leitungen, welche dem „Bühnenverein" angehören, verschafft haben, indem sie zugunsten eures Witwen-, Waisen- und Krankenfonds Vorstellungen veranstalteten. Kann man dem Gegner würdevoller die Hand an die Gurgel legen? Aber Graf Bolko versteht es auch, sie mit kühler Würde zuzudrücken, ritterlich erhaben über mattherziges Bedenken der Witwen, Waisen und Kranken. Und das bewies er mit seiner korporalhaft-schneidigen Handlungsweise im Falle Barnay-Kainz. Daß Graf Bolko, ohne irgendwie dazu berechtigt zu sein, auf seine eigene gräfliche Faust hin den Schauspieler Kainz als kontraktbrüchig proklamierte, während er weiter gar kein Recht hatte, als diesen Herrn dem Direktorialausschusse des Bühnenvereins als des Kontraktbruchs bezichtigt anzuzeigen, — das mag man in billiger Erwägung der mangelnden juristischen Bildung des Grafen noch hingehen lassen, denn es mag ihm der logische Unterschied zwischen der Tragweite seiner Befugnisse und der Tragweite seiner Handlungsweise gegen Herrn Kainz verborgen geblieben sein, aber die Tragweite seiner weiteren Handlungsweise gegen den Schauspielerverein hat er gewiß begriffen, und dieser Umstand, der keine Entschuldigung zuläßt, zeigt uns Herrn Grafen Bolko von Hochberg als einen Mann, gegen den es gilt, ernsthaft zum Angriff vorzugehen in einer Zeit, in welcher von der Höhe des deutschen Kaiserthrones aus das Recht der Arbeiter betont wird gegen die Arbeitgeber. In einem Schreiben an seine Kollegen vom Bühnenverein, welches in dem widerwärtig anmaßenden Stile des beschränktesten Büreaukratismus verfaßt ist, beantragt Graf Bolko von Hochberg, der kgl. preußische Hoftheater-Intendant, das Boycott der Direktoren gegen die Schauspieler. Und warum? Auch diesmal wieder, weil ein Schauspieler („der p. p. Kadelburg"!) es gewagt hat, die Handlungsweise des Grafen Bolko gegen Kainz auf ihre Berechtigung zu prüfen. Zum Unglück für den Schauspielerverein hatte der Schauspieler bei dieser Prüfung mehr juristisches Verständnis bewiesen, als der Intendant, und diese Üppigkeit ist es im letzten Grunde, für die die „Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger" büßen soll. Zum Glück ist die Hoffnung vorhanden, daß nicht alles nach dem gräflichen Unwillen gehen wird. Bereits hat Baron Perfall, weit entfernt von der junkerhaften Kommandierwut seines Berliner Kollegen einen Vergleichsvorschlag gemacht, und auch die übrigen deutschen Bühnenleiter werden an dem unteroffiziersmäßigen Vorgehen des Berliner Theater-Junkers kaum Geschmack finden, — möge es aber mit der einstimmigen Zurückweisung des gräflichen Boykottantrags nicht sein Bewenden haben. Möge man in dem ganzen Verhältnis zwischen Direktorenverein und Schauspielerverein, möge man in dem Verhältnis zwischen Direktoren und Schauspielern überhaupt einmal nachsehen, ob darin alles vor dem Gedanken der Kaiserlichen Sozialerlasse als gut und weiter lebensfähig besteht. Und auf den „p. p. Hochberg" möge man besonders achten.

O. J. Bierbaum.

Vermischtes.

Ein Schriftstehler ist zweifellos der Herausgeber der „Litterarischen Korrespondenz und kritischen Rundschau", einer „Monatschrift zur Hebung des Schrifttums"; so nämlich nennt sich das Blättchen, das zu Anfang

des vorigen Jahres im Verlage von Armin Bouman in Leipzig zu erscheinen begann und mit Beginn des zweiten Jahrgangs in den Besitz des Verlagsbuchhändlers Gustav Körner übergegangen ist. Das Plagiat liegt so klar vor Augen, daß eine Rechtfertigung seitens des Beschuldigten unmöglich ist.

Hier der Beweis:

„Schorers Familienblatt" brachte im Jahre 1886 (Salon-Ausgabe, Jahrgang 2, Heft 2, Seite 160—163) in der Übersetzung von Julius Stinde eine kleine Skizze aus der Feder des norwegischen Schriftstellers L. Dilling, betitelt: „Eines Dichters Lohn". Sie erzählt von einem jungen Dichter, der am Begräbnistage seiner Mutter den Besuch einer armen alten Frau erhält, von welcher er um Anfertigung eines Gedichtes gebeten wird zur Silberhochzeit ihres wohlhabenden Sohnes, der in seinem Glücke seine Mutter vergessen hat. Der junge Dichter, Lorenz Falk, wird von der treuen Mutterliebe tief gerührt; er schreibt ein herrliches Gedicht und hat zum ersten Male in seinem Leben die Freude, sagen zu können: „Es ist doch schön, ein Dichter zu sein!" Mit diesem Ausruf schließt die niedliche kleine Skizze.

Die „Litterarische Korrespondenz" bringt in dem letzten Hefte ihres ersten Jahrgangs dieselbe kleine Erzählung zum großen Teil mit denselben Worten des ersten Übersetzers Stinde. Nur der Name des jungen Dichters ist in Victor Veritas geändert und der Name des Verfassers lautet hier „Herman Thom" ! (Cfr. „Litt. Korresp." 1, 12, S. 330—332).

Und dabei hat dieser Mann seinem Zeitschriftchen das hochklingende Motto: „Wahrheit gegen Freund und Feind!" vorangestellt; dasselbe Heft, welches diese gestohlene Geschichte enthält, bringt ein sehr böses Poem: „An einen Schriftstehler"! Fast jede Seite jeder Nummer enthält mindestens ein scharfes Wort gegen die Überhandnahme des Dilettantismus in der Litteratur und Stoßseufzer über die traurige soziale Lage der „Berufs"-Schriftsteller. Der Herausgeber Thom hat sich nicht ein, sondern hundertmal durch seine eigenen Worte selbst gerichtet. Tiktor.

Alfred Friedmann thut uns kund und zu wissen, daß die im Märzheft, S. 449, ihm zugeschriebenen schönen Verse nicht von ihm herrühren. Also sind sie nicht von Alfred, sondern von einem andern Friedmann, was auch kein Unglück ist.

Die durch Hermann Schmidt, Maximilian Schmidt und Ludwig Ganghofer zu hoher Beliebtheit und litterarischem Ansehen (letzteres nur teilweise verdient!) gebrachte bayerische Gebirgsnovellistik hat in Arthur Achleitners kleinen Geschichten, die gesammelt bei Reclam bereits in 2. Auflage erschienen, wertvolle Bereicherung erfahren. Achleitner übertrifft seine Vorgänger durch die Flottheit der Mache, den schlagenden, anschaulichen Ausdruck, die knappe Fassung — und ist sehr viel weniger Gefühlsdusler als sie. In seinen kleinen Geschichten finden sich selten die Theatergebirgler-Typen und manierierten Singspielhallen-Jodler, dafür Gestalten, die in ihrer Echtheit nahe an die wirkliche Natur reichen und Wendungen, die den feinen, ehrlichen Beobachter verraten. Zweierlei gehört zum richtigen modernen Schriftsteller: tüchtiges Talent und mannhafter Charakter. Achleitner hat beides. Er sei uns willkommen mit und ohne Joppe und Wadlstrumpf!

M. G. C.

Das psychologische Problem in der Hamlettragödie. Von H. Türck. (Leipzig, Hoffmann.) Diese Promotions-

schrift wurde von der philosophischen Fakultät der Universität Leipzig approbiert. Der Verfasser erwarb sich also den Doktorhut durch diese Untersuchung über einen schon unsäglich oft zerhauenen Gordischen Knoten. Noch Jeder, der über Hamlet schrieb, brüllte „Heureka!“ und wies auf sein Ei des Columbus hin, indem er alle anderen Erklärer möglichst schlecht zu machen suchte. Das Saftigste in dieser Hinsicht leistete Emil Mauerhof. („Über Hamlet“ 1882.) Recht belustigend nun, daß unser neuester Hamlet-Doktor den gewaltigen Mauerhof einfach mit der verächtlichen Randglosse abthut, „er gehe von demselben Gesichtspunkt aus, wie Baumgart, ohne dessen Gründlichkeit und Objektivität zu besitzen.“ So wird immer einer dieser Ästhetikmänner von dem andern abgethan. Wir schließen uns den sehr geistvollen und scharfsinnigen Deutungen Türcks in Manchem an, haben vor allem die Thatkraft Hamlets, wie so viele unreife Schwätzer, nie in Zweifel gezogen, glauben aber mit Baumgart, daß grade der Konflikt zwischen Rächer und Richter in Hamlets philosophisch-reflektiver Seele sein Handeln hemmt. Und was den wundersamen Edelmut des melancholischen Dänenprinzen betrifft, so beharren wir bei unserer alten Auffassung (Englische Litteraturgeschichte I), daß der Wahnsinn Hamlets in gewissem Sinne ein wirklicher ist und daß seine geniale Seele durch das Gift weltschmerzlicher Verbitterung moralisch zerstört wurde. Die Schrift ist lesenswert und zu empfehlen. Gleichwohl betrachten wir all' solche gelehrten Haarspaltereien mit Mißvergnügen. Es ist nun endlich des alexandrinischen Getüfteles genug! Mache Herr Türck sich lieber an die Gestalten moderner Dramatiker und setze hier seine analytische Sonde an; damit würde er sich wahres Verdienst erwerben, freilich auch vor keiner löblichen Zopffakultät mit solch seichter Modernität Gefallen finden. Laßt Shakespeare ruhen, der lacht ja doch im Olymp über euere Possen! Karl Bleibtreu.

Ein litterarischer Reklameheld. Von Georg Keben. Breslau, M. Schlesinger, 1890. Der litterarische Reklameheld soll nämlich ich sein. Verteidigen gegen derartige Angriffe brauche ich mich vor den Lesern der „Gesellschaft“ nicht. Sie wissen, daß meine Gegner mir so ziemlich alle Vorwürfe gemacht haben, die man einem Schriftsteller machen kann — Talentlosigkeit, Unwissenheit und Gott weiß was noch — nur den einen Vorwurf, den der Reklamesucht, hat wohlweislich noch kein Mensch gegen mich erhoben, denn wenn ich wegen irgend einer argen Eigenschaft ganz besonders verschrieen bin, so ist es wegen des Gegensatzes der Reklamemacherei, der rücksichtslosen Grobheit gegen alle Welt, der Verletzung der persönlichen Empfindlichkeit selbst solcher, die mir nahe stehen. Das Wesen des Reklamehelden ist es, zu versuchen, mit aller Welt gut zu stehen und sich womöglich Jeden zum Lobesherold zu gewinnen, nach dem Grundsatz „wenn du mich einen Schiller nennst, so heiß' ich dich einen Goethe.“ Daß ich gelegentlich 'mal in einem hingeworfenen Satze mich genötigt sehe, mit zwei Worten von mir selber zu sprechen, hat mir wohl noch kaum Jemand als Reklamesucht ausgelegt; wer mich liest, weiß, daß ich das nie aus freien Stücken thue, sondern stets nur gezwungen, herausgefordert, durch Verleumdungen und Fälschungen, die ich berichtigen muß, oder um dem Publikum den Zusammenhang zwischen meiner ästhetischen Lehre und gestaltenden Produktion nachzuweisen. Mit der vorliegenden Schrift hängt's so zusammen. Vergangenen Herbst stellte sich mir in der Berliner Litteraturbörse, dem Café Kaiserhof, ein junger Mensch vor, mit den Ausdrücken kriechender Bewunderung sich mir anschmeichelnd. Er erklärte, einer

meiner „größten Verehrer“ zu sein und dergleichen mehr, und begleitete mich in meine Wohnung. Ich weiß, was ich von dergleichen Redensarten zu halten habe, ich hege ein — wie sich auch in diesem Falle nachher zeigte — wohlberechtigtes Mißtrauen gegen derartige junge Streber, die sich an Schriftsteller von Namen herandrängen. Ich blieb also kühl bis ans Herz hinan, ohne die Regeln der guten Erziehung zu verletzen, die zwar für den Schriftsteller nur bedingt vorhanden sind, die der Mensch jedes Standes aber stets bewahren soll — und als mich der biedere Jüngling zuletzt um ein Exemplar meines eben erschienenen Romans „die Alten und die Jungen“ anschnorrte, wich ich aus, und es fiel mir natürlich gar nicht ein, seinem Drängen zu willfahren, und es ihm zu schicken. Bald darauf kam mir eine — schon vorher erschienene — Notiz in einem litterarischen Vereinsblättchen zu Gesicht, in welcher derselbe Jüngling mir einen heimtückischen, hämischen Fußtritt zu versetzen versucht hatte — freilich in der Art des ungeschickten Dilettanten, und darum ganz wirkungslos. Er beschuldigte mich, die Schülerarbeit eines seiner Freunde getadelt zu haben — aus Furcht für einen litterarischen Ruf. Natürlich erregte dieser „Angriff“ das herzliche Lachen der wenigen Leser und ich fand die Beschuldigung drollig genug, sie in der „Gesellschaft“ weiteren Kreisen zugänglich zu machen — bei mir dachte ich nun: „Na, das war ja 'n nettes Früchtel! Ich hab' es dem Jungen doch gleich an der Nase angesehen, wie faul er ist!“ Herr K. ist Börsengalopin in Breslau — ich verachte ihn nicht seines Standes wegen, der nationalökonomisch notwendig ist, ich kenne genug junge Leute derselben Klasse, die sich durch ein bescheidenes Wesen auszeichnen, mit denen ich gern plaudere. Komisch wird der Galopin nur, wenn er die Anschauungen seines Berufs auf das geistige Leben zu übertragen strebt. Herr K., den die Lorbeeren seines Freundes und Kollegen Land nicht schlafen ließen, wollte sich ein anderes Königreich suchen, die Börse war für ihn zu klein. Er wollte mit aller Gewalt in die Litteratur. Da ihm die Versuche in dem Breslauer Lokalblättchen nicht geglückt waren, schob er die Schuld auf die Geringfügigkeit seiner bisherigen Stoffe und suchte sich einen größeren aus — er rempelte mich an!*) Ich fürchte, er wird sich schneiden. So angesehen bin ich noch nicht, daß Broschüren gegen mich ihren Verfasser bekannt machen könnten. Viel wird er nicht absetzen. Einige meiner Freunde ließen sich joci causa den Schmarren schicken — das wird wohl sein ganzer Erfolg sein. Näher auf den Blödsinn einzugehen, lohnt nicht der Mühe — wer sich erheitern will, lasse sich ein Heft schicken, Herr K. giebt's gratis. Aber einen guten Rat möchte ich dem Verfasser geben: Er nehme sich in Acht vor seinen Freunden. Sie blamieren ihn noch mehr als er sich selbst, indem sie ihm nützen wollen. Schreibt da einer — natürlich anonym — in der „Breslauer Morgenzeitung“:

„Der Verfasser beschäftigt sich mit der Aufgabe den litterarischen Charakter eines vielgenannten Vertreters der jüngstdeutschen Richtung auf dem Gebiet der neuesten Romanlitteratur“ — als wie icke — „mit tiefeinschneidender Sonde anatomisch zu zergliedern.“

Heiliger Virchow, himmlischer Bergmann, da ihr bisher zum Secieren das Messer genommen, bedankt euch für diese Bereicherung der medizinischen Kunst bei Herrn K. und seinem ungenannten Freunde!

Und mit solchen Ignoranten soll ich mich in litterarische Fehde einlassen?

*) Nach einer in Breslau stark verbreiteten Version soll die Flugschrift im Auftrag der orthodoxen Juden verfaßt worden sein, die über meinen Artikel im Dezemberheft aus dem Häuschen sind.

Das kann Niemand von mir verlangen! C. A—i.

Wiener Bühnen-Unwesen. Von F. Scenicus. Offener Brief an den Vereinsausschuß des deutschen Volkstheaters. Wien 1890. F. Deuticke. Diese kleine Schrift hat wie ich höre in Wien ungeheures Aufsehen gemacht. Mit vollem Recht, denn sie enthält ebenso viele Wahrheiten wie Druckzeilen. Ich erinnere mich nicht, daß seit Müller-Guttenbrunns mutigem Kampfruf „Wien war eine Theaterstadt", der ganze verlotterte Wiener Theaterschwindel in so musterhafter, knapper und zutreffender Weise gezeichnet worden wäre. Herr Scenicus übertreibt in keinem Punkte und doch ist seine Schrift für das Wiener Kunstleben wahrhaft vernichtend. Von den beiden einzigen ernsten Bühnen Wiens kann die eine, das Burgtheater, nicht sterben, und die andere, das Volkstheater, nicht leben. Die Gründung des Volkstheaters, dieses mit so unglaublichen Posaunenstößen der Reklame angekündigten Unternehmens, war der größte Schwindel, der gedacht werden kann. Scenicus erörtert die Ursachen des Mißlingens des Volkstheaters mit vorzüglicher Klarheit. Das Volkstheater ist schon in seinem Namen eine freche Lüge, es ist kein Theater fürs Volk, sondern für die Bourgeoisie und ganz dem Stumpfsinn, der Fadheit, der genußsüchtigen Gedankenfaulheit dieser Klasse angepaßt, welche in Wien noch viel verfaulter und korrumpierter ist als in Berlin. Das Volk ist in Wien überall gesund im Denken und Fühlen, es sehnt sich nach der Behandlung ernster Stoffe in würdiger Form, es begeistert sich für die Heilswahrheit des modernen Realismus; die Kunst hat für das Volk nur dann Interesse, wenn in ihr die großen Gedanken und Fragen der Zeit Gestalt und Leben gewinnen, wenn sie ihm eine neue Wahrheit über die Kindermärchen der Religion hinaus, eine feste, gesicherte Wahrheit nicht in der trockenen Lehrhaftigkeit der Wissenschaft, sondern in farbiger und plastischer Lebendigkeit, in greifbarer, leiblicher Gestaltung bietet. Die Backhändel-Bourgeoisie Wiens dagegen ist noch versimpelter als die Berliner. Nur um Gottes Willen nichts, was sie aus ihrem jämmerlichen Phäakentum aufrisse! Nur unanständiger Sinnenkitzel, französisches Zotentum, flaches Lustspielgefasel, alberner Wortwitz! — Vortrefflich ist auch die Charakteristik des verlogenen und verlumpten Preßbanditentums. Mit Ausnahme der „Deutschen Zeitung", einem Organ von anerkannter Ehrenhaftigkeit, und ein paar einzelner Journalisten ist Alles, was in Wien Presse heißt, verlogen, verlumpt, bestochen durch und durch. Meisterhaft ist die Charakteristik der Protektionswirtschaft bei den Wiener Theatern, welche das Volkstheater nur zur Familienschmiere macht. Ein Rezensent, der den Wiener Geschmack fast monarchisch beherrscht, Herr Speidel, ist allerdings jeder Bestechung unzulänglich; allein einmal ist jede Tyrannei auf geistigem Gebiet stets verhängnisvoll, zweitens ist Speidel ein verbohrter und rabiater Reaktionär, der in gestalt- und charakterlosem Schönheitsdusel vollständig aufgeht, dem für das Verständnis moderner Ideen jeder Sinn fehlt, der die Welt nur hinter seinem Bierkrug sucht, und dessen kritisches Vermögen sich ausschließlich auf einen glatten und korrekten Stil beschränkt. So notwendig ein guter Stil für einen Kritiker ist, so ist er doch bei weitem nicht Alles — und er kann für den Mangel an moderner Auffassung, für die gänzliche Prinzipienlosigkeit Speidels nicht entschädigen, der es fertig bekommt, in zwei aufeinander folgenden Kritiken in derselben glatten Sprache die entgegengesetzten Anschauungen zu entwickeln. Herr Speidel ist der Gottsched Wiens, und man muß ihn für das Wiener Kunstleben geradezu ein Unglück nennen. — Vorzüglich charakterisiert Scenicus die jammer-

vollen Plattheiten Paul Lindaus, dessen Ansehen in Wien nur durch das schamlose Klikenwesen der „Neuen Freien Presse“ möglich ist. Scenicus fehlt nur in dem einen, daß er nicht auch sagt, wie alles besser zu machen wäre — und es ist doch so einfach. Seine Kenntnis der zeitgenössischen dramatischen Litteratur ist eine äußerst geringe — der einzige moderne Dramatiker, der ihm geläufig erscheint, ist Ibsen. Von Bleibtreu, Walloth, Liliencron, Lienhard, Bahr u. s. w. schweigt er völlig. Dafür immer wieder der begabte aber unglaublich überschätzte Anzengruber, dessen Werke rein provinzielle Bedeutung haben. Helfen wird die Schrift des Herrn Scenicus nichts — mir erscheint Wien als eine politisch wie künstlerisch gleich verlorene Welt. C. A—i.

Deutscher Litteratur-Kalender auf das Jahr 1890. Herausgegeben von Joseph Kürschner. Stuttgart, Joseph Kürschner's Selbstverlag.

In ungewöhnlich prächtiger Ausstattung nach jeder Richtung hin stellt sich der „Kürschner“ zum zwölften mal ein; neben der prächtigen Ausstattung bereitet uns der Herausgeber eine zweite Überraschung, statt eines Bildes giebt er uns diesmal vier mit vollendeter Kunst hergestellte Porträts und zwar von Herzog Ernst II., Karl von Hallberger, Robert Schweichel und Friedrich Zarncke. Über den praktischen Wert des Buches, über seine außerordentliche gute Anlage und Einteilung, seine wunderbar geschickte, die Übersicht durchaus nicht störende Raumausnutzung braucht man kein Wort mehr zu verlieren. Der „Kürschner“ ist für jede Litteratur unentbehrlich geworden, er gehört zu dem notwendigsten Rüstzeug einer Redaktion. Das genügt. Einen Wunsch, den ich bereits einmal brieflich an den Verleger ausdrückte, möchte ich hier wiederholen: ich meine die Wiederaufnahme der Städteschau. Diese gewährte eine vortreffliche Übersicht der litterarischen Thätigkeit eines jeden Ortes und mir wenigstens hat sie zu wiederholten malen die besten Dienste geleistet. Ich glaube, auch andere Kollegen werden sie missen. Der Kalender wird sich diesmal in noch höherem Grade die allgemeine Gunst erwerben, als seine Vorgänger. Er ist infolge seines Äußern auch salonfähig geworden und das kleine Prachtwerk wird jedem „Büchertisch“, mit dem man prunkt, zur Zierde gereichen. E. W-r.

Soeben hat im Verlage von S. Fischer in Berlin eine Gesamtausgabe von Henrik Ibsens Werken zu erscheinen begonnen. Bis jetzt liegen zwei Bände (der erste und der dritte derselben) vor welche die Dramen „Komödie der Liebe“ (deutsch von M. von Borch), „Der Bund der Jugend“ (deutsch von Adolf Strodtmann), „Die Stützen der Gesellschaft“ (deutsch von E. Klingenfeld), „Die Wildente“ (deutsch von Borch), „Rosmersholm“ (deutsch von Borch) und „Die Frau vom Meere“ (deutsch von Hoffory) enthalten. Der noch fehlende zweite Band wird „Nora“, „Volksfeind“ und „Die Gespenster“ bringen. Es ist sehr bezeichnend, daß man sich zur Veranstaltung einer solchen Gesamtausgabe in Deutschland eher entschlossen hat, als in Skandinavien. Der billige Preis von 3 Mark 50 Pfg. für den Band ermöglicht allen Ibsen-Freunden die Anschaffung dieser hübsch ausgestatteten Ausgabe. Wenn sich die Verlagsbuchhandlung später auch noch entschließen könnte, die historischen und sagenhaften Dramen, welche bei so verschiedenen Verlegern erschienen sind, in gleicher Weise zu vereinigen, wäre es mit großer Freude zu begrüßen. „Die Kronprätendenten“ und „Kaiser und Galiläer“ sind ja bereits in ihrem Besitz. Es fehlen also nur noch zwei historische („Catilina“*)

*) Noch gar nicht übersetzt.

— „Frau Inger von Oeströt“*) und zwei sagenhafte Dramen „Fest auf Solhaug,*) — „Nordische Heerfahrt,“*) sowie zwei dramatische Dichtungen: „Brand“ und „Peer Gynt“. Beide von Passarge übersetzt und bei Reclam erschienen. E. Brausewetter.

Aurelius Polzer, einer der vertrautesten Freunde des armen Grazer Dichters Robert Hamerling, hat über „Wesen und Wirken“ desselben dem deutschen Volke eine sehr lesenswerte Schrift gewidmet. (Mit Abbildungen. Hamburg, Verlagsanstalt.) Ich gestehe, daß mir an dem Dichter Hamerling gar manches durchaus antipathisch ist, z. B. seine aufgepeitschte, nicht aus natürlicher Kraft sturmesgewaltig aufgebrauste Sinnlichkeit. Nichts Widerwärtigeres als die Sinnlichkeit des Asketen in der Krankenstube! „Was hast denn Ärmster du genossen?“ fragt Wagners Tannhäuser den aufgeregten Bitterolf. Dazu noch anderes, das jetzt jedoch nicht hierher gehört. Aber ein Dichter von Bedeutung, ein Künstler voll Geist und Phantasie bleibt Hamerling trotzalledem. Er bleibt es auch trotz der hochnäsigen Absprecherei des Litteraturprofessors Erich Schmidt, dessen eigene Werke, wie sich ein Kritiker der „Tägl. Rundschau“ treffend ausdrückt, sich durch „wohlige Unbedeutendheit“ auszeichnen, „dessen Ruhm (!) aber von seinen Freunden in den Salons künstlich herangezüchtigt wird“. Der Litteraturprofessor Schmidt hat es bekanntlich abgelehnt, seinen Namen unter den Aufruf zur Errichtung eines Hamerling-Denkmals zu setzen und in einer nachfolgenden Erklärung sein hochfahrendes Gethue gegen den Dichter noch selbstgefällig abgerundet. Über diese abgeschmackte Professoreneigendünkelei ist weiter kein Wort zu verlieren. Polzers warme Schilderung des Lebens- und Werdeganges des unglücklichen Dichters wird allen Freunden der Hamerlingschen Muse zur Freude gereichen. Fritz Hammer.

*) Alle drei deutsch von E. Klingenfeld.

Franz Grillparzer als Dichter des Tragischen. Von Johannes Volkelt. Nördlingen und München, Beckische Buchhandlung. 216 S.

Professor Johannes Volkelt steht nicht auf dem ästhetischen Standpunkte unseres Mitarbeiters Emil Mauerhof, dessen geistvolle Grillparzer-Studie den Lesern der „Gesellschaft“ gewiß als eine der hervorragendsten kritischen Analysen noch im Gedächtnisse ist. Professor Volkelt bemüht sich zwar redlich, ein streng wissenschaftliches Verfahren einzuhalten und seinem Publikum kein X für ein U vorzumachen, allein er arbeitet oft doch mehr aus dem Gemüte und der Stimmung heraus, als für die nüchterne Erkenntnis der Wahrheit gut ist. Er kann daher auch die Gelegenheit nicht unbenutzt lassen, dem ästhetischen Radikalismus der Modernen einiges Unverbindliche zu sagen und durch das Grillparzersche Sprachrohr S. 195 das „allerjüngste Deutschland“ ein wenig anzuschimpfen. Im großen ganzen liest sich sein Buch, das er seiner geliebten Frau Meta Elsbeth zugeeignet, recht angenehm. Es sei dem litteraturfreundlichen Publikum bestens empfohlen. M. G. C.

An die gute alte Zeit der Münchener Dichterschul' unter König Max II. erinnert die Neuausgabe der „Jagd- und Weinlieder in hochdeutscher, bayerischer und pfälzer Mundart von Franz v. Kobell (Stuttgart, J. G. Cotta, 1889). Neben den klassischen Spätromantikern der Salonpoeterei Geibel, Heyse u. a. erscheint Kobell als der Vertreter des Naturburschentums in der Poesie. Sowenig ein ursprüngliches poetisches Genie wie seine Kollegen im Frack, ist dieser Altmeister der bayerischen Dialektdichtung in der grünen Jägerjoppe immerhin eine

frische, fröhliche Erscheinung, der ein unverwüstlicher Humor anhaftet. Kobells Jagd- und Weinlieder in ihrer Schlichtheit und Natürlichkeit zeigen uns aber auch, wie es seit dem Tode ihres Verfassers mit der bayerischen Dialektdichtung bedenklich bergab gegangen ist. Von Kobell bis — Rauchenegger, das könnte höchstens Nudelmeier allein für einen litterarischen Aufstieg halten. Wir anderen halten es für einen Absturz in die Sumpferei und Simpelei. Die Neuausgabe der Kobellschen Jagd- und Weinlieder wird den Freunden gesunder Volksdichtung ein willkommenes Geschenk sein.

Erich Stahl.

Friedrich Schiller. Geschichte seines Lebens und Charakteristik seiner Werke, von Richard Weltrich. Zweite Lieferung. Stuttgart 1889, J. G. Cotta (Nachfolger).

Die neue Lieferung des 1885 mit so großem Beifall ins Leben getretenen Buches berichtet zuerst über das Schicksal der „Räuber" und wendet sich dann den „Lauragedichten" zu, die sehr eingehend besprochen werden. Der Verfasser hat Recht, wenn er die Beziehungen Schillers zur Wittwe Vischer ganz offenherzig behandelt und zu dem Schlusse kommt: „Der überwiegende Eindruck der Zeugnisse ist unbestreitbar der, daß das Verhältnis zwischen beiden nicht ein Freundschafts-, sondern ein Liebesverhältnis war." Die folgenden sehr weitläufig gehaltenen Ausführungen betreffen Schillers lyrische Sprache und Bilderwelt, die Entstehung und Bedeutung der Anthologie, die Anfänge des Fiesko und die Graubündner Händel. Daß die zweite Lieferung, ähnlich der ersten, mitten in einer Abhandlung aufhört, ist sehr unangenehm. Das Werk zeugt von wärmster Hingabe an den Gegenstand, von großer Gelehrsamkeit und wird in der wissenschaftlichen Welt sicher die gebührende Beachtung finden. Ein Volksbuch ist es nicht, und der Wunsch, ein solches auf grund der neuen Schillerforschungen bald zu erhalten, muß dringend wiederholt werden.

H. Solger.

Litterarisches Lumpentum. Dem litterarischen Lumpentum kommt man am besten zu Leibe, indem man es einfach in seiner ganzen scheußlichen Nacktheit vor einer möglichst umfassenden Öffentlichkeit bloßstellt, indem man die Kotbomben, welche es gegen die anständigen Schriftsteller schleudert, vor aller Welt ausbreitet und die Lumpenbande der öffentlichen Verachtung preisgiebt, die sie verdient und der sie anheimfällt. So haben wir es immer gehalten und wollen es auch in Zukunft halten. Gegen niederträchtige Verleumdungen im litterarischen Leben mit gerichtlichen Schritten vorzugehen, wäre einfach lächerlich, solches Lumpengesindel ist das Geld und die Zeit nicht wert, welche derlei Schritte kosten — man muß seine Machwerke nur niedriger hängen, ihnen durch unser Blatt die weiteste Verbreitung geben und dadurch Namen und Ruf der Blätter oder Verfasser vernichten. Wir halten es daher für das Beste, einen Artikel von bodenlosester Niederträchtigkeit, der kürzlich gegen unsere Bewegung erschienen, einfach wörtlich nachzudrucken. Er darf sich rühmen, so ziemlich das erbärmlichste zu sein, was unsre doch gewiß durch und durch korrumpierte und verseuchte Presse in den letzten zehn Jahren geleistet hat. Das Blatt, das ihn brachte, ist der „General-Anzeiger der Stadt Frankfurt a/M." Man merke sich Artikel und Blatt wohl, vermutlich dürfte das Machwerk berufen sein, in den Jahrbüchern der deutschen Litteraturgeschichte eine ähnliche traurige Berühmtheit zu werden, wie etwa Wolfgang Menzels Artikel über Gutzkow. Der Schandaufsatz ist selbstverständlich anonym erschienen, die Niederträchtigkeit des litterarischen Lumpentums

wird ja nur noch von seiner Feigheit übertroffen. Wie wir hören, soll der Verfasser angeblich ein gewisser Hamburger sein — etwas näheres über den Lumpenkerl zu erfahren, war uns leider nicht möglich, da er allen anständigen Schriftstellern und Redakteuren gänzlich unbekannt ist.

Wir übergeben durch Abdruck des infamen Artikels Blatt, Redaktion und Verfasser hiermit der verdienten öffentlichen Verachtung. C. A—i.

„Ein widerwärtiges Schmutzbuch wird nächstens das Gericht beschäftigen. Die hiesige Staatsanwaltschaft hat Anklage erhoben gegen Conrad Alberti wegen seines Romans „Die Alten und die Jungen". Gleichzeitig ist das Machwerk polizeilich verboten worden. (!!) Es ist nun allerdings bedauerlich, daß Fragen der Litteratur zur richterlichen Entscheidung kommen sollen. Kein Richterspruch kann einem Erzeugnis künstlerischen Schaffens etwas von seinem Werte nehmen oder ihm etwas zu seinem Werte hinzusetzen, und wenn ein Staatsanwalt oder ein Richter erklärt, dieses oder jenes Buch ist unsittlich oder roh, so kann das unter Umständen so vollkommen gleichgültig lassen, wie das Urteil von irgendwem anders, der über Dinge spricht, von denen er nichts versteht. Darum gab es für das zweite Kaiserreich keine ärgere Blamage als den Prozeß gegen die „Madame Bovary" des großen Flaubert. Darum handelte die Berliner Staatsanwaltschaft klug, welche die Klage gegen Spielhagens „Angela" wegen Unsittlichkeit zurücknahm, so lange es noch Zeit war. Und darum hätte die gleiche Behörde besser daran gethan, wenn sie sich um den Roman von Conrad Alberti gar nicht gekümmert hätte. Jetzt ist ganz unnötigerweise die Aufmerksamkeit auf eine Sudelei gelenkt, die andernfalls von Niemandem beachtet worden wäre. Wenn an dieser Stelle davon gesprochen wird, so geschieht es nicht, um ein Buch und einen Autor einer Kritik zu unterziehen, die einer solchen gar nicht würdig sind, sondern um an dem Anlaß zu zeigen, welche sonderbaren Pflanzen die üppige Triebkraft des weltstädtischen Berlin hat groß werden lassen.

Diese Herren vom „jüngsten Deutschland" nämlich, diese großsprecherischen Weltverbesserer, die ein ungeheueres Schimpftalent entfalten und sonst nichts, aber auch gar nichts leisten, sind keine Zufallserscheinung, welche etwa wegen ihrer Vereinzelung einer Rubrizierung widerstrebt, sondern sie gehören zur Gesamtheit des Berliner Gesellschaftskörpers, dessen Säfte, soweit sie faulig sind, in dem Treiben dieser Clique ihre geschwürsartige Ausbildung gefunden haben. Ein paar fast noch mehr verwilderte Schößlinge, welche die größenwahnsinnige Unfähigkeit der neuen Schule nach Leipzig und München hin getrieben hat, ändert nichts an der Thatsache, daß es sich hier im Wesentlichen um ein Berliner Gewächs handelt. Man hat eine Erscheinung vor sich, welche an Dostojewskis „Raskolnikow" erinnert. Natürlich mit dem angemessenen Unterschied. Die tobenden Jünglinge sind wahrhaftig keine Mörder, aber wie ihr russisches Vorbild haben sie das Gefühl für die Grenzlinie der Sittlichkeit verloren und taumeln in gespreizter Aufbauschung ihrer lächerlichen Kleinheit als Riesen von eigener Eitelkeit Gnaden durch die Litteratur, schwelgend in verdummender Selbstbeweihräucherung und nicht bloß alles Große, sondern auch alles Tüchtige und Ehrbare verachtend und begeifernd. Mit der Schlichtheit und Solidität des bürgerlichen Lebens stehen sie im allerlosesten Zusammenhange, und sie bringen einen guten Teil des Tages hinter den Kneiptischen der unsauberen Lokale mit „Bedienung von zarter Hand" zu. Hier suchen sie die Typen, die sie gestalten möchten. Es ließe sich ja gar

nichts dagegen sagen, wenn sie nur wirklich gestalten könnten. Auch ein Zola hat wohl die Welt erst kennen lernen müssen, aus der er seine „Nana" nahm. Aber die vom „jüngsten Deutschland" können nur schimpfen, schimpfen und immer wieder schimpfen; gestalten können sie nicht. Nicht einmal auf die Klangfarbe der Sinnlichkeit, sei es selbst einer schwülen, ungesunden und schmutzigen Sinnlichkeit, verstehen sie sich. Alles, was sie schreiben, alles ohne Ausnahme, ist das geistloseste, hohlste und zum Sterben langweiligste Zeug, das sich denken läßt. Sie haben gar keine Ahnung davon, was dazu gehört und wie es anzufangen ist, um eine Figur in lebendigen Umrissen herauszuarbeiten. Sie sudeln nur immer frisch und frech darauf los, wobei ihnen die stinkende Flamme phosphoreszierender Phrasen leuchten muß. Da sie aber aus eigener Kraft keine Gestalten bilden können, so machen sie es wie die Schuljungen und „borgen sich welche", d. h. sie bringen in ihre Schmier-Romane Personen der Berliner Gesellschaft hinein. Und das ist nun wirklich das Tollste und Albernste, was man sich vorstellen kann. Die Bücher vom „jüngsten Deutschland" sind bis zum Rande angefüllt von Karrikaturen bekannter Schriftsteller und Schriftstellerinnen, von Zerrbildern achtungswerter Männer und Frauen, von Entschleierungen aller möglichen Vorgänge und Ereignisse, die dem Familienleben von Leuten entnommen sind, welche Jeder kennt und nennt. Man glaube aber bei Leibe nicht, daß das irgendwie interessant oder auch nur pikant ist. Daudet hat in seinem „Numa Roumestan" gezeigt, wie man eine große Gestalt wie Gambetta in freier und bezwingender Weise umbilden kann, Spielhagen hat denselben Versuch mit immerhin höchst achtungswerter Kraft mit der Figur des Leo im Roman „In Reih' und Glied" (Ferdinand Lassalle) gemacht. Die Schmierer vom „jüngsten Deutschland" können nichts als karrikieren und verleumden. Die Namen der Opfer sollen ebensowenig genannt werden, wie die Namen der Verbrecher. Den ersteren schadet jenes Treiben auch dann nichts, wenn sie wirklich angreifbar sind, und die Übelthäter wird der Orkus der Vergessenheit so sicher verschlingen, wie er alles Langweilige von jeher verschlungen hat.

Warum ich nun doch davon rede? Noch einmal: Weil die Erscheinung typisch ist für unser Gesellschaftsleben. Der Überschuß an Nervosität, an Aufreibungs- und Zerstörungstrieben in den gebildeten Klassen der Weltstadt verdickt sich immer wieder zu einem breiigen Chaos, aus welchem Widerliches und Abscheuliches emporsteigt. Die Formen olcher Abarten des geistigen Lebens wechseln, aber ihr Wesen bleibt. Heute ist es die Litteratur, in welcher sich die Schmutzfluten dieses Gemischs von Niederträchtigkeiten und Borniertheit entladen. Jede Gährung ist Fäulnis, aber zuletzt scheidet sich doch die Hefe vom Wein. Den Wein sehen und genießen wir leider noch nicht, wir erwarten ihn erst noch, und einzelne Erscheinungen können wohl die Hoffnung erwecken, daß der edle Trank uns einstmals werde kredenzt werden. Aber die Hefe ist schon da im „jüngsten Deutschland"."

Generalanzeiger der Stadt Frankfurt a. M.

Zur rechten Zeit — nach den Tagen der deutsch-böhmischen Ausgleichsverhandlungen, welche einen vorübergehenden Waffenstillstand, keineswegs das Ende des Rassenkampfes in Österreich bezeichnen — entsendet Karl Pröll, der lang bewährte Verfechter der Sache des bedrängten Deutschtums in Österreich aufs neue zwei seiner Streitschriften. Die „Kämpfe der Deutschen in Österreich um ihre nationale Existenz" (Verlag von Carl Lüstenöder, Berlin) treten in 3. Auf-

lage hervor, deren Umfang sich beinahe verdoppelt hat. Der von streng nationalen Gesichtspunkten entworfene „Geschichtliche Rückblick“ reicht bis zum Tage der Ausgleichsverhandlungen d. i. bis Neujahr 1890. Das Urteil ist entschieden, die Darstellung markig. In zweiter Auflage liegen vor die „Sturmvögel“. Sechzig deutsch-nationale Klage- und Zornlieder, voll Schwung und Leidenschaft. Im Anhange werden die Verdienste Robert Hamerlings als deutschnationaler Dichter gewürdigt und einige symbolische Märchendichtungen angeschlossen, deren national-sittlicher Kern leicht zu ersehen ist. Wer sich über die heutige Lage der Deutschen in Österreich unterrichten, ein unverfälschtes Bild der dortigen Zustände gewinnen und den tiefen Seelenschmerz unserer Stammesbrüder verstehen will, der möge zu Prölls Streitschriften greifen.

„Entstehen und Vergehen der Welt, auf Grund eines einheitlichen Substanzbegriffes“ von J. G. Vogt. (Der „Sammlung gemeinverständlicher Erkenntnisschriften“ 1. Bändchen.) Verlag von Oskar Gottwald, Leipzig. Verfasser entwickelt in dieser Schrift einen neuen Substanzbegriff, an dessen Hand er mit überraschendem Erfolge die sämtlichen Prozesse des mechanischen Weltgeschehens in klarer Folgerichtigkeit vor unseren Augen entrollt. — Das 2. und 3. Bändchen der obengenannten Sammlung enthält: „Das Empfindungsprinzip und die Entstehung des Lebens“. I. und II. Von J. G. Vogt. Wir begegnen in dieser Schrift einem Versuche, das schwierigste aller Probleme auf realer Grundlage zu lösen. Verfasser stellt sich auf den neueren monistischen Standpunkt, an der Hand eines neuen Substanzbegriffes. Er legt der Materie als fundamentale Eigenschaft die Empfindung bei, begnügt sich aber nicht mit diesem bloßen Postulate, sondern führt klar aus, unter welchen mechanischen Bedingungen sich diese Empfindung äußern kann, d. h. er begründet den spezifischen Unterschied zwischen anorganischer und organischer Bethätigungsweise der Substanz.

Reichstreu. Denkfrei. Gedichte zu Schutz und Trutz aus der Schweiz. Von Ludwig Rochholz. (Leipzig, Rauert & Rocco.) Es weht ein scharfer Zug durch diese trotzigen Dichtungen, die von einem eigenartigen Talent bestes Zeugnis geben.

Die Nordlandskönigin. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Fritz Maser. (Stuttgart, A. Jung's Verlag.)

Annette von Droste-Hülshoff, Deutschlands Dichterin. Vortrag gehalten im deutschen Sprachverein zu Mailand von Leopold Jacoby. (Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei.)

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben. von Rud. Virchow und Wilh. Wattenbach: Nr. 88. Die englische Bühne zur Zeit der Königin Elisabeth von Dr. J. G. Hagmann. Nr. 89. Robert Hamerling, Ein Dichter der Schönheit von Karl Erasmus Kleinert. (Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei.)

1870—71. Feldzugs-Erinnerungen eines Fünfunddreißigers von Hugo Ehrenberg. Mit 3 Karten. (Rathenow, Max Babenzien.)

Ein moderner Catilina. Roman in drei Büchern aus der Regierungszeit des Zaren Alexander II. von Alexander Olinda. (Mannheim, F. Nemnich.) Der Verfasser, der in seinen Romanen mit Vorliebe Stoffe aus der russischen Geschichte behandelt, bietet in seinem jüngsten Werk ein lebhaft bewegtes, scharf aufgefaßtes Bild aus der Zeit Alexander II.

Edle Menschen und Thaten. Von Emil Neubürger. (Frankfurt a. M. A. Mahlau.) Der Band enthält Biographien und Charakteristiken bedeutender Menschen, die sich ein besonderes Verdienst um die Humanität erworben haben. Das Buch eignet sich besonders auch als Lektüre für die heranwachsende Jugend.

Dr. Adolph Kohut, Mosaikbilder und Arabesken. Litterarische Spaziergänge, Plaudereien und Skizzen aus Vergangenheit und Gegenwart. (Dresden, Ferd. Oehlmanns Verlag.) Diese Sammlung von Aufsätzen und Studien gehört zu jener Sorte von Eintagsfliegen, die für den Tag rasch zusammengestoppelt sind, um mit dem Tage wieder in die wohlverdiente Vergessenheit zurückzusinken. Kohut produziert darauf los, daß Einem angst und bange dabei wird; daß bei derartiger Fabrikarbeit von einer ernsten litterarischen Leistung nicht mehr die Rede sein kann, ist selbstverständlich; solche Dutzendware wird aus gedruckten Material gesammelt, zum Buche zusammengeschweißt und mit einem hübschen Titel auf den Markt geworfen; rasch fertig sein heißt da alles.

Fritz Reuter-Studien von Karl Theodor Gaedertz. (Wismar, Hinstorffsche Hofbuchhandlung.) Das Buch wird mit seinem anheimelnden Inhalt jedem Freunde Reuters und seiner Werke Freude machen, es enthält zudem zahlreiche bisher unbekannte Briefe und Gedichte Reuters und ist schon aus diesem Grunde allseitiger Beachtung wert.

Antoine Watteau von Emil Hannover. Aus dem Dänischen übersetzt von Aliee Hannover. Mit Abbildungen. (Berlin, Robert Oppenheim.) Das glänzend ausgestattete Buch bringt in eleganter stets anregender Darstellung den Lebensgang Watteaus und eine interessante Charakteristik seiner Hauptwerke.

Allgemeine Götterlehre. Zum Gebrauch für höhere Lehranstalten, Kunstschulen, sowie zum Selbstunterricht von Theodor Seemann. (Hannover, Carl Manz.)

Mittelhochdeutsche Dichtung in ihrer Beziehung zur biblisch rabbinischen Litteratur. II. Heft. Über die Gedichte Walthers von der Vogelweide von Dr. S. Gelbhaus. (Frankfurt a. M., J. Kauffmann.)

Otto von Leixner, Aus der Vogelschau. Sprüche und Stachelreime. (Berlin, Hans Lüstenöder.)

Adelgunde. Ein Sang aus Schwabens Vergangenheit von Fr. Maser. Zweite Auflage. (Stuttgart, A. Jungs Verlag.)

Die Jugendlitteratur. Ein Beitrag zur Jugendschriftenfrage. Von Georg Dreyer. Pädagogische Zeit- und Streitfragen. Herausgegeben von Joh. Meyer in Osnabrück. II. Bd. Heft 2. (Gotha, Emil Behrens.)

Die Zeit des Kâlidâsa. Mit einem Anhang: Zur Chronologie der Werke des Kâlidâsa. Von Dr. Georg Hutt. (Berlin, Theod. Hutt.)

Reclams Universalbibliothek veröffentlicht in Bändchen 2621—30: Gesammelte Schriften über Musik und Musiker von R. Schumann. Herausgegeben von Dr. Heinr. Simon. III. Band (2621—22). — Unfallversicherungsgesetz von 6. VII. 1884. Textausgabe mit Anmerkungen und Sachregister. Herausgegeben von einem praktischen Juristen (2623—24). — Achleitner, Geschichten aus den Bergen (2625). — Lortzing, Undine. Opernbuch (2626) — Menhard, Die Patientin. Schwank in 1 Aufzuge (2627) — Wilken und Justinus, Gesellschaftliche Pflichten. Lustspiel in vier

Aufzügen (2628). — Pötzl, Ed., Die Leute von Wien. Neue Folge ausgewählter humoristischer Skizzen(2629—30).

Die Poesie aller Völker in Form ganz kurzer Übersichten von Dr. Adolf Brodbeck (Eßlingen a. U., Adolf Lung).

Neue Novellen von Max Hobrecht. (Rathenow, Max Babenzien.)

Gotthold Ephraim Lessing als Musik-Ästhetiker. Von Dr. Alfred Christlieb Kalischer. (Dresden, Ferd. Oehlmann.)

Fürst Bismarck als Humorist. Lustige Geschichten aus dem Leben und Schaffen des Reichskanzlers. Von Dr. Adolf Kohut. (Düsseldorf, Felix Bagel.)

Grundriß des Systems der Philosophie als Bestimmungslehre. Von Ludw. Fischer. (Wiesbaden, J. F. Bergmann.)

Richard Wagner und die Tierwelt. Auch eine Biographie von Hans von Wolzogen. (Leipzig, H. Hartung & Sohn.)

Fürstliche Schriftsteller und Schriftstellerinnen: Ernst II., Herzog von Sachsen-Koburg-Gotha. Litterarische Skizze von Dr. M. Schmitz. (Berlin, Heusers Verlag.)

Ein Spaziergang von der Kaiser-Wilhelm-Brücke bis zur Weltausstellung. Berliner Briefe vom Jahre 1890 von *,* (Berlin, F. Fontane.)

Neue Litterarische Volkshefte, 7. Die ranzösische Revolution im Spiegel deutscher Dichtung. (Berlin Richard Eckstein Nachfolger.)

Die Überfüllung der höheren Berufsarten. Von H. Keferstein. Deutsche Zeit- und Streitfragen Heft 53. (Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei.)

Das Deutsche Bürgertum unter Kaiser Wilhelm II. im Kampfe mit dem Junkertum und seiner Gefolgschaft. Von Richard Hamel. (Halle a. S., Richard Schrödel.)

Egypten. Geschichtliche Studien eines Augenarztes. Von Dr. J. Hirschberg. (Leipzig, Georg Thieme.)

Die Menschwerdung. Von Alfred Cleß. (Stuttgart, J. B. Metzlers Sortiment.)

Hans Lothringen. Schauspiel in fünf Aufzügen. Von Konrad Ettel. (Wien, Georg Szelinski.)

Französische Litteratur.

Zolas neuester Roman: (Paris, Charpentier.) „La bête humaine."

„Qu'importaient les victimes que la machine écrasait en chemin! N'allait-elle pas quand même à l'avenir, insoucieuse du saug répandu? Sans conducteur, au milieu des ténèbres, en bête aveugle et sourde qu'on aurait lachée parmi la mort, elle roulait, elle roulait, chargée de cette chair à canon, de ces soldats, déjà hébétés de fatigue, et ivres, qui chantaient."

Wie aus einem schweren Traume erwachte ich, als ich diesen Schlußsatz gelesen und den neuesten Band der „Rougon-Macquart" zugeklappt hatte. Welch' ein Buch! welch' eine Gewalt der Darstellung! welche Plastik! welch' einfacher Aufbau der Handlung und welche grandiose Steigerung! Und dabei das furchtbare Grundthema des Romans — die Mordlust! Begreiflicherweise war ich mit denkbar hochgespannten Erwartungen an die Lektüre dieses Buches gegangen — Zola hat sie wiederum alle übertroffen. Und wodurch hat er sie übertroffen? Nicht durch Anhäufung des Schrecklichen, nicht durch seitenlange Ausmalung blutiger Greuelszenen, was in Anbetracht des gegebenen Stoffes und der

sich besonders gerne in eingehenden und weitausgesponnenen Beschreibungen ergehenden Eigenart Zolas gewiß viele erwartet hatten, und was ich selber — sich muß es gestehen — befürchtete, sondern durch weises Abwägen aller künstlerischen Mittel und geniales Verteilen der dynamischen Wirkungen. In mancher Kolportagegeschichte blinken viel mehr Messer und Dolche und strömt viel mehr Blut als in diesem Roman, dessen sämtliche Hauptfiguren Mörder sind. Sämtliche Hauptfiguren sind Mörder?! Ja, wo bleibt denn da der von den Idealisten stets so heißbegehrte, „moralische Gegensatz"? Wo ist der berühmte Tugendbold, der diesem ungeheuern Pessimismus gegenüber die Güte und Vollkommenheit der Welt darthun, der den Leser über die Greuel der Verdorbenheit hinweg trösten soll? Das ist ja ein furchtbar unerquickliches, ein in der höchsten Potenz unmoralisches Buch! Und wie müssen die guten Seelen erst schreien, wenn ich ihnen weiter sage, daß alle diese Mörder gar nicht als verworfene Menschen, als Scheusale dargestellt sind, daß sie nicht einmal Gewissensbisse empfinden, ja daß sogar, horribile dictu! die weltliche Gerechtigkeit keinen einzigen derselben zu packen kriegt, weil sich die blinde Frau Themis stets täuscht und an den Unrechten hält, und daß sie sogar, wo sich einmal die ihre Augen umnachtende Binde ein wenig verschiebt und sie den wirklichen Thäter erblickt, diesen aus „höheren" Rücksichten, um Skandale zu vertuschen und hochstehende Personen nicht bloßzustellen, wieder frei laufen läßt! Das ist ja entsetzlich! Ein solches Buch ist geradezu ein Verbrechen!

Doch nur gemach, ihr Überängstlichen! Das moralische Gegengewicht ist wohl vorhanden. Es spaziert allerdings nicht in Gestalt eines übernatürlich idealen Tugendritters oder eines sentimentalen Backfisches unter den übrigen Figuren des Romans einher. Nein, zu solchen kindischen Hilfsmitteln überspannter Altjungfernphantasie braucht ein Zola nicht zu greifen — ebensowenig wie Shakespeare, der bekanntlich auch niemals, mit einem billigen Moralsprüchlein und dem Schulmeisterbakel bewaffnet, hinter seinen Bösewichtern steht. Ja, das Gegengewicht ist da und zwar in zwiefacher Gestalt. Es ruht, erstens, in den äußerlichen Kompositionsmitteln, in dem Lokal, dem realen Hintergrunde, den der Künstler seinem furchtbaren Seelengemälde zu geben verstanden hat und, zweitens, in der psychologischen Entwickelung der Charaktere und dem logischen Aufbau der Handlung selber, als immanente Gerechtigkeit. Betrachten wir uns dies einmal näher.

Zola liebt es bekanntlich, seinen Romanen eine scharf abgegrenzte Grundlage, einen genau umsteckten sozialen Boden zu geben. Von diesem Boden aus betrachtet er das Leben. Er begiebt sich also gewissermaßen selber in die Sphäre der von ihm geschilderten Gestalten, er macht ihre Anschauungsweise, ihren geistigen Horizont sozusagen zu dem seinigen und betrachtet gleichsam mit ihrem Augen die übrigen Lebensverhältnisse und Gesellschaftsklassen, und dies auch nur insoweit, als sie mit den von ihm geschilderten Menschengattungen in direkte Berührung kommen. Gerade dadurch gewinnen seine Werke die so viel bewunderte Anschaulichkeit und Folgerichtigkeit. Das Aktionsgebiet des vorliegenden Romans, der „bête humaine", ist der Eisenbahnbetrieb. Zola betrachtet hier das Weltbild gleichsam vom Trittbrett einer zwischen Paris und Hâvre verkehrenden Lokomotive. Dadurch gewinnt er sein erstes großes „kompositorisches" Gegengewicht, in dem er dem bewußten, leidenschaftlichen, sündhaften Mord der Menschenbestie, das unbewußte, leidenschaftslose, sündlose Zermalmen — l'écrasement — der Naturkraft des Dampfes entgegenstellt. Diesen symbolischen Gegen-

satz weiß er dadurch zu wahrhaft erschütternder Wirkung zu steigern, daß er die Gewalt des Dampfes in einer Lokomotive, der „Lison", beinahe menschlich individualisiert. Die Lison hat ihre Vorzüge und Fehler, sie gehorcht willig dem Drucke des Hebels, oder sie ist ungehorsam, sie zittert, sie bäumt sich, sie wird krank, sie haucht ihre Seele aus, sie stirbt. Mit welchem Aufwand eingehender Sachkenntnis und mit welcher dichterischen Gewalt das alles geschildert wird, mag man in den Kapiteln, welche die Fahrt durch den Schneesturm und die Katastrophe bei la Croix-de-Maufras erzählen, nachlesen. Die Maschine hat gewissermaßen ihren eigenen Willen, ja sogar ihre persönlichen Launen und Mucken. Jeder weiß jedoch, daß diese scheinbare Willkür keineswegs auf Freiheit oder Selbstbestimmung, sondern lediglich auf ihrer inneren Organisation, auf zufälligen kleinen Abweichungen beruht, daß sie gleichsam den in Wirkung umgesetzten Rest der Kräfte darstellt, welche dem Maschinenbauer, selbst bei genauester mathematischer Abwägung aller Verhältnisse, entgangen sind, infolge der bei der Herstellung obwaltenden tausend Zufälligkeiten. Die Maschine ist also für ihre Launen nicht verantwortlich; und was auch daraus entstehen möge, die entsetzlichsten Unglücksfälle, die furchtbarsten Katastrophen — die Lokomotive mordet sündlos. Ganz anders der Mensch! Ihm schreiben wir gewöhnlich Willensfreiheit und Selbstbestimmung zu. Sind wir aber darin unserer Sache so ganz sicher? Walten auch hier nicht mit der gleichen Unerschütterlichkeit die ewigen Kausalitätsgesetze? Ist der Mensch nicht ebenfalls eine Art Maschine, bei welcher nur die unberechenbaren Faktoren unendlich zahlreicher sind als die berechenbaren. Sind nicht unsere scheinbar freien Thaten und Entschließungen im letzten Grunde auch nichts weiter als ein notwendiges Ergebnis einer Unzahl von Faktoren, die sich allerdings der Berechnung des Mathematikers entziehen, und die nur der Natur und Leben nachschaffende Künstler, der Dichter ahnt? Das sind fürchterliche Fragen, bei denen es einem kalt über den Rücken läuft. Zola sucht sie als Künstler zu beantworten, und, indem er sie beantwortet, baut sich ihm die logische Entwicklung seiner Handlung auf. Er zeigt, wie selbst der gräßlichste Trieb in der Menschenbrust, die Mordlust, auf unwandelbaren Naturgesetzen beruht. Aber plötzlich verwandelt sich hier das rein naturwissenschaftliche Problem unter der Hand des Dichters in ein ethisches, und wie eine unabweisbare Folgerung leuchtet aus seinen Zeilen der alte Spruch hervor: „Das ist der Fluch der bösen That, daß sie fortzeugend, Böses muß gebären." Indem diese böse That aber weiter wuchert, schlägt sie den Thäter, und zum Spruch des Fluches gesellt sich mit ebenso unabweisbarer Notwendigkeit der Spruch der Vergeltung: „Wer Menschenblut vergießt, des Blut soll auch vergossen werden."

Auf den ersten Blick mögen einige Kapitel — besonders die auf dem Gericht in Rouen spielenden — den Eindruck einer sogenannten Kriminalgeschichte hervorbringen. Wenn man jedoch näher zusieht — welch ein Unterschied! Die Kriminalgeschichte arbeitet ausschließlich auf die Spannung des Lesers hin. Meistens wird ein Unschuldiger festgenommen und der Mörder geht anfänglich frei aus; bis der letztere nach vielfachen Abenteuern, nach vergeblichen Recherchen, unter Mitwirkung irgend eines zufälligen, geringfügigen äußeren Umstandes, schließlich den Gerichten doch in die Arme läuft. Die menschliche Gerechtigkeit geht als Sieger aus dem Kampfe hervor. Die Kriminalgeschichte ist also in letzter Linie eine Verherrlichung der Justiz. Bei Zola unterliegt die Justiz. Sie täuscht sich, sie ist so unvollkommen wie jede andere menschliche Einrichtung. Aber gerade

dadurch erhebt sich Zola weit über den Standpunkt der Kriminalgeschichte, indem er zeigt, daß die höhere, die immanente Gerechtigkeit keineswegs an die kleinlichen Zufälligkeiten menschlicher Einsicht gebunden ist, sondern daß die Strafe den Übelthäter schlägt, unabhängig von jeder Willkür, von jedem Zufall, als notwendiges, ewig unerbittliches Naturgesetz. Zolas Roman ist also keine Verherrlichung der Justiz, sondern der Gerechtigkeit, und dies ist unstreitig ethisch der höhere Standpunkt.

Mit welch zwingender Logik innerhalb dieses Rahmens die Thaten der handelnden Personen auseinander folgen, das lese man in dem Buche selber nach. Ein Referat über den „Inhalt" könnte nur ein höchst abgeblaßtes Bild des Ganzen geben. Zudem verdient ein solches Buch gelesen und ganz gelesen zu werden. Man lese es aber womöglich französisch; denn es giebt bis jetzt noch keine anständige Zolaübersetzung, und auch die „Bête humaine" wird dem Schicksal der übrigen Zolaschen Romane nicht entgehen, in deutscher Übersetzung gewissen unsauberen Spekulationen dienen zu müssen, die mit dem Kunstwert der Werke leider sehr wenig zu schaffen haben. Da kommt es auf gediegene Arbeit nicht an, sondern auf möglichst schnelle Lieferung und auf — Billigkeit! Ob dabei unter den Händen eines solchen Malträtierers ein Meisterwerk zu einem schlüpfrigen Buche wird, das gilt in diesem Falle dem Herrn Verleger gleich — wenn's nur Geld bringt. — Ich war daher sehr gespannt, als die „Freie Bühne" eine Übersetzung von Stücken aus der „Bête humaine" ankündigte. Eine solche Zeitschrift, die das Wort „Realismus" auf ihr Banner geschrieben hat und sich in ihrem Programm zu allen möglichen schönen Idealen bekennt, konnte, meiner Ansicht nach, natürlich nur eine Musterübersetzung bringen. Meine dahingehenden Erwartungen wurden allerdings stark getäuscht. Was ich bis jetzt von dieser Übersetzung in der „Freien Bühne" gelesen habe, ist höchst stümperhaft. Die ganze, bei Zola so prachtvoll bis in die kleinsten Züge durchgeführte Charakteristik ist verblaßt, verwischt. Der ungenannte Übersetzer schlägt sich mit den Vokabeln herum und versteht den Autor auch gelegentlich falsch, dabei ist seine Diktion und sein Stil alles mögliche, nur nicht deutsch, sodaß mir fast die, hoffentlich ungerechtfertigte Vermutung aufstieg, es müsse dieser Herr Übersetzer derselbe Fingerfex sein, der für die Grimmsche Verlagshandlung in Budapest seine Übersetzungsfabrikate liefert. Ich nahm ursprünglich an, die „Freie Bühne" bringe das Fragment aus wirklichem Interesse an der Sache und um dem deutschen Publikum Zola in seiner Größe und Eigenart vorzuführen, nach den Übersetzungsproben jedoch kann ich das Gefühl nicht mehr los werden, als ob es sich hier mehr um eine ganz unvornehme, plumpe Sensationmacherei handle. —

Man lese die „Bête humaine" also französisch! Die Sprache ist so schön, klar und dialektfrei, daß dieser Band der Rougon-Macquart auch dem deutschen Leser viel weniger Schwierigkeiten bereitet als die meisten seiner Vorgänger. Die geringe Mühe wird reichlich belohnt werden. Von der ersten Seite an nimmt einen diese wunderbare Schöpfung gefangen, und man bleibt in ihrem Banne bis zum Schluß, wo der führerlose Eisenbahnzug, beladen mit gröhlenden Soldaten, unaufhaltsam nach Osten rollt — nach dem Kriegsschauplatze. Mit diesem grandiosen Schlußbild zolaistischer Symbolik schließt das Werk. Der einzelne Mord erweitert sich zum Massenmord. Die Lokomotive wird zur Kriegsfurie, die, einmal entfesselt, von keiner menschlichen Macht mehr gezügelt werden kann. Und wiederum erweitert sich das Bild. Die dahinsausende Maschine, auf deren schmalem

Trittbrett sich die beiden aufeinander angewiesenen Menschen morden, wird zum Erdball, der ebenso führerlos und nur den Gesetzen der Notwendigkeit gehorchend, durch den Weltenraum rollt, und auf dessen Rücken sich die Menschen gegenseitig zerfleischen. Wohin geht die rasende Fahrt? Weiter, weiter, — in die ungewisse Zukunft. Merian.

Russische Litteratur.

„Lucius' Tod“ — Lyrisches Drama von Maikow. 2. Auflage. Dieses Drama ist ein ganz vorzügliches Produkt der russischen Lyrik. Es schildert den Tod des Philosophen Seneka, des Dichters Lukanus und des Epikuräers Lucius. Es sind also die Vertreter dreier verschiedener Richtungen, deren Untergang uns vorgeführt wird. Und mit ebenso verschiedenen Empfindungen, wie ihre Ansichten es sind, gehen die drei ihrer letzten Stunde entgegen. Wer jedoch in dieser Dichtung Handlung sucht, der hat die Überschrift „lyrisches Drama“ einfach mißverstanden, welche besagt, daß das Gedicht vom Drama nichts weiter, als die Form des Dialogs entlehnt hat. Es sind Gedanken, die uns in Anspruch nehmen, es sind Gefühle, die uns durch Schmelz und Schwung berauschen und ergreifen, Gefühle, die mit wahrhaft künstlerischem Pinsel gemalt, uns ein erschütterndes, hochpoetisches und tiefsinniges Bild der Zeit vor Augen führen. Wer hörte nicht, wie aus den Betrachtungen des stoischen Philosophen, so auch aus den Worten des Dichters und des Epikuräers die Sprache des der Vernichtung geweihten römischen Griechentums und griechischen Römertums? Wer hörte aus denselben nicht den ersterbenden Pulsschlag der Zeit, einer Zeit, die in ihrer Entnervtheit vergebens den Rest ihrer Kraft zusammenrafft, vergebens die Würde ihrer Vergangenheit aufrecht zu erhalten versucht, um dem hereinbrechenden Neuen zu trotzen, das die Monumente der Götter umstürzt und den Gekreuzigten an ihre Stelle setzt? Es ist ja die Zeit Neros, unter dessen Regierung sich diese tragische Episode abspielt und damit ist unseres Erachtens alles gesagt. Die griechische Philosophie, deren stoische Richtung Seneka, deren epikuräische Lucius vertritt, verbleicht vor den blendenden Strahlen des neu aufgehenden Lichtes. Der letzte dichterische Repräsentant der alten römischen, Lukanus, vermag ebenfalls keine befriedigende Lösung für die rätselvollen Umwandlungen der neuen Zeit zu finden. Aber das weltgeschichtliche Amt des Dichters, das ihm innewohnt, erhebt ihn zu hehrem Selbstbewußtsein. Wohl muß er die holden Träume seines Lebens unerfüllt lassen, denn die „Gedanken, die wie Marmorblöcke ernst und prächtig dastehn“, harren noch des Meisters, der

„— — — sie mächtig ruft zum Licht
„Aus dem dunkeln Schoß. — — —“

Wohl fühlt er sich noch einmal vom „Glücke des grauen Altertums“ durchdrungen, aber deutlich fühlt er es auch, daß seine Dichtung, seine Ideale nicht imstande sind, den brennenden Fragen der Zeit Genüge zu leisten. Und ganz dasselbe fühlt Seneka, der zwar die Unsterblichkeitslehre Platos in sich aufgenommen zu haben scheint, dem aber diese Lehre nur dunkel und unbestimmt, in farblosen Umrissen vorschwebt. Nur der Epikuräer, der Materialist, steht fest auf seinem Standpunkte, er wurzelt mit seinen Ideen auf und in der Erde und fühlt sich sicher in diesem Bewußtsein. Aber seine Philosophie ist nur ein Stückwerk. Sie vermag nicht die Dissonanzen zwischen dem Übernatürlichen und Realen zu lösen. Sie verzichtet in einseitiger Auffassung des Lebens und seines Zweckes, auf das, was über der Erde steht, und geht deshalb in ebenso selbsttrügerischer und disharmonischer,

wie trotziger Weise zugrunde. Nirgends deutet der Dichter auf das hereinbrechende Christentum hin, ja der Name Christus wird nicht einmal erwähnt, aber wer zwischen den Zeilen zu lesen versteht, dem schwebt das verklärte Bild des Weltheilandes als erster und letzter Urgrund der Zeit und ihrer Metamorphosen vor. Die Sprache des Dramas ist, wie bereits oben angedeutet, von hoher lyrischer Schönheit und mächtigem, dichterischem Schwunge, der sich besonders am Schluß zu großartiger, berauschender Pracht erhebt.

„Sorglose Leute" (Prásdnyje ljúdi), Roman von Aprazin. St. Petersburg, 1889. Fast alljährlich beschenkt uns Herr Aprazin mit einem „Roman", ohne daß uns bis jetzt jedoch seine Erzeugnisse irgend etwas Neues und Interessantes geboten hätten. Zudem sind wir zur Überzeugung gekommen, daß dem Verfasser vorliegenden Romans die Fähigkeit, „Romane" zu schreiben, absolut abgeht, und können wir ihn daher nur noch zu jener Kategorie hoffnungsloser „Schreiber" rechnen, deren Geistesaborte man achselzuckend bei Seite schiebt. — Den Inhalt genannten Romans bildet der bis zur Übelkeit breitgetretene Verrat im Eheleben. Die Familie des Generals Solnzew erfreut sich hinreichender Mittel, um das Leben mit allen Finessen genießen zu können: „sie" lebt auf dem Lande, „im Schoße der Natur" mit dem für den Sommer engagierten Repetitor ihres Sohnes, „er" in der Stadt mit der früheren Geliebten irgend eines steinreichen Getreidehändlers. Als „er" eines schönen Tages zu seiner Frau aufs Land hinausfährt, bekommt der „Hausfreund" plötzlich Gewissensbisse und will die Repetitorstelle aufgeben, und mit dieser also auch seine Rolle als Vertreter des Hausherrn, aber der General läßt ihn nicht zu Ende sprechen, sondern dringt in ihn, nur bei seiner Frau zu bleiben und sie recht angenehm zu unterhalten, natürlich nur deshalb, um seinem Verhältnis zur reizenden Nina keine Schranken anlegen zu müssen. Der Held ergiebt sich auch in sein Schicksal und fährt fort der „Freund" der alternden Hausfrau zu sein. Die ganze Geschichte endet damiti daß dem Repetitor nach zwei oder drei Jahren seine Stellung langweilig wird und er mit einem großen Krache das Verhältnis löst. Was aus ihm wird, ist unbekannt, Solnzews werden durch ihre grenzenlose Verschwendung fast an den Bettelstab gebracht. Außer den genannten Personen treten noch einige andere in die Handlung ein, aber dieselben sind so farblose, nichtssagende Gestalten, solche Puppen, daß es nicht der Mühe lohnt, ihrer hier noch weiter zu erwähnen. Überhaupt weht aus dem ganzen „Roman" eine unheimliche Einseitigkeit und Langeweile, die den Wunsch begreiflich macht, nie wieder einen „Roman" von Aprazin lesen zu müssen, der noch höchstens nur dem allernaivsten und anspruchslosesten Geschmacke genügen kann.

Homo.

Italienische Litteratur.

Cordelia ist eine unserer angenehmsten Schriftstellerinnen; sie wußte sich die Sympathie der Kinder durch ihre, des Andersen würdige Märchen und diejenige der Frauenwelt zu erwerben, für welche sie „Nel regno della donna und andere Bücher schrieb, in welchen sie mit aufrichtigem Gefühle den Kultus des Familienlebens lobt und preist. Nun hat sie sich ein größeres Publikum mit ihrem leidenschaftsvollen Roman „Forza irresistibile" erworben. Es handelt sich darin um eine schöne kranke Russin, welche sich bis zum Wahnsinn in den sie behandelnden Arzt verliebt, obwohl sie die Braut eines russischen Fürsten ist. Dieser letzere ist ein excentrischer Nihilist,

voll von glühenden Leidenschaften, unerbittlich in seiner verletzten Eitelkeit und giebt sich so mit seiner ganzen unbezähmten Natur der Eifersucht und Rache hin. Rache und Mord werfen einen düsteren Schatten auf die Blätter, welche von einem süditalienischen Dichter geschrieben zu sein scheinen, während dem Frau Virginie Treves-Tedeschi, welche sich unter dem Pseudonym Cordelia verbirgt, aus dem lachenden venetianischen Gebiete ist, wo nur selten blutige Blumen der tragischen Litteratur gesprossen.

In Forza irresistibile bewundern wir die lebhafte Fantasie, obwohl nicht alles Erfindung ist. — Cordelia nahm den größten Teil des Stoffes aus dem Leben.

Der Roman beginnt an dem herrlichen Meeresufer Nizzas, führt den Leser dann an den blauen Lago Maggiore gegenüber der bezaubernden Borromeischen Insel, dann zwischen Schnee und Eis der Schweiz und findet seinen Abschluß in jener Mergellina, welche Leopardi in so unendlich schmerzvollen Tönen besang und im Schatten der Orangenhaine so mancher Roman sein „Ende" findet.

Es scheint als ob die Schriftstellerin diesem Werke ein Gegenstück, in der Veröffentlichung des Buches „Alla Ventura" stellen wollte. Beide sind bei den Verlegern Brüder Treves in Mailand erschienen; letzteres ist ein elegant ausgestattetes und reich illustriertes Buch für Knaben. Durch die wahrhaft fantastische Erzählung sieht man jedoch deutlich den Ernst des Lebens leuchten.

Wohl schwer kann man sich etwas zarteres, liebenswürdigeres in der Ausführung und streng moralischeres im Grunde wünschen. Die Erzählung führt uns fünf Knaben vor, welche Eltern und Vermögen in einer Überschwemmung verloren haben und in die Welt ziehen, der Eine angezogen durch Freuden und Genüsse, der Andere berauscht durch Ehren und Auszeichnungen.

Nicht selten erscheint darin auch das komische Element, hauptsächlich in der Darstellung einiger geistesschwacher, bis zur Lächerlichkeit eitlen Gestalten; vollen Triumph genießt hingegen der feste, edle Charakter.

Alla Ventura gefällt sehr in Italien, hoffentlich wird er bald ins Deutsche übersetzt, wie bereits mehrere Bücher Cordelias. Es ist ein gutes lehrreiches Buch für unsere Kinder.

In einem meiner nächsten Berichte werde ich von anderen neuen Arbeiten, welche Italiens Genie ehrt, sprechen; für heute wollte ich der weiblichen Fantasie die erste und einzige Huldigung darbringen. Alberich Andt.

Skandinavische Litteratur.

„Tine" von Herman Bang (Kjøbenhavn, Schubothes Boghandel).

Ein Roman oder eine Kriegsbeschreibung? das heißt eine Kriegsbeschreibung, wie noch keine geschrieben, gleichsam eine Darstellung der Ereignisse hinter den Koulissen. Wir sehen nicht das Schlachtfeld, wir hören nicht die Kommandorufe, wir erfahren kaum näheres über den Kampf; aber wir hören den Kanonendonner in der Ferne, wir sehen den Feuerschein der brennenden Dörfer, die Transporte der Verwundeten, wir vernehmen die Jammerschreie der fliehenden Bevölkerung. Wie Tolstoi, so zeigt auch Bang, welch' ein namenloser Jammer der Krieg ist, er zeigt, wie sich's vom sichern Port aus gut rufen läßt: Ehre und Vaterland! wie sich aber gegenüber dem Tode, den feuerspeienden Geschützen, die Begeisterung zum Teil in Furcht, zum Teil in dumpfe Resignation verwandelt wird, wie nur das ernste Pflichtgebot jeden auf seinem Posten erhält. Bei dieser Schilderung hat Herman Bang eigene

Jugendeindrücke verarbeitet, wodurch dieselbe etwas selten Lebensvolles, Unmittelbares erhalten hat. Es ist, als wäre sie unter dem Eindruck des Schreckens und Grauens niedergeschrieben, als bebten noch seine Pulse. Etwas Wildes, Verängstigtes, Hastendes und Sprunghaftes liegt in dem Ganzen. Auch die Charakteristik setzt sich nur aus mitgeteilten Einzelzügen zusammen.

Und von diesem grausigen Hintergrunde eines Kriegsbildes hebt sich die skizzenhaft erzählte, schlichte, ja in mancher Beziehung alltägliche und doch so unendlich traurige und rührende Geschichte eines jungen Mädchens ab. In ihr und an ihr zeigt sich, wie froh und glücklich das Leben im Frieden dahin fließt, und wie der Krieg das Alles ändert und vernichtet. Welch' ein lustiges Leben hat Tine, die Schulmeisters-Tochter, mit der Frau des Försters geführt, wie lachten und jubelten sie zusammen, dann aber kam der Krieg, und der Förster schickte Frau und Kind nach der Hauptstadt. Tine besorgt seine Wirtschaft. Und je stärker sich die Schrecken des Krieges mehren — der Roman spielt auf der Insel Alsen — je mehr durch die Einquartierung die häusliche Gemütlichkeit vernichtet wird, desto mehr fühlen sich der Förster und Tine zusammengehörig, desto mehr erwacht in ihr die Liebe und in ihm die Leidenschaft. Und als er dann selbst draußen auf den Schanzen in Lebensgefahr gewesen, als sein Tod gewiß schien, und er dennoch gerettet zurückkehrt, da schlagen die Wogen der Leidenschaft über beiden zusammen, im sinnlichen Rausche begehen sie unter dem Bilde der Gattin des Försters den Ehebruch. Aber in ihm erfolgt bald der Rückschlag und nicht lange währt es, so erkennt Tine, daß sie nur ein Opfer seiner Begierde war, daß nicht Liebe sie einte, ja daß er in Gedanken bereits reuig zu seiner Gattin zurückkehrt. Und Jammer häuft sich um sie auf Jammer. Der Vater wird wahnsinnig, die Schrecken des Krieges, die ringsum tobende Verwüstung wächst, das Haus ist voll zum Tode Verwundeter, ihr Lebenstraum ist zerschmettert, nichts, nichts bleibt ihr mehr. Kalt und starr sieht sie den mit dem Tode ringenden Geliebten, der in der Schlacht verwundet ist, kalt, starr und stumm geht sie selbst in das Wasser. Zu welch' großer Wirkung hier die einfachste Geschichte gebracht ist, kann nur die Lektüre zeigen. Störend wirkt bisweilen das allzu Sprunghafte, da dadurch häufig Unklarheiten entstehen und mehr als eine Stelle nur sehr schwer zu verstehen ist. Welch' eine Unzahl Gestalten in dem engen Rahmen, wie lichtblitzartig die Zeichnung derselben, hier und dort ein Pinselstrich! Man muß einen weiten Standpunkt einnehmen und ein sicheres Auge haben, um Alles in planvoller Einheit zusammenfassen zu können; aber dann welche Fülle, welche Mannigfaltigkeit der Eindrücke, welche Gewalt des seelischen Eindruckes. Man vergißt dieses Buch nicht so leicht.

Die dänische Übersetzung von Tegners Frithiofs Saga von Chr. Lembcke, welche bei J. H. Schubothe in Kopenhagen erschienen ist, liegt nun bereits in siebenter Auflage vor, sicher ein Beweis für die Güte der Übertragung, sowie dafür, wie gern dies Buch noch immer gelesen wird. Die Übersetzung liest sich gut und zeichnet sich durch Anmut des Ausdrucks aus. —

Schon einmal habe ich an dieser Stelle auf die neue dänische Zeitschrift Af Dagens Krönike, Maanedskrift for Literatur, Kunst og Politik redigeret af P. Nansen (Köpenhavn. J. H. Schubothe.) empfehlend hingewiesen. Der günstige Eindruck, den die ersten Hefte machten, ist durchaus im weiteren Erscheinen bestätigt worden, die Hefte zeichnen sich ebenso sehr durch Mannigfaltig-

keit als durch Gediegenheit aus. Unter den zahlreichen hervorragenden Beiträgen, welche die letzten Hefte (Oktober—Februar) enthalten, will ich nur hervorheben: eine Skizze von Jonas Lie, ein anmutiges Lustspiel von Peter Nansen „Bryllupsaften“, ein Kapitel aus einem neuen Roman von Amalie Skram, „Alfen“, (Erzählung) von Drachmann, „Villaen“ (Novelle) von Schandorph, „Natscener“ von Gunnar Heiberg, „Aften för“, Schauspiel von Erna Juel Hansen, „Barnemorderskеn“, eine Skizze von Ola Hansson, „Samum“ (Schauspiel) von Strindberg, „Degmog Praest“ von E. Bögh, ferner litterarische Porträts von Georg Brandes und Herm. Bang, Gedichte von Lie, A. Ipsen, Richard, Jörgensen, Drachmann. Sodann enthält jedes Heft ein amüsantes Feuilleton von Gustav Esmann, Berichte über Theater, Litteratur, und Politik, sowie einige Porträts bedeutender Persönlichkeiten. Kurz, „Af Dagens Krönike“ hat schon in der kurzen Zeit seines Erscheinens sich einen großen Gönnerkreis zu erwerben gewußt und verdient auch in der That eine immer weitere Verbreitung. Anregen möchte ich noch die Beifügung einer Übersicht über die hervorragenden Novitäten aus den einschlägigen Gebieten, auch ohne Rücksicht daranf, ob sie „zur Besprechung eingegangen“ sind oder nicht. Die hierdurch erreichte größere Vollständigkeit würde sicher Dank ernten.

In dem Verlage von Huseby & Co. in Kristiania ist unter dem Titel „Hjemlöse Sange“ eine Gedichtsammlung von Kai Lykke (Pseudonym?) erschienen, welche sich durch große Versgewandtheit und manchen tiefen, schönen Gedanken auszeichnet. Der Verfasser nennt seine Gedichte „heimatlos“, weil es Verse, ja die Lyrik, überhaupt seien, denn niemand wolle sie mehr lesen. Ist nun ein Mensch für diese Dichtungsgattung besonders begabt, so vergleicht der Dichter sein Los dem der Kassandra. Die Götter haben ihm eine Gabe verliehen, welche zu seinem Unglück wird. Niemand will ihn hören. Steht es in Skandinavien wirklich so traurig mit lyrischen Dichtungen? Björnson, Ibsen, Drachmann beweisen doch das Gegenteil. Freilich steht die Lyrik heute nicht mehr in so hoher Schätzung, wie früher, und das mit vollem Recht, aber es giebt doch noch immer genug Leute, die gern ein gutes Gedicht lesen mögen, und wenn die oben genannten Dichter auch ihren Ruhm nicht gerade ihren Gedichten verdanken, gelesen werden dieselben zur Genüge. Man ist gegen die lyrische Poesie nur mißtrauisch geworden, weil so sehr viel elende Reimereien auf den Markt gebracht wurden, und daher ist es für einen jungen Verfasser allerdings schwer durchzudringen; aber er verliere nur nicht den Mut! Hat er die Fähigkeit, dann wird er schließlich auch siegen, wenn er anfangs auch scheinbar nur für sich selbst schrieb. Kai Lykke fordert freiere Formen für den Vers, keinen Zwang zum Reim und zum Festhalten an einem anfangs gewählten Rhythmus und hat in seinen Gedichten in reichem Maße von dieser geforderten Freiheit Gebrauch gemacht, bisweilen mit großem Geschick, so daß sie wesentlich zur Erhöhung der Wirkung beiträgt, manchmal aber erhalten seine Gedichte dadurch auch etwas Unfertiges und Launenhaftes. Im Ganzen spricht sich in den Gedichten eine trübe Lebensauffassung aus, der den „Sorge“ als des Menschen treuester Freund erscheint, aber bisweilen klingt auch eine liebenswürdige Schelmerei hindurch. Ein prachtvolles Gedicht ist „Sireneröster“, hervorgehoben seien auch noch die größeren Dichtungen „Pest i Athen“, Et möde“, „Forfört“, die sich durch eine düstere Kraft und große Natürlichkeit der Sprache auszeichnen. Auch unter den kleineren Sachen ist manche Perle „Uden gud“, „Lykke-

barn", „Vaarkvaede" ꝛc. In Deutschland dürfte namentlich das Gedicht an Kaiser Friedrich: „Violen" interessieren. Des Verfassers Stellung gegenüber der Gegenwart ist hübsch in dem Verse „Nur ein p" ausgedrückt, den ich hier in Übersetzung wiedergeben will:

„Das war 'ne schöne Zeit,
Da Alles ich sah in Rosa;
Nun lebe ich im Streit,
Um nicht zu sterben vor Prosa."

E. Brausewetter.

Spanische Litteratur.

Wie ein Buch entsteht, kann man so recht an dem so eben in Barcelona (Sucesores de N. Ramírez y Cia) erschienenen Prachtwerke Los Meses (die Monate) sehen, das wie durch Zauber auf Geheiß des Kritikers Luis Alfonso ins Leben gerufen ward. Derselbe setzte sich 1887 mit 12 spanischen Schriftstellern ersten Ranges in Verbindung und gab jedem einen Monat, dessen Darstellung ihm besonders zusagte, zur Bearbeitung, während hervorragende spanische Maler die Monate zu illustrieren hatten. Feder und Pinsel haben so ein in seiner Art einziges Buch zu Stande gebracht, zu welchem der Barceloneser Journalist J. Mañé y Flaquer, ohne die Artikel seiner Brüder in Apollo zu kennen, als Herold dieses litterarischen Ereignisses, das Vorwort lieferte. In demselben werden die zwölf Schriftsteller Spaniens, die sich in die Monate geteilt, meisterhaft charakterisiert. Vom Dramatiker José Echegaray, der sich den verhängnisvollen Februar ausgesucht, in welchen die Dichter ihre schrecklichsten Dramen, wie der 29. Februar Müllners und der 24. Februar des Zacharias Werner, versetzen, heißt es, daß die Personen seiner Stücke in gerader Linie von denen abstammen, die, in Ritterromanen verstreut, den Don Quijote wahnsinnig machten. „Die Personen Echegarays," sagt der Redakteur des Diario de Barcelona, Mañé y Flaquer, „sind Schöpfungen seiner Phantasie, die sich nach dem Willen des Dichters, nicht nach dem Drang ihrer Gefühle bewegen."

Für den Oktober ist statt José Zorrillas, des ersten Koloristen Spaniens, des ersten spanischen Lyrikers, des berühmtesten Vertreters der spanischen Romantik, Zorrillas Landsmann Emilio Ferrari eingetreten. Was die Krösusse des Geistes geschrieben und Meister wie Benlliure und Apeles Mestres illustriert, kommt aber diesmal leider nur dem Reichen zu Gute: nur vermögende Leute können sich den Luxus eines solchen Buches gestatten.

Wie in den Meses sind 12 Schriftsteller auch in der Madrider Zeitschrift La España moderna, die jetzt in ihr zweites Jahr tritt und ein Ersatz für die bekannte Revirta de España geworden, beteiligt. Im Januarheft dieses Jahres findet sich ein Artikel Juan Valeras über die akademische Rede des Antonio Rubió y Lluch. Valera macht sich darin zum Herold der katalanischen Litteratur, die heute wieder vortreffliche Dichter, Geschichtsschreiber und Novellisten zählt; er will aber für die pyrenäische Halbinsel nur drei litterarische Sprachen: die portugiesische, die castilianische und die catalanische, gelten lassen, womit sich indes die Galicier, die Asturier und die Basken nicht einverstanden erklären werden.

Die Hauptleiterin der España moderna ist die Galicierin Emilia Pardo Bazán. Von ihr ist schon wieder ein Buch zu verzeichnen: Por Francia y por Alemania (Madrid 1890). Die Beschreibung von Nürnberg als der gotischen Stadt Deutschlands, die unter dem Schutze des Genius Albrecht Dürers stehe, ist ebenso wahr wie poetisch.

Auch München kann sich nicht über die spanische Schriftstellerin beklagen: sie nennt die Ruhmeshalle des bayrischen Florenz der Nachahmung Madrids wert, wo zwar ein Espartero eine Statue hat, aber Quevedo, Juan de Austria, Tirso,

Garsilaso, Quintana, der Herzog von Rivas und so viele Andere eines Denkmals warten.

Gewiß ist die Münchener Ruhmeshalle ein herrlicher Tempel, der dem Volke zeigt, daß vom Genius und vor Allen, die sich um das Vaterland verdient gemacht, das Wort gilt: „Non omnis moriar", aber Spanien und Granada haben auch etwas Großes durch die Dichterkrönung Zorrillas im vorigen Jahre gethan. In Granada ist jetzt von dem Advokaten Manuel Sancho y Rodríguez die Crónica de la Coronación de Zorrilla erschienen, die über die Beziehungen Zorrillas zu Granada, die 1845 mit dem Besuche des Dichters beginnen, ausführlich sich ausspricht. Zorrilla ist glücklicher als selbst Calderon gewesen, da die Chronik der Madrider Calderonfeste von 1881, kaum unter dem Schutze Alfonsos XII. begonnen, plötzlich abgebrochen wurde, die Chronik der Krönung Zorrillas aber dem Ereignis, das sie schildert, so schnell auf dem Fuße gefolgt ist. Das Buch des Manuel Sancho ehrt seinen Helden, den castilianischen Dichter, aber auch die Stadt Granada, aus deren Druckerei es hervorgegangen, und den Verfasser, der sich als ein gewissenhafter Schriftsteller zeigt. Wie Granada seinen Zorrilla gekrönt, so krönt jetzt der Sevillaner Salvador Rueda die Stadt des Darro und Genil in dem Buche: Granada y Sevilla.

Johannes Fastenrath.

Portugiesische Litteratur.

Mit der Sorgfalt eines gewissenhaften Litteraten hat Candido de Figueiredo ein Buch „Homens e letras" (Lisbôa-Typographia Universal) zusammengestellt. Er skizziert mit knappen Zügen in engem Rahmen die „vultos laureados" der portugiesischen Litteratur und führt uns in chronologischer Folge die Namen ihrer hervorragenden Schriften auf, ohne durch Parteilichkeit oder persönliche Voreingenommenheit für den einen oder den andern ungerecht zu werden. Die Auswahl der begleitenden Verse, die zur Charakterisierung der Dichter dienen sollen, ist freilich nicht immer glücklich, und die Verse selbst kennzeichnen nicht allemal ihren Autor. Bei einer neuen Auflage wäre es gut, wenn der Herausgeber die begleitende Anthologie erweiterte und dem Leser hierdurch ein mehr übersichtliches Bild der individuellen Thätigkeit der angeführten Schriftsteller gäbe. Condido de Figueiredo ist ein vielseitiger, tüchtiger Schriftsteller, dessen Poesien, dramatische Dichtungen, wissenschaftliche und juridische Abhandlungen, Romane, Lustspiele und Übersetzungen ungeteilte Anerkennung gefunden haben. Unter seinen Übersetzungen befinden sich auch Romane von Ouida (Louise de la Ramee), die unglückliche Romaneiere, die lange Zeit hindurch in unsern periodischen Zeitschriften eine nicht unbedeutende Stellung einnahm.

Von ganz besonderem Interesse für den Ausländer dürfte das soeben erschienene Werk über Madeira sein. Madère, Station médicale fixe, Climat des Plaines, Climat des altitudes par le Dr. C. A. Mourão Pitta (Paris, Felix Alcan). Mit großer Gewandtheit und Genauigkeit zeichnet der eminente Forscher und gründliche Kenner Madeiras, Mourão Pitta unter Diniz' herrlichem Motto: „Filha do Oceano, Do undoso campo, flor, gentil Madeira!" uns die wundersame, reizvolle Insel. Hoffnung der Leidenden, Eldorado der Gesunden! Das Werk ist in hohem Grade wissenschaftlich, ein vorzüglicher Führer für den Botaniker, den Zoologen, ein liebenswürdiger Berater für den Freund einer herrlichen, begnadeten Natur. Die Sprache ist klar, rein, ohne Beiwerk.

Die fruchtbare Schriftstellerin D. Maria Amalia Vaz de Carvalho,

die mit ihren „Cartas auma Novia“ mehrere Wochen das Rez de Chaussee des „Commercio do Porto“ behauptete, beginnt in demselben Blatt mit der Veröffentlichung einer neuen interessanten Serie: A Educação das Mulheres pelas Mulheres.

Die Companhia Nacional Editora in Lisbôa beabsichtigt die Werke von Julio Diniz, des beliebten Verfassers der bürgerlichen Familiengemälde und -Romane als illustriertes Prachtwerk herauszugeben und fordert alle portugiesischen und in Portugal lebenden fremden Künstler zur Teilnahme an dem Unternehmen auf. Die Konkurrenz beginnt mit dem ersten Februar. Auf die von der Jury angenommenen Illustrationen sind hohe Preise gesetzt.

„Devotos e atheus“ betitelt sich das neue Drama der fleißigen und tüchtigen D. Guiomar Torrezão, welches die Leseprobe mit Erfolg bestanden hat.

Das „Diario de Noticias“, das vor noch nicht Jahresfrist seinen Begründer und Eigentümer verlor, den bei uns wohlbekannten und geschätzten Schriftsteller Eduardo Coelho, hat wieder einen schmerzlichen Verlust zu verzeichnen. Der geistvolle, liebenswürdige Plauderer, Julio Cesar Machado wird nicht mehr durch seine prickelnden Feuilletons die Leser entzücken. Seine letzten Erzählungen „As flôres silvestres“ zeigen die Gestaltungskraft des Verfassers in ihrer ganzen ursprünglichen Frische. Das Buch hat bei der Kritik und dem Publikum eine sehr wohlwollende Aufnahme gefunden. Als Litteraten wußten die Portugiesen ihn zu würdigen. Wohl Niemand hat es je unterlassen, die Plaudereien dieses vortrefflichen Feuilletonisten zu lesen, der es verstand, aus nichts — etwas zu machen und dessen sonnige Heiterkeit durch die Ironie des Schicksals zum wahrsten Schmerz ward. Und was er als Mensch war, bezeugt die Trauer seiner Mitmenschen. —

Francisco Palha, dessen heroisch-komische Tragödie „Fabia“ (1850) seinen litterarischen Ruf begründete, das Entzücken mehrerer akademischer Generationen war, ward an dem Sterbetage (12. Januar) Machado's unter der Teilnahme fast aller namhaften Schriftsteller, Journalisten, Staatsmänner auf dem Friedhof Prazeres in Lisbôa beigesetzt. Mit ihm ist einer der Charakterköpfe der portugiesischen Litteratur eingesargt worden. Seine Parodien, Dichtungen, Lustspiele, Epigramme und Satiren geben Zeugnis von dem heiteren, sarkastisch funkelnden Geiste, der ihm inne wohnte. Francisco Palha war nicht einer jener Schriftsteller, die dem Publikum nur durch ihre Werke bekannt sind und deren Persönlichkeit nicht immer dem Bilde entspricht, das der Leser sich von ihnen entwirft. Ihn kannte Jeder. Morgens konnte man ihn treffen auf dem Wege ins Ministerium, Abends in seinem Theater (theatro da Trindade), wo er die technischen Arbeiten leitete. Alle sprachen mit ihm, Alle lauschten seiner Stimme, die nun verstummt, bewunderten seinen Geist, der nun erloschen ist. —

Einer der eifrigsten Vertreter der Flaubertschen Richtung, Fidalho d'Almeida hat bei Costa Santos & Comp. Porto eine Sammlung Skizzen veröffentlicht unter dem Namen: „Lisbôa Galante“. Als genauer Kenner des Lebens und Treibens in der portugiesischen Hauptstadt schildert er das Elend, die Verwerflichkeit und die Albernheiten mit Schärfe und Kolorit.

H. Wigger.

Verantwortliche Leitung: Dr. M. G. Conrad in München.
Verlag von Wilhelm Friedrich, Druck von C. G. Röder in Leipzig.



Dr. Arthur Pfungst





Der Papst und seine Leute als Sozialreformer.

Von M. G. Conrad.

(München.)

Roma locuta.

Rom hat gesprochen. Wieder einmal. Vielleicht zum millionstenmal — es ist gar nicht zu zählen. Nächst dem römischen Magen giebt's in der Weltgeschichte nichts fleißigers und leistungsfähigeres, als das römische Maul. Wäre das Elend der Menschheit mit dem römischen Mundstück zu kurieren, alle Welt platzte längst vor eitel Wohlsein und Glück. Leider liegen die Dinge so: Rom schwatzt — und das Elend der Menschheit wächst. Woraus nicht folgt, daß Rom nur zu schweigen brauchte — und das Elend wäre gehemmt. Nein, nur dies folgt daraus: daß es für das Befinden der Welt gleichgültig ist, ob Rom den Mund aufthut oder zuhält, ob es segnet oder flucht oder in Schweigen verharrt. Mit römischen Worten wird in der Welt nichts kuriert. In dieser Welt! Ob der römische Wortzauber in einer andern Welt wirkt, darauf mögen die Gläubigen im Jenseits die Probe machen. Das geht uns nichts an und kümmert uns nicht, uns Menschen der Diesseitigkeit, des irdischen Kampfes um Recht und Gerechtigkeit, um Brot, Licht und Luft für Alle.

Der deutsche Kaiser Wilhelm II., ein Mann der kühnen Initiative, des forschen Angriffs, hat die große soziale Reformfrage zum wichtigsten Teil seiner Lebensarbeit und seines Herrscherberufs gemacht. In einem tüchtigen Schreibebrief hat er dies dem Papst in Rom kund und zu wissen gethan. Zunächst wohl aus Höflichkeit und guter Nachbarschaft, dann aus dem politischen Gefühl, daß in einer überwältigend schwierigen Sache keine Mithilfe zu

verschmähen sei, auch die geringste und problematischste nicht — und selbst wenn man in religiösen Dingen ein Ketzer-Kaiser ist, ein Protestant, der von den unfehlbaren Päpsten der alleinseligmachenden Kirche regelrecht anathemisiert ist, kann man selbige Päpste zum sozialen Mitraten und Mitthaten einladen, zumal wenn der gerade amtierende Papst als ein Mann von guten Kenntnissen und feiner Lebensführung gilt, wie der derzeitige Pontifex Maximus Leo.

Leo dankte sehr gerührt für das kaiserliche Schreiben und wurde sehr weitläufig und brachte u. a. folgendes vor: „Eurer Majestät ist es indes nicht entgangen, daß die glückliche Lösung einer so ernsten Frage neben der weisen Intervention der bürgerlichen Machtkreise die Aktion der Kirche erfordert . . . Weil die Gesellschaft die religiösen Grundsätze aus dem Auge verloren, vernachlässigt und verkannt hat, sieht sie sich bis in ihre Fundamente erschüttert . . . Die Aufgabe der Kirche ist es nun, in der ganzen Welt diese Grundsätze zu predigen, ihr kommt es zu, einen breiten und fruchtbaren Einfluß auf die Lösung des sozialen Problems zu üben . . ."

Merkwürdig, daß der Papst als kirchlicher Sozialreformer so wenig über die Wirkung des „breiten und fruchtbaren Einflusses" seiner Anstalt unterrichtet ist. Soweit sich diese Wirkung durch die Jahrhunderte verfolgen läßt, ist das soziale Elend mit dem Einfluß der päpstlichen Kirche gestiegen. Überall, wo die Herrschaft des Papsttums am üppigsten, ungezügeltsten und unangefochtensten sich entwickeln konnte, sind die Grundlagen der sozialen Ordnung, der Gerechtigkeit und allgemeinen Wohlfahrt am ersten verfault und zusammengebrochen. Siehe den Kirchenstaat selbst während der jahrhundertelangen unumschränkten geistlichen Herrschaft! Und die Throne, die, wie die schöne Phrase lautet, auf den Altar am vertrauensseligsten sich stützten, sind am gründlichsten in die Brüche gegangen. Siehe vornehmlich die romanischen Staaten, Italien, Spanien, Frankreich! Wenn die Kirche mit ihrer Herrschaft und ihrem Einfluß etwas wahrhaft Gutes und Dauerndes vermöchte, hätte sie doch wahrlich diese Länder in erster Linie zu erhabenen Musterstaaten sozialer Ordnung, Wohlfahrt und Zufriedenheit machen müssen. Warum hat sie dies nicht gethan, warum hat sie die ausgezeichnete Gelegenheit versäumt, ihre vielgerühmte göttliche Wundermacht zu entfalten und vor aller Welt ein soziales Exempel zu statuieren, das sich sehen lassen kann? Und, um ein ganz neuzeitliches Beispiel zu nehmen, was hat die Kirche verhindert, aus Belgien, wo ihr Einfluß schon lange am „breitesten und fruchtbarsten" ist, ein Land der herrlichsten sozialen Einrichtungen und Reformen zu machen?

* * *

Rom hat gesprochen ... Große Worte, wo allein große Thaten gelten!

In Deutschland wie in Österreich tritt nun seit Monaten die römische Thätigkeit, ausgeübt durch die Partei der Ultramontanen, durch Bischöfe, Geistliche und Zeitungsschreiber, mit verschärfter Kraft in den Vordergrund. Alle Anzeichen — die Gleichzeitigkeit der Aktion, die fortwährenden Kommandorufe in den Zeitungen und Vereinen, die Schlag auf Schlag folgenden Enzykliken, Erlasse, Sendschreiben u. s. w. aus dem Vatikan — sprechen dafür, daß es sich um einen von dem Haupte der unfehlbaren und alleinseligmachenden Kirche wohlausgedachten und lang vorbereiteten Feldzug handelt, um einen erneuten Ansturm gegen die Einrichtungen des Staates und der Kultur zu gunsten der vermorschten Papstmacht und kirchlichen Alleinherrlichkeit. Natürlich hängt die Kirche der Sache ein harmloses Mäntelchen um und webt Schleier über ihre wahren Ziele. Allein, um von den Operationen Windthorsts, des „Reichstagskönigs", wie ihn jüngst eine weniger vorsichtige ultramontane Zeitung nannte, zu schweigen, ersieht man sehr deutlich aus den Vorgängen in der bayerischen Kammer und aus den Erklärungen der österreichischen Bischöfe, worauf die vatikanische Aktion eigentlich abzielt. Besonders die Erklärung, mit welcher der Kardinal Graf Schönborn, Erzbischof von Prag, jüngst im Namen des österreichischen Episkopats die bekannten Schulforderungen begründete, ist in diesem Punkte geradezu klassisch.

Der unerschrockene Papist erklärte nämlich rund heraus, daß die ganze moderne Staatenordnung sich im vollsten Widerspruche mit den Grundsätzen der katholischen Religion (d. h. mit den Machtansprüchen des Papsttums!) befinde, daß der Staat die Pflicht habe, zwecks einer vollständigen Umgestaltung der Gesellschaft, sich den kirchlichen Oberen mit all seiner Macht unterzuordnen und zur Verfügung zu stellen. Dieses weitausgreifende Ziel habe der Episkopat unverrückbar vor Augen, kraft des Willens des Heiligen Vaters in Rom, welcher in seiner unfehlbaren Erkenntnis nur in der Beseitigung des sogenannten modernen Staatsgebäudes die Wiederkehr des Friedens in der Welt, die Sicherung von Thron und Altar und die wahre Glückseligkeit der Gläubigen für möglich halte. Die Forderung nach dem uneingeschränkten Besitze der Schule sei nur der Beginn einer langen Reihe von Forderungen, welche nachfolgen werden und müssen . . .

Also Umsturz! Anarchistisches Chaos, aus welchem die neue Welt des römischen Kirchentums aufsteigen soll. Halbpart mit dem Monarchentum, sofern es willig ist und gute Hand- und Spanndienste den Vatikanisten leistet. Das nennt sich papistische Sozialreform!

Und in Österreich und Bayern sehen wir die Herrschaften bereits an der Arbeit. Es ist ein sehr hübsches Bild, was uns da vorgemacht wird.

* * *

Namentlich in Bayern, in München, der Hauptstadt deutscher Kunst, macht sich der Bauernkrieg gegen Kunst und Wissenschaft, als kleine Episode des großen römischen Feldzugs wider den Antichrist der modernen Kultur, wunderschön. Er macht sich um so schöner, als Bayern von einem Regenten beherrscht wird, dessen Gläubigkeit, Frömmigkeit und Kirchenergebenheit von niemand angezweifelt werden kann, nicht einmal vom dümmsten oder verschlagensten Hetzkaplan. Man fordert von diesem Regenten dreist und frech die Aufgabe eines alten Kronrechts, des bekannten placetum regium, eines königlichen Rechtes, dessen Abschaffung nur durch eine Verfassungsänderung zu bewirken wäre, die aber während der Regentschaft, veranlaßt durch die unheilbare Krankheit des Königs Otto, rechtsgültig gar nicht vorgenommen werden kann. Was kümmert das Rom und seine Leute? Nicht die blaue Bohne! Die römischen Herrschaften bohren und hetzen und drangsalieren in einem fort: Weg mit dem Kronrecht, das uns lästig ist, weg mit dem Placet, das uns in unserem klerikalen Machtwahn stört! Es geht nicht auf ordentlichem Wege? Gut, so beschreiten wir den außerordentlichen Weg! Wir wollen doch sehen, wer in diesem zweitgrößten Königreich des deutschen Reichs der Stärkere ist, der Träger und Hüter der Krone mit seiner Verfassung oder wir römischen Vatikanisten und Zentrumsmänner!

Und während sie mit unerhörter Zudringlichkeit die Krone und den frommen Prinzregenten verfolgen, drehen sie in ihren Zeitungen, Kammer- und Kanzelreden den Spieß um und schreien durchs ganze Land über Bedrückung der Gewissen und Kirchenverfolgung!

Kein Mensch will auf diesen Humbug achten, schon aus dem zwingenden Grunde nicht, weil augenblicklich ganz andere Fragen auf der Tagesordnung der Länder und Völker stehen, als diese abgeschmackten Pfaffengezänke und Mittelalterlichkeiten. Auch in Bayern hat die Sozialdemokratie mit ungeheurer Stimmenzahl die bisher verschleierte und mit Polizeidekreten verkleisterte Unzufriedenheit der Massen enthüllt, auch in Bayern haben die Wähler mit ihren sozialdemokratischen Reichstagsabgeordneten für die gute Landeshauptstadt München nicht bloß der Bourgeoisie mit ihrer Kapitalstyrannei, sondern auch der Kirche mit ihrer sozial sterilen Seelsorge die gebührende Quittung auszustellen für zeitgemäß gefunden, auch in dem von Natur so stillbehäbigen Bayernvolke hat sich die Überzeugung im gottgläubigen Gemüte festgenistet: Gott kann nicht eine Scheidung der Menschen wollen, wonach der eine Teil das Diesseits in Hülle und Fülle genießen

und der andere Teil sich des Jenseits getrösten soll, Gottes Wille und Ordnung kann es nicht sein, daß das Jenseits uns versprochen werde, nur um die offenbaren Ungerechtigkeiten und Bedrückungen im Diesseits damit zuzudecken, Gottes Weisheit widerstreitet es, daß eine kleine Zahl Menschen alles besitzen und wenig oder nichts arbeiten soll, während eine Anzahl anderer, die arbeiten und erwerben möchten, weder genügende Arbeit noch genügenden Erwerb findet . . .

Die jesuitische Pfiffigkeit ist nicht faul, auch diesen sozialdemokratischen Stimmungsausbruch, wie er sich im Reichstagswahlergebnis verkörperte, für die klerikale Profithuberei umzufälschen und zu orakeln: Bayern hat rot gewählt, weil die Kirche in Bayern gefesselt ist und somit ihre soziale Mission nicht mit ganzer Kraft erfüllen kann.

Und der Feldzug der Klerikalen nimmt in der bayerischen Kammer neue Anläufe. Um den Prinzregenten, den großen Freund und Förderer der Kunst, mürbe zu machen, richtet sich der Sturm gegen Bayerns „vornehmstes Reservatrecht", gegen die Pflege der Kunst auf allen Gebieten.

Wenn kein ernster Mensch auf den Humbug der Plazetgeschichte achtet, mit allem drum und dran, so ändert sich die Lage in dem Augenblicke, wo die vatikanischen Schlüsselsoldaten kraft ihrer Mehrheit (wenn auch nur von zwei Stimmen!) in der bayerischen Kammer alle Neuforderungen für Kunst und Wissenschaft streichen, denn mit dieser Taktik fängt die unmittelbare Schädigung des erwerbenden Landes, die Beeinträchtigung seiner besten Traditionen, die Beschimpfung seiner großen Kunstfürsten und Mäzene an.

So sehen wir also den Vatikan und seine Leute, die sich hier, wie zum Hohne, „bayerische Patrioten" nennen, an der Arbeit, d. h. an der Zerstörung der wertvollen Güter eines energisch emporstrebenden Landes, im bewußten und hartnäckig gewollten Gegensatze zur Staatsregierung, zur Reichsratskammer, zur nahezu der Hälfte der Abgeordnetenkammer, zur Vertretung der großen Städte, zu allen Gebildeten ohne Unterschied von Rang und Stand. Und warum? Weil es einigen verbissenen Dunkelmännern in den Kram paßt, sich zu Schildknechten des Vatikans zu machen und das Gewerbe der Römlinge zu treiben, während der Vatikan selbst sich als gottgeweihter Sozialreformer aufspielt — mit Worten von Pracht und Prunk! — und der Papst als herrlicher Friedensfürst bei den europäischen Monarchen sich zum Küssen herumreichen läßt . . .

Selbstverständlich werden die Diplomaten des Papsttums nicht verfehlen, abzuwinken und die stierköpfige Opposition zu desavouieren, sobald sie merken, daß das Geschäft auf diesem Wege und in diesem Augenblicke nicht zu machen ist. Allein das Geschäft und die kleinen und großen Vorteile des Geschäfts

bleiben als unverrückbares Ziel bestehen. Nur radikale Verblendung und unheilbare Begriffsstützigkeit können im Ernste glauben, daß der wälsche Papst und seine Leute um Gottes Willen sich als treue Helfer bei dem großen Werke der Sozialreform erweisen werden.

Das Beste und Größte kann nur ein starker Staat thun im ehrlichen Einvernehmen mit einem aufgeklärten, freien, von seiner weltgeschichtlichen Bedeutung und humanen Mission durchdrungenen Volke. Ein Staat, der vom Gnadenbrot der Kirche zehrt, ist verloren. Die soziale Revolution wird ihn zerschmettern. Darum fordern wir freien Deutschen den starken Staat!



Die indische Karmalehre und der Buddhismus.

Von Arthur Pfungst.

(Frankfurt a. M.)

Mir hilft der Geist! Auf einmal seh' ich Rat
Und schreibe getrost: Im Anfang war die That.

Seitdem sich die europäische Forschung eingehend mit den litterarischen Denkmälern der historischen Völker des Altertums beschäftigt hat, ist es uns gelungen, ein lebendiges Bild von den religiösen Systemen derselben zu gewinnen. Durch dieses Studium haben wir höchst interessante Einblicke in das Denken früherer Generationen gethan, und wir haben gefunden, daß die Ideen jener längst vergangenen Epochen noch wohl geeignet sind, befruchtend auf unsere heutigen philosophischen Ansichten einzuwirken. Die Beschäftigung mit der buddhistischen Religion ist in dieser Hinsicht sicherlich mit am fruchtbringendsten gewesen und es unterliegt keinem Zweifel, daß wir aus ihrem reichen philosophischen Inhalte noch immer neue Ideen und neue Anregungen der verschiedensten Art mit großem Nutzen aufnehmen könnten. Von diesem Standpunkte aus möchte ich in folgendem eines der merkwürdigsten Denkgebilde behandeln, welche das Menschengeschlecht hervorgebracht hat — nämlich die buddhistische Karmalehre, wie sich dieselbe aus dem Hinduismus entwickelt hat.

Im historischen Hinduismus finden wir bereits die Lehre, daß der Mensch das Produkt von dem ist, was er gethan hat, und der Hindu glaubte, es entstehe aus einem sterbenden Menschen ein neues Wesen, dem nach Verdienst und Schuld des Gestorbenen ein ganz bestimmtes, glückliches oder

leidvolles Sein unentrinnbar bestimmt sei. Verdienst und Schuld — d. h. gute That und schlechte That — wiesen nach dieser Auffassung der Seele ewig ihren Weg durch das Sein an und diese sittliche Wiedervergeltung nannte der Hindu: Das Karma.

Das Wort „Karma" (vom Sanskritstamm $\sqrt{}$ kar = machen) bezeichnet die That und der Hinduismus lehrte: „Welche That ein Mensch thut, zu einem solchen Dasein gelangt er." Das Merkwürdigste an dieser Auffassung ist die Annahme, es entstehe aus der Gesamtheit der Thaten, die ein Mensch während seines Lebens vollbracht hat, wieder ein einziges neues Wesen als Erbe aller ethischen Konsequenzen, die jenes frühere Leben notwendigerweise haben muß.

Die Wurzel dieser eigenartigen Lehre ist in dem ungemein hoch entwickelten Gerechtigkeitsgefühle der Inder zu suchen. Dieses ernst angelegte Volk, das ein sehr feines Gefühl für Leid und Schmerz besaß, und dem daher der Kampf des Lebens zur endlosen Qual wurde, fand stets seine Befriedigung in der Überzeugung, daß es Glück und Unglück nach eigenem Verdienste und Verschulden zugemessen erhalte, und daß es also in der Macht des einzelnen Individuums stehe, als glücklicheres Wesen wiedergeboren zu werden, wenn es sich dieses Los in dem jetzigen Dasein durch gute Thaten zu erwerben vermöchte. Es liegt auf der Hand, daß sich bei solchen religiösen Anschauungen die Gedanken eines jeden Gläubigen auf den einen Punkt richten mußten: „Wie soll ich mein Leben leben, um in einer erneuten Existenz als glücklicheres Wesen wiedergeboren zu werden?"

Wenn wir tiefer in die Geschichte des Hinduismus eindringen, erkennen wir leicht, daß sich unter der Herrschaft einer starren, am Rituale haftenden Priesterkaste das Volk daran gewöhnt hatte, nur durch äußere Werkheiligkeit die Begründung eines günstigen Karma zu erstreben. Wir sehen, daß durch Opfer, durch unendliche Bußübungen, durch die Versöhnung der Dämonen, durch Zeremonien aller Art, durch Vermeidung vermeintlicher Verunreinigungen, versucht wurde, ein günstiges Karma zu erlangen, und daß die gewaltige Lehre, welche ursprünglich auf den tiefsten ethischen Grundlagen ruhte, in elendem Formelkram verkümmerte.

Da kam Gotama, der Buddha, der Königsohn aus dem Stamme der Sakyas und flößte der Karmalehre einen neuen Geist ein. Es wäre eine große Täuschung, wenn man glauben wollte, Gotama hätte seinem Volke eine durchaus neue und originelle Lehre geschenkt — im Gegenteil: er war ganz Hindu, aber, wie es Rhys Davids so schön ausgesprochen hat: „man muß für ihn den Anspruch erheben, daß er der größte, der weiseste und beste der Hindus war (Rhys Davids „Buddhism." pag. 85).

Er behielt die Karmalehre bei, aber er verwarf die Lehre der Priesterschaft, wonach durch Opfer und Bußübungen eine glückliche Wiedergeburt zu erlangen sei, und erklärte: moralische Handlungen allein verbürgen ein günstiges Karma. Der Wert dieser Auffassung für die ethische Vervollkommnung des Menschen ist gar nicht hoch genug anzuschlagen. Was bedeuten ihr gegenüber die Moralvorschriften der übrigen historischen Völker? Vergegenwärtigen wir uns z. B. einige Sätze aus dem biblischen Buche Koheleth, um die buddhistische und die in diesem Buche niedergelegte Anschauung einander gegenüberzustellen. Koheleth sagt: „Da ist ein Gerechter und geht unter in seiner Gerechtigkeit, und ist ein Gottloser, der lange lebt in seiner Bosheit" (Koh. 7, 16); ferner: „Ich wandte mich und sahe, wie es unter der Sonne zugeht, daß zum Laufen nicht hilft schnell sein, zum Streit hilft nicht stark sein, zur Nahrung hilft nicht geschickt sein, zum Reichtum hilft nicht klug sein; daß Einer angenehm sei hilft nicht, daß er ein Ding wohl könne, sondern Alles liegt es an der Zeit und am Glück" (Koh. 9, 11). Dagegen heißt es im buddhistischen Buche Dhammapada (Schultzes Übersetzung): „Nicht in der Lüfte Reich, nicht in Meerestiefe, nicht in der Berge Geklüft, nicht in der ganzen Welt ist ein Fleck, wo ledig Du würdest boshafter That" (Kap. IX, 127); — „Freudig begrüßen Freunde, Verwandte, Liebende auch den Mann, welcher fern war lange Zeit und nun aus der Fremde kehret in vollem Wohlsein zurück. So auch empfangen den, welcher hier im Leben bemüht war Gutes zu thun, dort in der anderen Welt seine Thaten, wie bei der Heimkehr Freunde den Freund" (Kap. XVI, 219—220). — Man erkennt aus diesen Beispielen leicht, daß Koheleth Lebensklugheit lehrt, Buddha jedoch — Ethik.

Es ist der Karmalehre oft ein Vorwurf daraus gemacht worden, daß sie den menschlichen Glückseligkeitstrieb benütze, um dem Menschen Motive zum moralischen Handeln zu geben. Dieser Vorwurf ist jedoch der ungerechtfertigste, den man der von Buddha vertieften Karmalehre machen kann, und es ist nicht schwierig, den Beweis zu führen, daß alle anderen Religionen diesem Tadel mit viel größerer Berechtigung ausgesetzt sind. Der Buddhist fühlt sich mit seinen Vor- und Nachexistenzen einzig und allein durch die Überzeugung verknüpft, daß in der späteren Existenz die Früchte der in den früheren vollbrachten Thaten reifen. Da der Buddhismus — im Gegensatz zum älteren Hinduismus — ja an keine Seele glaubt, so unterscheidet sich nach seiner Vorstellung die zeitliche Reihe der durch die Wiedergeburt zusammenhängenden Lebewesen gar nicht von den örtlich benachbarten Zeitgenossen, welche einander durch ihre Handlungen berühren, so daß in dem einen Leid oder Freude entsteht, je nachdem die Handlung

des anderen böse oder gut war. Es kann jedoch nicht energisch genug betont werden, daß sich die buddhistische Moral durchaus nicht allein auf den Glauben an das Fruchttragen der guten und bösen Werke, sondern mindestens ebenso sehr auf die Gesinnung der universalen Sympathie mit allen gleichzeitig lebenden Wesen stützt. Dieses letztere Fundament der Moral tritt in den kanonischen Schriften des südlichen Buddhismus sogar mehr in den Vordergrund, als das erstere. Es ist eben das grenzenlose Mitleid des Buddhisten mit allen Lebewesen, die von Existenz zu Existenz durch die Zeiten ziehen müssen, welche in dieser Auffassung ihren gewaltigsten und ergreifendsten Ausdruck findet. Man lese z. B. die Stelle im Dhammapada (Vers 270 — Übers. Schultze):

Unter die Ariya der nicht gehöret, welcher lebend'ge Wesen verletzt;
Mitleid für Alles Leben empfinden ist's woran man den Ariya erkennt.

im Sutta Nipata (Vers 704, 705):

— — — — — — sei man harmlos und ohne Leidenschaft gegen lebende Geschöpfe, gegen alle, ob schwach, ob stark. Wie ich bin, so sind jene, wie jene sind, so bin ich, indem man sich als eins mit anderen betrachtet, töte man nicht, noch lasse man Jemanden töten.

Man vergleiche die Metta-Sutta (Übers. Pfungst, Sutta-Nipata):

Mög' Sicherheit und Glück den Wesen allen
Beschieden sein und Freudigkeit des Herzens.
Was es auch giebt an lebenden Geschöpfen,
Ob schwach sie oder stark, ob lang, ob groß,
Ob mittlerer Gestalt, ob kurz, klein, breit,
Ob sichtbar oder unsichtbar sie sind,
Ob weit sie leben oder nah, ob sie
Geboren sind, ob der Geburt sie harren —
Glückselig mögen alle Wesen sein.

Die buddhistische Moral ist eben nichts anderes, als die praktische Konsequenz der Lehre des Vedanta, daß das „Ich" eine Täuschung, daß der Unterschied von „Ich" und „Du" nur ein bloßer Schein ist.

Aus Vorstehendem ist deutlich zu erkennen, daß der Vorwurf, die buddhistische Karmalehre ruhe auf dem Eudämonismus, nicht zutreffend ist, wenn auch die buddhistischen Lehren von den einzelnen Gläubigen je nach dem Grade ihres moralischen Verständnisses verschiedenartig gedeutet worden sind. Doch, da wir uns hier nur mit den philosophischen Grundlagen der Lehre befassen, kommt dieser Umstand nicht in Betracht.

Es liegt uns noch ob, einen Blick auf die Ideen zu werfen, welche der Buddhist über das Wesen des Karma selbst hatte: das Karma bestimmte lediglich die äußeren Umstände des neuen Lebenslaufes, von welchen Glück

und Unglück, Freude und Leid des lebenden Wesens abhängen; aber für sich allein bringt es keinen neuen Lebenslauf hervor. Die Ursache, welche den neuen Lebenslauf hervorbringt, nennt der Buddhist tanha, den Durst; es ist dies der Durst nach Sein, nach Lebensgenuß, welchen der alte Lebenslauf zurückgelassen hat. Während der Hindu an die Seelenwanderung glaubte, bestreitet sie der Buddhist ausdrücklich und der Buddhismus hat die ältere Vorstellung von der wandernden Seele zu der Lehre von der Wiedergeburt ohne (stoffliche) Seele umgewandelt. Es ist vielleicht eine der interessantesten Thatsachen, welche die Geschichte der Philosophie zu verzeichnen hat, daß sich in diesem Punkte die vor Jahrtausenden im Gangesthale entstandenen Ideen fast genau mit den Ansichten decken, zu welchen moderne abendländische Denker ebenfalls gelangt sind. Es würde uns zu weit führen, die einzelnen Stellen der in Betracht kommenden philosophischen Schriften hier eingehender zu erörtern, aber ich kann es mir nicht versagen, hier auf den Schluß von Lessings „Erziehung des Menschengeschlechts" zu verweisen, auf den Skeptiker Hume, der in seiner kleinen Abhandlung über die Unsterblichkeit die Metempsychose als die einzige Form der Unsterblichkeitslehre bezeichnet, der die Philosophie Gehör schenken könne — und endlich auf Schopenhauers Erörterungen in der „Welt als Wille und Vorstellung".

Die Darstellung der Wirkungen des unentrinnbaren Karmagesetzes nimmt in den heiligen Schriften der Buddhisten einen großen Raum ein. Viele dieser Erzählungen, welche offenbar darauf berechnet waren, auf die Phantasie der Hörer einzuwirken, zeigen, wie das Verdienst seine hohe Belohnung durch Wiedergeburt in den herrlichsten Himmeln findet, während die Schuld den sündigen Menschen zu unendlichen Wanderungen durch alle Schrecken der Höllen verdammt. Spence Hardy, der namentlich singhalesische Quellen ausgebeutet hat, unterrichtet uns in seinem „Manual of Budhism" in sehr anregender Weise über diesen Gegenstand. Wir müssen uns hier mit folgendem kleinen Beispiele begnügen, welches jedoch sehr charakteristisch ist. Spence Hardy erzählt (pag. 459):

„Ein Mann wirft eine durchlöcherte Stange ins Meer. Der Ostwind jagt sie nach Westen, und der Westwind nach Osten; der Nordwind jagt sie nach Süden, der Südwind nach Norden. In demselben Meere befindet sich eine blinde Schildkröte, welche nach Ablauf von hundert, tausend oder hunderttausend Jahren zur Wasseroberfläche aufsteigt. Wird jemals der Zeitpunkt kommen, in welchem diese Schildkröte so aufsteigen wird, daß ihr Hals in die Öffnung der Schlinge eindringen kann? Er kann kommen, jedoch ist es ein Ding der Unmöglichkeit, den Zeitraum anzugeben, welcher für das

Zutreffen dieser Thatsache erforderlich sein würde — aber eben so schwierig ist es für ein unwissendes Wesen, das einmal in eine der großen Höllen gelangt ist, als Mensch geboren zu werden."

Der Buddhismus würde jedoch keineswegs einen so hohen Rang in der Geschichte des Denkens einnehmen, wenn er sich lediglich damit begnügt hätte, dem nach seinen Geboten lebenden Anhänger eine bessere Existenz bei erneuter Wiedergeburt zu verheißen. Die meisten Religionsverkünder haben ja die Gläubigen durch die Ausmalung eines erneuten Lebens getröstet, das durch ewigen Glanz und ungetrübtes Seelenglück die von der Last und Qual des Lebens bedrückten Sterblichen zu entschädigen vermöchte. Wahrlich, der Buddhismus stände nicht über dem Islam, und seine Anhänger verdienten nicht den Ruhm „the nation of philosophers" genannt zu werden, wenn als höchster Lohn für moralisches Handeln, der in fernster Ferne winkte, nur die Wiedergeburt in den herrlichen Déwa-Lókas und Brahma-Lókas verheißen worden wäre! Aber welches war denn der höchste Lohn, der durch eine Reihe von Lebensläufen voll tugendhafter Thaten zu erringen war? Es war das Nichtsein, das Nirwana.

Wenn das Karma zerstört war, wenn es keinen neuen Leib mehr für eine neue Existenz bildete, dann zog das Wesen ins Nirwana ein. Dieses Erlöschen des Karma, von dem es im Dhammapada heißt:

„Wenn Du zum Jenseits strebst, so gieb auf, was vor Dir, zur Seite, hinter Dir liegt;
„Nur des Gemüts vollkommne Entlastung wehret der Wiederkehr nach dem Tod"

ist das interessanteste Kapitel der Karmalehre und wir behalten es uns vor, in einem weiteren Artikel diesen Gegenstand ausführlich zu behandeln.



Ein Dachstubenidyll.

Novellistische Skizze von Johannes Schlaf.

(Berlin.)

Frau Aurora Wachtel ist Witwe und, da ihr verstorbener Mann, ein braver Handwerker, ihr nur ein sehr winziges Vermögen hinterließ, so muß sie sich recht und schlecht mit dem Mietzins in der unvernünftig großen Weltstadt durchhelfen, den ihr ihre drei Mansardenzimmer einbringen.

Frau Aurora Wachtel ist eine kleine, runde Frau von sehr lebhaftem Temperament. Sie ist erstaunlich gutmütig; eigentlich für eine Großstädterin zu gutmütig. Man kann sie zu Thränen rühren, ohne eben erheblich viel Mühe hierauf zu verwenden. Sie besitzt ferner die Eigentümlichkeit, bei jedem nur entfernt schicklichen Anlasse, ihren Mietern, oder wessen sie sonst habhaft werden kann, von ihrer verstorbenen Tochter zu erzählen, die ein Ausbund aller möglichen Tugenden gewesen ist. Wenigstens hat noch Niemand, dem sie unter strömenden Thränen mit einer erstaunlichen Kraft der Beredtsamkeit davon erzählte, daran zu zweifeln vermocht . . .

Frau Aurora Wachtel pflegt bei solchen Gelegenheiten hinzuzufügen, daß der Gram um die Verblichene sie noch töten werde und, da meist ihre Zuhörer angesichts der nicht unbeträchtlichen Korpulenz der Frau Wachtel eine derartige Befürchtung für unbegründet halten, pflegt sie dann noch einen Vergleich zwischen ihren einstigen geistigen und körperlichen Vorzügen und der dermaligen Dekadenz derselben zu ziehen . . .

Die gute Frau Wachtel besitzt ferner die für eine Großstädterin gleichfalls etwas bedenkliche Eigentümlichkeit, „das Herz auf der Zunge zu tragen“. Die etwaigen nachteiligen Folgen derselben werden aber durch eine weitere ausgeglichen: trotz ihrer anerkannten Gutmütigkeit kann nämlich Frau Wachtel eine unglaubliche Energie entwickeln und bei dieser Gelegenheit „etwas gerade heraus sein“. Ja, es ist sogar vorgekommen, daß sie einen „meschanten“ Mieter einmal eigenhändig aus einem der oben erwähnten Zimmer und dann auch noch die erste der vier Treppen, die zu ihrer Wohnung führen, hinabbefördert hat . . . Sonst ist sie jedoch die vortrefflichste, aufmerksamste Wirtin von der Welt und wenn einige die Wache, die sie von ihrer Küche aus, in der sie sich mit einer kleinen Pflegetochter behilft, über die Hausordnung hält, allzu streng finden und daher obige, vortreffliche Eigenschaften der Frau Wachtel in Zweifel ziehen, so hat man Ursache, darauf nicht viel Gewicht zu legen . . .

Zu der Zeit, wo diese Erzählung spielt, wurden die drei Dachstubenzimmer von folgenden Mietern bewohnt.

In einer einfenstrigen, schmalen Kammer hauste ein Student, der bei Frau Wachtel im Geruche außergewöhnlicher Solidität stand. Sie ließ sich in dieser guten Meinung auch nicht durch Einwendungen eines jungen Malers, eines anderen Mieters, irre machen, die sich übrigens daraus erklärten, daß sie den „Herrn Kandidaten“ dem jungen Künstler mit großem Freimut als ein nachahmenswertes Beispiel hinstellte, wozu sie sich bei dem allerdings etwas freien Lebenswandel dieses jungen Mannes berechtigt glaubte . . .

Der Maler pflegte zu behaupten, daß jener musterhafte Lebenswandel sich leicht mit den „hohen Semestern“ jenes Herrn erklären lasse. Im übrigen habe er Beispiele, daß es mit demselben nicht „so weit her sei“. Das macht aber um so weniger Eindruck auf Frau Wachtel, als der „Herr Kandidat“ mit rühmlichster Geduld und achtungsvollster Rührung sich die Vorzüge der verstorbenen Tochter, so oft es Frau Wachtel beliebt, darlegen läßt und für deren Trauer das edelste Mitgefühl zeigt . . .

Ein größeres, zweifenstriges Zimmer bewohnt der erwähnte Maler. Er ist ein junger Mann von 22 Jahren, hat eine sehr kleine Gestalt, aber um so längere Haare und einen ebenso langen Namen, der seine Ausdehnung der beigefügten Bezeichnung des Geburtsortes dieses jungen Mannes verdankt. Er heißt Müller-Königsberg. Frau Wachtel erklärt ihn für einen zwar gutmütigen, aber außerordentlich leichtsinnigen Menschen, da er den Grundsatz hat, nie vor Mitternacht nach Hause zu kommen und außerdem häufig Damenbesuche erhält. Es ist ihm noch nicht geglückt die Notwendigkeit dieser Besuche — die Damen sind Modelle — Frau Wachtel klar zu machen. Da nämlich außer ein paar unschuldigen, unvollendeten Landschaften, die in diesem Zustande schon geraume Zeit auf ihren Staffeleien stehen, keine sonstigen Spuren seines Fleißes zu bemerken sind, glaubt sich Frau Wachtel zu einigen allerdings wohl unbegründeten Zweifeln berechtigt . . . Für die „geniale“ Unordnung, die in seinem Zimmer herrscht, hat Frau Wachtel nicht das mindeste Verständnis. Wennschon sie nämlich als „alte Frau“ mit verschiedenen der zahlreichen Studien, die rings umherhängen und sich nicht im mindesten vor der braven Frau Wachtel genieren, mit ihrer absoluten klassischen Nacktheit Nachsicht hat, so ist sie doch darüber untröstlich, daß dieser „infame Plunder“ ihr schönes Zimmer so lästerlich verunziere . . . Außer diesen Studien rechnen übrigens zu diesem „infamen Plunder“ einige trockene Palmzweige, japanische Fächer und Schirme, alte Waffen, Kostümstücke, Fischernetze, ausgestopfte Vögel, Paletten, Staffeleien, leere und volle Farbenhülsen, Aktphotogramme, Skizzenbücher u. s. w., welche mit bunter Mannigfaltigkeit in allen Winkeln und Winkelchen des Zimmers herumliegen.

Diese „geniale“ Unordnung pflegt aber den erdenklich höchsten Grad zu erreichen, nach den häufigen Besuchen der Studien- und Gesinnungsgenossen dieses geselligen jungen Mannes. Man sagt diesem übrigens nach, daß er mit seinen nicht uninteressanten Gesichtszügen und seinem künstlerisch-nachlässigen Exterieur bei den Damen sehr gern gesehen sei.

Das dritte, kleinere Zimmer bewohnt ein junger Schauspieler und seine Frau, die mit ihren deklamatorischen Übungen den „Herrn Kandidaten“

oft zur Verzweiflung bringen. Herr Kraft und seine Gemahlin waren augenblicklich ohne Stellung und daher ziemlich mittellos, ein Umstand, der aber ihre gute Laune nicht erheblich zu beeinträchtigen vermochte . . .

Mit unserem Maler war dieses liebenswürdige Ehepaar bald bekannt geworden, vermöge der geselligen Tugenden, die beiden Teilen gemeinsam waren . . . Der „Herr Kandidat" war der Gegenstand fortwährender kleiner Intriguen, die jedoch ihre Wirkung gänzlich verfehlten und jenen nicht im geringsten vermochten aus seiner Reserve herauszugehen.

Frau Kraft war guter Hoffnung und es stand seit einiger Zeit ein Sprößling zu erwarten.

Als unser Maler daher eines Morgens zu einer seinen Grundsätzen — wenn man berechtigt ist, ihm derartige nützliche Besitztümer zuzumuten — gemäßen Stunde nach Hause kam, hörte er im Zimmer seiner Nachbarn Schmerzensrufe, über deren Ursache ihn das beruhigende Zureden einer Frauensperson belehrte. Jene Schmerzensrufe dauerten ungefähr zwei Stunden, nach welcher Frist sie aufhörten und der junge Künstler einen kurzen zitternden Schrei vernahm . . .

Obgleich zwar bei der oben gekennzeichneten äußeren Lage des Ehepaares eigentlich der kleine Ankömmling, den ich übrigens den geehrten Lesern als den Helden dieser Erzählung vorstelle, ziemlich überflüssig war, genierte er sich doch nicht im mindesten, aus dem selig-unbewußten Stillleben seines bisherigen Zustandes in die Welt des Bewußtseins einzutreten. Ja, und es muß gesagt werden, daß der Schrei, mit dem der neugierige kleine Patron das dürftige Dachzimmer, das der Schauplatz seiner jungen Leiden werden sollte, begrüßte, daß die Art, wie er seine Ichheit jedem, der es hören wollte, ad aures demonstrierte, von nicht gewöhnlicher Lebenskraft zeugte. Diese Kraft würde vielleicht jeden anderen Menschen, der sich in der zweifelhaften Lage des Vaters unseres Helden befunden hätte, mit einiger entschuldbarer Besorgnis erfüllt haben, aber dieser trat auf das Zeichen, das die Hebeamme gegeben hatte, mit unsrer Frau Wachtel mit der freudigen, unbefangenen Neugier eines Kindes, das zur Weihnachtsbescherung gerufen wird, in das armselige Zimmerchen . . . Er nahm seinen Sprößling, nachdem ihn die Hebeamme sauber in Windel und Wickel geschnürt hatte, auf beide Arme, betrachtete ihn mit freudestrahlendem Gesicht und fragte, während er das Kind auf und ab wiegte:

„Ein Sohn?"

„Jawohl, ein Sohn, Herr Kraft!" antwortete die Hebeamme, die bereits im Begriff stand sich zu entfernen.

„Sagte ich's nicht? Sagte ich's nicht?" wandte er sich zu seiner Frau,

indem er über und über vor Vergnügen errötete, den Arm ausstreckte und den Zeigefinger auf- und abwippte, wie ein vergnügtes Kind.

„Sagte ich's nicht, Helene? Ein Junge!"

Seine Frau verlangte mit schwacher Stimme nach dem Kinde, und er trug es ihr tänzelnd zum Bett und beugte sich mit ihm zu ihr herab.

„Da sieh mal! He! Ein strammer Bursche! Und ist er mir nicht wie aus den Augen geschnitten? He, Frau Wachtel? Sehen Sie! Urteilen Sie selbst! Ganz der Vater! Ohne Widerrede, Helene! Ganz der Vater! Ohne Widerrede, Helene! Ganz der Vater! 's ist gar kein Zweifel!"

Hierauf schickte er sich an, ein Tänzchen mit dem Kleinen in der Fülle seiner Vaterfreude das Zimmer auf und ab zu unternehmen, wogegen aber Frau Wachtel ganz energisch Protest einlegte mit dem triftigen Grunde, daß das Kind und die Mutter jetzt „absolut" Ruhe haben müßten. Der glückliche Vater konnte sich dem nicht verschließen und begab sich zu dem Bette seiner Frau, um sich mit ebenso großer Zärtlichkeit wie Umständlichkeit nach dem Befinden derselben zu erkundigen. Auch hiergegen legte aber die umsichtige Frau Wachtel Protest ein. Sie drängte ihn nicht eben sanft vom Bette hinweg, legte den Neugeborenen an der Seite der Mutter nieder und zog sich dann still in ihre Küche zurück, während Herr Kraft sich auf sein lederüberzogenes Schlafsofa warf und bald sanft und selig mit einem glückseligen Lächeln entschlummerte . . .

* * *

Herr Kraft hatte an verschiedenen Provinzialbühnen Süddeutschlands bedeutendere, wie er behauptete, die ersten Liebhaberrollen, wie er gleichfalls behauptete, mit großem Erfolge gespielt. Auf die nicht unberechtigte Frage, warum er so ungemein günstige Stellungen aufgegeben habe, pflegte er zu erwidern, daß er eines größeren Feldes für die volle Entfaltung seines Talentes bedürfe und deshalb sich nach der Hauptstadt begeben habe. Obgleich er nun vorläufig „auf dem Pfropfen sitze" — so drückte er sich aus — so könne es doch gar nicht fehlen, daß er nächstens ein seinen Talenten entsprechendes Engagement bekommen werde. Man habe ihm auch bereits verschiedene Anerbietungen gemacht und zwar seitens nicht unbedeutender Bühnen; doch sie hätten ihm noch nicht genügen können.

Vor der Hand wußte er und seine Frau, die ein unerschütterliches Vertrauen auf die Talente ihres Mannes setzte, allerdings kaum wovon leben. Er mußte sich auf die etwas zweifelhafte Güte und Opferwilligkeit seiner Schwiegermutter verlassen und sah sich im übrigen genötigt, ein Stück seiner Garderobe und der seiner Frau, einer Soubrette, nach dem anderen

zum Leihhaus zu tragen. Trotzdem brachte er, — da seine Garderobe bereits sehr mangelhaft war — fast den ganzen Tag auf dem Zimmer zu, wiegte sich auf den Lorbeern künftiger, großartiger Erfolge und deklamierte; der „Herr Kandidat“ behauptete, in sehr mangelhafter Weise; der Mann könne nur ganz untergeordnete Rollen gespielt haben. Man weiß nun freilich nicht, inwieweit man dem „Herrn Kandidaten“ hier beipflichten kann...

Abwechslung in dieses Stillleben hatte, soweit man ihrer bedurfte, zuerst Herr Müller-Königsberg gebracht. Da aber dieser junge, hoffnungsreiche Künstler den größten Teil des Tages meist außer Haus zubrachte, wenn er vormittags gegen zwölf Uhr sich entschlossen hatte, das Bett zu verlassen, so kam doch Herrn Kraft die Ankunft seines Sohnes sehr erwünscht und wir werden bald sehen, welche Abwechslung dieses junge Menschenkind in die bisher etwas monotone Häuslichkeit des Schauspielerpaares brachte . . .

Zunächst zeigte sich die gute Frau Wachtel in der ganzen Glorie ihrer Gutherzigkeit. Sie brachte der Wöchnerin unentgeldliche Wochensuppen und gab sich neben dem Bette sitzend und ihr gutmütiges Vollmondgesicht gedankenvoll stützend den Erinnerungen an ihre verstorbene Tochter hin, wobei sie die bittersten Thränen weinte, während die Wöchnerin, die von der Suppe aß, zwischen dem Essen von Zeit zu Zeit bedauernde oder tröstende Interjektionen dazwischen warf . . . Für den Kleinen zeigte Frau Wachtel die mütterlichste Sorgfalt, obgleich bei gewissen natürlichen Eigentümlichkeiten, die der hilflose Zustand in diesem Lebensalter mit sich bringt, immerhin eine gewisse Selbstüberwindung hierzu nötig war . . .

Der junge Künstler war bald nach der Geburt des Kleinen mit diesem bekannt gemacht worden. Als er seine Nachbarn besuchte, fand er sie in folgender Situation. Die Mutter saß im Negligee auf einem Fußschemel vor einem Stuhle und hielt den geöffneten Mund über einen irdenen Topf, um den Brodem, der aus demselben aufstieg, einzuatmen. Sie litt nämlich schon lange an einer hartnäckigen Heiserkeit und suchte auf die angedeutete Weise derselben Herr zu werden. Sie sah noch sehr bleich und angegriffen aus, wozu auch der Umstand beitrug, daß sie bei der gegenwärtigen Lage ihres Mannes keine hinreichend kräftige Nahrung zu sich nehmen konnte. Herr Kraft saß auf einem mit Glanzleder überzogenen Schlafsofa und war beschäftigt „seinen Jungen“ aus einer mit einem Gummischlauch versehenen Flasche zu tränken.

„Ich sage Dir, Helene“ . . .

Hier wurde er durch das Eintreten des jungen Malers unterbrochen.

„Ah, Herr Müller! Sehen Sie, sehen Sie, lieber Herr Müller! Ein Junge, und was für ein Junge!“

Er erhob sich und hielt den Kleinen, dem die Unterbrechung seiner angenehmen Thätigkeit nicht zusagte und der deshalb in ein heftiges Zetergeschrei ausbrach, Herrn Müller entgegen. Dieser, welcher die Eigenheit hatte, Kinder dieses Alters auf das heftigste zu verabscheuen, machte ein sauersüßes Gesicht und tippte mit der äußersten Spitze seines Zeigefingers einigemal auf das Händchen des kleinen Kerls, wobei er sagte:

„Wirklich! Ein allerliebster Bursche! Gratuliere! Ein reizender Kerl! Hm! He! He! Du!“

Während er den kleinen Mann in dieser Weise liebkoste, trat ihm der Schweiß auf die Stirn.

„Nicht wahr?“ rief der glückliche Vater.

„Und ist er mir nicht wie aus den Augen geschnitten? Sagen Sie selbst, lieber Herr Müller!“

„Gewiß!“

„Siehst Du, Helene? Jeder sagt's! Sie will's nicht glauben!“

„So gieb doch aber lieber dem armen Wurm zu trinken!“ rief die Angeredete mit ihrer heiseren Stimme herüber, ohne ihre Stellung zu verändern. „Es schreit sich ja noch zu Tode!“

Diese Mahnung war allerdings berechtigt, denn wenn unser kleiner Held jetzt eine Pause machte, so geschah dies deshalb, weil ihm vor gänzlicher Ermattung die Stimme versagte.

„Sage das nicht, Helene! Ich habe von Ärzten erster Autorität gehört, daß Kindern nichts zuträglicher ist als Schreien, tüchtiges Schreien!“

„Ach! Gar“ . . . antwortete Helene.

„Gewiß! Helene! Gar kein Zweifel! Das weitet die Lungen!“

„Na ja, aber das Kind muß doch Trinken haben! Es kann doch nicht verhungern!“

„Das muß es! Allerdings, das muß es!“ antwortete Herr Kraft, während er sich wieder setzte und dem Kleinen die Flasche in den schnappenden Mund steckte und aufmerksam darauf achtete, daß sie ihm nicht entrutsche.

„Allerdings muß das Kind Trinken haben, Helene! Aber ich sage Dir nochmals“ — er hatte es ihr bereits vor Eintreten des jungen Malers gesagt, der mit den Händen in den Beinkleidern an der Thür lehnte und ziemlich stumpfsinnig zusah, wie der Kleine trank. — „Ich sage Dir nochmals, daß diese Methode eine ganz verkehrte ist!“

„Aber“ . . .

„Verlaß Dich darauf! Eine verkehrte! Sage ich! Denn ich frage: ist sie natürlich?"

„Aber Alfred!"

„Herr Müller!" wandte er sich erregt an diesen jungen Mann. „Sagen Sie, Herr Müller! Ist es unnatürlich, Kinder aus der Flasche zu tränken?"

Unser kleiner Held bekam wieder Gelegenheit, seine Lungen zu weiten...

„Jenun!" . . . machte Herr Müller-Königsberg, der sich in dieser Frage nicht das nötige Sachverständnis zutraute.

„Siehst Du, Helene? Natürlich! Kein Zweifel: es ist unnatürlich! Du solltest das Kind selbst stillen, Helene!"

„Aber, wie kann ich denn!"

„Ach, das ist Einbildung! Ich, Helene! Ich sage Dir, Du bist gesund! Kerngesund!"

„Schön gesund! Bei meiner schwachen Brust!"

„Na, was sollen denn aber die Negerweiber machen? Die haben die einzig richtige Methode! Ich habe gelesen, in anerkannt authentischen, berühmten Berichten gelesen, daß ihnen ein Busch zum Wochenbett genügt! Und dann: wo sollten sie denn Flaschen mit Gummischläuchen herbekommen?"

Herr Müller-Königsberg lachte und Herr Kraft, in der Meinung, er habe unbewußt einen Witz gemacht, stimmte ein.

„Aber ich bin doch nun kein Negerweib, Alfred!"

„Du mußt mich recht verstehen!" Herr Kraft nahm einen väterlich belehrenden Ton an. „Das war ja nur ein Beispiel! Wenn Du bedenkst, wie gut Negerkindern diese Methode im allgemeinen zu bekommen pflegt, so mußt Du mir zugestehen, daß die natürliche Methode, nach der man Kinder selbst stillt, die beste ist! Und ich halte es nicht für unter der Würde eines zivilisierten Menschen, selbst von einem Neger zu lernen, wenn man davon Vorteil hat, Helene!"

Herr Müller-Königsberg, der die Stubenluft — die Fenster wurden hier fast gar nicht geöffnet, denn es war Winter, und man mußte die Feuerung schonen — mit der Zeit unerträglich fand und bei dem fortgesetzten Zetergeschrei des Kleinen für sein Trommelfell fürchtete, hielt es für gut, sich zu verabschieden.

„So hör' doch aber auf, Alfred! Um Gotteswillen! Das Jör schreit sich ja zu Tode! Gieb ihm doch zu trinken! Aber laß nur!" Sie erhob sich und ergriff unseren kleinen Helden. „Gieb! Ich gebe ihm selbst!"

Von jetzt ab war allerdings dem Kleinen die Gelegenheit zu jener heilsamen Lungengymnastik genommen. Er ließ es sich aber nicht verdrießen, sog eifrig an dem Gummischlauch und entschlummerte dann.

„Nein, Helene! Ich bleibe dabei, daß es dem Kinde zuträglicher wäre," setzte Herr Kraft das Gespräch fort, während er, die Hände auf dem Rücken, auf und ab ging. Er suchte darauf mit ebensoviel wissenschaftlicher Sachkenntnis wie Phantasie seiner Gattin klar zu machen, welche höchst gefährliche chemische Vorgänge der Gummi im Munde des Kleinen notwendig hervorrufen müsse und wiederholte dann noch einmal mit besonderem Nachdruck seine Behauptung.

„Das ist ja alles richtig, Alfred! Aber es ist doch besser, wenn das Kind gesunde, kräftige Milch bekommt, als daß ich es selbst stille, bei meiner schwachen Brust!"

„Nun, wenn Du denkst es verantworten zu können, Helene!"

Helene verlor ihre Geduld, und das wollte eigentlich etwas sagen, da sie von Natur sehr zum Phlegma neigte.

„Na, wenn man auch nichts ordentliches zu essen hat!? Heute und gestern haben wir zu Mittag nur Kaffee mit Butterbrot gehabt! Davon kann doch das Kind nicht zu Kräften kommen?"

„Willst Du mir einen Vorwurf daraus machen? Helene! Du?!" . . .

„Na! Schließlich bin ich wohl an unsrem Malheur schuld?"

„Weib!!!" . . .

Herr Kraft ballte die Fäuste, indem er in höchst Besorgnis erregender Weise die Augen rollte und sein langes, prächtiges Künstlerhaar sich sträubte, und nahm eine äußerst aggressive Haltung ein, so daß es Helene für nötig hielt, die Vorwürfe, die sie ihm machte, mit einem lauten Schluchzen zu begleiten, das jedenfalls an das Mitleid ihres erzürnten Gatten appellieren sollte . . .

Nachdem dieses Gespräch eine gewisse tragische Höhe erreicht hatte, nahm es dicht vor einer gewiß höchst furchtbaren Katastrophe noch eine glückliche Wendung zum Guten. Die Versöhnung wurde geschlossen, indem Herr Kraft seine schluchzende Gemahlin an seine Ersteliebhaberbrust drückte, und sie sein „liebes, teures Weib" nannte. Nachdem er es ihr von neuem mit überzeugender Beredtsamkeit zur unzweifelhaften Gewißheit gemacht hatte, daß nächstens ihre Lage eine äußerst günstige sein werde, wusch Helene Windeln und Alfred deklamierte aus einem höchst interessanten Buch, das „Humor vor Gericht" betitelt war . . .

* * *

So gingen zwei Monate hin, während welcher Zeit unser kleiner Held täglich der Gegenstand weitläufiger Erörterungen zwischen den beiden Ehegatten war, da diese immer noch unthätig auf ihrem Zimmer auf die

günstige Wendung ihres Geschickes warteten und doch notwendig die Zeit bis dahin auf eine möglichst zerstreuende Weise ausfüllen mußten ... Er hatte hinreichend Gelegenheit, jene oben erwähnte Lungengymnastik zu üben. Da hinsichtlich seiner Behandlung die Ansichten seiner Eltern auseinandergingen, so wurde, weil einer den anderen von der Vortrefflichkeit seiner Methode überzeugen wollte, unser Held der Gegenstand verschiedentlicher Experimente, die aber auf sein körperliches Befinden keinen anderen nennenswerten Erfolg hatten, als daß er sich einigemale den Magen verdarb. Auch die Kurmethoden wußte unser Held, der angesichts aller dieser Thatsachen wohl mit Recht die Bezeichnung verdient, standhaft zu überdauern.

Je älter er wurde, um so vielseitiger nahm er das Interesse seines Vaters in Anspruch. Eines Tages erklärte dieser, als unser Held einmal wieder Gelegenheit hatte, seine Lunge zu weiten, was übrigens den ganzen Tag über der Fall war, in einer für seine körperliche Entwickelung gewiß vorteilhaften Weise:

„Helene! der Junge hat einen störrischen Charakter!"

„Ach!" sagte diese, die an einem Butterbrot kaute und dazwischen Kaffee trank. Sie war im Negligée wie meist, obgleich es Nachmittag war, denn sie hielt es für überflüssig, Toilette zu machen, da man ja doch nicht ausgehe und man sich vor den etwaigen Besuchen nicht zu genieren brauche. Dem stimmte auch Herr Kraft bei, der in Hemdärmeln, seiner Gewohnheit gemäß auf- und abpromenierte. In dem Zimmer herrschte aus einem ähnlichen Prinzip eine „unverantwortliche Unsauberkeit". Letzteres ist ein Ausdruck der Frau Wachtel ...

„Du kannst Dich darauf verlassen, Helene! Er hat einen störrischen Charakter!"

„Na, er ist ja aber doch noch viel zu klein! Das kann man doch wohl noch gar nicht sehen!" wagte Helene schüchtern einzuwenden.

„Glaube das nicht, Helene! Dafür ist er mein Junge! Er ist so schlau und entwickelt, wie ein einjähriges Kind. Verlaß Dich darauf! Hast Du nicht bemerkt, wie klug er mich anblickt, wenn ich mit ihm spreche? Paß mal auf!"

„Willst Du wohl still sein!!?" brüllte er das Kind an, welches durch das entsetzenerregende Gesicht seines Papas verblüfft, stillschwieg.

„Siehst Du? Er versteht mich! Aber er ist störrisch! Siehst Du, da fängt er schon wieder an!"

Gott mag wissen, warum unser Held schrie. Befand er sich doch noch nicht in der glücklichen Lage, seinen Wünschen Ausdruck geben zu können. War er krank? Hatte er ein Bedürfnis nach Liebe? Sehnte er sich nach

einem Zwiegespräch, wie es nur eine Mutter in dieser Lebensperiode mit uns zu halten versteht, die jeden unserer Wünsche, jede Lebens- und Gefühlsregung vermöge der Allmacht ihrer Liebe zu verstehen vermag? ... Vermißte er das Alles? Wer mag in so eine kleine Seele blicken? ...

„Er ist, wie gesagt, eigensinnig! Wir müssen ernstlich daran denken, ihn zu erziehen!“

„Ach, lieber Gott! Das arme Wurm versteht ja noch nichts!“ murmelte Helene ungefähr. Da sie kaute, konnte man es nicht recht verstehen.

„Glaube das nicht! Man kann nicht früh genug mit der Erziehung beginnen. Man hat Beispiele gehabt, daß Kinder von vier Jahren Latein lernten, und mein Junge wird das einst auch unzweifelhaft können!“

Von jetzt an gab sich Herr Kraft die löblichste Mühe gegen die Spuren der Erbsünde bei unserem Helden anzukämpfen nach dem Grundsatz: wer sein Kind lieb hat, der züchtiget es! ... Hierbei wurde freilich das Übel nicht gehoben, sondern vielmehr in einer Weise gesteigert, daß der Friede mit der Nachbarschaft oft höchst bedenklich gestört wurde ... Der „Herr Kandidat“ setzte daher eine Verschwörung mit Frau Wachtel ins Werk und veranlaßte dieselbe, dem väterlichen Erziehungseifer Einhalt zu thun, was aber keinen besonderen Erfolg hatte, da Herr Kraft mit edler Entrüstung äußerte: er werde nie einen Einspruch in seine heiligsten väterlichen Rechte und Pflichten dulden ...

Trotzdem vergaß Helene eines Tages soweit ihre mütterlichen Rücksichten, daß sie, die hohe Bewunderung vor ihrem Mann und ihr natürliches Phlegma ganz außer Acht lassend, dem „heiligen“ Eifer Alfreds dadurch Einhalt gebot, daß sie ihm eine kräftige Ohrfeige verabreichte ...

Diese unerhörte That hatte einen hochtragischen Auftritt zur Folge. Er endete damit, daß Herr Kraft seinen Mantel umhing und sich bei allen beschwörbaren Personen und Gegenständen des Himmels und der Erde hoch und teuer verschwor, die „verruchte Frevlerin“ auf „ewig“ zu verlassen. Da dieselbe aber über einen so furchtbaren Entschluß auf das tiefste bestürzt zur Besinnung kam und kniefällig seine Verzeihung erflehte, ließ er sich endlich, endlich erweichen, nicht um ihretwillen, sondern seines „unglücklichen, verwaisten Kindes“ willen ... Immerhin hatte dieser Auftritt zur Folge, daß ein Körperteil unseres Helden, der die erziehenden Absichten Herrn Krafts vor allem erfuhr, die Spuren derselben allmählich überwinden konnte ...

* * *

Unterdessen war für unseren Helden ein bedeutungsvoller Tag herangekommen, nämlich der seiner Taufe. Derselbe sollte mit aller Förmlichkeit

festlich begangen werden. Zu dem Zwecke hatte Herr Kraft eine Einladung an den jungen Künstler, an ein diesem und ihm und seiner Frau bekanntes „Modell“ und an eine seiner Schwestern ergehen lassen, welche drei Personen zugleich Patenstelle vertreten sollten.

Allseitig wurden nun zu diesem wichtigen Tage die weitgehendsten Vorbereitungen getroffen.

Herr Kraft entschloß sich, einen Pelzmantel, das letzte, kostbarste Stück seiner Garderobe, das bis jetzt allen Stürmen getrotzt hatte, zum Leihhaus zu tragen und Helene überwand sich dazu, einmal Toilette zu machen und auszugehen, um die notwendigen und angemessenen Einkäufe zu besorgen.

Als der Festtag angekommen war, trafen die Geladenen zur bestimmten Stunde ein. Herr Müller-Königsberg hatte einen alten, bereits etwas mitgenommenen, einstmals schwarzen Gesellschaftsanzug aufgetrieben und äußerst sinnreich vermittelst Restitutionsschwärze und chinesischer Tusche repariert, so daß er höchst würdevoll auftrat und, als er mit dem Humor, der ihm zu eigen war, seine Künste offenbarte, allseitig Komplimente erntete . . . Das „Modell“, eine junge, sehr gesellige und liebenswürdige Dame, erschien in tadelloser Toilette.

Helene hatte sich mit einem alten, schwarzen Seidenkleide herausgeputzt. Die Schwester, eine Näherin, die sich gleich von Anfang sehr reservierte, erschien gleichfalls in angemessener Weise; freilich verriet ihre Toilette der des „Modells“ gegenüber entschieden einen Mangel an Phantasie . . . Unser kleiner Held, der von der liebenswürdigen jungen Dame sofort auf das zärtlichste geliebkost wurde, so daß er vor gänzlichem Erstaunen über eine so ungewohnte Behandlung ganz seine „Störrigkeit“ vergaß und das liebenswürdige, junge Wesen mit weit aufgerissenen Augen anstarrte und dann wieder anlächelte: unser kleiner Held wurde mit seinem schmächtigen Körperchen in ein weißes Wickelbettchen geschnürt und mit einem Zwirnhäubchen, das mit einer rosafarbenen Schleife geziert war, geputzt. Man begab sich, nachdem alle Vorbereitungen getroffen waren, zur Kirche . . .

Der Nachmittag und Abend wurde dank dem Pelzrocke in heiterster Stimmung verbracht. Nach einem kleinen Mahl machte man sich's bei Kaffee und Kuchen und sodann nach einem umfangreicheren Abendessen bei Bier und Zigarren bequem. Herr Müller saß auf dem Ledersofa, neben ihm die liebenswürdige Patin, welche den Kleinen, der heute sich sehr still verhielt und die Patin fortwährend anlächelte — er war einmal so recht glücklich — auf dem Arm hatte und ihn fortwährend liebkoste.

Die Unterhaltung wurde bald eine sehr lebhafte. Der Maler wußte von einem Kollegen, der mit dem körperlichen Gebrechen des Schielens be-

behaftet und durch dasselbe einst in eine unangenehme Affaire verwickelt war, mit glücklichstem Humor zu erzählen. Derselbe war nämlich in einer kleineren Gesellschaft mit seinem Nachbar in Streit geraten. Da es jedoch bei jenem unglückseligen Gebrechen den Anschein hatte, als wenn die Insulten, die besagtem Nachbar galten, an dessen Nachbarn gerichtet wären, welchen er zu fixieren schien, so entspann sich ein Streit mit diesem und da hier eine gleiche Verwechslung stattfand, kam er mit der ganzen Tafelrunde in Streit und schließlich auch glücklich mit jenem unschuldigen Urheber dieser erregten Auseinandersetzungen ... Da der junge Mann dieses interessante Ereignis durch Pantomimen sehr anschaulich zu machen wußte, versetzte er seine Zuhörer in den Zustand lebhaften Entzückens ...

Hierauf bewies Herr Kraft haarklein, daß er ein ungemein schöner Mann auf der Bühne sei und gab dann aus dem reichen Schatze seiner Erlebnisse eines um das andere zum besten, und jedes war geeignet, die persönlichen Vorzüge unseres ersten Liebhabers in das denkbar günstigste Licht zu stellen ... Die Stimmung wurde immer freier und als Herr Müller, der sich neben allen anderen seinen vortrefflichen Eigenschaften des Besitzes einer vorzüglichen Baßstimme erfreute, ein Lied anzustimmen begann, stimmte die ganze Gesellschaft ein außer der Schwester, welche den Augenblick für günstig hielt, sich zu entfernen. — Das „Modell", dessen Zärtlichkeit allmählich erkaltet war, hatte unseren Helden bei Seite gebracht und zündete sich mit Helene, die heute merkwürdig ausgelassen war, Zigaretten an, deren Rauch sie mit koketter Grazie in blauen, zierlichen Ringeln gegen die Zimmerdecke hauchte. Herr Müller-Königsberg fand sie bei dieser Beschäftigung so hinreißend liebenswürdig, daß er sie sein „allerliebstes, kleines Schäfchen" nannte und einen Kuß von ihren roten, runden Lippen raubte; hierfür schalt sie ihn aus, ohne ihn jedoch erheblich zu entmutigen. Unser Ehepaar, das diese Vorgänge sehr amüsant fand, brach in ein herzliches Gelächter aus ...

Der Umstand, daß das enge Zimmer in einen dichten Nebel von Tabaksqualm gehüllt war, vermochte die allgemeine, fröhliche Stimmung nicht zu beeinträchtigen. Als das „Modell" einmal Bedenken äußerte wegen dem Kleinen, meinte der Papa: das thue nichts, er sei das gewöhnt; und das hätte eigentlich wohl auch der Fall sein können, da dergleichen Zusammenkünfte auch sonst zuweilen hier in gleicher Weise stattfanden, sobald irgend ein günstiger Zufall einiges Geld ins Haus gebracht hatte, denn Herr und Frau Kraft waren von jeher sehr freigebig gewesen ...

Man trennte sich ziemlich spät in der vortrefflichsten Laune. Die junge Dame, die allerlei gangbare Operettenmelodieen trällerte, ließ sich von Herrn

Müller-Königsberg nach Hause geleiten und beide ließen Helene und Alfred mit etwas schweren Köpfen zurück . . .

* * *

Der Erziehungseifer Herrn Krafts nahm seinen weiteren Verlauf und fand eine Erweiterung. Dem „Jungen" sollten nämlich die Anfangsgründe des Sprachunterrichts beigebracht werden. Alfred ließ es sich daher nicht verdrießen, fast den ganzen Tag über zunächst unserem Helden den Vokal „a" beizubringen, da dieser, wie er behauptete, am leichtesten hervorgebracht werde und man doch eine Sache von vorn anfangen müsse . . .

Er hielt dabei Anreden an den kleinen Zögling, deren man ein gewöhnliches Menschenkind vielleicht im günstigsten Falle im vierten Jahre seines Lebens für würdig erachtet . . . Leider machte unser Held bei der ihm angeborenen Störrigkeit kaum nennenswerte Fortschritte und setzte die Geduld seines väterlichen Lehrmeisters oft auf die ärgste Probe.

Helene, die übrigens bei ihrem glücklichen Temperament den größten Teil des Tages mit Essen, Trinken und Schlafen sehr geschickt hinzubringen wußte, wagte eingedenk jener entsetzlichen Drohung ihres Gatten, obgleich das, was sie in kühnen Augenblicken ihren gesunden Menschenverstand nannte, sich oft empörte, keinen energischen Protest einzulegen. Sie hoffte übrigens, daß die Zeit ihrem Manne die Art sie zu vertreiben, langweilig machen werde. Das geschah in der That, zumal die äußere Lage dieses trefflichen Ehepaares immer bedenklicher wurde, so daß man es jetzt bereits für vorteilhafter hielt, besagte Lage, wenn auch nicht immer in parlamentarischer Weise zu erörtern. Ihr Humor kam ihnen zuweilen recht bedenklich abhanden und leider wurde unser kleiner Held oft durch diesen Umstand in Mitleidenschaft gezogen . . .

Unter diesen Verhältnissen fand es der kleine, anspruchsvolle Patron vorteilhafter, sich alledem zu entziehen. Eines Tages erkrankte er und verfiel in Krämpfe; es war im sechsten Monat seines Lebens . . .

Ein Arzt, den die tiefbestürzten Eltern herbeiholten, konnte ihn nicht mehr retten. Noch einmal krampfte sich der kleine, magere Körper zusammen, noch einmal verdrehte er seine Augen und verschied dann in den Armen seiner Mutter, die sich laut schluchzend über die kleine Leiche warf, während der Vater, ein Bild stummer Verzweiflung, mit gerungenen Händen vor der Gruppe stand und auf sie herabstarrte . . .

Die kleine Leiche sah allerliebst aus, wie sie so in einem schneeweißen Hemdchen dalag. Der im Todeskrampf verzerrte kleine Mund erweckte den

Anschein, als wenn er lächle, wie bei jedem Toten . . . Man hatte dem Kleinen das Zwirnmützchen mit der rosafarbenen Schleife aufgesetzt. Es war so freundlich, so friedlich . . .

Frau Wachtel, welche die bittersten Thränen über ihn weinte, hatte dem Kleinen die Händchen über der Brust gefaltet . . .

„Ja ja! Er lachte schon so früh! Das ist nicht gut! Da sterben die Kinder bald!" sagte sie. Frau Wachtel war sehr abergläubisch.

„Es war ein Kind von großen, sehr großen Anlagen," stöhnte dumpf der trostlose Vater.

Die Mutter sagte gar nichts, sondern sah die kleine Leiche nur an und weinte still . . .

Zwei Tage darauf wurde er in einen winzigen, schlechten Holzsarg gelegt, den Frau Wachtel mit zwei großen Kränzen schmückte und dann fuhr das Ehepaar und der Künstler, der noch einmal den restituierten Gesellschaftsanzug zu Ehren brachte, mit der Leiche zum Friedhof. — — — —

Frau Wachtel ging zu dem „Herrn Kandidaten" und schüttete ihm ihr Herz aus.

„Das arme Würmchen! Warum hat's der liebe Gott auf die Welt kommen lassen? Aber es ist gut, daß er's bei Zeiten fortgenommen hat! Es ist gut!" . . .

— — — — — — — — — — — — — — — —

Herr Kraft hat sich einige Zeit darauf, da das erwartete Engagement immer noch ausblieb, entschlossen, in der Kunstakademie Modell zu stehen und Helene wird wohl, wenn sie ihrer unermeßlichen Trauer Herr geworden ist, es mit der Nähkunst versuchen, oder etwas dergleichen. — — — —

* * *

Ihr werdet es vielleicht sonderbar finden, daß der Verfasser einen Helden mit einer so lächerlich kurzen Lebensspanne gewählt hat: aber warum sollte eine Skizze nicht auch einmal einen so skizzenhaften Helden haben? . . . Von seinen Thaten war nicht viel Spannendes zu berichten. Vielleicht waren seine Leiden seine Thaten? Aber auch das ist zweifelhaft. Mögt Ihr nach Belieben darüber urteilen, geehrte Leser!



Der Einsiedler.

Erzählung von Gottlieb Steger.

(Lausanne.)

Es war ein lauer, windstiller Abend im September.

Die Sonne war untergegangen. In düsterem Rot erglühte am Horizont ein schmaler Streifen, mächtige, schwarzblaue Wolken türmten sich darüber, nur den Rand erhellt vom matten Scheine des Mondes, dessen Sichel von rosigem Nebel verschleiert wurde. Die brennenden Farben verblaßten, die Wolkenmassen senkten sich, der zarte Dunst verging, — in klarem Schimmer durchflutete das Mondlicht die dämmernde Nacht.

Sönke Jepsen lag vor seiner Hütte im Haidekraut und starrte hinaus, weit hinweg über den braunen Haiderücken, über die grünen Wiesen der Marsch und die blinkende Nordsee. Tiefe Gedanken bewegten die Seele des kleinen, buckligen Mannes, Gedanken über Gott, die Welt und die Unsterblichkeit der Seele.

Wie oft schon hatte er so gelegen und hinausgestarrt ins Unendliche, bis er in jenen wunderbaren Zustand verfallen war, wo der anschauende Geist und die angeschaute Welt wieder eins werden, wo das Denken aufhört, und die Offenbarung beginnt. Dann leuchtete in den großen, grauen Augen mit den entzündeten Lidern ein visionärer Glanz auf, wie man ihn nur erblickt im Auge von Menschen, die plötzlich vor die Welt hintreten, — niemand weiß, woher sie kamen, — und begeistert predigen von dem, was ihnen ihr Gott im Verborgenen offenbarte. Die Welt verspottet sie und geißelt sie und schlägt sie ans Kreuz, um sie dann zu ihren Götzen zu erheben und vor ihnen niederknieen und anzubeten. — So hatte Sönke gegrübelt, Tag um Tag, Jahr um Jahr, bis seine Gedanken sich verwirrten, und stiller Wahnsinn seine Seele beschattete.

Einst vor vielen Jahren war er als achtzehnjähriger Bursche vor dem Hohn der Menschen aus seinem Heimatsdorfe entflohen, eine kleine Viertelhufe in Stich lassend, welche jetzt von einer Schwester und deren Manne bewirtschaftet wurde. Nur ein Stückchen Feld auf dem unfruchtbaren Haiderücken hatte sich der Flüchtling vorbehalten und dort mit eigenen Händen eine Hütte aus Ziegeln und Haidesoden erbaut, als dürftigen Schutz gegen die Unbilden des Wetters. Seine Nahrung bereitete er sich aus den Kartoffeln, welche er neben seiner Hütte baute, und aus dem Mehle des spärlichen Kornes, dessen Ähren er auf den benachbarten Äckern sammelte, nachdem die Hungerharke ihren Weg über dieselben genommen hatte. Trink-

wasser spendete ihm ein naher Brunnen. Wessen er sonst noch bedurfte, kaufte er sich für den Erlös der Wolle und der Lämmer zweier Schafe und eines Bockes, die außer einem struppigen Hunde seine einzige Gesellschaft bildeten.

Die Hütte, in welcher der Einsiedler hauste, war ein windschiefes Gebäude mit schrägem Dache, auf welchem im Herbste das Haidekraut blühte. Die Thüre, durch welche man in sie hineintrat, war so niedrig, daß selbst ihr kleiner Bewohner sich bücken mußte. Ihr Inneres war auf das Dürftigste eingerichtet. Ein rundes, halberblindetes Kirchenfenster ließ das Tageslicht nur gedämpft eindringen. Der Fußboden war mit roten Ziegelsteinen belegt, ein breiter Herd nahm die eine Wand ein, ihm gegenüber war ein Lager von Stroh und Haidekraut aufgeschüttet. Ein Baumstamm diente als Stuhl, und ein Brett, welches auf zwei Pfählen ruhte, vertrat die Stelle eines Tisches. Eine Leiste, welche in der Mitte über das Brett genagelt war, teilte dasselbe in zwei Hälften. Auf der einen Seite standen Eßgeräte und Kochgeschirre, auf der anderen befanden sich eine Bibel, eine halb mit Wein gefüllte Flasche, ein Weinglas mit zerbrochenem Fuße und eine Krone, geflochten aus den Zweigen und Blättern der Stachelpalme. Die roten Beeren derselben erschienen zwischen dem dunkelgrünen Laube wie Blutstropfen. Diese Hälfte des Tisches war die Kirche des Buckligen. Hier hielt er jeden Tag eine kleinere, jeden Sonntag eine größere Andacht, hier gab er sich selber das Abendmahl.

In den umliegenden Dörfern galt Sönke bei Geistlichen und Laien für einen Gottlosen, da er nie, selbst nicht an den höchsten Festtagen, eine Kirche betrat. Er verabscheute den öffentlichen Gottesdienst, nicht vor den Menschen wollte er anbeten, wie die Pharisäer, im stillen Kämmerlein vereinigte sich seine Seele mit Gott. Die Pastoren nannte er in seinen Selbstgesprächen feile Hirten, ihr wohlgenährter Leib war ihm ein Greul. Das waren nicht die rechten Nachfolger des Mannes, der keine Stätte gehabt hatte, wohin er sein Haupt legte. Nur ein Geistlicher nahm in seiner Achtung eine Ausnahmestellung ein. Das war der Probst Caspers in Husum.

Sönke war ein Knabe von sechs Jahren gewesen, als ihn seine Mutter in die Stadt mitgenommen auf Besuch zu einer Verwandten. Eines Sonntags in der Frühe hatten sie sich aufgemacht und waren, nachdem sie bei der Tante Kaffee getrunken, in die Kirche gegangen. Es war das leckerste Frühstück gewesen, das Sönke je in seinem Leben genossen. Der Kaffee hatte so kräftig geduftet, das Brot war so weiß und schmackhaft gewesen, die Butter so frisch, der Honig so goldig und süß. Ein wohliges Gefühl, wie er es noch nie empfunden, durchrieselte den Kleinen, um

jedoch sofort einer tiefen Andacht zu weichen, sobald sie die Kirche betreten hatten.

Das Gotteshaus war ein lichter, luftiger Raum, ausgestattet mit farbigen Bildern und vergoldetem Schnitzwerk im rohesten Geschmack. Sönke aber erschienen sie wie Gebilde einer anderen Welt. Die mächtigen Akkorde einer Orgel, begleitet von dem hellen Gesange junger Kehlen, brausten über ihn hin und nahmen seine Sinne gefangen. Dann ward es still. Der Probst, ein schlanker Mann mit edlen, blassen Gesichtszügen, trat vor den Altar und sprach die üblichen Gebete und Eröffnungsworte. Die Orgel erhob wieder ihre Stimme. Die letzten Töne waren verklungen. Der Geistliche stand auf der Kanzel und begann zu predigen über den Text: „Gott ist die Liebe". Sein Organ war schön und zu Herzen dringend. Sönke verstand nicht viel von der Predigt, aber die Worte „Gott ist die Liebe, die sich zu allen Kreaturen neigt, auch zu den niedrigsten und elendesten", prägten sich ihm tief ein. Es war der erste, warme Strahl, welcher in sein kleines, mißhandeltes Herz fiel.

Der Probst stand wieder vor dem Altar und erteilte den Segen. Die Vormittagssonne strahlte durchs Fenster und goß über die Gestalt des Priesters eine schimmernde Fülle von Licht aus. Wie etwas überirdisches erschien er.

Sönke starrte ihn an mit offenem Munde und weit aufgesperrten Augen, er wagte es nicht, sich zu rühren, ahnungsvolle Schauer gingen durch seine junge Seele.

Die Gemeinde sang den Schlußgesang, die Kirche begann sich zu leeren, wie im Traume ging der Knabe an der Hand der Mutter hinaus. —

Seit jener Zeit hatte sich der Probst ganz seiner Seele bemächtigt. Wenn ihn die Spielkameraden beleidigten und verfolgten, wenn ihn die eigenen Eltern und Geschwister lieblos von sich stießen, so flüchtete er sich in Gedanken zu dem Bilde des Mannes, der in seinen Phantasieen mehr und mehr die Gestalt eines Engels annahm. Völlig zu einem solchen sollte der Priester werden, seitdem Sönke als Einsiedler auf dem einsamen Haiderücken hauste.

Der Gedanke, daß Probst Caspers ein von Gott Gesandter wäre, der nach kurzem Wandel auf Erden wieder gen Himmel fahren würde, ward zur fixen Idee bei dem Buckligen. Anfangs genügte er sich hieran und an der Freude, welche ihm das Grübeln darüber bereitete, wie wohl die Himmelfahrt vor sich gehen, und wo der Schauplatz derselben sein, welches Gewand der Probst dazu anlegen, ob er barfuß sein oder Schuhe tragen würde. Bis in die kleinsten Züge malte Sönke sich den seltsamen Vorgang

aus. Allmählich aber befriedigte ihn dies nicht mehr. Er begann nachzusinnen, welchen Zweck Gott wohl mit der Sendung eines Engels verbunden haben könnte. — Was jedoch war einfacher als das! Jedenfalls doch denselben Zweck, den er immer bis jetzt mit solchen Sendungen verbunden, — seinen Willen zu offenbaren, Durstige zu tränken, Hungrige zu speisen, Elende und Verlassene zu trösten!

Und wer war wohl verlassener als er? Sönke vertiefte sich in die Erinnerung all des bitteren Leides, das er erduldet hatte von Kindheit an.

So kam er eines Abends mit kühnem Gedankensprunge zu dem wunderbaren Schlusse, seinetwegen hätte Gott den Probst auf die Erde gesandt. Wenn letzterer wieder gen Himmel fahren würde, so würde er ihn mitnehmen. Auf seinen Engelsarmen würde er ihn emportragen zum goldenen Throne Gottes, zu dessen Stufen er dann anbetend ruhen würde in ewiger Seligkeit zum Entgelt für das, was er auf Erden gelitten und entbehrt.

Wie dem Buckligen diese Gedanken aufgestiegen waren, hatte er vor seiner Hütte im Haidekraut gelegen. Getrieben von einer inneren Stimme, richtete er sich auf und blickte empor zum nächtlichen, von Sternen funkelnden Himmel. Er erhob seine Arme und rief:

„Gieb mir ein Zeichen, Gott!"

Eine Sternschnuppe schoß hinab. Der Bucklige sank in die Kniee. Unendlicher Jubel erfüllte seine Seele. So war es denn wahr! Gott hatte ihn begnadet. — — —

Seitdem hatte er sich nicht mehr das Abendmahl gegeben, hatte er nicht mehr in der Bibel gelesen. Dort waren ja nur Buchstaben zu finden, welche töten, und nicht der Geist, der lebendig macht. Gott selber hatte zu ihm gesprochen in der feurigen Sprache des Sternenhimmels und sprach noch immer zu ihm aus allem, was ihn umgab. Gott war ja allgegenwärtig.

Sönke betete keine bestimmten Gebete mehr, aber all sein Denken und Empfinden war ein Gebet und Lobpreisen Gottes. Ständig war er umgeben von einer Atmosphäre des lebendigsten Gottesbewußtseins. Was ihm früher als feindlich in der Natur erschienen war, offenbarte sich ihm jetzt als durchhaucht und bewegt von dem Odem eines ihn liebenden Geistes. Im Brüllen der tosenden See, im Brausen des Sturmes, im Rollen des Donners, überall vernahm er die Stimme des Allmächtigen. Früher hatte er sich voller Furcht auf seinem Lager zusammengekauert und den Kopf im Stroh vergraben, um nichts zu hören davon, wie der Novembersturm mit wütender Gewalt über seiner Hütte dahinfuhr, oder ein schweres Gewitter über dem Haiderücken und der nahen Marsch raste. Jetzt versetzte ihn

jeder Aufruhr der Elemente in leidenschaftliche, freudige Erregung. Er trat hinaus vor seine Hütte. Seine Augen glänzten, die Brust weitete sich, wonnige Schauer durchrieselten ihn. Er fühlte die Nähe Gottes.

Um diese Zeit bekam Sönke einen Genossen. Eines Morgens war er angekommen, keuchend unter der Last eines großen Sackes, zerlumpt, ungekämmt, ungewaschen und von wunderlichstem Äußeren. Auf einem kleinen, schmächtigen Körper saß der Kopf eines Riesen, wirr umgeben von einer mißfarben blonden Mähne. Der verfilzte, strohgelbe Bart hing ihm lang über die Brust. Unter buschigen Brauen funkelten dunkle, stechende Augen, an Stelle einer Nase quoll ein mit Warzen bedeckter Knollen aus dem rotbraunen Gesicht. Die Lippen waren breit und wulstig. Wenn sie sich verzogen, so zeigten sich schwarze, angefressene Zähne.

Ohne ein Wort des Grußes zu sprechen, hatte er sich neben Sönke gesetzt und sich ausgeruht. Dann entnahm der Fremde dem Sack Schwarzbrot und Speck, holte aus dem Brunnen Wasser in seinem Filzhut und aß und trank.

Die Nacht schlief er draußen.

Am nächsten Tage begann er eine Hütte zu bauen, ähnlich derjenigen Sönkes, nur kleiner und ohne ein Fenster einzufügen. In zwei Tagen war der Bau vollendet. Der Fremde stellte seinen Sack hinein und ging fort. Als er in der Dämmerung zurückkam, brachte er zwei junge, lebende, wilde Enten mit. Er beschnitt ihnen die Flügel und grub neben seinem Lager in der Hütte ein großes Loch. Jeden Abend füllte er dasselbe mit frischem Wasser und setzte die Enten hinein. Tags über ließ er sie draußen umherlaufen, den Fuß an einen langen Strick gebunden, welchen er in der Hand behielt. War er abwesend, so band er den Strick an einen Pfahl und rammte denselben in die Haide. In kurzer Zeit jedoch hatte er die Tierchen so gezähmt, daß er ihnen die Freiheit geben konnte. Sie hingen mit der zutraulichsten Liebe an dem sonderbaren Menschenkinde.

Mit großer Unruhe hatte der Bucklige dem Treiben des Ankömmlings zugeschaut. Sönke wußte jedoch nicht, was er beginnen sollte, um denselben zu hindern, sich neben seiner Hütte anzusiedeln.

In der dritten Woche war dann ein Gensdarm gekommen und hatte den Landstreicher samt seines Sackes nach Husum gebracht. Hier fragte ihn der Hardesvogt, wie er hieße, und woher er käme. Der Gefragte gab keine Antwort. In dem Sacke fand man außer einigen hundert Mark in allen möglichen deutschen und dänischen Münzen weiter nichts, was einen Anhaltspunkt ergeben hätte. Man zog weit und breit Erkundigungen ein, jedoch vergebens. Nachdem man den wilden Mann vierzehn Tage lang im Ge-

fängnis hatte sitzen lassen, ohne ihn zum Sprechen bringen zu können, wandte man sich an das Dorf, auf dessen Grunde der Gensdarm ihn aufgegriffen, und fragte an, ob die Gemeinde den Fremden gegen Einhändigung der gefundenen Summe behalten wollte. Das Dorf erklärte sich bereit dazu. Das Geld wurde auf der Sparkasse niedergelegt für den Fall, daß der Landstreicher der Armenkasse zur Last fallen sollte. Und dieser kehrte zurück in seine Hütte auf dem Haiderücken.

Er kümmerte sich weder um das Thun und Treiben Sönkes, noch sprach er je ein Wort mit demselben. Wenn er nicht in der Umgegend umherstreifte, lag er bäuchlings im Haidekraut und starrte stumm vor sich hin, aus einer kurzen Pfeife rauchend, welche er sich selber gearbeitet hatte. Sie bestand aus einem ausgehöhlten Kalbsknie, in welches ein Gänseknochen hineingesteckt war. Als Tabak verwandte er vermodertes, an der Sonne getrocknetes Weidenholz.

Nachdem er so eine Weile schweigend und rauchend gelegen hatte, pflegte er sich aufzurichten und zu fluchen anzufangen, dänische Worte dabei unter sein Deutsch mengend, zunächst leise vor sich hinmurmelnd, dann immer lauter werdend, bis er wie besessen aufsprang, mit den Armen um sich schlug, und fast brüllend Verwünschungen ausstieß, daß dem armen Sönke die Haare zu Berge stiegen. Schließlich beruhigte sich der Fluchende wieder, zündete seine Pfeife an, lockte die Enten herbei und liebkoste sie.

Anfangs flößte er Sönke Schrecken ein. Dieser hielt ihn für einen leibhaftigen Teufel, der gekommen wäre, ihn zu verführen und zu verderben. Bald jedoch hatte der Bucklige seinen alten Gleichmut wiedergewonnen. Er schalt sich einen Thoren. Überdies — was sollte ihm Schlimmes geschehen? Hielt nicht Gott selber seine schützende Hand über ihm?

Allmählich gewöhnte er sich an den Fremden und gewann seine Gesellschaft lieb. Er hätte gerne mit ihm gesprochen, immer unerträglicher wurde ihm das ständige Schweigen desselben. Die Neugierde des Buckligen zu erfahren, wer sein Genosse wäre, woher er gekommen, was er bisher getrieben, wuchs von Tag zu Tag. Auch hätte Sönke ihm gerne Mitteilungen aus seinem Seelenleben gemacht, von den Offenbarungen, mit denen ihn Gott begnadigt, vom Probst in Husum und dessen und seiner eigenen Himmelfahrt. Das Herz war ihm übervoll davon.

So fragte denn Sönke eines Tages:

„Wie heißest Du?"

Der Gefragte blickte verdutzt auf, dann sagte er: „Peter!"

Damit fand das Gespräch ein Ende. Nach einigen Tagen begann der Bucklige von neuem:

„Warum fluchst Du, Peter?"

„Fluchen ist gut!"

Wiederum stockte die Unterhaltung und diesmal fast für eine Woche. Als Peter gar keine Anstalten zur Eröffnung eines Gespräches machte, hob Sönke an:

„Woher kommst Du, Peter?"

„Weiß nicht!"

„Wer bist Du, Peter?"

„Weiß nicht!"

Plötzlich schoß Sönke wieder der närrische Gedanke durchs Hirn, sollte Peter doch wohl ein Teufel sein? Um ihn zu versuchen, fragte der Bucklige:

„Glaubst Du an Gott, Peter?"

„Nein!"

„Warum nicht?"

„Hab' ihn nicht gesehen!"

Peter mußte wohl ein Teufel sein. — Übrigens war das ja auch ganz in der Ordnung. Es wäre seltsam gewesen, wenn es nicht stattgefunden hätte. Allen, die Gott begnadigt, war es bisher widerfahren. Der Teufel war ihnen in irgend einer Gestalt erschienen, um sie zu verführen.

Sönke wäre gern auf seine Himmelfahrt zu sprechen gekommen. Dabei, meinte er, würde er Peter fangen können. Jedoch ein gewisses Schamgefühl hielt den Verwachsenen ab, so ohne jeden Umschweif davon zu reden. Er sann einige Minuten nach, dann schien er einen passenden Anfang gefunden zu haben. Er sagte:

„Hast Du Angst, zu sterben, Peter?"

„Im Winter! — Jetzt nicht!"

„Warum im Winter?"

„Im Winter ist es so kalt im Grabe!"

Sönke empfand eine große Befriedigung. Ja, da hatte Peter Recht, im winterkalten, feuchten Grabe mußte es abscheulich sein. Da war es doch etwas ganz anderes, gen Himmel zu fahren. Aber wenn Peter sterblich war, dachte Sönke weiter, so konnte er kein Teufel sein. Jedoch, vielleicht war das alles nur Verstellung, um seinen Verdacht nicht rege zu machen. Er wollte schon auf seiner Hut sein. Wenn Peter wirklich ein Teufel war, den die Hölle entsandt hatte, ihn um seine Himmelfahrt zu bringen, so sollte Peter schon Farbe bekennen.

Unterdessen hatte Peter angefangen, leise vor sich hin zu fluchen. Sönke unterbrach ihn mit den Worten:

„Ich werde nicht sterben, ich werde gen Himmel fahren!“

„Warum?“

„Der Probst wird mich mitnehmen!“

„Du bist verrückt!“

„Warum, Peter?“

Sönke wartete gespannt auf eine Antwort. Peter schwieg.

„Warum, Peter?“

Als Sönke wiederum keine Antwort erhielt, fragte er ungeduldig zum dritten Male:

„Warum, sag', warum?“

Peter sprang auf, ein wütender Fluchanfall bemächtigte sich seiner. Die Augen quollen aus ihren Höhlen, vor dem Munde stand Schaum. Es war ein schrecklicher Anblick.

Sönke hegte keinen Zweifel mehr, Peter war ein Teufel. Jedoch beängstigte diese Erkenntnis den Buckligen durchaus nicht, vielmehr bereitete sie ihm die größte Belustigung. Er fühlte sich völlig gewaffnet gegen alle Anfechtungen.

Sönke kicherte. „Nein, solch ein dummer Teufel! Sich so zu verraten!“

Peter war erschöpft auf den Boden gesunken. Sönke warf ihm einen spöttischen Blick zu und ging dann in seine Hütte, um sich schlafen zu legen.

Am nächsten Abend kauerte Sönke allein vor seiner Behausung. Peter war fortgegangen. Das Wetter war wunderbar schön. Der Bucklige starrte geistesabwesend auf den Feuerball der untergehenden Sonne. Die Dämmerung begann mit ihrem Schatten die Landschaft zu verhüllen.

Sönkes Hund, welcher neben ihm im Haidekraut lag, hob schnuppernd die Schnauze empor und knurrte. Der Bucklige erwachte aus seinen Träumereien. Er hörte Schritte. Ein Bauer kam heran. Er war schon vorübergegangen, als er sich jählings umwandte und Sönke zurief:

„Probst Caspers in Husum ist gestorben! Morgen ist die Leiche!“

Dann schritt der Mann weiter.

Sönke war wie betäubt von dem Gehörten. Wohl eine Viertelstunde lag er, ohne einen klaren Gedanken fassen zu können. Dann sprang er auf und wollte den Bauer etwas fragen. Die Zeit war dem Einsiedler wie im Augenblick verstrichen. Da er den Mann nicht mehr sah, so legte Sönke die Erscheinung desselben in seiner Weise aus. Das konnte nur ein Geist gewesen sein, der ihm hätte ankündigen wollen, er sollte nach Husum gehen, um dort mit dem Probst gen Himmel zu fahren. Nichts klareres konnte es geben. So war denn die Stunde, welche Sönke so oft herangesehnt hatte, nahe. Eine große Unruhe kam über ihn. Die Nacht

schlief er wenig. Wie er im Dunkel dalag, begannen ihn bange Zweifel zu quälen. Mannhaft aber kämpfte er dagegen. Das waren die Versuchungen des Teufels.

Als die Morgensonne strahlend aufging und die Nebel von den Wiesen der Marsch scheuchte, hatte auch Sönke den Sieg über alle Anfechtungen davongetragen.

Jubelnden Herzens, Gebete und Lieder auf den Lippen machte er sich auf den Weg nach Husum. Wie er die Stadt betrat, war noch alles still und tot. Er irrte eine Weile umher und setzte sich endlich vor der Kirchenthür nieder. Allmählich belebten sich die Straßen. Ein Kirchendiener kam und begann die Glocken zu läuten. Sönke wollte ihn nach dem Probst fragen, vermochte aber kein Wort heraus zu bringen. Dann ging der Bucklige wieder eine Zeit lang die Straßen auf und ab. In der Neustadt begegnete ihm ein Leichenzug, dem viele Menschen folgten. Er schloß sich ihnen an. Wieder wollten ihn Zweifel ergreifen. Wenn die Leiche dort der Probst wäre! Der Sarg war fest geschlossen! — Sönke mochte nicht weiter denken. Schließlich faßte er sich Mut und fragte einen Mann, wer die Leiche wäre.

„Probst Caspers!"

Ein jäher Schreck durchzuckte den Buckligen, jedoch im Weitergehen sammelte er sich wieder. Er schämte sich seiner Kleingläubigkeit. Der Probst würde auf dem Kirchhofe die Fesseln seines Sarges sprengen und vor allen Menschen gen Himmel fahren und ihn mitnehmen. An irgend einem Orte, und auf irgend eine Art mußte es doch geschehen, und so ereignete es sich vor den Augen aller.

Getröstet folgte Sönke dem Zuge in die Kirche. Auf die Predigt achtete er nicht, er war zu beschäftigt mit seinen eigenen Gedanken und zu sehr gespannt auf das, was da kommen sollte. — Dann ging es hinaus auf den Kirchhof. —

Der Sarg war ins Grab gesenkt, schollernd fielen die Erdklumpen hinab, das Trauergefolge entfernte sich.

Der Probst war nicht gen Himmel gefahren.

Der Totengräber häufte die Erde über dem Grabe zu einem Hügel, belegte ihn mit frischem Rasen und verteilte die Kränze. Dann ging auch er.

Sönke hockte allein an der Kirchhofsmauer, blöden Auges vor sich hinstierend.

So war denn alles aus! Der Probst war nicht gen Himmel gefahren. Den Eckstein hatte man herausgerissen, der kühne Phantasiebau stürzte zusammen.

Alles, alles war Lüge! Wenn der Probst nicht gen Himmel fuhr, dann brauchte Christus auch nicht gen Himmel gefahren zu sein. Es stand zwar in der Bibel. Aber, warum sollte die Bibel nicht lügen? Hatte ihn denn nicht Gott selber belogen mit dem Zeichen, das er ihm gegeben an jenem Abend? Gab es denn überhaupt einen Gott? Warum sollte es einen Gott geben! Peter hatte Recht, es gab keinen Gott. Es gab nur einen Teufel, und Peter war dieser Teufel. Jetzt würde er ihm das Genick umdrehen. Daran war nicht zu zweifeln!

Sönke schüttelte sich. Es war zu gräulich. Schritte nahten. Er fuhr in die Höh'.

Der Totengräber ging vorbei. Nach einer Weile kam derselbe wieder zurück und rüttelte Sönke auf.

„He, Du mußt gehen! Es ist neun Uhr! Der Kirchhof wird geschlossen!"

Sönke hatte nichts davon gemerkt, daß es Abend geworden war. Müden Schrittes schleppte er sich fort.

Die Nacht brach herein. Vom Meere stiegen schwere, dunkle Wolken und verdeckten den jungen Mond. Es herrschte fahles, unheimliches Zwielicht. Der Nordwind begann immer heftiger zu wehen.

Sönke war auf der Landstraße. Die Weiden zu beiden Seiten derselben beugten sich unter dem Winde. Hin und wieder schlug ein Zweig dem Buckligen ins Gesicht.

Es wurde immer stürmischer, die See fing an zu brüllen, Regentropfen begannen zu fallen. In rasender Eile und in grotesken Gestalten jagten die Wolken am Himmel dahin. Wie Hexenhände streckten die Weiden ihre Zweige nach Sönke aus. Alles erschien ihm so fremd und feindlich. An die Stelle eines bekannten, liebenden Geistes war ein Gespenst getreten.

Jetzt war es Sönke, als ob ihn kalte Hände im Nacken packten. Ein unendliches Grauen trieb ihn vorwärts. Er floh, hinter ihm das Entsetzen.

Vor seiner Hütte angelangt, warf er sich auf die Erde.

Den ganzen Tag hatte er keinen Bissen, keinen Tropfen zu sich genommen. Er fühlte keinen Durst, keinen Hunger.

Die scharfen Ästchen des Haidekrautes ritzten sein Gesicht blutig. Er bemerkte es nicht.

Strömender Regen durchnäßte ihn, immer eisiger ward der Wind. Er achtete es nicht.

Immer fester preßte er das Antlitz auf den Boden, sein Leib schüttelte sich, wie im Fieberfrost, furchtbares Stöhnen entrang sich seiner Brust.

Der entsetzliche Gedanke, Gott ist tot, die Allliebe ist gestorben, — jetzt würde sich die Hölle vor ihm aufthuen mit all ihren Schrecken, — durchschauerte seine Seele und ließ sie vergehen vor namenlosem Grauen. — —

So fand ihn Peter am nächsten Morgen im Haidekraut liegen.

Sönke war tot.



Ein Kandidat der Zukunft. — Übergangsmenschen.

Aus den nachgelassenen Papieren von Hermann Conradi.

I.

Sind es zweierlei Arten von Menschen: die „Übergangsmenschen“ und die „Kandidaten der Zukunft“?

Ich weiß: Wie zum erstenmale Einer dieses Motiv aufnimmt, feststeckt und unter das Mikroskop legt, um zum erstenmale etwas Neues, sogar sehr viel „Neues“, wenn auch im Ganzen unzusammenhängend, äußerlich wenigstens, denn innerlich sind die feinstfädigen Beziehungen vorhanden — wenn also auch nur sehr aphoristisch, andeutend, ausdeutend, tastend deutend überhaupt, darüber zu meinen und meiner Leser Nutz und Frommen gesagt wird, daß die Menschheit, also die Kulturmenschheit, im Begriffe ist, sich wieder einmal auf eine oder nur auf die andere Seite zu legen — so werden, nachdem ich eben Manches von dem, was ich loswerden wollte, wirklich losgeworden bin, Viele kommen, die . . . nun! die mir so gleichgültig sind, daß sie sich meinetwegen einlegen, also einmariuieren lassen können, nachdem sie mich „ausgelegt“, also nicht verstanden haben. Man wird in Zukunft viel von „Übergangsmenschen“ und von „Kandidaten der Zukunft“ reden — ich habe hier zu bemerken, daß ich mir notgedrungen das Vorwort zu diesen verschiedenen Kapiteln der nächsten Übergegenwart erbitten muß . . . Ich habe lange gewartet, man hat auch dies und das verlauten lassen, jüngst und minder jüngst, vor Monaten, Jahren, Jahrzehnten, was mir paßte, wozu ich Ja! sagen, das ich wie einen prägnanten Haken in eine Wand meines Zimmers — es hat damit seine Bewandtnis! — schlagen . . . an dem ich meinen Hut, manchmal auch meinen sechsläufigen Revolver aufhängen durfte, wenn ich gerade Lust dazu hatte — oder das

ich als einen Pfropfenzieher erachten durfte, vermittelst dessen ich mir diese und jene Phiole — sie enthalten ja nicht immer Osternachtswasser, solche Phiolen! — entkorkte — — aber im Großen und Ganzen war doch alles das Gehörte, Gelesene, Erlauschte, Zurechtgeordnete so in Entfernungen von einander verloren, so schmalflötzig, so karg und ohne Chlorophyll, so versteckt und so zaghaft, vorsichtig, bescheiden, leisezeherisch dazu, daß ich anfing, mich nach einem Menschen zu sehnen, nach einem Menschen mich umzusehen, mich umsehen zu müssen, der mir zugleich auch Laterne wäre. Mittel und Zweck in Einem, Objekt und Luzifer, Fundstätte, Niederlage, Weinkeller . . . nach einem Menschen, der auch eine mehr oder weniger ganze Seele besäße, von welcher ein „Inventar" zu veranstalten, „modern", im tiefsten, vollsten, breitesten Sinne „modern" und für das Erkennen, Durchschauen unserer Zeit, für das Einschauen in den Organismus unserer Tage, über Alles erträgnisreich sein müßte. Diese Seele fand sich, fand ich. Sie hat also manches zu vermelden. —

Im Laufe des letzten Winters saß ich — in München — eines Abends in einer Gesellschaft neben Hermann Lingg. Ich sprach zu ihm von dem Probleme des „Übergangsmenschen". „Ja! das ist ein Problem," sagte der Liebling meiner Jugend, der teilnehmende, ratende, zeigende, hoffende, wissende Freund meiner Dichterjugend, in seiner sanften, leisen, stillen, stillgewordenen Art . . . „Ja! das ist ein Problem!" Nun also: was für eins denn —?

Um diesen Punkt, dessen geographische Lage ebensowenig genau bestimmt werden kann, wie es schwierig ist, eine exakte, kurzangebundene, identisch deckende Definition seines Wesens zu geben, breiten sich zahllose Assoziationsschichten, zahllose Verwandschafts- und Ähnlichkeitsbezüge herum.

Enthusiasmiert den „Übergangsmenschen" eine in nachdrücklichen Metallfarben transparente Zukunftshoffnung; befruchtet ihn ein erschautes, vielleicht nur von ihm allein erschautes Morgenrot? Ist er das Glied einer Gruppe, einer größeren oder kleineren Gruppe — oder nur eine, vielleicht hartnäckig-trotzköpfige, vielleicht zaghaft-diskrete, reservierte Zeiterscheinung, die als solche in irgend einer Form einen anklagenden, abweisenden, revolutionären Gegensatz zur Zeit, zu unserer Zeit oder zu einer Zeit überhaupt, darstellt? Welches ist das Wesen eines geschichtlichen „Übergangs"? Steht nicht a priori jedes Menschenkind — hier nur in Bezug auf sein Recht gefragt, einmal historisches Inventarstück zu werden — mit dem einen Beine immer in der Vergangenheit, mit dem anderen immer in der Zukunft? Kommt es heute uns darauf an, eine äußere Formel und ein inneres Verständnis für jenen psychischen Prozeß zu gewinnen, der nur

insofern ein seelischer Konflikt ist — und zwar zumeist als ein typisches Moment der älteren Generation — als er eine Reibung zwischen der Hornhaut der Gewohnheit und gewissen „neuen", „modernen" Ideen, die von einem noch undifferenzierten, unintellektualisierten Willensidealismus der jüngeren Generation getragen und repräsentiert werden, darstellt — wobei es äußerlich ebenso paradox erscheint, wie es psychologisch korrekt ist, daß dieser Willensidealismus gleichsam die Mutterhefe ist für die gewissen Leuten ach! so ominöse Pilzbildung eben dieser „neuen", „modernen" Ideen —? Haben wir heute das Recht, von einem ganz spezifischen Typus des „Übergangsmenschen" zu reden — ist dieser Ausdruck mit dem süßsaueren Gute der Resignation legiert . . . und ist der pp. „Kandidat der Zukunft" wirklich oder wirklich nur derjenige „Übergangsmensch", der so alt hat werden dürfen, daß ihm Altes und Neues zu einem Dritten, Zukünftigen, zusammenwachsen, ausgeglichen verwachsen konnte —?

Wo sitzt das Plus des „Übergangsmenschen" —: im Hoffen oder im Fürchten? Was ist ein „Ideal"? Haben wir wirklich keine Ideale mehr? Und wer sind denn diese ewigen „wir"? Haben wir — schon wieder! — nicht die verfluchte Pflicht und Schuldigkeit, uns selber gegenüber, eine Gemeinschaft, ein In-denselben-Topf-geworfen-werden mit vielen, mit sehr vielen unserer sog. „Zeitgenossen" sehr entschieden abzulehnen? Man hört heute sattsam von einer „neuen Bewegung", von „neuen Strömungen" reden. Drückt sich hier, hierin wirklich der „Zug der Zeit" aus; treten hier, hierin wirklich die „Ziele der Zeit" in umfassender Vielseitigkeit und charakteristischen Bestimmtheit zu Tage? Wir werden später gelegentlich einen Blick, sogar einen längeren, schärferen Blick, in diese — nein! eine Trödelbude ist die heutige Litteratur nun doch nicht — sagen wir also: in dieses Magazin, in diesen „realistisch-romantischen" Bazar thun müssen. Ach! da werden sich sehr merkwürdige Folgerungen in das helle Licht des Mittags stellen. Dabei habe ich also die Litteratur stillschweigend als einen Spiegelsaal der Zeit, der jeweiligen Gegenwart, erachtet und betrachtet — ist sie das auch in Wirklichkeit? Kann sie das überhaupt in kritisch zusammengedachter Flächenbreitheitenfülle sein? Ach! Und warum denn wieder „Litteratur" und immer wieder „Litteratur"? Und in der Regel nur „schöne", „schöngeistige", „belletristische" Litteratur? Oft genug aber auch und beinahe noch fürtrefflichere „Fach"-Litteratur? Und die lobesamen und lobfäligen Kompromißsprößlinge, so da aus Bequemlichkeitsgründen oder in Folge demokratelnder Popularisierungsbestreberei auf den feisten Grenzlinien zwischen Kunst und Wissenschaft wachsen, grünen und gedeihen? Diese Feuilletons, Skizzen, Essays, Plaudereien, diese Kommentare, Kritiken und tiefsinnigen

„Untersuchungen" —? Nun ja! wir leben in einer „gewerblichen Zeit" — und Alles wird eben geworben, vom „Publikum" benötigt, um dieses wohlthuende Wort einmal zu gebrauchen, wird von demselben Publikum mehr oder weniger dankbaren Herzens verkonsumieret, bei welcher Gelegenheit ich übrigens vorschlage, daß die deutschen Dichter und Schriftsteller von den Tinte- und Stahlfeder-Fabrikanten eine Privatkapitalrentensteuer endlich einmal zu erheben sich angelegen sein lassen möchten — indessen! ich werde selbst „feuilletonistisch" weitläufig und „unsachlich" — vielleicht, weil ich meinem Thema gegenüber noch herzlich unsicher bin? . . . Nun denn: Wie stände es mit der „Unsicherheit", als einer nur zu charakteristischen Eigenschaft des „Übergangsmenschen"? Also erschaute ich mich selber als einen — — und was fingen wir nun mit den armen „Kandidaten der Zukunft" an? O Dostojewskij, gieb ihnen, gieb Jenen — man weiß, wen ich meine — oder wenigstens Du weißt es, wen ich meine, Einziger, Einzigster, Unvergleichlicher, gieb ihnen die Instrumente deiner abgründigen Psychologie: jenen Allen, die da mitreden wollen und Nichts, aber auch gar nichts erlebt haben —: diese Sklaven der Objekte, die immer wohnen geblieben in der Zwang- und Tributsphäre der Dinge, der Phänomene, und damit aller Probleme und Konflikte sich entschlagen haben — nur der hat das Recht, die individuale Legitimation, sowie die soziale Befruchtungsquelle in Einem, Sklave der Objekte zu werden und, als Produkt folgerichtig unausgeleisbar fortschreitender psychophysiologischer Entwicklung, Sklave zu bleiben, der die Kunst besessen, es nicht a priori zu sein! — gieb ihnen deine natürlichen Bohrer, deine übernatürlichen Wünschelruten, deine Fahrstühle mit ihrem prachtvollen Federwerk, das aufschnellt und festpreßt, sollte wirklich einmal ein kleiner Strick oder gar ein Tau reißen — und sie werden — nun? Ihre Hände seien zu ungeschlacht? Ihre Finger zu plump? Aber sie ahnen doch Alle, sie ahnen doch, daß etwas „Neues" in den Wehen oder mindestens in den Vorwehen liegt? Und doch nicht so ein bischen, so ein ganz kleines bischen Kompliziertheit unterkriegen können? Aus welcher Wiege dieser Fadenwirrwarr nur stammt? Und warum ihn „allgemein verständlich" machen wollen? Es ist ein so auffälliges Unterfangen. Einer, der geschichtlichen, geschichtsphilosophischen Geist im Leibe hat, muß sich immer isolieren — „da giebt's keenen Nuß", wie der „helle" Sachse sagt. Man kommt von sich immer auf die Vergangenheit der Menschheit, vielleicht auf die der Kulturmenschheit nur, aber eben doch auf die Vergangenheit. Und es ist so viel, so sehr viel schon vergangen in der Welt — das muß man erst einmal begriffen haben. Man sollte es wirklich nicht zu einer Plastik der Abstraktion bringen können? Immer nur historische

Persönlichkeiten? Immer wieder Objektskult? Langweiligste hero-worship? Und doch ist das Alles vor der letzten Instanz furchtbar gleichgültig. Wie du erlöst sein willst, d. h. wie du dich loswerden mußt: darauf nur, auf diesen Pol allein hat man dich losgelassen. Warum denn nur immer Wurzeln treiben wollen? Es giebt doch auch Knollengewächse mit aufgespeicherten Ernährungssäften. Ja! Ja! Man hat dich nur losgelassen, du „willensfreier" Mensch! Armer Kerl! Also spukt schon wieder einmal das Problem der „Willensfreiheit"?

Eines Tages übertrumpfte irgend ein altvorderisches Wesen das simple Konstatieren durch das geistreichere Zählen. Man entdeckte eine jeweilige Über- resp. Unterzahl der Erscheinungen, an denen man geworden war und weiter wurde. Damit war der Anfang der Züchtung eines Organs zum Ergreifen und Begreifen der formalen Potenz des Problems gemacht. Wir fragen heute nicht mehr: ist der Wille „frei" oder „unfrei"? Wir fragen: Wie kam man überhaupt dazu, den Willen für „frei" oder „unfrei" zu erklären? Was wissen wir von der Geschichte unseres Verhältnisses zu dem Problem? Ist das etwas Neues? Eine neue Betrachtungsweise der Dinge? Sind das die Keime einer neuen Weltanschauung? Schicken wir uns an, den Phänomenen gegenüber — Phänomenalisten zu werden? Die Analyse, als Tochter der Synthese, ist Sukzessivetät. Die Synthese selbst? Vielleicht nur die in ihrer Intensität, Qualität und Polarität von der persönlichen Beanlagung, den persönlichen Bedürfnissen des Einzelmenschen abhängige Auswahl aus den analytisch gewonnenen, d. h. sukzessiv konstatierten „Inhalten", wie die „Jüngsten" des philosophischen Deutschlands zu radebrechen wagen? Heißt „empirisch sein" — vielleicht nur: Massen sehen, intellektualisiert sein, vor der Synthese auf dem Bauche liegen? Und der „Wille"? Die vitale Urpotenz? Begriffen wir das Sein, d. h. könnten wir es konstatieren, wenn wir nicht ganz gemütlich geworden wären? Ist Sein nicht Dionysionismus, wie Nietzsche sagt — natürlich dionysionismus cum grano salis —? Also Phänomenalismus? Aber Phänomenalismus des Willens? Und der „Pessimismus" Produkt und Speise zugleich der intellektualen Pubertät? Begreift man nun, warum vorwiegend die Jugend „pessimistisch" ist? Die Jugend mit ihrer Kraft, ihrer Gesundheit, ihrem breiten, strapazenwütigen Rücken? Der Wille will, will absolut, will als Unbewußtes — und wir begreifen doch nur den absoluten Willen seines Unbewußtseins als intellektualisierte Willensdargestelltheiten? Also erst, wenn wir schon einen sehr starken Dunst von aller irdischen Grenzenhaftigkeit bekommen haben —? Wir konstatieren Objekte; wir konstatieren vermittelst synthetischer Auswahl ein dem Willen wesens-

zugehöriges Bestreben zur absoluten Freiheit und Grenzenlosigkeit, zum ungehemmten Sichausströmen, Sichausleben zum Sein „an sich" — und daraus sollte kein Zwiespalt, eben kein „Pessimismus" in den Pubertätszeiten des Intellekts aufschießen? Es kann einfach kein Mensch sein ganzes Leben lang „Pessimist" bleiben, aus den simpelsten Wachstums-, d. h. persönlichen, psychophysischen Fortsetzungsgründen nicht —: der aber, welcher einmal „Pessimist" bis zum Rande hat sein dürfen, hat damit den Vorbesitz ganz außergewöhnlicher Lebenskräfte bewiesen, was natürlich nie Einer aus dem Heerbann der armseligen Oberflächler, d. h. der beklagenswerten Frühgeburten des Intellekts, kapieren wird, weil er es eben bei dem sotanen Zustande seiner menschlichen Zusammengesetztheit nicht kapieren kann. Das ist eine Thatsache: sehe Jeder, wie er sich privatim mit ihr abfinde. Was heißt aber: Sich mit Etwas abfinden? Über Etwas hinauskommen wollen? Nur: im Spurenneße der Assoziationen ein neues Geleis furchen? Nur: Etwas mit brutaler Erfahrungskaustik in den Vordergrund schieben? Nur: sich von einem Neuen hypnotisieren lassen, um etwas Älteres darüber zu vergessen? Weiter nichts, als Gelegenheit für die Vollziehung eines neuen Identitätsaktes schaffen? Das wäre also der Kern aller „Erlösung": das willenspotenziale Einssein? Aushängung ganzer Gliederfluchten von Zwischenobjekten —: einem letzten, höchsten, allerhöchsten Quinteſſenz-Objekte gegenüber? Einem Sein, einem Gott, einem Nirwana, einem Nichtsein gegenüber? Oder gar zu Liebe? Warum aber über Millionen Mittelköpfe hinweg eine letzte Instanz erheben? Wäre das auch bloß der synthetische Auszug einer Quadratwurzel? Also ein Kunststück, die Funktion einer Kunst? Somit alles, was „Religion" heißt, Erzeugnis, Resultat einer menschlichen Kunstthätigkeit? Ein Fragezeichen nach dem anderen — es ist gräßlich — nicht? Wo liegen die Anfänge der Kunst? Und was besteht vor unseren „modernen" Augen noch als Kunst? Unterscheiden sich — und vielleicht heute nur noch? — Kunst und Wissenschaft durch die Art ihres Gebärens oder durch die Wahl ihrer Motive? Ist „Wissenschaft" vielleicht nur „Wille zur Macht" über die Objekte — „Kunst" Wille zur Macht über den Willen, der von seinen Hemmungen erlöst, also —: „idealisiert" dargestellt werden soll? Nein! Nein! Es liegt durchaus keine Contradictio in adjecto vor. Man erwäge nur: Der Wille zur Macht über den Willen: ist er als etwas Anderes möglich, denn als intellektualer Koëffizient des Gefühls, das doch wiederum nur unbewußt gewordener, d. h. intuitiv thätiger Intellekt ist? Rubriken, Provinzen des Geistes finden; Schemata aufstellen; deutsames und deutbares, dem Individuum kongruentes, kongeniales Material schaffen: läuft darauf nicht Alles hinaus? Nun, ich denke: ich habe vorläufig der Fragen

wenig gestellt, übrigens auch manche Antwort gegeben, sollte sie hin und wieder auch nur zwischen den Zeilen stehen. Überhaupt liegt es mir zunächst gründlich fern, breitspurige Erntewagen voll neunmalkluger Antworten durchs sperrangelweit geöffnete Hofthor bugsieren zu wollen. Manchmal ist nichts langweiliger, als das. Manchmal ist allerdings auch nichts kurzweiliger als Fragen zu beantworten, die, aus Furcht oder aus Feigheit, überhaupt nicht einmal offiziell gestellt werden. Ich gerate somit der Frage: „Was ist ein Philister?" in die Hände. Man hört heute das Wort „Philister" so oft — beinahe wird man schon mißtrauisch gegen Leute, die es aller Nasenlang in den Mund nehmen und Alles, was gelegentlich 'mal nicht in ihren Kram paßt, mit dem Stigma „Philister!" zu brandmarken suchen: als ob nicht der am Lautesten zu pfeifen pflegte, der sich heimlicherweise fürchtet! Ich will einmal — und warum sollte ich nicht? — im Katheder-jargon der „Fliegenden Blätter" weiter reden — da wird man mich schon besser verstehen und „wegkriegen", was und wie ich dieses dunkle „Was" meine. Also: Auch Siegfried hatte, um aus dem Bilde zu fallen, seine Achillesferse, d. h. sein Fleckchen, sein Räumchen bösen Gewissens — leiden wir nicht alle an „bösem Gewissen"? Da findet das Stethoskop der Psychologie seine Ernte. Unser „böses Gewissen" objektivieren: thun wir etwas Anderes, als dieses, wenn wir unserem „Nächsten", gewöhnlich dem ersten und besten Nächsten, d. h. demjenigen, so sich am Vorzüglichsten nach unserer Erfahrung dazu eignet, eine in uns selber thätig gewesene „Schuld"-Sphäre anschwindeln, wenn wir also sehr „altruistisch" sind . . . und für uns selber Charpie sehr nötig haben? Ach! Ihr armen bajouvarischen Marterls, ich verstehe Euch! Auch eine „Willensübertragung". — Aber die Übertragung eines bestimmten Willens: unseres Willens zur „Schuld" eines Anderen! Weiter nichts, denn die Bethätigung unserer sozialen Grundnatur. Allenthalben nur soziale Kreise in konzentrischer Befehdung. Die Geschichte vom „Egoismus" ist in der That halb und halb ein Märchen: denn ist nicht das Individuum auch nur eine Zellenverbindung, also eine soziale Staatsrepräsentation? Ich bitte das übrige auf diesen Punkt bezügliche in Preyers „Die Seele des Kindes" nachzulesen und sich dito die Geheimnisse der Pflügerschen „Rückenmarksseele" zu Gemüte zu ziehen. — Sonst behaupte ich, ist ein Philister ein Mensch, dessen Organismus von einem zu mageren und dürftigen Willensfluidum gespeist wird, um Identisches einmal in Prädikat und Objekt zu spalten, als daß die Intellektualisierung dieses Willens, seine Umsetzung in einen Mechanismus (Reflex-Apparat), nicht verhältnismäßig sehr früh erfolgen sollte. Der „Philister" ist der geborene Phänomenalist; der naiv-raffinierte, d. h. der

die Retina durch das Gehirngrau dankbar bestätigende Synthetiker; der Mann der „Real-Politik", der „Logik der Thatsachen"; der Heros des Kompromisses — der Philister ist der Mann ohne produktive Phantasie, wobei ich unter „Phantasie" eine durch eine reiche Objektswelt zu flüssigstem, mühelosestem Arbeiten gestimmte Assoziationskraft — und unter „produktiver" Phantasie die Fähigkeit verstehe, einer Erscheinung auf den Grund zu kommen, ihre Quintessenz zu finden, nach einer bestimmten Richtung hin den letzten Schluß zu ziehen. Das „Wesen" eines Dinges erschließen, bedeutet nur: seine ursprünglichste, einfachste, praktischste Form zurückentdecken: diejenige Form, welche am leichtesten überzeugt; bei welcher der ursprüngliche Zweck, Ermöglichung der verhältnismäßig ungehemmtesten Offension — am klarsten hervortritt — bedeutet nur: die Keimzelle einer (bestimmten) Bewegung auffinden. Bewegung und Ruhe: wir sind mitten im Ereignisleben der Mechanik, der Statik. Sein ist ungehemmte, also in letztem Grunde zweck- und ziellose Offension, wenn ich diese paradoxe Zusammenkoppelung wagen darf — „Teleologie": anthropomorphische Übertragung. Erst nachdem der Mensch pragmatisiert war, anthropomorphisierte er. Werden, „Leben": beanstandete, von den „Objekten" beeinträchtigte Offensive. Und doch wird „Subjekt" und „Objekt" nur Eins —: Eins sowohl in einem neuen, perzeptiven Identitätsakt, wie Eins im Erinnerungsakte, im eigentlichen „Ideenleben", in der assoziativen Sphäre, dem Werkzeuge der Apperzeption, in der immanenten Gedankeninzucht. Daß wir uns selber nur als Objekt vorstellen können, zwingt uns zu dem Schlusse, daß wir nur an Objekten geworden, durch Objekte intellektualisiert sind, daß „Objekte" also realiter existieren — selbstverständlich ist die Anerkennung einer „Realität" auch nur Deutung, Formel, Symbol. Der letzte Schluß, der auf diesem Wege liegt, kann nur der sein, daß die Einheit, die Synthese an sich das Prius der Vielheit ist — daß die Rückkehr zur Einheit, zum Nichtwissen — tat twam asi!, „aus Mitleid wissend", besser: „aus Mitwissen leidend" — daß der Wille zur Rückkehr das Lebensprinzip der intellektualisierten Vielheit, also identisch ist mit dem Daheim-Wollen, mit dem Dableiben-Wollen um jeden Preis. Nur im Werden können wir das Sein oder das Nichtsein, was ja dasselbe ist, wollen — „Wollen" als neutrale ἀνάγκη als „dira necessitas" genommen. Das also wäre das „Geheimnis des Lebens", das „Rätsel des Todes" . . . das also wäre zugleich unsere „Schuld", unser „Verhängnis", wäre der „Fluch", der auf uns lastet? „Hemmung" bedeutet Leben, Erfahrung, Schmerz, Intellektualisierung: das Wort muß leider immer wiederkehren. Aber nur in den mannigfachsten Vielheiten und Zusammengesetztheiten sind die Willenspotenzen — man mag hier auch an „magnetische" Strö-

nungen, „magnetische Atmosphären“ meinetwegen auch an das Reichenbachsche „od“ und an die hierher gehörigen Resultate Mesmers, Braids, Pertys u. A. mit denken — sind also die Willensmassen in die Gehäuse der einzelnen Individuen, menschliche Individuen vorausgesetzt, eingegangen. Vererbtheiten und persönliche Objekts-Erfahrung bedingen die gesamte Eigenart der Entwicklung. Ich will hier auf den Schopenhauerschen Gedanken, daß der Wille, das eigentliche und eigentlichste „Ding an sich“, sich in der Ausbildung der Organe, also auch des Nervensystems, manifestiert, nicht weiter eingehen — jedenfalls aber betreten wir jetzt die Bezirke des psychophysiologischen Abhängigkeits-Prozesses. Der „vierte Stand“, die Jugend der Menschheit, ins Ganze gefaßt, das vielleicht mit Hauptbetonung der national-ökonomischen Seite, stellt die noch verhältnismäßig reinste Willensmasse dar. Im „dritten“ Stande, in der Bourgeoisie — hier ist verhältnismäßig größte Intellektualisiertheit, verhältnismäßig größter Reichtum an Objekten, Verbrauch von fast allem verzehrbar gewesenen Willensvorrat: man wird den „Tropus“ passieren lassen. Natürlich ist das Alles nach dem Prinzipe der Individuation differenziert, versonderlicht zu denken: so ergiebt sich, so ermöglicht sich eben eine ungeheuere Masse von dargestellten Einzelmischungen. Nachhaltigste Willenspotenz, also verhältnismäßig größte Intellektualisierbarkeit und wirkliche, durch günstige Verhältnisse — außergewöhnlich reich dargebotene Objektswelt — gewährte Intellektualisierung bürgen für die verhältnismäßig größte Anzahl von Neutralisierungsakten: von Seins-Erlebnissen im Flusse des Werdens. Hier stehen wir an den Quellpunkten der Ethik, der Ästhetik, mit ihren Projektionen in die Welt der Erscheinungen, des Materiellen, also im Grunde in die Welt der National-Ökonomie. Noch am ehesten und zahlreichsten sind reine Seins-Erlebnisse im Bereiche des Erhabenen möglich: dort, wo der Wille des Individuums, ich möchte fast sagen: absolut gebunden wird. Das „Schöne“ neutralisiert den Intellekt, bestätigt also den Willen, giebt sich als das einfach, als das schlechtweg bejahende Prinzip, ist also das jeweilig Nützliche, Praktische, Untersäulende, Weiterführende, und das in superlativer Nachdrücklichkeit. Ich wiederhole: nur in den Wirbel- und Wirrwarrzonen des Werdens sind strengere und strengste Seins-Erlebnisse möglich. Nietzsche bemerkt sehr korrekt am Schlusse seiner „Genealogie der Moral“: Wir wollen (müssen) Alle lieber das „Nichtsein“ wollen, als das Sein nicht wollen. Was wäre demnach das wirkliche Wesen des „Tragischen“?

Ein Unglück in gewissem Sinne bleibt zunächst das (psychophysiologische) Gelähmtwerden immer, ob es nun ganz, d. h. durch den „Tod“, geschieht, oder nur teilweise, also ein äußeres Fortleben in bedingter Breite

gestattet. Aber warum nennen wir dieses Gelähmtwerden „tragisch“? Ist der betreffende „tragische Held“ nicht eingegangen in das Reich der Gebundenheit, der allseitigen Ausgeglichenheit? Ist er nicht zurückgekehrt zum „Willen an sich“? Indessen: ist es ihm noch gegeben, die Poesie des Übergangs ein zweites, ein drittes, viertes, fünftes Mal zu genießen —? Nur in halbverlorener Nüchternheit verstehen, umfassen, besitzen wir die Extasen des Rausches. Die Wollustpoesie des Übergangs: das reicht mit seinem Wurzelfaserwerk tief, tief in die seelischen Abgründe des Menschenkindes, des „Menschensohnes“ hinab. Auch eine Hindeutung übrigens auf das tragisch-komische Schicksal des „Ubergangsmenschen“ im Ganzen. „Furcht und Mitleid“ hat man auch dieses Mitleiden, dieses Mitwissen, diese Sympathie, diese ausgelöste Welt von Schmerzen und Wollust genannt. Doch im Verlaufe von zweitausend Jahren ist die Menschheit, die eben dadurch, eben damit „Kulturmenschheit“ geworden ist, so tapfer intellektualisiert worden, daß wir uns Alle als vom „Toback“ des „Sokratismus“ und „Apollinismus“, wie Nietzsche sich ausredet, bräunlich angeraucht begutachten müssen. Und doch hat es zweifellos einmal „Neurosen der Gesundheit“, hat es einmal eine Menschheit mit zermalmungswütigsten Raubtierinstinkten, hat es einmal eine Periode eines schweren, dunklen, düsteren, tragischen Dionysionismus gegeben — derselbe Nietzsche vermutet das ganz mit Recht. Da ließen sich noch verhältnismäßig sehr wenige Objektsfahrzeuge auf dem breiten, stolzen Strome des ureingeborenen Willens blicken. Da gab das Leben die Blütezeit der mechanischen Tragik her, es lebte nur ein absolutes Schicksalswalten, es lebten sicherste, vorbestimmte, unentrinnbare Führungen. Es ist sehr nachdrücklich zwischen dynamischer und mechanischer Tragik zu unterscheiden. Vertikales Hinabschießen in den Tod: wie glücklich ist der, dem es eine einfachere, mediokratische Naturanlage gestattet, gewährt. Die berühmte Schopenhauersche „Fallhöhe“, die der arme Tragische bald besitzen soll, wird nur zu oft, wenigstens in den Augen schärfer und tiefer und eigenartiger Sehender —, durch eine jämmerliche Mittelmäßigkeit des seelischen Organismus paralysiert. Die Griechen stellten die mechanische Tragik, so da verhältnismäßig ungebrochenen, naiven Menschenkindern passiert, am Reinsten dar. Wir, wir „Modernen“, sollten wohl nun nachgerade endgültig bei der dynamischen Tragik angekommen sein: wir um Unübersehbares mehr gespaltenen, differenzierten, intellektualisierten Geister. Dagegen treibt sich unsere ganze Dramatik — die historische immerhin noch mit einem gewissen Rechte — in Mischlingsbezirken herum. Allerdings! ich vergesse immer wieder, daß Naturen, die als dargestellte (Christallersche) „Gegengesellschaft“ sich eben im Gegensatze

zur Masse, deren Prinzip natürlich nur die Massenerziehung sein kann, entwickelt haben — daß diese allgemeiner begriffener Typus und fruchtbarer Sauerteig erst unerkleckliche Zeitläufte später, als die Stunde der jeweiligen Gegenwart anzeigt, werden können. Der tragische Konflikt, welchen Dramatiker ältesten, älteren, neueren und neuesten Schlages zur Axe ihrer Dichtungen machten und machen: er ist fast immer der konventionellen moralischen Sphäre entnommen: in der Regel handelt es sich innerhalb harmloser, einfacher Menschen um halb simple Zwiespältigkeiten, zu denen ich allerdings auch einen „Pflichtenkonflikt“ wie zwischen Liebe oder Freundschaft einerseits und Vaterland andrerseits zu zählen wage. Und wo wirklich einmal der Versuch gemacht wird, einen Griff in ein zusammengesetzteres seelisches Leben zu thun, wo mithin weniger eine gesellschaftlich-moralische „Prinzipien“-Tragödie, mehr eine sog. „Charakter“-Tragödie herauskommen soll: wie sind doch in der Regel die „Helden“ auch dieser Tragödien alles Andere mehr, denn wirkliche „problematische“ Naturen, alles mehr, denn Menschen also, die an dem Widerstreit zwischen persönlicher Anpassungsfähigkeit und jeweiliger, durch eine bestimmte Objektsgruppierung geforderter, bedingter Anpassungsnotwendigkeit zu Grunde gehen. Abgesehen von Kleists „Prinzen von Homburg', behandelt eigentlich nur noch Dostojewskijs großes tragisches Epos „Raskolnikow“ einen echt dynamisch-tragischen Konflikt. Was für rührend einfache und harmlose Gesellen sind aber nicht diese Fausts, Hamlets, Wallensteins! Was für ein armer, dummer, erzdummer Teufel ist nicht dieser Mephisto! Wie stinkt er nicht patent nach dem bewußten Eklektizismus Goethes, von dem alle Goethe-Interpreten so voll d. h. so überzeugt sind. Also ich will im Grunde nur „abnorme“, „psycholochische“, „pathologische“ Menschenkinder, „psychiatrische“ Motive? Warum nicht? Was sich da innerhalb eines bestimmten Rahmens ereignet, ist ja nur mehr oder weniger zufällig: was sich aber in der innerlich notwendigen, notwendig gewordenen Fortsetzung eines gleichsam doch nur improvisierten Beginns noch ereignen könnte: das ist das Unheimliche, Beängstigende, Einschnürende. Die Ungewißheit, wann endlich die Objekte aufhören werden, im Intellekt den Willen anzurempeln: sie lastet auf uns, sie erdrückt uns, sie löst das tiefste Mitwissen und das tiefste Mitleiden aus; sie ist der überwundene, also intuitiv thätige Intellekt, der uns die Kraft giebt, der Sehnsucht nach dem Tode zu Liebe das Leben auf uns, weiter auf uns zu nehmen. Wenn auch momentane Dispositionen annehmender oder abweisender Art, und psychophysische Sonderzustände, stockendes Gefühlsleben, Objektsüberreizungen ꝛc., unter Umständen das innige Verständnis für ein aufgerolltes Ausnahmeschicksal trüben können: so sind es

doch wiederum nur **die** Naturen, nur diese **reicheren** Naturen mit breitester Willensunterlage und ausgebildetstem Saugapparat für die Bewältigung der Phänomene, so sind es doch nur diese Besserweggekommenen, sage ich, welche sich das **Wesen** des betreffenden thätigen Organismus (oder Mechanismus) anzueignen, die es sich zu **deuten** im Stande sind. **Deutung** aber, unter Umständen **sehr** private, sehr **persönliche** Deutung: sie ist sowohl das formale, wie das inhaltliche Prinzip jeder Weltanschauung: individuelle Schranke, Freiheit, Notwendigkeit, Knechtschaft, Waffe und Achillesferse, Erlösungskoëfficient und Nessusgewand; Ausdruck, Projektion, Dargestelltheit des psychophysiologischen Entwickelungsprozesses.

Endlich also einmal ein „Absatz“, ein Aufatmen nach dieser endlosen Dialektik individual-typischer Proportionen. Wie vielerlei ist nicht schon berührt, gestreift, erwähnt, berücksichtigt und auch — abgethan worden! Jawohl! Gott sei Dank, auch das. Doch manches flatternde Stückchen Altweibersommers ist allerdings noch um einen würdigen Baumstamm, um ein Kirsch- oder Äpfelbäumchen zu legen, oder an ein mit roten Pfaffenhütchen besetztes Zweiglein, an eine schwarzbraune Brombeerhecke loszuwerden.

Ich wiederhole meine Eingangsfrage: Sind es zweierlei Arten von Menschen, die „Übergangsmenschen“ und die „Kandidaten der Zukunft“? Eine prinzipielle Sonderung läßt sich in der theoretischen Beantwortung der Frage natürlich ebenso wenig vornehmen, wie es schwerlich jemals in Wirklichkeit eine schneidend genaue Zweiteilung der Menschen nach dieser Richtung hin geben wird. Ich nenne vor der Hand schlechtweg denjenigen einen „Übergangsmenschen“, der von dem Neuen, Kommenden so viel weiß, daß er, ein gleichsam neutrales, neutralisiertes Instrument seines Atavismus, das Künftige, Zukünftige ebenso fürchtet, wie erhofft. Ich denke hierbei zunächst an den **Mann** — und zwar an den Mann, der auf dem Höhepunkte seiner Entwickelung, also auf der sog. „Mittagshöhe des Lebens“ steht, d. h. der an demjenigen Punkte seines Lebens angelangt ist, wo die Spitze der Pyramide der Jugend mit derjenigen der Gegenpyramide des Alters zusammenstößt, wo also die relativ größte Einseitigkeit, Verengung, Gebundenheit erreicht; die relativ größte Kraftzusammenspannung und Kraftersparungstendenz vorhanden; — wo die Willensmasse, die zur Verfügung gestanden hat, so gut wie aufgezehrt ist; wo das Willensleben der Jugend, die dargestellte Brechung an den Objekten, gleichsam endlich selbständig, selbstbewußt, bewußt mit sich, identisch, wo sie ein einziger, großer, erlebter Apperzeptionsakt geworden ist, welcher, an sich Drama und Peripetie im Drama zugleich, sich nachher in die **epische**, vorzugsweise **intuitiv** thätige Auflösung des **Alters** verläuft. Natürlich sind diese psychophysiologischen Entwickelungs-

abschnitte in jedem Individuum andere, besondere, eben von der Gesamtveranlagung des Individuums abhängige. Das Bild von den beiden Pyramiden ist somit nur durch das spekulativ gewonnene Durchschnittsmittel, zu welchem jeder Einzelmensch sein bestimmtes Verhältnis besitzt, gerechtfertigt. Der „Übergangsmensch" ist also zunächst ein Opfer seiner Geburt, d. h. von den äußeren Zufälligkeiten seines Alters und von der Verfassung, in welcher sich jeweilig bestimmte Zeitläufte hindurch seine engere und weitere Umgebung befunden hat, abhängig. Der „Kandidat der Zukunft" ist demnach vorzugsweise der Mensch, der seine „Reise" in der umgeordneten Gegenwart, also in der Zukunft, erleben; der von den Gegenständen, den Inhaltserscheinungen der Zukunft seine eigentliche Intellektualisierung erfahren; dessen Rückwirken auf die Objekte, dessen praktische Lebensthätigkeit mithin, in der Zukunft und von ihr ausgelöst werden wird. Ich betone immer wieder die psychophysische Gesamtveranlagung des Einzelmenschen, von der für seine Stellung zu Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft nicht weniger, denn Alles abhängig ist. Ich schalte hier ein, daß sich abstrakte Systeme, welcher Art sie auch sein mögen, ob rein psychologischer Natur oder von angewandter Psychologie, also ästhetischen, ethischen, völkerpsychologischen 2c. Charakters — warum nimmt unsere Zeit das harmlose Wort „Völkerpsychologie" nur so ungern in den Mund? — daß sich solche Systeme also nur aus spekulativ gewonnenen Durchschnittsmitteln ergeben, daß in der Praxis jedoch alles nur äußerlich auf Schablone, Einordnung, Anschluß, innerlich dagegen auf brutalsten Nihilismus hinausläuft — in welchem Nihilismus sowohl bewußt behauptete, nachdrücklich festgehaltene, weil für das Fortbestehn des Individuums notwendige Eigenart, wie stumpfsinnigste Gleichgültigkeit, absolute Verkrustung, totale Unauffurchbarkeit, enthalten und beschlossen sind. Am Unglücklichsten sind diejenigen Naturen, die halb „Übergangsmenschen", halb „Kandidaten der Zukunft" darstellen, darstellen müssen: Zwillings- und Zwielichtsgeschöpfe mit gar nicht übler, mit ganz respektabler Willensunterlage sogar; gut intellektualisiert, auch noch vielfach intellektualisierbar; mit sehr scharfen Geruchsorganen ausgestattet, zum Erfassen dessen, was „in der Luft liegt", was sich ankündigt; die Nöte der Zeit teils intellektuell gesondert studierend, statistisch-wissenschaftlich konstatierend, im Einzelnen zu heben, zu beseitigen suchend; teils aus heftigstem Willensidealismus heraus sie im Tiefsten mitfühlend, unter den allgemeinen sozialen Drangsalen mitaufstöhnend — und am Ende doch vor der Zeit, bevor die Zukunft sich nur in Einem, sich nur in Diesem und Jenem erfüllt hat, zur Versöhnung geneigt, zur Versöhnung gezwungen — in ihrer psychophysischen Entwickelung, deren leitender

Durchführungsträger unvermerkt doch das atavistische Moment geworden ist, dazu veranlaßt: einzulenken, einzumünden, mit den bewußten „bestehenden Verhältnissen rechnen" zu lernen. Zu früh — d. h. nur im Hinblick auf das Gesamtgefüge der Zeit mit ihrem Debet und Kredit: für den einzelnen Menschen ist diese Entwickelung nur normal und über alles zweckmäßig, insofern sie die persönliche „Erlösung" im großen Stile, darum also mit kleinen Abzügen und Lücken, darstellt — zu früh, sage ich, hat sich die Willensethik der Pubertäts- und eigentlichen Jugendzeit zur phänomenalistisch-ästhetischen Weltbetrachtung erweitert und erflacht, die Grenze, jenseits welcher, innerhalb der Sphäre des Erhabenen, große Seins-Erlebnisse möglich waren, ist unvermerkt überschritten worden; die Ära der intellektualen Toleranz beginnt; die Zukunft, welche ethische Hoffnungen heißesten Grades erfüllen sollte, um deren willen so oft und so gern jede Unzulänglichkeit, Enge, Kleinheit und Kleinlichkeit der Gegenwart ertragen wurde: sie hat fast ganz ihren Reiz verloren, und nur der unmittelbare Augenblick wird in ästhetischem Genießen zu erschöpfen gesucht; der polare Drang! in Einem, in einem Großen, Ganzen, Vollen, Ungebrochenen still zu werden, ist unter dem Druck der wachsenden Objektswelt — deren Daseinsvoraussetzung ein Weiterleben schlechtweg, deren Folge nervöse Differenzierung ist — in das gezwungen-zwanglose Anerkennen von tausend Einzelheiten, die zusammen nur noch eine ästhetische Vielheit, aber keine ethische Einheit mehr geben, aufgelöst, zerspalten, zerfasert worden; die äquatoriale Sonnenwelt hat ihren Fanatismus dem Prinzipat der ausgleichenden Intellektswelt der gemäßigteren Zonen opfern müssen — kurz: aus den Bezirken des Willens, der Einheit, der Ethik, des Vorurteils, der Intoleranz, ist das Individuum in die breiteren, ebeneren, flacheren, stilleren, epischeren Bezirke des Intellekts, der Ästhetik, der Vielheit, der Vorurteilslosigkeit, der Toleranz getreten. Um diesem Gedanken sogleich noch eine kulturgeschichtliche Anwendung zu geben: das vorige Jahrhundert, das „geborene" Jahrhundert der Gegensätze, hat, wie man weiß, u. A. auch in „Toleranz" gemacht. Warum? Nun, die eine psychologische Kulturgeschichte der Zukunft wird dafür ihre ganz besonderen Gründe anzugeben wissen. Die Menschen thun alles widerwillig, störrisch — und aller Anfang ist lächerlich, schamlos lächerlich dann und wann. Ich denke dabei sowohl an Adam und Eva, wie an andere, ein wenig näherliegende, ein wenig später passierte Geschichten. Also: die Toleranz war als solche nur ein Formal-Prinzip der Zeit, des vorigen Jahrhunderts — ein Formal-Prinzip, das zwar vom Intellekt erkannt, ausgesprochen, ausgerufen, organisiert wurde, das aber nur psychologisch korrekt verständlich wird, wenn als sein Substrat

die Intuition aufgefaßt wird, die sich eben in der intellektuell erkannten und von der „Real-Politik“ der Zeit praktisch angewandten Toleranz ein Ventil gegen den zunehmenden Intellekt schuf. Unsere Toleranz, die moderne Toleranz, ist kein Gefäß mehr, ist vielmehr selbst Inhalt, selbst Substrat geworden — aber wessen Substrat? Ich dächte, die Antwort läge nahe genug: der Bestialität, der Brutalität, mit der sich heute die „Welt“ auf ihren höchst-eigenen Leib rückt. Unsere Brutalität ist (intuitiv) angewandter Intellekt — und ein Ventil (als Ausdruck der „Toleranz“) dient nicht mehr dem Zwecke, die Luft, eine bestimmte Menge Luft, zu reinigen, sondern deren Verunreinigung indirekt zu legitimieren.

Ich habe oben den „Übergangsmenschen“ und den „Kandidaten der Zukunft“ gemäß der Leistungs- und Ausdrucksfähigkeit ihrer psychophysiologischen Natur kurz skelettiert — und als den „unglücklichsten“ Menschen den hingestellt, der eine disproportionale Mischung aus ideellen Bestandteilspunkten beider darstellt. Ich wiederhole: „unglücklich“ ist eine solche Natur nur insofern, als sie im Stande ist, eine zeitlang die Kraft auszulösen für das Ertragen des von ihr begriffenen Umstandes, daß sie den ethisch-sozialen Bestrebungen gegenüber, auf welche ihre Jugend gestimmt war, verhältnismäßig zu früh alt, d. h. ästhetisch, phänomenalistisch betrachtend, geworden ist. Hat sich diese Apperzeption erst einmal in nur noch intuitiv thätigen Besitz der Persönlichkeit umgesetzt, so ist es natürlich auch mit dem „Unglück“ im Großen und Ganzen vorbei. „Ethik“ ist die systematisch geregelte Lehre von den gegenseitigen Beziehungen menschlich dargestellter Verkümmerungen, vermenschlichter Fragmente. Es ist nichts rein, nichts ganz ausgeglichen innerhalb unserer vier Erdpfähle, man sagt auch: in der „sublunarischen Ära“. Im allgemeinen besitzt jeder von allem etwas . . . und naturgemäß durchschnittlich ein gut Teil mehr nach der Seite der Anhängerschaft hin an das „Ewig Gestrige“. Man hört heute oft genug von dem „Proletariat des Geistes“, von dem „Nihilismus des Geistes“ reden. Der erstere Ausdruck betont das materiell-ökonomische, die zweite Münzung das ethische Moment des psychologischen Zeitproblems, das hier vorliegt. Ich werde im Verlaufe meines Buches noch näher auf diese beiden Darstellungsflächen des Problems zu sprechen kommen. Jetzt bemerke ich vorläufig nur, daß die Elemente, die hier in Frage kommen, der Mehrzahl nach zu dem Typus des „Übergangsmenschen“ gehören: angelockertes, vielfach auch produktives, allerdings zumeist nur sehr einseitig, sehr borniert produktives, jedoch im Grunde nur sehr widerwillig an den „Tisch der Malkontenten“ getriebenes Material, das sofort bereit ist, seine Rebellenflagge — vorausgesetzt, daß diese Menschen sotane Hyperbel



überhaupt verdienen — einzuziehen, wenn „man", d. h. wenn der Staat, d. h. eine Staatsanstellung, ihm die Objekte bietet, von denen es sich ernähren, an denen es seine ästhetisch-philiströs-kontemplative Weltanschauung großziehen und ausbilden kann. Immerhin steckt (oder stak wenigstens einmal) in diesen Mediokraten mehr, denn in jenen Geistern, die — absolute Untermittelschlagswesen — ihr bischen Wille und ihr bischen Intellektualisierbarkeit sauber zusammenhalten müssen, wenn sie überhaupt das Geleise, in welches sie von einer „höheren Macht" — wie das nach Enge und Armut und atavistischer Dummheit stinkt! — hineingestoßen werden — wenn sie das einigermaßen glatt abrutschen sollen. Natürlich machen diese Leute immer die Mehrzahl jeder Generation aus. Ich werde ihnen noch einige Front- und verschiedene Seitenblicke in einem andern Kapitel dieses ebenso ehrlichen, wie querköpfigen und absichtlich ungerechten Buches widmen müssen. Die „Ungerechtigkeit" ist auch ein Werkzeug der Selektion. Und nicht ihr dümmstes.

Jedes Individuum, und mag es ursprünglich noch so reich, glänzend und zukunftsgewiß beanlagt gewesen sein — Anlagen natürlich hier vorausgesetzt, die zur Erfüllung eines „Ideals", wie ich es mir der persönlichen Darstellung würdig denke, — also jedes Individuum tritt im Laufe seiner Entwicklung, durch physische Ursachen dazu gezwungen, d. h. von diesen unvermerkt dazu übergeführt, in eine Periode der psychophysischen Abkühlung, Verengung, Erkältung, Vereinheitlichung ein. Jede Sondernatur ist sich natürlich selbst Gesetz, ist von den Bedingungen, unter denen sie geboren, ausgebildet, aufgerollt, unter denen sie fortbesteht, abhängig. Auch die Verästhetisierung einer Persönlichkeit ist eine Verengung, eine Vereinheitlichung — und hauptsächlich insofern, als mit dem zunehmenden Anerkennen der Objekte, der Objekte schlechtweg, also mit dem Wachsen des ästhetischen Phänomenalismus, die Reizstärke der Empfänglichkeit für besondere, für neue Objekte abnimmt — und zwar in der Regel die Empfänglichkeit für solche Objekte, die, wären sie früher in die Kraftsphäre des Individuums getreten, demselben entsprechender gewesen wären —: welche Erscheinung eben mit dem „tragischen Konflikte" identisch ist, den jedes Leben auf sich nehmen, darstellen, wenn auch zumeist unbewußt, d. h. ohne ihn apperzipiert zu haben, darstellen muß.

Die Bezeichnung eines „Kandidaten der Zukunft" — meinetwegen rede man auch von „Kandidatinnen der Zukunft": das soll mir gleich sein — verdient also vorzugsweise der Mensch, der jenes Sichverengen, jenes unvermeidliche Herabsinken der individuellen Temperatur, mit breiter, großer, ruhiger Gelassenheit und Sicherheit in Szene setzt; der im Stande ist, sich

die Organe seiner geistigen Empfänglichkeit verhältnismäßig lange frisch, flüssig, naiv, keusch zu erhalten; der das Vergessen gelernt hat . . . und es der Mühe für wert erachten muß, sich dieser Kunst des Vergessens zu Liebe ein Gedächtnis anzuzüchten —: der also genug persönliche Kraft und Gesundheit, persönliche Dauerhaftigkeit besitzt, um seine Entwicklung in ihrer ganzen kubischen Erschöpftheit wirklich tragen zu können: der jenen „tragischen Konflikt", den gerade er früh, sehr früh, erkennt, begreift, durchfühlt, sich mit kühner Selbstverständlichkeit vollziehen läßt — und zwar sich vollziehen läßt, indem er ihn bekämpft; . . . der ihn erfüllt, wo er ihn durch die dynamische Beweglichkeit seiner Natur zu ignorieren, ja! unmittelbar bewußt zu verneinen scheint. Zwar ist die Dialektik des Gedächtnisses auch von dem Jargon abhängig, den die Eingeweide sprechen, den der Magen, den die durchgeschwitzte Blutspeisungszufuhr spricht. Und eine Hauptkomponente seines Ichs besitzt jeder — um im Reiche der Kunst und bei drei bekannten Menschenkindern den Schritt anzuhalten: der Grundzug Goethes war epischer, der Wagners dramatisch-theatralischer, der Viktor Hugos lyrischer Natur. So erhält alles von diesen Zentren seine bestimmte Brechung und Färbung, seine Beeinträchtigung, aber auch die Mitgift seiner besonderen Kraft, also seine Berechtigung, sein Daseinsrecht, seine normierte Lebensfähigkeit.

Ob „Übergangsmensch" oder „Kandidat der Zukunft"? Das ist also zunächst ein rein psychophysiologisches Problem und ein streng individuelles dazu. Das Verhältnis des Einzelwesens zu den Grundbestrebungen der menschlichen Natur wird seinem Inhalte nach immer dasselbe bleiben — nur die Form des Prozesses ändert sich mit neuen Atomgruppierungen des Lebens. In den folgenden Kapiteln, die überdies zu manchem vorläufig nur angedeuteten Punkte Ausführlicheres enthalten und erbringen, wird die soziale Physiognomie unserer Tage mehr und mehr in den Vordergrund treten. Und allmählich wird die Diagnose über die Beziehung herauswachsen, in welcher die „Philister" und „Übergangsmenschen" zu den wirklichen „Kandidaten der Zukunft" stehen. —



Unser Dichteralbum.

Aus dem ersten Teile des soeben erschienenen Werkes

Laskaris

von Arthur Pfungst.

Zweiter Gesang.

Nicht weit vom Strand, in Gärten ganz verloren,
Und von dem Grün der Felder hold geschmückt,
Dort steht das Haus, wo Laskaris geboren,
Wo er das Lichtmeer dieser Welt erblickt. —
Ein jeder Flecken unsrer Erde schafft
Sich seine Menschen aus Notwendigkeit,
Wie jeder Boden auch aus eigner Kraft
Sich selber webt sein eignes Blumenkleid.
Der Mensch muß so entstehn, wie er entstand,
— Er ist der Sohn von seinem Heimatland.

Es ist der Mensch der Sohn der Wiesenquelle,
Und auch der Bäume, welche sie umspült,
Er ist der Sohn der salz'gen Meereswelle,
Der Sohn der Luft, die seine Schläfe kühlt.
Wie er als Sklave stets den Elementen
So lang er lebt ein Unterthan ist nur,
So formen schon, mit unsichtbaren Händen,
Den Werdenden die Kräfte der Natur.
Es trägt der Mensch nur seiner Ahnen Züge,
Jedoch das Weltall steht an seiner Wiege.

Das Kind wird anders in der Wälder Grün,
Als es im Wüstensand geworden wär',
Und anders wird's, sieht's große Ströme ziehn,
Und anders wird's am grenzenlosen Meer.
Ganz anders wird's, wenn ihm das Leben lacht,
Und anders wird's, wenn Sorgen es umdräu'n,
Denn anders ist des Lebens finstre Nacht,
Und anders ist des Lebens Sonnenschein.
Und diese Kräfte alle, sie bereiten
Des Menschen Fühlen, Denken, Handeln, Leiden.

An Cyperns Küste, in Larnaka, stand
Des Knaben Wiege, den vor sechzehn Jahren
Die Mutter trauernd Laskaris genannt —
Der Vater war weit übers Meer gefahren.

Er kehrte nicht zurück und ließ allein
Sein Weib, das einsam stand in Leid und Bangen,
Das angstvoll sann: wo wird sein Grab wohl sein?
Deß' Seele an ihn dachte mit Verlangen —
Doch endlich auch der Gattin Schmerz entschwand,
Als sie im Sohn den Gatten wiederfand.

Muß ich es sagen, daß die Muttrr Lieb'
Für Laskaris, ihr einz'ges Kind, empfand?
Es war dir einz'ge Hoffnung, die ihr blieb,
Das Einz'ge, was noch an die Welt sie band.
So lebte sie für Laskaris allein,
Sie liebt die Blume nur, die er gepflückt;
Weil er ihn freut, liebt sie den Sonnenschein,
Und ihr gefällt, was Laskaris entzückt. —
Kann in drr Liebe Strahl der Mensch gedeihn,
Der für des Lebens Kampf gestählt muß sein?

Wenn Du Dein Kind liebst, lehr' es Haß ertragen,
Lehr' es, wie man im Kampfgetümmel steht,
Lehr' es, in Sorg' und Leid das Leben wagen,
Lrhr' es, wie man dem Tod entgegen geht.
Lrhr' es, die Lästerung der Welt verachten,
Lehr' es, dem Neid zu sehn ins Angesicht,
Zeig' ihm die Mächte, die die Seel' umnachten —
Nur was die Liebe ist, das zeig' ihm nicht.
's ist mit der Liebe wir mit allem Schönen:
Es kann der Mensch sich leicht daran gewöhnen.

Es lirbte Laskaris sein Heimatland;
Von seiner Insel wußt' er alle Sagen,
Und sinnend saß er oft am Meeresstrand,
Und dacht' der Mären aus vergang'nen Tagen.
Sie schienen all' ihm seltsam, wunderbar,
Jrdoch bei keiner schlug sein Herz so laut,
Als bei der Mär', daß seine Heimat war
Aus Marmorsärgen einstmals aufgebaut.
Und schaudernd dacht' er mit erregtem Geist,
Daß Larnaka die „Stadt der Särge" heißt.

Sein Herz durchbebte dann in solchen Stunden
Ein schaurrvolles Wrh, rin Todesgrauen,
Ein tiefer Schmerz, wir rr ihn nie empfunden,
— Als müßt' er selbst dem Tod ins Antlitz schauen;
Und es erfaßte ihn das Leid so sehr,
Daß man der Toten letztes Heim zerstörte,
Daß wild er schwur zu sterben auf dem Meer,
Nicht bri den gier'gen Menschen auf der Erde.
Wenn er dann düster durch die Straßrn ging
War's ihm, als ob ihn Moderluft umfing'.

Jedoch nicht konnt' in solcher Heimat er,
Wo alles grünt und blüht in ew'gem Leben,
Und wo der blaue Himmel wolkenleer,
Den traurigen Gedanken hin sich geben.
Des Lebens Schönheit nahm ihn leicht gefangen,
Versenkte ihn in einen süßen Wahn,
Zum Meer trieb ihn aufs Neue sein Verlangen,
Er fühlte sich erst glücklich-frei im Kahn.
So pflegt' er auf den Wellen oft zu schaukeln,
Derweil Gestalten traumhaft ihn umgaukeln.

Da sieht sein Geist, wie aus den Meereswogen
Die holde Aphrodite steigt empor,
Die einst ihr Herz nach Cypern hingezogen,
Die Cypern sich zur Heimat auserkor.
Vom grünen Schleier ist ihr Haupt umwallt —
So taucht sie auf in wunderbarer Pracht,
In unvergleichlich lieblicher Gestalt,
Die Laskaris voll Huld entgegen lacht;
Und traumumfangen sieht mit einem Mal
Er sich berührt von ihrer Schönheit Strahl.

Und düster wird's vor seinem Auge wieder,
Er schaut die Schaum-Entstiegene nicht mehr,
Es senkt vor ihm sich jetzt ein Dunkel nieder,
Und angstvoll sieht er Alles öd' und leer.
Und bald erkennt er einen schwarzen Stein,
Den Priesterinnen baden, herrlich schmücken.
Es ahnt sein Herz: Das muß Astarte sein,
Doch voller Grau'n wagt er nicht aufzublicken.
Er hörte oft von ihr und ihrer Feier
Doch Keiner sah sie, lüftete den Schleier.

Er träumte von Astarte, sah ihr Bild
Und dachte dann, was mag es wohl verbergen?
Hat's vor Jahrtausenden ein Mensch enthüllt,
Der dann geschlummert in Larnakas Särgen?
Dies Alles zog an Laskaris vorbei,
Wenn sinnend er in seinem Kahne saß,
Und so entschwand des Tages Einerlei,
Und träumend sein verlangend' Herz vergaß.
Die Sagen all', die seine Insel trägt,
Sie waren tief ins Herz ihm eingeprägt.

Oh Insel wunderbar, wo Tod und Leben
So unvermittelt in einander fließen!
Die Toten müssen ihre Särge geben,
Weil neues Leben ihnen soll entsprießen. —

Hier war der finster'n Göttin Heimatland
Die ewig wirket, alles grimm zerstörend,
Was kühn gebildet Götter-, Menschen-Hand
Und ewig, ewig schaffet, neu gebärend.
Wie die Natur sich stets aufs Neu' verjüngt,
Sie stets auch das Gewordene verschlingt

Dies stets gebärende, zerstörende,
Das einmal koste und das einmal grollte,
Das All verheerende, verzehrende —
Es wußte Laskaris nicht, was es wollte.
Er sah im Frühling tausend Keime sprießen,
Sah welken in der Sonne Glut das Grün,
Er sah sie von den Wolken dann begießen
Und neubelebt in Blumenpracht erblühn —
Er sah den Wüstenwind darüber jagen,
Und sah sie sterben in den Frühlingstagen.

Es waren seine Blumen ihm ein Bild
Von allem, was da wird und lebt, vergeht.
Wie schien ihm die Natur im Schaffen wild,
Weiht doch dem Tod sie Alles, was entsteht!
Weiht doch dem Tod sie ihre Kinder alle,
Sie kennt nicht Gnade — keinem sagt sie „lebe"
Sie ruft dem Waldbaum zu: „Verdirb und falle,
Daß ich Dein Leben ander'n Bäumen gebe,"
Sie spricht zur Sonn': „Trink' alle Quellen leer,"
Sie sagt zum Bach: „Begrabe Dich im Meer."

Dies Alles faßte nicht der Knabe — ach!
Welch' Menschenhirn hat je das Leid erfaßt.
Daß stets aufs Neue schafft der neue Tag,
Daß stets aufs Neu' er das Erschaff'ne haßt!
Das ist der Fluch, daß dieses Leben nur
Dann leben kann, wenn es zum Mord bereit,
Es gründet nur auf Mord sich die Natur
Und was auch ward — es ist dem Tod geweiht.
So jagt es durch das All' in Hast und Eile,
Ob auch verzweifelnd ruft der Mensch: „Verweile"'

Es ist das Glück der Jugend, daß sie nie
„Verweile" ruft, ob Alles auch entschwinde.
Die einzig wahre Weltenharmonie —
Sie spiegelt sich im Herzen nur dem Kinde.
Das Kind kommt zu uns aus der Ewigkeit,
Es weiß nicht, wie die Staubgebor'nen wägen,
Es lebt sein Leben nicht nach ird'scher Zeit,
Wie könnt' es Stunden auf die Wagschal' legen?
Das Kind — der Denker — ähnlich sind die beiden,
Sie messen, zählen nur nach Ewigkeiten.

Und ob der Winter vor dem Frühling flieht
— Der Frühling lebt — der Winter ist vergessen,
Und ob der Sommer in die Lande zieht —
Das Kind vergaß den Frühling unterdessen.
Ob Nebel fallen, ob der Sommer hin,
Die Kindesseele kann für ihn nicht trauern,
Und ob die Vögel vor dem Winter fliehn —
Die Ewigkeit wird Winter überdauern.
Drum weiß sich mit dem Leben eins das Kind:
Weil Beider Zeit die Ewigkeiten sind.

Am Rande eines Abgrunds freudig spielt
Der Knabe Laskaris und jauchzt dem Licht
Allmorgendlich entgegen, wenn es mild,
Die Welt erleuchtend, durch die Wolken bricht.
Er sehnt sich nach dem Schönen, das die Zeit
Für ihn dort in der Zukunft Dunkel birgt,
Der Knabe kennt das Glück — er kennt kein Leid,
Kennt nicht die Zeit, die ihre Kinder würgt.
Das Leid der Welt — wer sah es nur in Fernen?
Ein Jeder lernte es — auch er wird's lernen!

Elfter Gesang.

Es ist der Sturmwind durch die dunkle Nacht,
Die Wellen peitschend, übers Meer gezogen,
Jedoch am Morgen hell die Sonne lacht,
Es glätten sich die schaumbedeckten Wogen;
Wohl lecken sie noch an dem fels'gen Strande,
Und an dem festgefügten Urgestein,
Doch immer leiser wird ihr wild' Gebrande,
— Es floh der Sturmwind vor dem Sonnenschein,
Der Samothrake golden überstrahlt,
Und sich im weißen Staub der Wellen malt.

Wie eine Königin, so stolz und hehr
Die Insel liegt, auf ew'gem Fels erbaut;
Sie blickt hinab aufs nimmerruh'nde Meer,
Dem Adler gleich, der auf die Erde schaut.
Sie sieht nicht, ob ihr Fuß die Wellen bricht,
Sie sieht die Menschen nicht, die unten ziehn,
Sie reckt sich auf und blickt empor zum Licht,
Blickt übers Meer zu fernen Inseln hin.
Was kümmert's sie, ob wild die Stürme wehen —
Sie stand, sie steht und sie wird ewig stehen.

Geschäftig sich die Menschen müh'n dort unten,
Die kleinen Menschen mit dem großen Leid,
Die die Natur belebt für wen'ge Stunden,
Und wieder tötet für die Ewigkeit.
Sie möchten auch wohl gern ihr Haupt erheben,
Den Zeiten trotzen und den Elementen,
Sie möchten auch empor zur Sonne streben,
Und frohgemut den Blick ins Weite senden
— Doch ach! der Mensch muß immerdar verderben —
Er starb, er stirbt und er wird ewig sterben.

Und jede Stunde, die er sein nennt, bringt
Dem Tag ihn näher, wo das Leben endet,
Und wied'rum ihn der Erde Schoß verschlingt,
Die einst zu frohem Thun ihn ausgesendet.
Und weil die arme Seele fühlt mit Bangen,
Daß bald die Mutter Erd' sie ruft zurück,
Empfindet ewig sie ein wild' Verlangen,
Ihr kurzes Sein zu füllen aus mit Glück.
Und weil die Welt dies Glück nicht kann bereiten,
Ziehn klagend wir und duldend durch die Zeiten.

* * *

Die Fahrt durch eine Inselwelt, die immer
Vor Laskaris als Ziel der Sehnsucht schwebte,
Die ihm erschien in einem gold'nen Schimmer,
Des Jünglings Mut und Hoffnung neu belebte.
Die Stätten, wo vor langen, grauen Jahren
Die Anker warfen einst die Argonauten,
Wo kühn der Griechen Flotten hingefahren,
Wo einst die Trojer Hektors Kämpfe schauten
— Sie sieht der Jüngling plötzlich voll Entzücken
Vor seinem Aug' — kaum traut er seinen Blicken.

Und alle Leiden, die sein Herz beengten,
Als er von Rhodos schied in bitt'rer Qual,
Die Sorgen, die sich in sein Denken drängten,
Wenn Charis sich in seine Träume stahl,
Sie schwanden alle vor dem Hauche leicht,
Der kühlend seine heiße Stirn' umwehte,
Sein trübes Sinnen vor dem Sturmwind weicht,
Der seines Schiffes stolze Segel blähte;
Es schließen sich all' seine Herzenswunden —
Im Kampf mit Meer und Sturm konnt' er gesunden

Der alte Thatendrang kam über ihn,
Und ließ all' seine Pulse höher schlagen,
Gewaltig trieb es ihn zum Kampfe hin,
So heiß wie einst in seiner Kindheit Tagen.

Die Welt versprach ihm Lieb' und Gold und Glück,
Versprach ihm Macht, gewaltigstes Vollbringen,
Und es erschien die Erd' vor seinem Blick
Nur wie ein Schlachtgefild', wo Alle ringen,
Wo Alle um der Erde Güter werben,
Wo Starke siegen und wo Schwache sterben.

Jedoch als Samothrake ihm erschien
Am Horizonte dort, in weiter Fern'
— Da dachte Laskaris bewegt an ihn,
Der einst gewesen seiner Kindheit Stern;
Der ihm so gern den wahren Seelenfrieden
Gegeben hätt' und jenes höchste Glück,
Das Philalethes, ach! nicht ward beschieden
Auf Erden von dem feindlichen Geschick. —
Und Laskaris fragt sich in tiefster Seel':
„Kann ich mich nah'n ihm ohne Schuld und Fehl'?"

Es lebt ein Richter in der eig'nen Brust,
Der jede That prüft auf der Lebensbahn,
Der sich des Wahren immerdar bewußt,
Wenn er die Werke wägt, die wir gethan.
Doch in dem lauten, wilden Kampf des Lebens
Vernehmen meist wir seine Stimme nicht,
Das Rauschen übertönt sie, und vergebens
Dann das Gewissen unser Urteil spricht; —
Doch wenn das Tosen schweigt — in stiller Stund',
Wird uns der Spruch des Richters wieder kund.

Der Jüngling fühlte, daß sein wildes Streben,
Das stets aufs Neue ihn von dannen trieb,
Der Lehr' nicht achtete, die einst gegeben
Ihm Philaleth in weisheitsvoller Lieb'.
Jedoch er konnte nimmermehr zurück,
Sein heißes Blut ihn weiter, weiter jagte,
Zu jenem fernen, ungekannten Glück,
Das das Geschick einst Philaleth versagte.
In seinem Innern spricht er leis': „Wohlan!
„Und wenn's zum Tode führt, — ich geh' voran."

* * *

„Ich wollte sterben, wie der Wand'rer stirbt,
„Auf einem Stein am Wege — unbeweint,
„Dem Schiffer gleich, der auf dem Meer verdirbt,
„In dunkler Nacht, wenn ihm der Mond nicht scheint;
„Jedoch Du kommst zu mir, ein lichter Stern,
„Ich hör' Dein Wort, hab' Dir ins Aug' gesehn,

„Oh, Laskaris hab' Dank! jetzt will ich gern
„Der Erde sagen Lebewohl und gehn.
„Jetzt steig' ich gern hinab zur ew'gen Ruh',
„Drückt Deine Hand mir doch die Augen zu!"

So sagte Philaleth. — Erschüttert stand
Vor seinem Lager Laskaris und weinte
Um ihn, den er so krank und elend fand,
Und den er stark wie einst zu finden meinte;
Die klaren Augen, die so mild geblickt,
Sie schauten trüb' und seelenlos ins Weite,
Und bebend Laskaris zusammenschrickt,
Wenn er dies Antlitz sieht, gefurcht vom Leide
Der Jüngling seufzt: „Warum durft' ich nicht sehn
Noch einmal ihn wie einst — so männlich-schön."

„Erzähl' von Rhodos mir," sagt Philaleth,
„Erzähl' mir von der Menschen buntem Treiben,
„Erzähl' vom Wind, der auf der Erde weht —
„Nicht lange werd' ich mehr hier unten bleiben,
„Ich sehne mich nach Ruh' — ich bin so müd'
„Daß nimmermehr mich tragen meine Füße,
„Daß durch mein Herz kein ird'scher Wunsch mehr zieht,
„So müd', daß ich den Tod als Freund begrüße.
„Und doch führst Du zum Leben mich zurück,
„Ich sehe Dich und danke dem Geschick.

„Du kommst als Bote aus der großen Welt,
„Erzähle mir von ihr und ihren Wogen,
„Erzähle mir, was sie den Menschen hält,
„Erzähl' von ihnen, denen sie gelogen.
„Dem Bett der Ströme sind die Menschen gleich,
„Weil endlos über sie die Tage zieh'n
„So lang' sie wohnen auf dem Erdenreich,
„Wie die Gewässer zieh'n zum Meere hin.
„O Laskaris, was giebt das Menschenleben?
„Und wenn es Alles giebt — was kann es geben?

Und Laskaris faßt sich ein Herz und spricht:
„„Oh, schmähe nicht die Welt, die schöne, weite,
„„So herrlich immerdar getaucht in Licht,
„„An der sich einst doch auch Dein Herz erfreute!
„„Denn diese Welt ist schön — blick' um Dich nur!
„„Blick' auf zum Himmel, zu den reinen Lüften,
„„Wo sich die Lerche badet im Azur,
„„Fern von der Menschheit und von ihren Grüften;
„„Schau' hin zum Meer, wo salz'ge Wogen spritzen
„„Hinauf zu wald-umsäumten Felsenspitzen.

„„Wie ist die Welt so schön mit ihren Auen,
„„Den grünen Wiesen und den stillen See'n,
„„Wie herrlich sind die Berge anzuschauen
„„Mit ihren nie erklomm'nen schneegen Höh'n!
„„Ich komm' vom Meer! ich sah die Inseln liegen
„„In Licht getaucht, sah sie vom Wind umweht,
„„Ich atmete den Duft in vollen Zügen,
„„Der von den Blumen zu den Menschen geht.
„„Ich hab' die herrliche Natur geseh'n
„„— Oh Philaleth, wie ist die Welt so schön!

„„Fühlst Du's im Herzen nicht? Ist Dir versagt
„„Froh mitzujauchzen in dem gold'nen Schein?
„„Kannst Du nur klagen da wo niemand klagt,
„„Kannst Du mit Fröhlichen nicht fröhlich sein?
„„Erhebe Dich! oh laß' Dich nicht besiegen
„„Vom düster'n Gram, der Dir am Leben zehrt,
„„Wer mutlos weicht, muß elend unterliegen,
„„Jedoch dem Kämpfenden der Sieg gehört!
„„Stütz' Dich auf mich — versuch' Dich zu erheben,
„„Die Meeresluft wird neue Kraft Dir geben.""

Kein Wort sprach Philaleth, er nahm die Hand,
Die Laskaris ihm bot und stieg empor,
Und langsam gingen sie hinab zum Strand,
Der sich am fernsten Horizont verlor.
Und Laskaris begann: „„In jungen Jahren
„„Hab' ich Dir oft erzählt im schwanken Kahn,
„„Als ich mit Dir aufs Meer hinausgefahren,
„„Wie wild mich lockt das Erdenglück hinan.
„„Und immerdar sprachst Du: Wozu das Müh'n,
„„Wozu geopfert durch die Zeiten zieh'n?

„„Zehn Jahre sind vergangen nun und heut'
„„Durchglüht mich noch die einst'ge Lust am Sein,
„„Und Du fühlst immer noch das alte Leid,
„„Das einst'ge Weh, die alte Seelenpein!
„„Die alte Frage stell' ich wieder neu,
„„Die ich in mancher stillen Stund' durchdacht,
„„Die alte Frag': ob gut das Leben sei,
„„Ob Leben besser sei als Grabesnacht.
„„Mich dünkt das Sein die herrlichste der Gaben —
„„Welch' Lebender möcht' es gelebt nicht haben?

„„Ein heißes Sehnen bebt durch meine Brust,
„„Seitdem ich denken kann, nach all' den Dingen,
„„Die für uns Menschen bergen Glück und Lust,
„„Und alle diese möcht' ich froh erringen.

„„Welch' herrlich' Los, auf Erden groß zu sein!
„„Mit mächt'gem Wort zu herrschen, zu gebieten!
„„Oh selig, wem vergönnt ward auszustreu'n
„„Manch' reichen Schatz mit froher Hand hienieden!
„„Wem dann ein gütiges Geschick gewährt
„„Ein liebend' Weib, wie es das Herz begehrt!

„„Oh Philaleth! wie schlägt mein Herz so bang
„„Dem neuen Morgen immerdar entgegen —
„„Ich weiß es wohl — das Leben währet lang',
„„Wie bann' ich fest das Glück auf meinen Wegen?""
„Ich fühle tief mit Dir," sprach Philaleth,
„Dein Sehnen ist das meine einst gewesen.
„Den Zweifel, der durch Deine Seele geht
„Und immerdar Dich quält — will ich Dir lösen.
„Doch hab' ich Worte nur, die rasch enteilen! —
„Dich kann und wird allein das Leben heilen.

„Denn nur, wer es gelebt, kann düster sagen:
„Die Güter sind nicht wert der schweren Müh'n,
„Die kämpfend ich geduldig hab' ertragen,
„Für die ich freudig gab mein Dasein hin!
„Nur der, dem Alles ward, was er begehrte,
„Dem nicht ein leiser Wunsch mehr blieb zurück,
„Sagt endlich: eitel, eitel ist die Erde —
„Was ist ihr Hoffen und was ist ihr Glück?
„Nicht Erdengüter will ich mehr erwerben —
„D'rum kam für mich die Zeit zum Geh'n, zum Sterben!

„Doch Du, Du sollst mein Erbe sein, weil Du
„Mit allen Fasern an der Erde klebst;
„Weil Du ihr Höchstes nicht begehrst — die Ruh',
„Weil Du erringend nur zufrieden lebst.
„Weil ich Dich glücklich wissen will, und weil
„In Macht und Reichtum Glück Du suchst im Leben,
„Weil unentwegt in ihnen Du suchst Heil,
„Will ich Dir nie geseh'nen Reichtum geben.
„— Dir wird die Kunst — wohl Dir, daß Du gekommen —
„Ich hätt' die Panacee ins Grab genommen."

Der Trunkenbold.

Ja, lächelt nur und rümpft die Nasen,
Nennt Säufer mich und Trunkenbold,
Erzählt's bei Vettern und bei Basen,
Daß ich vom Stuhle sei gerollt,

Erzählt es lachend meinetwegen,
Daß in der Gosse ich gelegen,
Ich bin ein ruinierter Mann —
Schnaps her, daß ich's vergessen kann!

Was hilft's mir, daß es mir gelungen
Durch meiner Hände Eisenkraft,
Nachdem ich Jahr und Tag gerungen,
Daß Haus und Hof ich mir geschafft?
O, könnt' ich es doch ganz vergessen,
Daß Weib und Kinder ich besessen,
O Kinderlachen, Weibeskuß —
Schnaps her, weil ich's vergessen muß!

Zehn Jahre Zuchthaus — neun gesessen —
Neun Jahre öder Kerkersnacht!
Mir ward die Strafe zugemessen,
Ein andrer hat die That vollbracht.
Herrgott, warum hast du geduldet,
Daß ich gebüßt und nichts verschuldet,
Daß ich ein kraftgebroch'ner Mann —
Schnaps her, daß ich's vergessen kann!

Man ließ mich gehn aus meiner Zelle,
Entschädigung — nicht einen Deut!
Ich trat an meines Hauses Schwelle —
Dort wohnt ein andrer langezeit . . .
Mein Heim zerstört, mein Weib gestorben,
Mein Sohn verkommen und verdorben,
Die Tochter, davon schweig' ich still —
Schnaps her, weil ich's vergessen will!

Münster i. W. Hermann Loens.

Der Kahn.

Wo der Herbstwind
Um geborstne Marmorstufen
Ächzender Wipfel
Zweige schüttelt,
Und am zerfallnen Tempel
Die graue Welle
Vergeff'ne Märchen
Dem Schilfgestrüpp
Klagend zuraunt —
Trauert, zermorscht im Schlamm
Der alternde Kahn
Mit Blättern gefüllt — —
Trugst Du nicht einst
Zum kleinen Lusthaus
Auf Purpurpolstern
Bauschigen Reifrock
Lachenden Hofgesinds?
Schäkernde Pagen? Führergewandte
Oder warst Du [Zofen?
(Im Rauschen der Herbstnacht wähn ichs)
Des Unterweltsfährmanns
Moosiger Geisterkahn?
Wenn aus Wolkenruinen, o Mond,
Dein unheilahnendes Kassandragesicht
Über den See herüber
Grämlich schielt —
Seh' ich den Kahn umkauern
Ängstlichen Flor —
Fröstelnd über die Kniee
Die Arme gezogen,
Jammern sie
Der Erde entfremdet
Nach ihm,
Der sie entrückt
Der gefürchteten Sonne
In die ewig-süße Schauer
Stieren Blicks,
Gemordete und Mörder,
Könige und Bettler,
Weise und Thoren —
Aber keine Faust lenkt dich mehr,
Geborstenes Ruder,
Kein: „Hol über“ lockt ihn mehr,
Den traurigen Alten —
Weit zog er weg —
Ins Gebirg —
Schlaf hüllt ihn —
Oder Tod?!
Und vom See herüber
Höhnt das Echo die Ufer:
„Gieb uns die Nacht,
Die kein Erinnern hallt —!“

Darmstadt. Wilhelm Walloth.

Frühling.

Jetzt zieht ein süßes, banges Wonneahnen
Heimlich erschauernd über die Natur,
Ein unbewußtes, traulich-leises Mahnen,
Des nahen Lenzes erste Werdespur.

Am Weidenstrauch die Silberkätzchen schwellen,
Es fliegt der erste gelbe Schmetterling,
Es murmeln leise die befreiten Wellen,
Im kahlen Apfelbaum studiert der Fink.

Der Winter flieht, der Alles kalt und trübe
Verschlossen hielt, erkältend jede Glut,
Ein jedes Herzchen denkt an neue Liebe,
An helle Kleider und den Sommerhut.

Es kommen jetzt die holden Weihetage,
Jedweden Dichter küßt der Genius,
Nach rosa Briefpapier ist große Frage,
Und der Papierkorb schäumt vom Überfluß.

Jetzt ruhe, Hand, du hast genug geschrieben —
O deutsches Volk, wie hoch wirst du beglückt!
Nun aber will ich gehn und mich verlieben,
Wie sich das für den deutschen Jüngling schickt.

Doch wenn im Herbst die Stürme rauh zerfetzen
Das letzte Laub am kahlen Apfelbaum,
Dann will ich still mich an den Ofen setzen
Und klagen über meinen Frühlingstraum.

Münster i. W. Hermann Loens.

Spaziergang.

Fort mit den Mühn und quälenden Plagen
! Wer wollte ewig an Arbeiten tragen?
Rädergerassel — munteres Schwatzen —
Kindergeschrei und keifende Spatzen
Lockten mich mächtig ins Freie hinaus.
Ernst und Sorge ließ ich zu Haus
Erleuchtete Läden — wirres Gedränge,
Frische Gesichter in froher Menge
Nahmen gar bald meinen Sinn gefangen —
Sieh! Da kommt mein Lenchen gegangen!
Arm in Arm sind wir weiter gezogen,
Pfeilschnell sind uns die Stunden verflogen.
Wandelten still an der Alster Gestade —
Riefen gar unmutsvoll: „Wie schade,
Daß überall die Menschheit sich drückt,
Wären wir ihnen weit, weit entrückt.“

Vor all den Menschen wurde uns grauen,
Betrachteten grimmig Männer und Frauen,
Die uns umschwirrten immer, ohn' Ende!
Während wir innig uns drückten die Hände,
Sprachen von Heine wir und alten Trinen,
Von Kerkermauern und Apfelsinen,
Sprachen von allem, was nicht intressiert,
Haben uns doch gar schön amüsiert.
Und des Mondlichts flutende Welle
Breitete um uns besel'gende Helle;
Glitzernder Schnee auf verschlungenem Pfade
Führte uns fort von der Alster Gestade,
Von der Menschen bedrückendem Reigen
Zu des Walles einsamen Steigen.
Endlich allein — verschlungen die Hände
Küßten und kosten wir nun ohne Ende.
Auf der Bank unter hochragenden Bäumen
Lag ich im Arm Dir in süßen Träumen.
Kahle Büsche und ihre Geschwister
Lispelten mit in unserm Geflüster,
Aber mein Stock in Deinen Händen
Wußte ihr Flüstern wohl zu beenden. —
Traulich umschlungen, in Träumen befangen,
Sind wir dann langsam nach Hause gegangen.
Achteten nicht der witzelnden Leute,
Dachten nur immer an heute, ja heute.
Wünschten uns stets ein ähnliches Morgen
So voller Lieb — so frei von Sorgen.

Hamburg-Eilbeck. Friedrich Hintz.

Die Todesschwestern.

Scheik Abdallah von Machéro
Ward zu hellen Blicks geboren —
Scheik Abdallah von Machéro
Ist des Lebens überdrüssig.

Scheik Abdallah von Machéro,
Seines Volkes Zier und Vorbild,
Schleicht sich fort vom Siegesfeste
In der Wüste nächt'ge Schatten.

Und er hält im Thal des Todes,
Wo die grauen Felsen dämmern,
Wilde Bäche niederstürzen,
Und er ruft: „Nun komme, Tod!"

Sieh' — da treten aus der Felskluft
Drei Gestalten, schwarzgewandet:
Sieh'! drei Jungfraun ernst und bleich,
Schreitend feierlich und langsam.

Und die Erste, sanft und lieblich,
Milde leuchtend, wie Versöhnung,
Spricht zum Scheik: „Gieb Deine Hand mir,
Denn wir sind der Tod, Abdallah!"

Und der Scheik legt seine Rechte
Rasch bewegt in die gebot'ne:
Und vorüber in die Felsen
Schwindet schattengleich die Jungfrau.

Strengen Trittes naht die Zweite —
Marmorantlitz, hart und bitter,
Wie Entsagung: „Gieb die Hand mir,
Denn wir sind der Tod, Abdallah!"

Und der Scheik legt seine Rechte
Festen Drucks in die gebot'ne:
Und vorüber, wie die Erste,
Schwindet schattengleich die Jungfrau.

Aber ist's ein Trug der Sinne?
Fiebernd pocht das Herz des Jünglings:
Fahl umschimmernd, wie Verwesung
Schreitet her die letzte Schwester.

Auf den schwankend morschen Gliedern
Sitzt ein Haupt, ein häßlich kahles:
Aus den eingesunk'nen Augen
Starrt die ewige Vernichtung.

Und sie tritt vor ihn und reckt ihm
Eine wurmzerfreß'ne Rechte,
Haucht entgegen: „Gieb die Hand mir,
Denn wir sind der Tod, Abdallah!"

Doch der Scheik, in tiefem Schauder,
Wendet sich und stürzt von hinnen,
Bis der Thalschlucht dumpfe Wasser
Fern im Dunkel ihm verbrausen,

Kehrt zurück zum Siegesfeste,
Wo man staunend seiner wartet —
Keiner Frage giebt er Antwort:
Doch zum vollen Becher greift er,

Greift zum Schwert und prüft die Arme,
Drückt ein Weib an seine Brust . . .
In der Freude Glück und Jubel
Hat er schnell das Bild vergessen.

Und durch viele Jahre übt er
Manneskraft und Menschenwürde,
Schlürft des Lebens Schmerz und Freude,
Seines Volkes Zier und Vorbild!

Müder Greis in hohen Ehren
Sank er endlich auf das Lager —
Langsam, in der Abendstille
Nahten ihm die schwarzen Schwestern.

Und die Erste küßt ihn liebreich
Auf die Stirne wie Versöhnung:
Und die Zweite küßte kühlend
Seine Augen, wie Entsagung.

Doch die Dritte sah er nimmer,
Als sie kam und ihn umfaßte —
Allahs Namen auf den Lippen,
War er friedlich eingeschlummert.

München. Hanns von Gumppenberg.

Lied eines Bettlers.

Wie bin ich arm und elend dran,
Ich gottverlassner Bettelmann!
Kein Mensch erbarmt sich mein;
Sind Herzen hart wie Stein?

Hab' auf der Welt gar niemals Freud',
Nur Mißgeschick und Herzeleid.
O läg' ich schon im Grab,
Samt Bettelsack und Stab!

Bleib ich bescheiden stille steh'n,
Dann alle mir vorübergeh'n;
Und ruf ich Einen an:
„Wie frech, der Bettelmann!"

Ich hungerte wohl manchen Tag —
Wenn ich am Boden weinend lag
In eisig kalter Nacht,
O hätt's mir Tod gebracht!

So schlepp' ich mich denn schweigend hin,
Laß Alle mir vorüberzieh'n.
Mir wär' der Tod nicht leid.
Mach' End! Ich bin bereit!

München. K. L. Wenz.

Ein Besuch.

In jenem Hause war ich, wo man Tiere
Bewacht und füttert, welche Menschen heißen,
Wo dem gebornen Wahnsinn ein Asyl
Man bietet und den Stumpfsinn zärtlich pflegt,

Daß dem Gesunden sich bei seinem Anblick
Vor starrem Schreck das Hirn im Kopfe löst
Und einen eigensinn'gen, Wirbel tanzt. —

In jenem Hause war ich, wo der Mensch
Am Boden hockt wie ein verschüchtert Tier.
Die Augen rot und stumpf, die Haare gelb
Wie trocknes Stroh, und schwammig aufgedunsen
Die grauen Wangen —: so, sich selbst begeifernd,
Die Zähne fletschend oder äffisch grinsend,
Dann plötzlich wild die ungeschlachten Glieder
Wie Mühlenflügel drehend, sah ich sie,
Aus deren Lallen Gott kein Lob erschallt. —
Sieh diesen da, wie er die Nägel gräbt
In die Matratze, wie er kratzt und kratzt,
Aufwühlend seines Lagers Eingeweide:
Er sucht, so scheint mir, seines Daseins „Zweck".
Und jener Greis, der uns entgegengrinst,
Der närrisch tanzend unsre Hände faßt
Und uns sein Spielwerk zeigt: ein blökend Schäflein,
Das ihm auf Rollen durch die Stube folgt —
Mich packt und schüttelt Frost — hinweg! — er wird
Sogleich uns gellend in die Ohren schreien:
„Verfluchte Welt, wo ist mein Menschentum?"

Auf der Materie weißes Blatt gedrückt
Hat hier der Geist ein schief-verschwomm'nes Bild.
Stoff ohne Geist erblick' ich schaudernd hier,
Und tiefer schaudernd noch empfind' ich Geist,
Der der Materie Grenzen überschritten
Und heimatlos in öder Leere schwärmt. —

In jenem Hause war ich — wenn Du dort
Gewesen, mundet Dir die Welt nicht mehr
Für lange Zeit, und erst mit vielen Monden
Rollt auch der Vorhang des Vergessens nieder.
Was Du gesehen, legt so schwer und dumpf
Sich hinter Deine Stirn, daß Du nur leis
Des Geistes Auge aufzuschlagen brauchst,
Um stets das gleiche Grauenbild zu sehn.
Und immer fragst Du Dich: Wozu die Sonne
Am Himmel noch? Wozu noch wandeln Sterne?
Warum entströmt der nimmermüden Erde
Mit jedem Lenz der Auferstehung Duft?
Wozu ihr blüh'nder Leib, wenn er, befruchtet,
Ein Menschenkind als eklen Wurm gebiert?
Ist nicht das Streben unsres Geistes, ist
Nicht sein Besitz ein großer, hohler Bettel?
Denn — fanden wir das Glück — wo bleiben diese?

In jenem Hause war ich; fortgeschleudert
Von diesem Erdball schien ich mir; ich sah
Wie eine taube Schnuppe ihn den Weltraum
Durchirren, und von diesen Tollen einer
Schlug mit der Hand danach: Ein Wölkchen Staub!

Herbei, ihr glaubensvoll beglückten Brüder,
Die mitten ihr ins All den Gott uns setztet,
Euch selbst zur tröstlichen Beruhigung,
Herbei und wandelt mit durch diese Hallen!

Das Übel dieses Daseins ist entweder
Von Gott gesandte Strafe oder Prüfung.
Nicht wahr, so lehrt ihr doch? Und werft dabei
Des läst'gen Zweifels brennende Gedanken
Aus einer Hand behutsam in die andre,
Bis sie sich abgekühlt. Warum nun wird
Allhier gestraft und wozu wird geprüft?
Ein artiges Problem für euren Witz!
Wir Gottes Ebenbilder? Und was sind
Nun diese? Gottes Ebenbilder auch?
Wollt' er in genialer Schöpferlaune
Sich selbst verhöhnen, als er diese schuf?
Das konnt' er nicht! Denn Gott ist ja die Liebe,
Und Liebe weint, die solchen Jammer sieht.
Wie, oder büßen sie der Väter Sünden?
Ich bitt' euch, sagt das nicht, auch denkt es nicht!
Denn wer es nur in meiner Nähe denkt,
Dem Pharisäer fahr' ich an die Kehle! —
Kommt mit, wir wollen lieber beten gehn.
Ich bete mit, wenn mir's schon nicht behagt,
Auf eure Art zu beten. Habt ihr dort
Den mißgebornen Seelen eine Kirche
Nicht jüngst erbaut? Wir weihen sie nicht besser,
Als wenn wir Gott in ihren Hallen suchen
Und also betend vor ihm niedersinken:
„Allmächtiger, gerechter Gott der Liebe!
Du träufelst Tod auf die erblüh'nden Lippen
Des holden Säuglings, den in Schlummer wiegt
Die frohe Mutter; Sterben träufelst du
Dem Mann ins heitre Aug', das hoffend blickt
Ins weite Feld der goldnen Zukunftssaaten;
Zum letzten Schlaf berauschest du die Braut,
Wenn schon ihr Geist im Myrtenzauber träumt:
So laß mit ernstem Ringen dich erbitten:
Auf diese Stätte einen Tropfen Tod!
Des Todes Wolke laß auf diesen Greuel
Herniederfallen, den du nicht gewollt!"

Denn, meine Brüder im Gebet, gewiß:
Jehovah reut es, daß er diese schuf.
Die Bibel lehrt uns ja, daß er bereut.
Er will sich nur von diesem Irrtum nicht
So wohlfeil lösen wie durch jene Flut,
In der er alles Lebende ersäufte.
Wenn aber wir ihn bitten mit der Kraft
Inbrünstigen Gebets, wenn in die Hand
Wir ihm mit allem Schmerz des Mitleids fallen,
So muß sich ja sein göttlich Herz erweichen
Und segnen muß er unsre Hände, wenn
Sie töten, was dem Tod geboren ward.
O seid versichert: Dankend und frohlockend,
Mit heißen Thränen himmlischen Erbarmens
Empfängt er den verlornen Staub zurück.
Fortströmen läßt er ihn von neuem dann
Ins All und — um unsäglich Leid zu lohnen —
Läßt er auf beßrem Stern zu Tage keimen,
Was hier erlöst in Todesnacht versank,
Läßt er, was hier verdorrt am Zweige hing,
Den Morgentau des Paradieses trinken! —

Hamburg-Eimsbüttel. Otto Ernst.

Traurigkeit.

Aus dem Portugiesischen des A. Gonçalves Dias.

Welch' heit're Nacht! Die balsamreiche Luft,
Der lauten Erde einklangsvolles Schweigen,
Welch' reine Wonne gießt es in die müde Seele!
Das Lüftchen säuselt in dem dunklen Laube
Der dichten Büsche und der mächt'gen Bäume,
Die immer wachen und allein, die zu dem Herrn
Geheimnisvollen Chor erheben, der den Glauben,
Den fast erstorbenen, des Sängers nährt.
Dies ist die wunderbare Stund' des Zaubers,
Die Stunde der Eingebungen des Himmels,
Die wieder in der Liebeswonn' zum Himmel steigen.
Hier weicht des Lebens namenloses Leid,
Der rauhen Selbstsucht ungestüme Stimme,
Das Schluchzen, Lachen und die Heiterkeit,
Die eitle, der gedankenlosen Menge,
Die ihres künft'gen Elendes nicht achtet.
Hier dringt nicht her der herbe, bitt're Jammer
Des kranken, matten, abgelebten Greises,
Des Jünglings Seufzer, der im Blühn des Lebens
Schon an das Schmerzenslager ward gefesselt.

Hier herrscht das Schweigen und die ernste Ruhe,
Die weihevolle, die die Trümmer füllet,
Das prächt'ge Grabmal, das der Wurm zernagt,
Den hehren Dom, in dessen weitem Schiff
Noch ein wehmütiger Klagelaut verzittert,
Der letzte feierliche Ton der düstern Orgel.
Am klaren Himmel strahlt der bleiche Mond,
Schwermütig, rein, der holden Witwe gleichend,
Die um des schönen Gatten Hingang trauert
Und nächstens kommt, von Liebe hergetrieben,
Inbrünstige Bitten über ihn zu weinen.
So liebe ich den Himmel, sternenlos,
In ungetrübtem Blau, wenn sich der Mond
In silberfarbenem Gewölbe wiegt.
Ich lieb' des Abends Frische und das Schweigen
Der ernsten, hehren, schlafversunk'nen Nacht,
Die lichte Bilder süßer Wonne zaubert.
Ich liebe alles, was in Seel' und Busen
Erinnerung hemmt und Weh und Klage stillt,
Die Heftigkeit des Schmerzes und die herbe
Hartnäckigkeit des trüben Sinnens lindert.
Ich bin so gern mit Gott allein, denn bei den Menschen
Vermocht' ich Liebe nie, ja nicht einmal
Ein Zeichen wahren Mitgefühls zu finden.
Doch nein! ich fand doch Einen, aber jetzt
Ruht er in wonn'ger Muße, während ich
Den Winden und der grimmen Wut der Wogen
Mein schwaches Lebensschiff thöricht vertraut.
An anderm Himmel, mit verschiedenem Lichte
Erglänzen nunmehr unser Beider Sterne,
Thor, der ich war, daß ich dereinst geglaubt,
Sie seien eins, daß mit demselben Glanze
Sie beide an dem milden Himmel strahlten!
Der seinige funkelt heut, indes der meine
In trüben Wolken lichtlos sich verliert.
Mein Gott! So war es gut! Denn was verschlägt
Ein bitterer Tropfen mehr im unbegrenzten Meere?
Ein Tropfen Galle in dem Wermutsbecher,
Ein neuer Schmerz, wo and're Schmerzen herrschen?

Leipzig. Wm. Fiedler.



Das böse Lachen.

Stimmungsbild aus der Kopenhagener Gesellschaft in 1 Akt von Rosalia Jacobsen.

(Paris.)

Zur Aufführung am „Folketheatret“ in Kopenhagen angenommen.

(Eigene Übersetzung der Verfasserin.)

Personen: Irving, Dr. med. Magda von Reventlow.

(Die Handlung spielt in der Gegenwart.)

(Ein Kabinett mit gelb und rotseidenen türkischen Polstermöbeln, vielen exotischen Pflanzen, Maquartbouquetts, Schirmen 2c. Großer Kamin. Links ein niedriger, viereckiger, türkischer Divan, über demselben ein Arrangement von Palmen, Farrenkraut und Federn. Im Hintergrunde ganz herabfallende Seidenportieren. — Abend.)

Dr. Irving (führt Magda, die eine sehr elegante Gesellschaftstoilette und Diamanten an Arm und Hals trägt, von der Thür rechts zum Divan). Hier können Sie ein wenig ausruhen, gnädiges Fräulein.

Magda (sich setzend, halb liegend). Ach, ich bin auch so müde, entsetzlich müde und schläfrig, so schläfrig.

Dr. Irving. Wie schade. — Ich hätte grade so gern ein wenig mit Ihnen geplaudert.

Magda. Was Sie für ein feierliches Gesicht machen!

Dr. Irving. Ja, nehmen Sie sich jetzt in Acht! ... (er sieht sie fest an).

Magda. Ha, ha, ha, ha.

Dr. Irving. Sie lachen wieder. Strengt es Sie eigentlich nicht an, so viel zu lachen, wie Sie heute Abend thaten?

Magda. Ganz und gar nicht.

Dr. Irving. Und doch sind Sie schläfrig.

Magda. Ja, bisweilen lache ich sogar im Schlafe.

Dr. Irving. Ihre Laune scheint in der That ausgezeichnet zu sein. Es wundert mich, daß Sie mich ernsten Menschen mit Ihrer Gesellschaft und — mit ein wenig Aufmerksamkeit beehren.

Magda (sich aufrichtend). Aufmerksamkeit — in wie fern?

Dr. Irving. Sie haben heute zwei Tänze mit mir getanzt.

Magda. Habe ich? Ja, Sie tanzen so schön.

Dr. Irving. Lieben Sie den Tanz?

Magda (sich fächelnd). Wie man überhaupt dieses oder jenes liebt ... Tanz, Blumen, Champagner, eine wohlbesetzte Tafel, hübsche Toiletten, Komplimente, schmachtende Blicke ... Das sind alles Dinge, die mir einer Gruppe anzugehören scheinen — nicht wahr?

Dr. Irving. Vielleicht. Ihnen muß es jedenfalls so vorkommen.

Magda. Und warum grade mir?

Dr. Irving. Weil . . . ja, Verzeihung, wenn ich ein bischen dreist werde.

Magda. Oh . . . Das thut nichts.

Dr. Irving. Weil man einer jungen Dame, wie Sie, alles dies auf dem Präsentierteller reicht . . . „Bitte, langen Sie zu," sagt der eine oder andere gallonierte Diener.

Magda (ihn unterbrechend). Entschuldigen Sie, . . . Diener sagen nie etwas.

Dr. Irving (fortfahrend). . . . Die Sache ist aber die, daß solche Dinge es durchaus nicht vertragen, auf dem Präsentierteller herumgereicht zu werden. Die Freuden des Lebens muß man erhaschen, sie mit Verlangen heranholen, sie pflücken wie die Blume, die bald fern, bald nahe steht, und die uns nur zu Füßen fällt, — wenn sie bereits verblüht ist.

Magda. Nein . . . jetzt werden Sie zu tiefsinnig, . . . ha, ha!

Dr. Irving. Ach, Sie wissen doch ganz gut, daß ich im Grunde genommen Recht habe.

Magda (nachdenklich). Ja, gewissermaßen. Meinetwegen dürfen Sie übrigens das Gesellschaftsleben gern eine welke Blume nennen . . .

Dr. Irving (aufmerksam). Amüsiert Sie das Gesellschaftsleben nicht?

Magda. Oh . . . außerordentlich.

Dr. Irving (sich setzend). Wissen Sie, daß ich Lust hätte, Sie noch etwas zu fragen — d. h. noch etwas, worauf ich eine aufrichtige Antwort haben will.

Magda. Fragen Sie. Ich werde versuchen aufrichtig zu sein.

Dr. Irving. Weshalb lachen Sie überhaupt so viel?

Magda. Ha, ha, ha!

Dr. Irving. War das eine Antwort?

Magda. Ja, aber, — darnach fragt mich eben alle Welt.

Dr. Irving. Und Sie wollen nicht darauf eingehen?

Magda. Es hat wirklich gar keinen Grund.

Dr. Irving (sich erhebend). Gehen wir dann wieder hinein und tanzen.

Magda (ihn zurückhaltend). Nein, nein, — jetzt will ich Sie etwas fragen. Wie kommt es, daß Sie Alles so ernst nehmen?

Dr. Irving. Ich sehe so viel Ernstes im Leben, gnädiges Fräulein.

Magda. So — —? Davon möchte ich wohl ein wenig hören.

Dr. Irving. Und das würde Ihnen wirklich etwas ganz neues sein?

Magda. Darf ich auch geistreich sein?



Dr. Irving. Mit dem größten Vergnügen.

Magda (nach kurzem Besinnen). Den Ernst des Lebens bietet man mir auch auf dem Präsentierteller an, d. h. ich weiß, daß man davon nicht nehmen soll und da lasse ich ihn eben vorbeipassieren . . .

Dr. Irving. Das war von einer Dame wie Sie fast zu tiefsinnig gesprochen.

Magda. Wie ich!

Dr. Irving. Ja, mißverstehen Sie mich nicht, . . . es klingt so melancholisch.

Magda. (tritt ganz nahe an ihn heran). Beobachten Sie einmal mein Gesicht, Dr. Irving, (sie sieht ihm grade in die Augen mit vollständig ruhigem Ausdruck).

Dr. Irving. Ein unvergleichlich schönes Gesicht!

Magda. Und das ist das Ganze?

Dr. Irving. Ja, — das Ganze ist unvergleichlich schön.

Magda. Ist es nicht auch . . . ein kleines bischen dumm?

Dr. Irving. O, ja . . . das heißt, bei den Augenwinkeln und da, wo sich das Mündchen abwärts kräuselt, ist ein kleiner, unwissender Ausdruck, und eben auf diesen lege ich großen Wert.

Magda. Alles Verstellung, — Dr. Irving. Ich bin gar nicht unwissend.

Dr. Irving. D. h. Sie leben in einem Zeitalter, in dem man überhaupt nicht unwissend sein kann, trauen Sie sich nur nicht mehr zu. Mit ruhiger Miene hören Sie an, was man sich von des Lebens Extravaganzen in der einen wie in der anderen Richtung erzählt, man hält vor Ihnen nichts verborgen —, aber das ist auch alles. In bezug auf sich selbst sind Sie unwissend.

Magda (lacht). So pflegen in den französischen Dramen die überlegenen Weltmänner zu den Ingénus zu reden.

How wrong you are, Sir! Mein Herz ist mir eben das allergrößte Rätsel! Wenn man nun aber zufällig gemerkt haben sollte, daß man ein Herz besitzt, und daß man in seinem Kreise, in seinen Verhältnissen für dasselbe keine Verwendung hat, dann läßt man Alles, was Einen freudig oder peinlich berühren könnte, lieber leicht an sich vorüber ziehen. Das ist wohl auch das Vernünftigste, was man unter solchen Umständen thun kann.

Dr. Irving. Dann würde es mich wirklich außerordentlich interessieren zu erfahren, welche Erziehungsmethode Sie zu diesem Resultat geführt hat, denn, eine solche Theorie sich selbst zu bilden, — dazu sind Sie doch zu jung.

Magda. Wenn mich ein Anderer über dergleichen gefragt hätte,

würde ich einfach zu lachen anfangen, wie ich es zu thun pflege, wo ich am liebsten die Antwort vermeiden möchte . . . aber da Sie es sind . . .

Dr. Irving (eindringlich). Ach, bitte, ganz aufrichtig!

Magda (resolut). Nun gut, ich bin garnicht nach irgend einem Princip erzogen worden. Die Atmosphäre, die mich umgiebt, hat mich erzogen.

Dr. Irving. Sieh! sieh!

Magda. Es schmerzt mich aufrichtig, fortwährend die Zielscheibe Ihrer Ironie zu sein . . . aber es ist doch so: diese Atmosphäre ist nicht nur geist- und herzlos, wie Sie wohl glauben, sie ist auch berauschend, prickelnd.

Dr. Irving. Berauschend! Wie kann es nur berauschend sein, Tag aus, Tag ein in einem eleganten Pariserkostüm unter einer großen Fächerpalme oder einem japanesischen Schirm zu liegen, die goldgestickten Spitzen seiner kleinen Schuhe zu betrachten, wie geistesabwesend drein zuschauen und über irgend einen abgedankten Witz oder einen schlecht erzählten Skandal zu lachen?

Magda. Lachen! Etwas Poetischeres kann man unter solchen Umständen wohl nicht thun!

Dr. Irving (eindringlich). Aber das Berauschen? Wo steckt denn das?

Magda (ausweichend). Das kann ich nicht so sagen . . .

Dr. Irving. Ich werde es Ihnen aber sagen . . . Das Berauschende sind Sie selbst. Inmitten dieser ganzen toten Komödie von Lauheit und Gleichgültigkeit, wo jede Spur natürlichen Lebens und wahrer Kraft wie ausgebrannt ist, strahlt Ihr jungen Mädchen der fashionablen Welt eine Schönheit und einen Luxus aus, der Euch selbst wie heißer Wein zu Kopfe steigt. Und dieser Rausch wird dann ein Ersatz für alles Andere, was das Leben Euch unter andern Verhältnissen bieten könnte.

Magda. Was das Leben uns unter andern Verhältnissen bieten könnte!

Dr. Irving (bestimmt, mit gesenkter Stimme). Sagen Sie mir einmal, sind Sie nie jemals nur ein ganz klein wenig verliebt gewesen?

Magda (offen). Ich soll ja fortfahren aufrichtig zu antworten. Ich würde so etwas als ein großes Unglück ansehen.

Dr. Irving. Weshalb?

Magda. Weil — ich, dem Gerücht nach, die Erbin von drei Millionen sein soll.

Dr. Irving. Das war einmal eine prächtige Antwort.

Magda. Man wird dann sehr mißtrauisch . . .

Dr. Irving. Und da man so mißtrauisch ist, will man am liebsten nichts von Liebe hören ... Geschieht es dann, lacht man nur.

Magda (nickt). Ganz recht.

Dr. Irving. Lachen Sie deshalb so viel?

Magda. Das ist vielleicht einer meiner Gründe mit.

Dr. Irving. Und wenn Sie lachen ... dann glauben Sie, daß Niemand so perfide ist, Sie anführen zu können?

Magda. Mir ist gar nicht bange, angeführt zu werden — ich will nicht heiraten.

Dr. Irving. Wenn Sie es aber doch einmal ernstlich müde werden unter den Palmen zu liegen und die kleinen goldgestickten Pantoffelspitzen zu betrachten?

Magda. Reden Sie nicht von der Zeit — ich bin erst 20 Jahre alt.

Dr. Irving (ruhig). Wissen Sie, gnädiges Fräulein ... Ich würde mich durchaus nicht fürchten, Ihnen eine Liebeserklärung zu machen.

Magda (errötend). Ha, ha, ha!

Dr. Irving. Glauben Sie, daß ich an die drei Millionen denke?

Magda. Nein, aber Sie machen Sich so gründlich über mich lustig, daß ich doch wohl ausnahmsweise einmal mitlachen darf.

Dr. Irving (etwas erschöpft). Sie haben recht. Mit Ihnen wird man nicht fertig. (Will hineingehen.)

Magda. Nein, nicht wahr? Hören Sie deshalb mit allen diesen ernsthaften Bemerkungen auf. Ich bin gar nicht für Ernst geschaffen. (Will folgen.)

Dr. Irving (stehen bleibend, etwas herausfordernd und ungeduldig). Aber was wünschen Sie denn eigentlich von mir?

Magda (tritt etwas zurück). Welche Frage!

Dr. Irving. Ja ... dann haben Sie ... den ganzen Abend ... wirklich ... es gradezu darauf angelegt ...

Magda. Mit Ihnen zu reden ... mit Ihnen zusammen zu sein ... allein. Sagen Sie es nur ohne Scheu.

Dr. Irving. Ja ... es scheint wirklich so ...

Magda (sich etwas bedenkend, offen). Was mich dazu veranlaßt, ist, glaube ich, wirklich nur Eitelkeit. Und zwar eine sehr anspruchsvolle Eitelkeit. — Ich will wissen, welchen Eindruck ich auf Sie mache.

Dr. Irving. Da muß ich aber doch bitten! ...

Magda. Verstehen Sie mich recht ... Auch Sie ... Ja, wie merkwürdig es auch klingt ... Sie erweisen mir so viel Freundlichkeit ... schenken mir so viele Aufmerksamkeit, daß ich darüber erstaune. Ich will

wissen, was Sie, den ernsten Mann, an mir, der kleinen Spielpuppe unter den Palmen, interessieren kann.

Dr. Irving. Es könnte ja, wie gesagt, sein, daß ich auf die drei Millionen spekulierte.

Magda (eifrig). Nein . . . das kann durchaus nicht der Fall sein . . . Das weiß ich ebenso gut wie Sie selbst.

Dr. Irving. Sie sagen das mit einer Bestimmtheit . . .

Magda (wie vorher). Ach, das wäre ja gradezu eine Unmöglichkeit . . . Sie kennen mich genügend, um zu wissen, daß ich mich nie entschließen würde —

Dr. Irving. Wozu entschließen . . . eine Mesalliance einzugehen, vielleicht?

Magda. Ja, wenn Sie es selbst sagen . . . Sie wissen ganz gut, daß ich nie den Mut haben würde —

Dr. Irving (bestimmt). Ach, ich hielt Ihren Mut eigentlich nicht für so gering . . .

Magda (plötzlich). Scherz bei Seite. Welchen Eindruck habe ich auf Sie gemacht?

Dr. Irving (halb ernst, halb ironisch). Sie scheinen mir eine Extraausgabe der kleinen Sphinxe zu sein, die wir Weiber nennen . . . (er lacht über ihr enttäuschtes Gesicht).

Magda. Hm, hm. Kennen Sie die Frauen?

Dr. Irving. Ja, ich sollte meinen! Ich bin Nervenarzt für ungefähr dreihundert weibliche, zerrüttete Nervensysteme.

Magda Und da haben Sie Eins nicht bemerkt?

Dr. Irving. Was?

Magda. Daß ich gar nicht nervös bin?

Dr. Irving (ruhig). Ich sah es auf den ersten Blick. Sie sind merkwürdig klar, beinahe scharf. Ihr Lachen — das ich übrigens hasse — sagt Einem das sofort. . . Sie sind frei von jeder Hysterie . . . Leidenschaft. Und dann . . . (bricht ab).

Magda. Und dann?

Dr. Irving. Dann — Es liegt doch Etwas in den Augen . . . was genau von dem Gegenteil erzählt . . . Dies Etwas sucht Einen so unsicher, so tastend, fast Mitleid erregend . . . (hält ein).

Magda (gespannt). Ach, bitte, fahren Sie fort!

Dr. Irving (warm, sieht sie an). Ja, Sie können sich gar nicht selbst vorstellen, welchen wunderbaren Eindruck es macht. Es liegt Etwas

darin von dem unruhigen Fragen des Kindes und etwas fast — — wie die unendliche Schwermut eines kranken Hündchens.
(Sie sieht ihn an, lächelt schwach).

Dr. Irving. Sie wollen wohl wieder lachen.

Magda (gedämpft). Ja, es könnte vielleicht an der Zeit sein, (hält ein, sucht seinem Auge auszuweichen) denn sonst könnten Ihre Worte mich zu sehr bewegen. Ich wollte lachen zur Wehr gegen Sie, denn was Sie da sagen, paßt nur zu gut auf mich. (Hält wieder ein, sieht ihn fest an.) Sie haben Recht. Ich bin zusammengesetzt aus einer ganz kindischen Lebenslust und einer Schwermut, die nicht in meiner eigenen Seele wurzelt. (plötzlich) Aber, glauben Sie nicht, daß das bei jungen Mädchen allgemein der Fall ist?

Dr. Irving. Nicht bei solchen jungen Mädchen, die große Hoffnungen auf das Leben setzen.

Magda (nachdenklich — in sich steigerndem Ton). Da kenne ich jedenfalls viele junge Mädchen, die viel erhoffen, viel erstreben . . . und die dann plötzlich zusammensinken — grade wie ich . . . die eigentlich auf Nichts hofft. Beobachten Sie uns einmal unter uns, uns junge Mädchen! Wie begegnen wir einander? Welche Vertraulichkeit herrscht zwischen uns? . . . Wir küssen einander, liebkosen einander, lassen unseren Blick bewundernd und neugierig über unsern gegenseitigen Luxus hingleiten, wir saugen ihn förmlich ein — aber dann plötzlich werden wir schweigsam, wir merken, daß wir dabei nichts, gar nichts fühlen. Und dann gehen wir still auseinander . . . werden ernst . . . träumen . . . wie ich heut Abend, bevor Sie kamen. Ja, es ist wirklich zum Lachen. Sehen Sie hier diesen Fächer. Zwei weiße Schwanenköpfe neigen sich in den Seidendunen einander entgegen . . . es sieht aus, als ob sie einander küssen. Wollen Sie glauben, Dr. Irving, ganze fünf Minuten saß ich vorhin zusammengesunken über meinem Fächer und fühlte mich dabei glücklich, diese gesenkten Schwanenköpfe anzustieren. Glauben Sie mir, Dr. Irving. (Eine Pause.)

Dr. Irving (wie in seiner Erinnerung suchend). Erinnern Sie sich. Fräulein Magda, eines Nachmittags im vorigen Sommer auf dem Lande, als seine Exellenz, Ihr Papa, Herrendiner hatte. Ihre Frau Mama, die bei Tisch zugegen gewesen war, bekam plötzlich einen ihrer Anfälle und ließ mich telegraphisch rufen. Ich war in Kopenhagen und kam mit dem Abendzug. Als ich die Villa erreichte, standen die Thüren des Gartensalons offen, und ich trat ein — Sie lagen auf der Chaise-longue. Ich glaubte, daß Sie schliefen, aber als ich an Ihnen vorüber ging, lagen Sie da mit offenen Augen, ohne ein Wort zu reden, ohne eine Miene zu verziehen, scheinbar ohne mich zu sehen . . . Sahen Sie mich damals?

Magda. Ja.

Dr. Irving. Aber, weshalb sagten Sie Nichts . . .? Warum lagen Sie so seltsam unbeweglich da, fast wie eine Mondsüchtige.

Magda. Ich weiß es nicht.

Dr. Irving. Ach, sagen Sie es mir!

Magda. Es war ein wunderlicher Zustand — und bisweilen kehrt er zurück. Betrübt bin ich nicht . . . denn Nichts, gar Nichts bewegt mein Herz, aber wenn ich in der Dämmerung ruhe und sehe, wie die Dunkelheit vor den vier Ecken des Zimmers auf mich einströmt und mich förmlich in sich begräbt, dann senkt sich eine wunderbare Melancholie über mich, ein eigenes süßes Gefühl . . .

Dr. Irving. Soll ich Ihnen erklären, was das ist?

Magda. Ja —

Dr. Irving. Sie vergessen für einen Augenblick Sich selbst.

Magda (auffahrend). Wieder dies: Mich selbst! Das wird in der That komisch. Warum sollte auch grade dies „Selbst" mich nicht mehr als alles Andere auf der Welt interessieren?

Dr. Irving. Weil es nicht genug für Sie ist — für Ihre Phantasie, wollte ich sagen.

Magda (lacht). Ach! Wie thöricht, wie gradezu unmöglich ist das was Sie da sagen! Meine Phantasie! Ich besitze gar keine Phantasie, keine Spur von hochstrebenden Plänen. Liegen mir nicht alle Herrlichkeiten der Welt zu Füßen?

Dr. Irwig (ruhig). Gewiß, doch Ihre Phantasie kreist vielleicht, ohne daß sie es selbst wissen, um etwas ganz anderes als diese Herrlichkeiten der Welt. —

Magda (dringend). Nun will ich Ihnen einmal etwas sagen, Dr. Irving: ein Wörtchen über dies: Mich selbst, da Sie doch so gern darüber etwas wissen wollen. Seit ich ganz klein war, hat man mich gelehrt, hierauf wohl zu achten, alles Andere dürfe mir gleichgültig bleiben . . . nur dies Eine nicht . . . Ich sollte mich zeigen, gut aussehen, vor allen Dingen gut aussehen. Und als mir dies über Erwarten glückte, war es mir da zu verargen, daß ich mich darüber freute — daß ich mich mit Leib und Seele einer Freude hingab, die mir in so reichem Maße zu Teil ward und die man mir so gern gönnte? — Ja, ich hätte Lust, Ihnen etwas aus meinem Leben zu erzählen, ein paar Jahre etwa — (hält ein).

Dr. Irving. Ach erzählen Sie!

Magda. Wie ich mich zum Beispiel ein Jahr lang, — ich war wohl ungefähr siebzehn oder achtzehn Jahre alt — auf die Bälle freute,

mich ihnen hingab, in ihnen lebte. Es war eine vollständige Raserei. Der Tag existierte für mich nicht, ich verschlief ihn oder faullenzte ihn durch, erst Abends, wenn das Licht des Ballsaales, seine Blumen, die Musik, seine hohen, spiegelbedeckten Wände vor meinen Gedanken aufstiegen . . . dann fuhr ich auf wie aus einem Traume und im Fieber kleidete ich mich an. — Ich war ganz verwirrt vor Freude, Glück, Leben. Aber es waren weder die Tänze, die Kavaliere, noch irgend eine Erwartung, was mich anregte, es war nur dies „Ich selbst". Ich wollte schön sein, blendend schön, schöner als sonst Jemand (sie hält ein, die Stimme wird gleichgültig, ihre Haltung nachlässig) und jetzt, — jetzt tanze ich aus Gewohnheit, mache Toilette aus Gewohnheit . . . und . . .

Dr. Irving. Ich weiß, was Sie sagen wollen: lache aus Gewohnheit.

Magda (wie vorher). Nun gut, lache aus Gewohnheit.

Dr. Irving. Oder sagen Sie lieber, — aus Prinzip.

Magda. Wie Sie wollen, — aus Prinzip.

Dr. Irving. Denn grade wie die ganze „gute" Gesellschaft stets ein Lächeln bei der Hand hat für Alles, wovon sie nichts versteht, was sie in irgend einer Weise unangenehm berührt, sie ärgert oder sie in ein schlechtes Licht setzt, — so haben Sie Ihr Lachen . . . nicht wahr?

Magda (nickt bejahend).

Dr. Irving (ausbrechend, sich erhebend). Und diese süße Stimme, so rein wie Vogelzwitschern am Frühlingsmorgen, so weich wie das Rieseln des Baches, der sich durch Blumen windet, wollen Sie zu diesem abscheulichen harten Klang mißbrauchen, der, in meinen Ohren wenigstens, eine schneidende Dissonanz in sich birgt, trotz all seiner betonten Lustigkeit.

Magda (bewegt, sucht ihre Stimme zu beherrschen). Ich glaube, mir darin doch große Virtuosität erworben zu haben.

Dr. Irving. Fort mit dieser Verstellung! Nachdem Sie mir erlaubt haben, so tief in Ihre Seele zu blicken, ist sie nicht am Platze.

Magda (nach einer Pause, während welcher sie mehrmals hat sprechen wollen, aber immer wieder gestockt hat). Sie paßt besser, als Sie glauben . . . Ich bin heute Abend sehr unzufrieden mit mir selbst.

Dr. Irving (ernst). Und doch drängt es Sie zur Vertraulichkeit — nicht wahr?

Magda. Nicht zur Vertraulichkeit, aber ich möchte verstanden werden. Und nun bin ich doch sicher, daß Sie mich anders beurteilen.

Dr. Irving. Ja, das thue ich.

Magda. Und jetzt habe ich nur einen Wunsch (hält inne).

Dr. Irving. Was wünschen Sie?

Magda. Daß Sie mich ganz so lassen wie ich bin und . . . mir mein Lachen nicht verderben (will gehen).

Dr. Irving (hält sie zurück, ergreift ihre Hand). Ach, Magda, — das Leben ist nicht so schwer, wie die Anderen es Ihnen gemacht haben.

Magda (in bittendem Ton). Sehen Sie mich nicht so an . . . thun Sie es nicht.

Dr. Irving. So will ich Sie ansehen (er erfaßt ihre beiden Hände und drückt sie an seine Brust) . . . Und erwidern Sie meinen Blick. (Sie lehnt den Kopf an seine Schulter, er küßt ihr Haar. Einen Augenblick in dieser Stellung, — dann fährt sie erschreckt auf, will fliehen.)

Magda. Ich bin verloren!

Dr. Irving. Verloren?

Magda (aufgebracht). Das ist der erste Kuß, den mir ein Mann gegeben hat.

Dr. Irving. Magda!

Magda. Und Sie haben ihn geraubt, gestohlen! Es hat Sie ergötzt, mich zu überlisten, mich, die ich mich so sicher glaubte . . . Sie haben sich über mich lustig gemacht . . . Ach, mein Gott!

Dr. Irving. Aber Magda!

Magda. Nennen Sie mich nicht Magda! Kommen Sie mir nicht nahe . . . Sie haben kein Recht dazu . . . Rühren Sie mich nicht an!

Dr. Irving. Aber hören Sie mich doch, glauben Sie mir . . .

Magda (außer sich). Oh, und ich bilde mir noch ein, die Männer zu kennen — aber ich habe mich geirrt — die da drinnen (sie zeigt nach dem Ballsaal) im langen Frack, das Glas im Auge, den Orden im Knopfloch, die kenne ich — durch und durch. Aber nicht solche wie Sie . . . den Arzt für dreihundert weibliche zerrüttette Nervensysteme! Ah, es ist zu toll . . . Dies kleine Mädchen unter der Fächerpalme mit den goldgestickten Schuhen wollen wir schon zähmen . . . Sie, mit ihrem Lachen, ihrer Überlegenheit soll sich schon beugen, trotz ihres thörichten Selbstvertrauens . . . Grade hier . . . im Salon ihrer Mutter, wo nur eine Portière sie von den Gästen scheidet, wo sie von diesen jeden Augenblick überrumpelt werden kann, soll sie von mir geküßt werden . . . von mir, dem Doktor, der ihre Natur, ihre Nerven durch und durch kennt ... Oh, wie niedrig ist das! (Sie schluchzt.)

Dr. Irving (innig). Ach, wenn Sie doch ein wenig Vertrauen zu mir hätten.

Magda (wie vorher). Ich kann es nicht, Dr. Irving . . . ich kann es nicht . . . es ist mir, als ob etwas in mir gebrochen wäre. (Sie schweigen beide, er geht ratlos auf und ab, endlich)

Dr. Irving (ruhig). Nun gut, wenn Sie es so wünschen . . . ich verlasse Sie also jetzt. Sie sollen mich nie wieder sehen. Niemand soll erfahren, was zwischen uns vorgefallen ist . . . Wir selbst wollen es vergessen.

Magda. Vergessen, vergessen!

Dr. Irving. Ja, so wünschen Sie es doch.

Magda (indem sie vor den Spiegel tritt und die Thränen abtrocknen will). Wie schlecht Sie gegen mich gewesen sind; und dann nachher — Jeder kann sehen, daß ich geweint habe (sie pudert sich).

Dr. Irving. Sie sind grausam sowohl gegen sich selbst als gegen mich.

Magda. Ja, ich bin außer mir . . . ich schäme mich über mich selbst (pudert sich fieberhaft).

Dr. Irving (geht zum Spiegel, wo sie steht, setzt sich). Besinnen Sie sich. Lassen Sie uns noch ein wenig zusammen reden. Glauben Sie wirklich, ich hätte vermöcht Sie zu küssen, ohne Sie auch zu lieben?

Magda. Sie — mich lieben!

Dr. Irving. Ja, Sie!

Magda. Ach, — unmöglich.

Dr. Irving. Warum?

Magda (wendet sich ihm zu, langsam). Der Hauptgrund ist vielleicht der, daß man unmöglich eine Frau lieben kann, die man so durchschaut hat, wie Sie mich.

Dr. Irving. Sie durchschaut! Ja, aber ich habe Sie außerdem erträumt, über Sie phantasiert als Text zu der Melodie von einem idealen Weibe, die ich in meiner Seele trage!

Magda. Welche Melodie mag das wohl sein! Ein kleines Mädchen mit einem grenzenlosen, einem komischen Egoismus . . .

Dr. Irving. Das ist nur die Kehrseite von all der bethörenden Fülle von Kraft und Liebreiz, die in Ihrem Wesen liegt, dieser Egoismus. Sie haben sich zu viel selbst gesehen, aber Sie konnten ja nicht anders, in der Welt, in der Sie leben. —

Magda. Und nun sollte ich plötzlich ein anderes Wesen werden . . .?

Dr. Irving. Nein, Sie sollen nur das für einen Anderen werden, was Sie bisher für sich selbst waren. — Glauben Sie mir, Magda, dies ist mehr als ein Spiel mit Worten. Ein Anderer soll Sie schauen, von Ihnen berauscht werden, Sie genießen, Ihnen schmeicheln und Sie liebkosen. Und Sie sollen einem Anderen alles das geben, was Sie von sich selbst wissen: Sie sollen lieben . . . (Sie hat sich ihm jetzt ganz zugewandt, er sucht

in ihrem Gesicht zu lesen.) Wollen Sie — Magda! (Pause, während welcher ein heftiger innerer Kampf in ihr sichtbar ist — sie geht auf und ab, plötzlich bleibt sie ihm gegenüber stehen.)

Magda (kräftig). Nein!

Dr. Irving (überrascht). Ah!

Magda (wie vorher). Nein — und nochmals Nein!

Dr. Irving. Magda!

Magda. Wir sind in diesem Augenblick berauscht, vom Tanzen, von der ganzen Stimmung hier, von all dem Ungewohnten, das in uns hervorbricht — und wovon wir doch nicht wissen — was es ist. Wir sehen nicht die Kluft, die uns trotz Allem trennt, . . . und die nie ausgefüllt werden kann.

Dr. Irving (will reden).

Magda (wie vorher). Ach, Sie mißverstehen mich — Es ist nicht Stand, Reichtum, Luxus, woran ich augenblicklich denke — obgleich auch dies ein Teil meiner selbst ist, während es für Sie nichts ist — es ist eben unser Inneres, Ihr Inneres, mein Inneres, die so grundverschieden sind. Sehen Sie mich nicht so ironisch an, Dr. Irving, — es ist so. Ich kann mich vielleicht, wie Sie mich heute Abend gelehrt haben, in meiner Phantasie einem Gefühl ganz ungebunden hingeben — ja, so vollständig, daß ich mich nicht einmal schäme, es laut auszusprechen. Ich liebe Sie! aber das ist auch Alles. Mein Wille, mein innerstes Selbst sagt etwas ganz anderes. — Das wird beherrscht vom Zweifel, von jenem ironischen Zweifel, den Sie hassen, der jedoch von Geburt an mein Leben umwogt hat, geradeso wie die Pariser und Londoner Parfüms die Luft, die ich geatmet. Ja, ich kenne das Leben nicht ohne ihn. — Und meine Liebe, Ihre Liebe zu mir würde ein Kampf auf Leben und Tod gegen ihn werden, und wir würden ermüden, ehe wir gesiegt hätten.

Dr. Irving. Ich nehme den Kampf auf!

Magda. Oh, — Sie reden unbesonnen . . . Sie wissen nicht, wie tief ich mich selbst kenne . . . Ja, warum soll ich mich schämen, mit voller Offenheit zu Ihnen zu sprechen! . . . Die Ursache meiner Unzufriedenheit, meiner Melancholie ist wirklich der Drang nach Hingebung, nach Selbstvergessen. Sie haben ganz recht gesehen. — Doch wissen Sie, in welcher Form ich mir die Liebe wünschte? Nicht als die, welche ich bin und nicht irgend einem Bestimmten gegenüber. — mir träumte von dieser oder jener Phantasie. Unbekannt wie die Damen in Trianon, in Hirtinnentracht mit blumengeschmücktem Stab, im Rosenflor, mit Kränzen geschmückt, könnte es mich reizen, irgend ein Idyll zu durchleben, einen unbekannten Troubadour, einen

Ritter zu treffen, die Liebe zu genießen wie einen Traum — und dann wieder die Alte zu sein — das kleine Wesen unter den Palmen, das Sie so gut kennen.

Dr. Irving (plötzlich den Ton wechselnd, ironisch). Ich fange an, Sie zu verstehen — mein Fräulein, aber weshalb nehmen Sie denn unser ganzes Abenteuer so tragisch . . .? Der Traum ist dagewesen . . . Wir waren in Trianon, das Idyll ist vorüber . . . Legen Sie die Hirtinnentracht fort . . . Seien Sie wieder Sie selbst . . . Seien Sie doch munter . . . Lachen Sie! (Sie wird unruhig.) Ja, lachen Sie! Warum will das Lachen jetzt nicht aushelfen? Später kann sogar ein ganzer Chor mit einstimmen. Erzählen Sie doch dem ganzen corps diplomatique, daß Dr. Irving, der Arzt, der ernste Mann, gelegentlich auf den Knieen vor Ihnen gelegen und den Hirten gespielt hat . . . Schmücken Sie die Geschichte mit Ihrer ganzen Laune, mit allen Ihren witzigen Einfällen aus . . . Lachen Sie! Ich werde Ihnen deshalb nicht zürnen. Auch ich liebe gelegentlich eine Phantasie. Jetzt ist sie vorbei — ich bin wieder der Mann von Ernst. Also . . . gnädiges Fräulein . . . Adieu . . .

Magda (zögert, ruft dann leise). Dr. Irving —

Dr. Irving (in der Thür). Mein Fräulein . . .?

Magda (wie vorher). Das bedeutet also, daß Sie mich verachten . . .

Dr. Irving (wie vorher). Warum ein so starkes Wort wählen . . .?

Magda (drückt das Gesicht in die Chaise-longue). Ach, Sie wissen nicht, wie sehr ich leide!

Dr. Irving (tritt zu ihr). Soll ich Ihnen sagen, was Sie thun?

Magda (antwortet nicht, verändert ihre Stellung nicht).

Dr. Irving (sanft). Sie kämpfen einen durchaus hoffnungslosen Kampf . . . Den Kampf gegen Ihre Liebe — und den verliert das Weib immer . . .

Magda (leise). Glauben Sie, ich weiß das nicht? . . .

Dr. Irving. Sie großes Kind! (Er zieht sie an sich).



Dem Andenken Hermann Conradis.

Von Hans Merian.

(Leipzig.)

Die alte und die neue Zeit liegen im Kriege — heiß tobt der Kampf. Prasselnd stürzen die Reihen der Streitenden aufeinander. Hin und her wogt die Schlacht . . .

Eng geordnet stehen die Alten, die schmächtigen Glieder eingehüllt in den weiten, starken Eisenpanzer klassischer Regeln und längst verschollener Doktrinen. Von den Helmen nicken die farbigen Federbüsche, und die Wappenzeichen der edlen Ritter sind weit und breit berühmt. In geschlossenen Reihen fechten sie, und zahllos ragen die langen Spieße der Vorurteile aus ihrer Phalanx hervor.

Anders die Jungen. Ihr Häuflein ist klein, ihre Reihen sind licht. Kein vielbekannter Schild erzählt von den Thaten der Ahnen, kein schallendes Erz schützt den jugendkräftigen Leib. Frei und offen werfen sie die Brust den feindlichen Speeren entgegen. Mit dem kurzen, scharfen Schwert des Verstandes fahren sie zwischen den Wald der Spieße. Von der Armbrust schnellt der Pfeil des Witzes, von der Schleuder saust der derbe Feldstein. Voll Begeisterung streitet die junge, leicht bewegliche Schar. Mit klobigen Keulen und brutalen Morgensternen sucht sie die starre Mauer der Gegner zu durchbrechen. Hei! wie das rasselt und klirrt! Wie die Speere krachen! Wie dumpf und hohl erdröhnen die schweren Eisenpanzer unter den wuchtigen Schlägen! Denn, ach! ihre Träger können die weiten gebauschten Rüstungen nicht mehr ausfüllen, und wo unter den scharfen Streichen ein Helm zerklirrt, eine Brünne springt, da enthüllt sich aus der pompösen Schale ein gar lächerlich dünnes Männlein, ohne Muskeln und Sehnen, ohne Blut und Farbe, und winselt flugs um Pardon und Gnade, oder duckt sich behende hinter den Nebenmann und, da ihm die Waffen zerbrochen, schimpft es wenigstens noch nach Herzenslust aus sicherem Verstecke . . .

Doch der lächerliche Anblick hält die Schlacht nicht auf. Weiter sausen die Kolben, immer dichter schwirren die Pfeile, immer wütender klirren die Schwerter. Schon ist Bresche geschlagen; schon wanken die schwerfälligen Reihen der Gepanzerten . . .

Da stürzt ein blühender junger Held, vom Siegen ermattet — todeswund. Noch einmal lächelt er den Genossen zu. Die Siegesfreude strahlt aus seinem brechenden Auge — dann schließt es sich für immer.

Der erste Tote . . .

Ein Schauer durchläuft die Reihen der Kämpfenden, die Kriegslieder verstummen — einen Augenblick stockt die Schlacht. Klagend blickt die junge Schar auf den gefallenen Genossen. Ist es denn möglich? Wo noch eben so viel Mut und Hoffnung, da ist nun alles, alles vorbei. Dahin sind die schönen Pläne, dahin die Träume von künftigen Thaten. — Mit eisigen Schwingen hat der Ernst der Stunde die Stirnen der Streitenden berührt. Der große Kampf hat sein erstes Opfer gefordert — und es war der Besten einer.

Er war der erste — wie viele werden ihm noch folgen müssen, ehe der Sieg endgiltig erfochten?

Aber nur einen Augenblick hält der Schmerz die jugendfrohe Schaar gebannt, dann stürmt sie jauchzend über die Leiche des gefallenen Freundes hinweg, und um so schärfer saußen die Hiebe, um so dröhnender fallen die Keulen hernieder. Die altersmorschen Brünnen bersten und krachen, die ungefügen Lanzen zersplittern und immer wilder und lauter braust die Schlacht. Und nicht enden wird sie bis der Gegner weicht, bis die dunkle und dünkelhafte Schar zersprengt, bis das Heer der Alten geschlagen und vernichtet.

Und wir werden siegen!

Aber der Sieg ist teuer erkauft, wenn er uns die Besten raubt.

Hermann Conradi war einer der Besten, der Edelsten, der Mutigsten unseres Häufleins. Er fiel als ein Held, die Wehr in der Hand. Er ist vorangegangen, uns die Stätte zu bereiten in Walhall.

Hermann Conradi war eine Natur, welche die Widersprüche und Gebrechen unserer „Übergangszeit" stärker und tiefer empfand als irgend eine andere. Der „große Riß des Jahrhunderts" ging mitten durch sein Herz. Conradi glich einem Baume, dessen Wurzeln die geheimnisvollen Gründe der Vergangenheit umklammerten und dessen Krone sich frei und stolz in den lichten Höhen der Zukunft wiegte. Der Stamm aber, der diese herrliche Krone trug, war leider schwach — so mußten ihn die Stürme des Lebens knicken. Daß er sich selber dieses innern Zwiespaltes wohl bewußt war, beweisen die Worte, die er in der Widmung zu seinen „Liedern eines Sünders" niederschrieb. Dort sagt er:

„Ich bin nun einmal eine Natur, die auf das geharnischte Zusammenspiel der Kontraste hin gestimmt ist. In meinen Gedichten tritt dieser Zug oft genug deutlich zu Tage. Die Gegensätze der Zeit in ihrer ganzen tragischen Wucht und Fülle, in ihren herbsten Äußerungsmitteln zu empfinden: dafür bin ich nun einmal besonders disponiert . . ."

Die „Gegensätze der Zeit“ bildeten den Grundton seines Schaffens, seiner ganzen Persönlichkeit. Aus gedrückten, ärmlichen Verhältnissen hervorgegangen und dabei eine noble, äußerst feinfühlige, ja eine eigentlich aristokratische Natur — ein schwacher, kränklicher, gebrechlicher Körper und ein gewaltiger, himmelstürmender Geist: kann man sich wohl größere Gegensätze denken? und muß nicht der Mensch, der solches in sich vereinigt, so oder so einem tragischen Schicksal entgegen gehen? Conradi hat dieses tragische Schicksal erduldet — und er war dabei noch ein deutscher Dichter, das heißt: er hat den Leidenskelch ausgekostet bis auf die Hefe. Von Jugend auf im Kampf mit Entbehrung und Not, dann später im Kampf um den kargen Bissen Brot, den die berühmte Nation der Dichter und Denker, ihren besten und redlichsten Geisteskämpfern heute noch ebenso hart verweigert und ebenso wenig gönnt, wie vor hundert Jahren, im Kampfe ferner mit der Dumpfheit der Massen, ja mit niederträchtiger Verleumdung und ungerechter Anklage mußte er seine Lebenskräfte erschöpfen und aufreiben — diejenigen Lebenskräfte, die er seinem Volke geweiht hatte, voll und ganz und vermöge deren er unter günstigeren Verhältnissen das Schönste und Höchste hätte leisten können; denn das Zeug hatte er dazu, wie kaum ein anderer.

„Ach, das sind ja Mährlein!“ ruft da der satte Philister, „so was passierte einmal anno dazumal, aber heute doch nicht mehr. Haben wir nicht alle möglichen und unmöglichen Hilfskassen, Genossenschaften, Vereinigungen? beziehen die „wirklichen“ Schriftsteller, deren Werke was taugen (weil sie gelesen werden) nicht riesige Honorare und bauen sich Villen im Tiergartenviertel, am Starnberger See und in allen schönen Gegenden der Welt? und haben wir nicht überdies noch die schöne, wunderschöne Schillerstiftung?“ Nun denn, ich will den guten alten Tanten, die von der Schillerstiftung aufgepäppelt werden, ihre Pensiönchen gewiß nicht mißgönnen, aber, offen gestanden, habe ich bis jetzt noch nicht entdecken können, von welchem reellen Nutzen dieses pompöse Institut für unser deutsches Schrifttum eigentlich sei. Und die hohen Honorare? Ihr sogenannten „Gebildeten“ sorgt ja dafür, dadurch, daß ihr nur dem Kinderstubenschund Einlaß in euerm Familiensimpelbücherschrank gewährt, daß diese hohen Honorare nur den Afterschmierern zu gute kommen, die ihre Kunst zur Metze eures eigenen verlogenen Philistergeschmackes machen. Habt ihr aber jemals einen Autor unterstützt, der euch die Wahrheit geigte? Nein, ein solcher Mensch ist ja „unerquicklich“. „Er soll sich bessern, soll das „Schöne“ pflegen und das „Angenehme“ — d. h. was uns schön und angenehm erscheint — oder er soll schlüpfrige Geschichten schreiben mit möglichst viel Ehebruch — aber zart, wie die eleganten Franzosen — oder, kann er das nicht, soll er sich

eben als armer Schlucker an die Vereine und Kassen wenden." Ja, die Vereine und Kassen! Manche mögen ja recht gut gemeinte Einrichtungen sein — aber, vergeßt ihr denn, daß eine wahrhaft vornehme Natur — und ein großer Dichter ist immer eine solche — gar zu schwer sich zur „Bitte" entschließt und wäre diese Bitte noch so berechtigt.

Ein anderes Mährlein: die Verfolgung. — „Kein Mensch wird heutzutage mehr um seiner Meinung willen verfolgt; in unserm „humanen" Zeitalter wird niemand mehr gekreuzigt und verbrannt." — Gewiß! Das blutige Martyrium oder den frohen flammenden Ketzertod, die gönnt ihr uns gar nicht mehr. Zur Gewaltthat seid ihr überhaupt zu feige. Aber das langsame Morden versteht ihr und betreibt es mit derselben Virtuosität wie der ekelhafte Misard in Zola's „Bête humaine". Ihr bringt uns das Gift täglich tropfenweise bei und quält und martert uns so lange hinterrücks, bis wir in irgend einem Winkel elend — nun, setzen wir das böse Wort, um dessetwillen Conradi so viel gelitten — bis wir in irgend einem Winkel elend verrecken. Dann schlagt ihr die Hände über dem Kopfe zusammen und des Bedauerns ist kein Ende. „Ja wenn er nur nicht gar so eigensinnig gewesen wäre, wenn er nur auch ein wenig auf uns hätte hören und an unseren Gott (d. h. Götzen) hätte glauben wollen, dann wäre alles anders geworden; — denn jeder hat es mit dem Verstorbenen ja ‚so gut gemeint'."

Wir aber stehen an der Bahre unseres Freundes und klagen euch an; wir schreiben den Namen „Hermann Conradi" zu den vielen anderen Namen in jenes große Schuldbuch, wo die Märtyrer des deutschen Volkes verzeichnet stehen — — Die Schuld komme über euch, ihr Auslandsaffen, ihr Ebersanbeter. ihr Gartenlaubenschwärmer, Daheimjungfern, ihr Familienblättersimpel. —

Für euch taugte allerdings ein Hermann Conradi nicht. Er kümmerte, sich nicht um eure gedankenlosen, strickstrumpfbegünstigenden Gefühlsduseleien, noch um stilvolle Saufpoesie.

„Nicht mit Trauben, nicht mit Rosen
Ward die Laute mir umwunden —
Nicht zum Reigen, nicht zum Kosen
Hab' ich Ton und Wort gefunden.
Was die Seele mir erfüllt hat,
Klang mir aus Gewitterpsalmen,
Und mein brennend Weh zermalmen
Konnte nur, was sich enthüllt hat . . ."

So singt er in den „Liedern eines Sünders". Wer aber den ganzen Schmerz dieser mit den engen und engsten Fesseln und Schranken ringenden

Dichterseele belauschen will, der lese die vierte Strophe desselben Liedes, wo es heißt:

> „Und ich sah ein fruchtlos Mühen
> Aller Besten jede Stunde —
> Hellster Flammen bleich erglühen —
> Und am Trotzigsten die Wunde,
> Die ein großes Streben schlägt,
> Das sich bricht in engen Schranken:
> Alles Große muß verkranken — —
> Ich begriff es tief bewegt . . .“

Bei alledem war Conradi kein Weltschmerzler. Es wollte nicht das Dasein verneinen im schwächlichen Katzenjammer des Vergangenheitsmenschen, sondern als froher Zukunftsmensch die Welt bejahend, wollte er ihre Leiden lindern, ihre Schmerzen dämpfen, er wollte nach Kräften mithelfen an dem großen, modernen Menschenerlösungswerke. Aber sein Ich wurzelte doch noch tief in der Vergangenheit, deren Schranken und Fesseln ihm überall drohend entgegenstarrten. Sein ganzes Schaffen ist ein sich Losringen vom Gewesenen, ein sich Durchkämpfen zum Werdenden. Conradi war nicht bloß der Übergangsmensch, den er uns in seinem „Adam Mensch“ so trefflich und überzeugend geschildert. Nein, seine Individualität reichte weiter. In seinem Geiste wollte sich die Zeit selber von der Vergangenheit losreißen, um sich einer schöneren, strahlenderen Zukunft zuzuwenden. Diese Wandlung ganz zu vollenden, war Conradi nicht vergönnt, vielleicht — weil „die Zeit noch nicht erfüllet ward“. Der frühreife Apfel fällt ab, ehe seine Wangen sich völlig röten — die vorschnelle Blüte erstirbt, wenn der Nachtfrost darüber streicht.

Gemäß diesem „Losringen vom Alten“ bilden die Werke Conradis einen stetigen Emporstieg. Mit den Idealen des überschäumenden Jünglingsherzens trat er in das Leben hinaus und sah — daß alles so ganz anders war. Mit einem einzigen Blicke erschaute er die ganze brutale Niederträchtigkeit und Gemeinheit unserer Verhältnisse und mit fliegender Feder schrieb er das bebend Erschaute nieder in Meisterzügen. Das Büchlein aber, das den ersten schmerzerfüllten Weltblick des Jünglings enthält, nannte er „Brutalitäten“. Und wieder hielt er Umschau. Da däuchte es ihm, als sähe er lichte Punkte, Vorboten einer besseren Zeit. Als er aber näher herantrat, zerstob der Glanz, das Sein war nur Schein, die Wahrheit Lüge, und das zweite, schmerzvolle Kapitel seiner Lebenschronik hieß fortan „Phrasen“. Nun hielt er Einkehr bei sich selbst, und was ihm im Leben noch nicht gelungen war, der mutige Emporstieg zu den Höhen der „Lebendigen“, das gelang ihm in seinen Dichterträumen in den Liedern eines Sünders. Durch den Wohlklang

der eigenen Rhythmen gestärkt und geläutert, trat er nun mutig an das Gespenst der unerquicklichen Gegenwart heran, und er beschaute sich diesen Phrasenhelden, diesen „Übergangsmenschen", diesen innerlich rohen und äußerlich geleckten geistigen Parvenu, einmal näher und sezierte ihn, wie ihn noch niemand seziert hatte, bis in die kleinsten Regungen seiner Seele hinein und er nagelte den Typus fest für ewige Zeiten in seinem „Adam Mensch". Damit hatte er das „Alte" überwunden, abgethan, und freudig konnte er sich dem „Neuen" zuwenden. Als ersten Gruß an dieses „Neue" können wir die geistvolle Broschüre „Kaiser Wilhelm II. und die junge Generation" auffassen. „Ein Kandidat der Zukunft" sollte folgen.

Mitten in dieser vielversprechenden Arbeit entsank Conradi die Feder für immer. Allen ist bekannt, was er in den letzten Tagen seines Lebens gelitten hat, als sich zu den ewigen Nörgeleien verständnisloser Kritikschmierer noch die staatsanwaltschaftliche Anklage gesellte, die seinen Roman „Adam Mensch" als ein unzüchtiges Buch bezeichnete (laut § 184), und dem Autor überdies wegen eines einzigen mißverstandenen Wortes der Gotteslästerung bezüchtigte. Eine Anklage wegen Unzüchtigkeit gegen ihn, der die frei und offen sich spreizende Unzucht unserer Tage gegeißelt und gerichtet, eine Anklage wegen Gotteslästerung, gegen ihn, der zeitlebens das Bild des gekreuzigten Heilandes beinahe schwärmerisch verehrte, weil er die Wunden des Welterlösers mitfühlen konnte. Dazu kamen noch schwere körperliche Leiden. Trotz alledem hat er den Mut doch keinen Augenblick sinken lassen. Noch am 21. Februar dieses Jahres, also nur wenige Tage vor seinem Tode, schrieb er von Würzburg aus an seinen Verleger:

„Lieber Herr Friedrich! Ich danke Ihnen herzlichst für Ihren Brief vom Sonntag vor 8 Tagen, Sie werden leicht einsehen, warum ich nicht (wenigstens nicht momentan) näher darauf eingehe. Im Übrigen imponiert mir die ganze Gesellschaft mit ihrer fixen Confiscierungs- und Spionierungs-Idee nicht im Mindesten — ich bin jetzt so erstarkt im moralischen Mut und so ohne jede Menschen- und Weltfurcht, daß ich es auf Alles ankommen lasse. Nur daß Sie ewig Hindernisse und Anrempeleien haben, thut mir sehr leid — Sie können fest davon überzeugt sein, lieber Herr Friedrich, daß ich Ihnen einmal nicht bloß durch Worte und auf dem Papiere, sondern durch die That vergelten werde, was Sie durch Ihr liebevolles Entgegenkommen an mir gethan. . . .

Ihr dankbarer

H. Conradi.

So blieb er standhaft und voll froher Zuversicht bis ans Ende.

Es war Hermann Conradi, wie gesagt, nicht vergönnt, die ihm verheißene Bahn ganz zu durchlaufen. Nach dem ersten Blicke in das gelobte Land der Zukunft wurde er abberufen. So besitzen wir nun die Werke, in denen er sich von der Vergangenheit losringt, die Werke des Kämpfens, des Aufstiegs. Was er uns in den Werken des „Schauens“, in den Werken der Gipfelhöhe geschenkt haben würde, können wir nur schmerzvoll ahnen.

In einem seiner Bücher aber zeigt sich uns doch der ganze Conradi — der Kämpfer und der Sieger — in „Lieder eines Sünders“. Wer in diesen Blättern zu lesen versteht, dem enthüllt sich ein erhabenes Seelengemälde. Jedes einzelne Gedicht fügt sich zum Ganzen wie die einzelnen Takte zu den Sätzen einer gewaltigen Symphonie. Nur die Musik, nur Beethoven in seinen unvergänglichen Schöpfungen, hat bis jetzt ein solches Emporsteigen und Sich-empor-ringen aus dem tiefsten Seelenschmerz zum höchsten Siegesjubel, aus dem zerknirschtesten Sündenbewußtsein zu seligster Erlösung darzustellen vermocht. Daß das einfache Wort ein ähnliches Wunder wirken könne — wer hätte es geglaubt? In den Liedern eines Sünders wird Conradi ewig leben und wird für und für Trost spenden allen denen, die da ringen nach der „Erlösung“. — — —

So schlaf denn wohl, Du treuer Bruder und Kampfgenosse! Siehe, da Du hinabsankest in ihren kühlen Schooß, hat sich Allmutter Erde neu verjüngt. Wie das treibt und keimt, wie das sproßt und grünt! Schon klagt die Nachtigall, schon jubelt die Lerche. Da wiegt sich ein glänzender Falter über Deiner Gruft, und spielend entflattert er ins morgenhelle Ätherblau.

Es lenzt in der Natur — bald lenzt es auch in der Zeit. Der Völkerfrühling, den Du so oft ersehnt, er sendet schon seine ersten Boten aus, und lange kann er nicht mehr säumen. Dann aber, wenn die neue Friedenszeit herangebrochen, dann wollen wir oft Deiner gedenken; unsere Söhne sollen Dich preisen, und wir wollen sie Deine Lieder lehren. — —

Heute aber tobt noch der Kampf. Die Fahne, die Deiner sterbenden Hand entsunken, gilt es zu schützen. Wir wollen weiter fechten, bis auch wir fallen oder siegen. — —

Und treu wollen wir stets zu Deiner, zu unserer Sache halten; denn:

„Ob Du auch faulst im nächtigen Schacht,
„Deine Kraft durchquillt unser Herz. —
„So ziehen wir weiter durch Nebel und Nacht, —
„Durch Dunkel morgenwärts.“



Das Bild Hermann Conradis.

Von Mena ***.
(Leipzig.)

Halt — was ist das — da kommt mir eine Gestalt — nein — ein Haupt entgegen, so eigenartig packend — voll der Gegensätze und doch so harmonisch — mattblaue Augen mit erweiterter Pupille schweifen



unstät umher, dabei wechselt jeden Augenblick der Ausdruck um den Mund. Die unter dem großen, runden, etwas zurückgeschobenen Schlapphut hervorblinkende Stirn zeigt tiefe Denkerlinien. Das blasse, feine Antlitz, das der ersten Jugend Gepräge mit dem des reiferen Mannesalters verschmilzt, verändert blitzschnell den Ausdruck durch das Wechselspiel dieser Linien, welche kommen und verschwinden wie die hochgehenden Wogen des Bergsees — — — nicht fest eingegraben wie die unauslöschlichen Furchen dort oben im Granit der Bergriesen. Rötlich goldblondes, kurzes Haar, in welchem

der Sonnenstrahl mit Vorliebe zu spielen scheint, ringelt sich leise gelockt um dieses — Haupt. — Der Eindruck entschwand mir nicht wieder. Gerne hätte ich das Rätsel dieser Linien einmal gelöst. — Bald darauf befand ich mich in einem wissenschaftlichen Vereine Hermann Conradi gegenüber, der mir als ein Vorkämpfer der Jungdeutschen vorgestellt ward. Wir gerieten bald in ein lebhaftes Wortgefecht über Realismus und Idealismus, Intuition und philosophisches Denken. Da sah ich ihn nun, wie er war — ganz sich selbst gleich und deshalb so verschieden, ein Rätsel wie die Natur. Conradi war Lyriker, also ursprünglich und von wechselnder Stimmung, wie die Lyrik selber, denn auch sie ist ganz intuitiv, ganz aufgehend im Augenblick, dem sie entsprossen. Aber Hermann Conradi ist ein Kind des neunzehnten Jahrhunderts, für ihn kann sich mithin unbedingt nur auf dem realen Unterbau des Studiums der sozialen Verhältnisse, des Herzschlags unserer Zeit, der ideale Oberbau des Wissens, Denkens und Schaffens erheben. Realismus ohne Idealismus ist ein Körper ohne Geist, Idealismus ohne Realismus ein phantastisches Gespenst. So ist es bei der Entwickelung des Menschengeschlechts, der einzelnen Völker und der Individuen der Fall. Überall ist der Leib der Träger des Geistes; beide stehen in steter Wechselwirkung — mens sana in corpore sano — das zu große Übergewicht des einen Faktors über den anderen schädigt beide. Dies sagte ich oft aus tiefster Überzeugung dem im Ringen zwischen unmittelbarem geistigen Schaffen und überlegter Formvollendung sich verzehrenden und aufreibenden Hermann Conradi, der durch diese seine eigentümliche Doppelnatur zuweilen gerade mit seinen besten, ihn innig schätzenden und liebenden Freunden in Zwiespalt geriet, dadurch vereinsamte er immer mehr und suchte Trost im Vergessen, im Verschmelzen mit dem All. In solchen Stimmungen suchte er wohl auch die antike Orgie des tmolischen Kultus mit dem modernen, aufreizenden Sinnentaumel zu verschmelzen. Traurige Folge des Titanenkampfes! — Daher auch seine scharfe Ironie als herbster Ausdruck des tiefsten Empfindens, seine große, oft mißverstandene Offenheit über seine — modernen Orgien, die auch in seinen Werken, besonders aber in seinen Gedichten zu Tage tritt.

Vertuschen konnte Hermann Conradi nicht, er log nie, und das ist groß, wahrhaft titanenhaft in unserem verlogenen Zeitalter übertünchter Bildung. In der späteren Periode seines Schaffens erkannte Hermann Conradi die Notwendigkeit des überlegten planmäßigen Denkens und fügte sich derselben. Zu dieser Zeit vertiefte er sich auch oft und gerne in Friedrich Nietzsches Werke und suchte sich sogar, in einigen seiner Arbeiten, den subtilen Stil dieses geistreichen Denkers anzueignen. Ich begegnete

ihm damals einmal in der Promenade und redete ihn lächelnd mit der Bezeichnung „Jungdeutscher“ an. Mit einem absolut nur ihm eigentümlichen Mienenspiel erwiderte er: „Jungdeutscher?“ — ich weiß es selbst oft nicht, was ich bin, finde keine Benennung dafür — möchte noch Manches sein und schaffen, was ich bisher nicht konnte. Ergriffen von seinem Ernst, schüttelte ich ihm die Hand mit der Bemerkung, daß gerade die größten Geister nie mit sich selbst und ihren Leistungen zufrieden seien, weil ihr Blick sich immer mehr erweitert.

„Wohl wahr,“ erwiderte er, sagte aber dann auch, er fühle sich körperlich und geistig sehr unwohl und erregt, auch sei er wieder schwer von seinem asthmatischen Übel heimgesucht. Zu alledem stehe er jetzt vor einem Prozesse, dessen Verlauf gar nicht abzusehen und in welchen leider auch sein so hoch verehrter Verleger mit hineingezogen worden sei. Unwillkürlich kam mir der Gedanke: sollte dieser Geist nicht zu groß für seinen Körper sein. Auch Conradi hatte früher schon Todesahnungen. Wenn er von seinem Sterben sprach, dann trug sein Antlitz jenen Ausdruck grausenerregender Schönheit, der den Parzen in den antiken Darstellungen eigentümlich ist — jenes Gepräges furchtbar versteinerten Wehes, das dem leidenden Satyrhaupt eigen, welches — ein Bild der Welt — medusenhaft erhaben, Jugend und Alter in sich vereinigt.

Auf dem Forum der Welt gähnt heute ein Abgrund wie einst auf dem forum romanum. Die Erde bebt, Flammen und Rauch wirbeln drohend empor. Einen Curtius hat die gähnende Kluft schon verschlungen, wie viele Helden aber werden diesem Einen noch nachfolgen müssen, ehe der schauerliche Abgrund sich schließt.



„Mephistopheles“.

Von Erich Stahl.

(München.)

Die Leser der Gesellschaft werden sich vielleicht bei diesem Titel an eine kürzlich erschienene Besprechung eines satirischen Gedichtes von Julius Brand erinnern und der erste ihnen hiebei einfallende Gedanke ist vielleicht der: Wieder einer, der Ähren liest, wo der Meister gemäht hat. Die Sache liegt aber doch ein wenig anders. Der „Mephistopheles“ von Julius

Brand ist kein Epigonenwerk, sondern ein episch-lyrisches realistisches Capriccio, ein grelles Streiflicht auf unsere Zeit, ein satirischer Spiegel von lyrischen Blümlein umkränzt. So oft der Idealismus, vertreten vom Dichter, sein Credo anstimmen will, setzt ihm der — sehr modernisierte — Teufel sein Nego, seinen Skeptizismus entgegen. Dennoch gelingt es ihm nicht, den Ideologen ganz von seiner Idealitätskrankheit zu heilen: der Glaube an das Göttliche im Menschen ist unausrottbar.

Das Gedicht ist jedenfalls ein charakteristisches Zeichen unserer Zeit. Vielleicht ist es nur eine Ouvertüre, und die Frage, ob es zum Konzert kommen soll, hängt ab von der Teilnahme des Publikums. Die Form ist teilweise zu nachlässig behandelt — allerdings deckt sie sich in ihrer stürmischen Regellosigkeit mit dem unruhig vibrierenden Inhalt. Da das Büchlein (bei Schabelitz, Verlagsmagazin in Zürich erschienen) bis jetzt fast von der ganzen deutschen Presse beharrlich totgeschwiegen wurde (was nach Schopenhauer, Sallet und Anderen, die Erfahrung in dem Fache haben, meistens nicht den Stümperarbeiten passiert), so bringen wir hier einige Proben.

Möge der unbefangene Leser selbst urteilen!

Kalte Verachtung zog längst schon ins Herz mir,
nichts befürchtend, nichts erhoffend
steur' ich auf der See des Lebens
nordwärts, südwärts, wie die Laune
meine Segel grade treibt.
Wo sind die Gluten, die einst mich verzehrten,
wo ist die Liebe, die einst mich beseelte?
Trümmer und Asche im Sturme des Leidens.

Ach, die keusche Vestaflamme
meiner Jugend ist erloschen
in dem Schlamme der Begierde,
und der Geist, der, eine kühne
Fackel, himmelangelobert,
ist zu einem kleinen, kargen
Totenlichtlein eingeschwunden.
Aber eines bleibt: der Glaube
an die Götterkraft des Genius:
Das ist meine Religion. —

Mephistopheles hält dem Genius-Gläubigen eine bittere Vorlesung über die treibenden Kräfte des wirklichen Lebens, woraus wir folgende Stellen anführen wollen:

Nicht im willenlosen Anschaun,
nicht im seligen Nirwanatraume und in andern ind'schen
Schwächlichkeiten findest du die
heißersehnte, langverheiß'ne
Messiade der Erlösung,
sondern einzig in dem Willen,
der die Welt zu seinen Zwecken
zu gebrauchen wohl versteht.
Siehst du, drum herrscht der Semite,

Und der Grieche liegt im Sarge,
und der Hindu ist geknechtet.
Jenes prakt'sche Volk hat immer
einen prakt'schen Gott geliebt,
einen Gott zum Hausbedarf,
einen Spezialgott; jenes
Volk tanzt allen andern jetzo
vor im Tempel des Mammonis.
Wozu träumen? Handeln gilt!
Nur wer handelt, der gewinnt!

Auf einen Klagegesang, in welchem der Dichter den verkannten Genius betrauert, kommt folgende Antwort:

„Damit kommt man heut nicht weit",
grinste Mephistopheles,
„Heut muß alles auf den Markt,
namentlich der nationale
Geist, ein gangbarer Artikel.
Überhaupt wozu Gefühle
und Gedanken — purer Luxus.
Worte, Worte thun das Gleiche.
Worte kosten nichts; mit Worten
kann man bluten fürs Gemeinwohl;
trefflich läßt sich auch mit Worten
an dem breiten Biertisch täglich
die soziale Frage lösen.
Und das Rätsel dieser Welt
nennt man einfach Absolutum
oder Ding an sich, auch Wille,
meinetwegen Kraft und Stoff;
und es ist gelöst und jeder
Dummkopf hat jetzt in der Tasche,
dieses Kosmos Urgeheimnis."
„Diesmal hast du's nicht getroffen,
gab Mephisto ich zur Antwort,
denn des nationalen Hochsinn's
Blüte zeigt sich jetzt nicht bloß
mehr in Worten; aufgeschwungen
hat sie sich zu großen Thaten.
Zweckessen bekunden heute
nationalen Hochsinn's Blüte.
Wenn des deutschen Volkes Söhne
fern in Afrika verbluten,
sitzt der große Patriot
(nebenbei meist Börsianer)
bei der vollen Flasche Sekt,
trinkend auf des Volks Gedeihen,
trinkend auf den deutschen Namen.

Schmerzliche Worte legt der Anblick Roms dem Dichter auf die Zunge:

Große Gebärerin,
große Zerstörerin,
Rom!
Eine Wölfin ist dein Wappen
und mit Recht, denn eine Wölfin,
zehrtest du vom Blut der Völker.
Eine Wölfin, säugtest du
deine Söhne mit der Wolfsmilch
grauser Kraft zu Römern auf.
Ew'ge Stadt, wie keine and're
zeigst du die Vergänglichkeit.
Jeder Stein ist blutbefleckt hier,
denn der Mord galt hier als Tugend.
Siehst du dort den Aventin?
Kämpfend fiel der große Gracchus,
der es wagte, ein Patrizier,
für des Volkes Recht zu kämpfen,
das wie meistens so auch diesmal
seinen wahren Freund verließ.
Exoriare ex ossibus ultor!
Nemesis ist die Geschichte.
Jener Cäsar wird dich rächen,
der des mächt'gen Schädels Blöße,
mit dem Lorbeerkranze deckt.
Sein Verstand, ein blankes Messer,
wird der kranken Republik
bald den Kopf vom Rumpfe trennen
und den volksbedrückenden Senat
in das Nichts hinüberſenden.
Rächen wird dich jener Knabe,
halb Genie und halb ein Narr,
der die Senatorenwürde
seinem Lieblingspferd verleiht.
Das ist Aristokratenende!

Ächteste Dichterlaute sind es, mit denen der Verfasser seine Liebste apostrophiert:

Welcher Magier hat in deine
bleichen Züge jenen Reiz
wundersam hineingebannt,
Der mich wie mit unsichtbaren
Geisterketten an dich fesselt?
Deiner Augen schwarzer Brand
hat die Seele mir versengt!
Wie das Schiff zu dem Magnetberg,

wie die Welle zu dem Monde,
also fühle ich zu dir mich
unaufhaltsam hingezogen.
Ja, der Sohn der Freiheit ist
in die Sklaverei geraten,
in der Liebe Sklaverei,
die den Herakles gefesselt,
daß er zu Omphales Füßen
schmählich seinen Rocken spann.
Wo du weilest, ist mein Eden,
wo du nicht bist, ist die Hölle.
Nahest du, so ist mir als
wenn zum Leben ich erwachte
und des Paradieses Pforten
traumhaft sich mir öffneten;
wenn du scheidest, ist es mir als
wär' allein ich auf dem Eismeer,
trost- und hoffnungslos dem sichern
Untergange preisgegeben.

In einer gewaltigen Vision schildert der Dichter während seines Aufenthaltes in Venedig den Tempel Mammons:

— — — — — — — — — — —
Nah sind wir dem Allerheiligsten,
Nah sind wir dem großen Gotte.
Welche Pracht umgiebt den Hehren!
Ihn beleuchten elektrische Flammen
seinem Volke; und ihm dienen
Telephone, Telegraphen,
Teleskope und Torpedos.
Eine ungeheur're Schar von
Menschen jeglichen Geschlechts,
jeden Alters, aller Nationen
kniet und rutscht vor seinen Füßen.
„Großer Mammon gieb uns Gold,
Gold, o großer Mammon gieb uns!
Uns're Kinder opfern wir dir,
uns're Weiber, uns're Männer,
schenk' uns Gold, schenk' gelbes Gold uns!"
Und der Mammon mit dem Kopfe
eines ungeheuern Tiegers
und dem Riesenrumpfe eines
mächtigen Gorilla schlingt
Hekatomben Menschen in den
nimmersatten, wüsten Wanst.
Manchmal hört man unzufried'nes
Grunzen, schrecklich anzuhören;
schleunigst senden ihm die Sklaven,
die ihn immerfort belagern,
neue Menschenrationen.
Plötzlich fängt der Tiegeraffe
an zu speien! Welche Wonne!
Eitel Gold ist, was er speit.
Ein bacchant'scher Taumel faßt die
Sklavenhorde und sie stoßen,
drängen nach dem Golde sich,
wie die wilden Tiere eines
Zwingers nach dem Futterkorbe.
Viele werden niedergestoßen,
and're sind so glücklich, in die
Nähe Mammons zu gelangen;
ihre Hände wühlen im Golde,
ihre Blicke haften bewundernd
auf des Gottes Schreckgestalt,
und sie singen und trompeten:
Hosiannah dir, o Mammon!
Dein ist die Kraft und dein ist die Macht.
Leben spendender, Freude schenkender,
Menschen beglückender, herrlicher Gott!
Ehre und Ruhm sind nichts als Chimäre,
aber das Gold ist greifbar und gut.
Sprich und wir opfern! Künde, was
willst du?
Alles, was Menschen besitzen und schaffen,
sollst du erhalten, wenn du uns Gold
giebst,
Ewiger! Gold gieb, leuchtendes Gold
gieb!"

Der Dichter verläßt endlich Italien und wendet sich wieder nordwärts der Heimat zu:

Übers Meer hin rauscht das Schiff,
stürmisch ist die Nacht. Nur selten,
fast wie thränenvolle Augen,
flimmern Sterne aus Wolken hervor.

Nur bisweilen wirft der Blitz
seine Flammen über die Fläche.
An den Mast gelehnt, betracht' ich
bald die Sterne, bald die Wellen.
Wenn der Blitz mich jetzt zerschmettert,
ist die Seele dann vernichtet,
ist ihr Sehnen dann gestillt?
Bin ich, wenn des Meeres Wogen
über mir zusammenschlagen,
auch im Meer der Zeit versunken?
Oder treibt der Drang des Werdens
in die Welt zurück mich wieder?
Gebt mir Antwort, gold'ne Sterne!
Sprecht zu mir, ihr dunkeln Wellen!
Offenbare Wahrheit, Sturm!
Und die Sterne flammen Antwort:

„Wir verlöschen, du willst sein?"
Und die Wellen flüstern leise:
„In die Tiefe zieht's uns nieder,
in die Tiefe führt auch dein Weg."
Und der Sturm tobt mir entgegen:
„Raff' von hinnen ihn, Vernichtung!"
— — — — — — — — — —
Doch mir ruft die Parze zu:
Nicht zum Träumen ist jetzt Zeit.
Keine Zeit ist zum Genießen!
Auf zum Kampfe! Such' den Tod
in den Schlachtreihen der Männer.
Solltest du auch unterliegen,
vorwärts — bis zum Untergang!
In der Heimat mußt du siegen
oder kämpfend untergehen!

Kein gebildeter Leser, der noch Sinn hat für charaktervolle Dichtung, wird das nur 68 Seiten starke, an Geist und Schönheit überreiche Büchlein ohne Erschütterung und Erhebung aus der Hand legen.



Nemesis-Bilder.*)

Verschiedene Phasen aus der Auffassung der Nemesis. Von Prof. M. Goldschmidt in Kopenhagen. Deutsch von Emil Jonas.

(Berlin.)

I.

Ein Mann verführte seine Verlobte, verheiratete sich jedoch nach langem Bedenken mit ihr, zum Teil mit Rücksicht auf ihre einflußreichen Familienverhältnisse.

Sie konnte es ihm nie verzeihen, daß ihr Schicksal am Rande der tiefsten Schande gestanden hatte, und daß sie selber nach ihrer Verheiratung sich anderen Frauen nicht gleichgestellt fühlte. Das sie solchergestalt beherrschende Gefühl machte sich keineswegs in Vorwürfen Luft, sondern sie er-

*) Ich glaube durch nachfolgende Schilderungen wie die „Nemesis-Bilder" den verschiedenen Phasen der Auffassung der Nemesisidee und durch die ägyptische Erzählung „Die zwei Brüder" dieser Idee selbst zu dienen. Siehe „Gesellschaft" 5. Jahrg. 4. Quart.

schien schweigend und hart gegen ihn, und ebenso fand sie ihre einzige Befriedigung darin, andern Männern gegenüber zu lächeln und ihrem Gatten dies merken zu lassen.

Ein Mann — ein verheirateter Mann — der sich durch das wirkliche oder anscheinende Interesse, welches sie ihm bezeigte, stark zu ihr hingezogen fühlte, führte nach und nach ihren Ehemann zu der Überzeugung, daß er sich zu rächen habe und das konnte nach Sitte seines Vaterlandes nur durch ein Duell auf Leben und Tod geschehen. Er fand indes, daß darin eine Ungerechtigkeit liege; denn es konnte ja möglicherweise seinem Feinde gelingen, ihn zu töten, und um dieser Aussicht zu entgehen, erdachte er ein Mittel, das nicht gerade gegen die Gesetze der Ehre für das Duell verstieß. Die beiden Gegner wurden einander gegenüber gestellt, daß sie in einem Abstande von fünfzig Schritten nach Belieben avancieren und schießen konnten, jeder von ihnen war mit einer doppelläufigen Pistole versehen, ganz so wie im Kriege oder auf der Jagd. Der Beleidigte schritt schnell vor; sein Gegner schoß ohne zu treffen, und mußte nun mit seinem letzten Schuß sparsam sein. In einem Abstande von zwanzig Schritten rief der Beleidigte seinem Feinde zu: „Die Rache steht hinter Dir!“ Dieser drehte unwillkürlich den Kopf nach hinten, aber schon im nächsten Augenblick zielte der andere und erschoß ihn.

Alle Zeugen fanden, daß er recht gehandelt habe, kaltblütig und energisch gewesen sei, und man fügte hinzu, daß darin das Wirken der Nemesis liege; denn hätte sich der Gefallene nicht schuldig gefühlt, so würde der Ruf: „Die Rache steht hinter Dir!“ keine Wirkung auf ihn ausgeübt haben. Es sei eine Art Gottesurteil, daß der Beleidigte gebraucht habe. Man glaubte die Nemesis selbst, in Gestalt der Göttin der Rache, die seltsamerweise eingriff, gesehen zu haben.

Der Sieger ging sichtbar stolz einher, obschon nicht frohen Sinnes. Er beurteilte selbst das Vergehen seines Feindes mit ruhigem Blute.

Eines Tages traf er eine Amme mit einem kleinen Kinde auf dem Arm auf der Straße.

Das Kind war sehr hübsch und zog ihn mit sympathischer Macht an, daß er stehen blieb und es liebkoste, und die Amme frug, wessen das schöne Kind sei. Sie nannte den Namen: es war das seines gefallenen Feindes.

Er ging weiter, und die Amme bemerkte nicht die geringste Erregung an ihm, ihn selbst hatte die Begegnung nicht einmal unangenehm berührt. Nur schien es ihm, als folgte ihm das Kind. Er suchte sich das aus dem Sinn zu schlagen; aber diese Erscheinung kam wieder und immer stärker; das kleine Kind wollte ihm gewiß nichts Übles zufügen; aber es schien stets

hinter ihm zu gehen und kam ihm immer näher. Das sonderbare Gefühl stieg, er mußte sich mehrfach umdrehen, um nach dem Kinde zu schauen und endlich vermehrte sich sein unheimliches Gefühl dadurch, daß er sich nie genügend umzudrehen vermochte, denn wie er sich auch immer drehte, blieb doch immer ein Platz hinter ihm, auf dem sich das Kind befand, und nach Verlauf einiger Zeit begann das Kind immer mehr zu wachsen, bis es sein Feind wurde, der schrie, „Die Rache steht hinter Dir!" — In diesem Zustande des Entsetzens tötete sich der gerächte Gatte mit eigener Hand.

II.

Ich kannte einen alten Juden, der die komische Redensart im Munde führte: „Wie man Gott gewöhnt".

Er motivierte dies auf folgende Weise: „Gewöhne ich Gott", mich zehn Thaler in der Woche verdienen und gebrauchen zu lassen, dann bekomme ich zehn Thaler die Woche; wenn ich ihn daran gewöhne, mich bloß wöchentlich fünf Thaler verdienen zu lassen, dann bekomme ich nicht mehr als fünf Thaler die Woche, also „wie man Gott gewöhnt". Das Komische bei dieser Redensart ist, daß der Alte recht hatte, aber nicht ganz recht Gott gegenüber, an den er selbst glaubte oder zu glauben meinte, an den willkürlichen Gott Jehova; denn dieser läßt sich nicht an etwas gewöhnen. Die Gottesmacht aber, welche in der Nemesis, in dem Gesetz von Ursache und Wirkung liegt, läßt sich daran gewöhnen, wie mein alter Blutsverwandter von ihm zu erwarten schien, nämlich in dem Verstande, daß wenn der Mensch sich an Fleiß, Ordnung und Tüchtigkeit gewöhnt hat, die ihm zehn Thaler in der Woche einbringen, so erhält er sie Woche für Woche.

Doch mein zufriedener Alter ließ dennoch etwas außer Acht, etwas Eigentümliches bei der Nemesis selbst. Ein Mensch steht nämlich infolge der Weltordnung nicht allein in der Welt, mit der Aufgabe, die zehn Thaler zu verdienen. Nicht von Pflichten zu reden, ist er doch ein integrierter Teil der Staatsgesellschaft und abhängig von der Welt, in welcher die zehn Thaler verdient werden sollen, und er ist solidarisch daran beteiligt, abhängig von allen Chancen der Gesellschaft — welche wieder in dem Weitem, Unermeßlichen? — — abhängig sind von allen gegenwärtigen und von allen vorangegangenen Geschlechtern — und eines Tages zeigt diese Abhängigkeit oder Solidarität sich besonders darin, daß, wie es in der Handelssprache heißt, die Konjunkturen ungünstig sind. (Beiläufig bemerkt, ist das Wort Konjunktur ein echtes „Nemesis"-Wort, eine Vereinigung von guten und schlimmen Bedingungen!) Wenn also die Konjunkturen schlecht sind, dann erhält er nicht

die zehn Thaler, und so erging es gerade meinem vortrefflichen Paradigma! Eines Tages war das Geschäft mit Schaffellen sehr schlecht, die er zu kaufen und zu verkaufen pflegte. Sein Gott kam aus der Gewohnheit mit den zehn Thalern heraus, vermochte nicht wieder in die Gewohnheit hineinzukommen. Was that nun mein prächtiger Alter? Er hatte sich mit Jehova verrechnet, aber, ohne zu wissen, mit der Nemesis und der Solidarität richtig gerechnet. Ohne es jedoch zu wissen, daß eine Solidarität existiert, an die er sich wandte, machte er es dennoch ganz richtig. Er begehrte Aufnahme in eine solidarische Stiftung, eine Freiwohnung für arme Juden. Er sagte, wenn auch mit anderen Worten: Ich vermag nicht mehr zu arbeiten; aber ich habe treulich und rechtschaffen gearbeitet für mich und meine Familie, ich habe meine Kinder erzogen, so gut ich konnte; ich habe nach besten Kräften zu den guten Chancen der Gesellschaft beigetragen; laßt mich jetzt Nutzen von einer Anstalt ziehen, welche gegen schlechte Chancen, wegen der Ungunst der Konjunktur gestiftet ist. Man untersuchte die Sache und fand, daß er die Wahrheit gesprochen hatte, und nahm ihn in die Anstalt auf.

Drinnen in der Anstalt gab er seine Redensart nicht auf, weil man eine solche bekanntlich aus Gewohnheit, ohne weiter darüber nachzudenken, immer beibehält. Aber einst als ich ihm begegnete, und vorsichtig dieses: „Wie man Gott gewöhnt“ erwähnte, antwortete er: „Na, wie man Gott gewöhnt, es bleibt dennoch wahr! Früher verdiente ich zehn Thaler die Woche, was verdiene ich jetzt? Was koste ich jetzt? Was brauche ich? Fünf Thaler die Woche! Aber als ich zehn Thaler die Woche verdiente, was mußte ich da alles durchmachen! Von morgens früh bis abends spät, in Regen und Kälte, in Hitze und Sturm umherlaufen. War es daher nicht wert, dies alles für fünf Thaler die Woche los zu werden? Ich bin auf Akkord gegangen. Ich bekomme doch meine zehn Thaler die Woche, aber nur die Hälfte in Geld — ‚Wie man Gott gewöhnt!‘“

Aber woher kommt der Sinn, die Dinge auf solche zu nehmen? — In Kraft der Nemesis, von sämmtlichen wirkenden Umständen im Blut und in der Zeit.

III.

Die Brüder. (Ägyptisch.)

Das Nachfolgende wurde von einem Manne namens Anana gedichtet oder umgedichtet, und dieser lebte in dem Jahrhundert vor Moses oder vor ungefähr 3300 Jahren.

Die beiden Brüder waren Kinder derselben Mutter und desselben Vaters; der älteste hieß Anepu, der jüngste Batu. Anepu verheiratete sich,

behandelte aber seinen jüngeren Bruder wie seinen Sohn, und sie bewirtschafteten ihren Acker in Gemeinschaft. Sie freuten sich über den Erfolg ihrer täglichen Arbeiten. Anepu bewirtschaftete die Äcker, während Batu Hirte war. Das Vieh gedieh unter seiner Pflege, und es war, als verstände er ihre Sprache.

Eines Tages, als Anepu auf dem Felde pflügte, schickte er seinen Bruder Batu heim in sein Haus, um Saatkorn zu holen. Anepus Gattin stand in der Hausthür und kämmte ihr Haar; sie wies Batu nach dem Kornboden und bat ihn, selbst das Getreide zu nehmen. Er füllte einen der größten Körbe, um seinem Bruder so viel Saat als möglich zu bringen. Als er mit seiner Bürde wieder hinab kam, sagte die Frau seines Bruders, daß er sehr stark sein müsse, da er so viel tragen könne und wandte sich dann an ihn auf dieselbe Weise wie in der Bibel Potiphars Gattin an Joseph.

Batu antwortete: „Dein Gatte, mein Bruder, ist gegen mich wie ein Vater, und Du sollst für mich eine Mutter sein. Welche große Sünde begehrst Du von mir! Fern sei diese von mir! Sprich niemals mehr solche Worte und ich auch werde dann keiner menschlichen Seele etwas davon verraten."

Damit nahm er sein Getreide und ging hinaus auf das Feld zu seinem Bruder.

Doch sie war wegen der Worte, die sie zu ihrem Schwager gesprochen hatte, sehr in Angst und erfüllt von Zorn und Rachbegierde.

Als Anepu des Abends heimkehrte, fand er seine Gattin auf ihrem Lager ausgestreckt, anscheinend fast leblos, und alles deutete darauf hin, daß die Kleider von ihrem Körper gerissen worden, und daß sie einer Gewaltthat ausgesetzt gewesen sei.

Er fragte: „Wer ist hier gewesen und hat zu Dir gesprochen?" Sie antwortete: „Es war niemand hier, außer Deinem Bruder Batu, der nach Hause kam, um Getreide zu holen. Er hat es gethan und mich genotzüchtigt. Läßt Du ihn leben, dann muß ich sterben!" Anepu wurde ob dieser Worte voller Wut wie ein Panther. Er nahm sein Schwert, stellte sich hinter die Stallthür, bereit seinen Bruder zu töten, sobald er mit dem Vieh heimkehren würde. Doch als Batu mit der Heerde nahte, wandte sich die Kuh, die voranschritt, zu ihm um und sagte: „Mir scheint als stände Dein Bruder hinter der Stallthür mit einem Schwerte, um Dich zu töten." Das sagte die erste Kuh, aber die anderen Kühe, je nachdem sie näher kamen, sagten dasselbe, und jetzt gewahrte Batu ebenfalls die Füße seines Bruders unterhalb der Stallthür. Er lief davon, so hurtig, wie er es vermochte, und der Bruder verfolgte ihn.

Da rief Batu den Gott der Sonne mit den Worten an: „Mein Gott und Herr, Du bist es, der da weiß, auf wessen Seite hier das Unrecht ist!" — Da ließ Gott einen breiten Fluß plötzlich zwischen den Brüdern entstehen, und Batu rief seinem Bruder Anepu zu und bat ihn bis zur Morgendämmerung zu warten, dann werde er alles erfahren.

Bei Tagesanbruch kam Anepu wieder an den Fluß hinab, und Batu erzählte ihm dann alles, was geschehen war, machte dem Bruder Vorwürfe wegen seiner Leichtgläubigkeit, rief die Sonne zum Zeugen seiner Unschuld an, und fügte sich selbst eine wesentliche Verletzung zu — entmannte sich —, worauf er ohnmächtig niedersank. Anepu war sehr betrübt, vermochte aber nicht über den Fluß zu gelangen und sich seiner anzunehmen.

Jetzt beginnt der abenteuerlichste und mysteriöseste Teil der Geschichte.

Batu erwachte aus der Ohnmacht und sagte seinem Bruder, daß er nach dem Ash-Thal ziehen wolle. Ash oder Aß ist der geheimnisvolle Baum des Lebens, welcher im Himmel oder in himmlischen Gegenden wächst, wo auch die Quellen des Nils entspringen. Der heilige Baum hatte Blätter, welche Menschenzungen ähnlich sahen, und Früchte, die dem Menschenherzen glichen. Aus der Frucht bereitet Hathar, die Göttin der Gerechtigkeit, der Gnade, der toten Seelen den Saft des Lebens und der Erneuerung. Das Ash-Thal ist also eine Gegend, sehr fern gelegen. Batu fügte hinzu, daß, wenn er dorthin gelange, er sein Herz in den Ash-Baum legen werde, und wenn sein Bruder jemals Mitteilungen von ihm haben wolle, müßte er dieses Herz aufsuchen und es mit gewissen Zeremonien in Wein oder Wasser legen, dann werde er, Batu, erscheinen, und die Fragen beantworten, die der Bruder ihm zu machen habe. Darauf trennten sich die Brüder, Anepu geht heim, tötet seine Frau und wirft sie den Hunden vor.

Batu hält sich im Ash-Thal auf, des Nachts schläft er unter dem Baum, zwischen dessen Blättern er sein Herz aufgehängt hat.

Eines Tages begegnet er dem Zug der Götter, der Neunzahl, der heiligen Neun, und einer der Götter sagte zu ihm: „O, Batu, Du herrlicher Mann, lebst Du so ganz allein, nachdem Du Dein Heim wegen der Frau Deines Bruders Anepu verlassen hast? So wisse denn, das er sie getötet hat."

Ra, der Sonnengott, sagte darauf zu Num, dem Schöpfer: „Willst Du nicht eine Frau für Batu schaffen, damit er nicht allein sei?"

Da schuf Num für Batu ein Weib zur Gattin, das schöner war als irgend ein Weib in Ägypten, und alle Götter machten ihr Geschenke. Doch



die Hathar der sieben heiligen Kühe sagte, daß dieses Weib, das Num geschaffen hatte, bestimmt sei, eines schrecklichen Todes zu sterben.*)

Eines Tages sagte Batu zu seiner Frau: „Wenn Du ausgehst, so hüte Dich, daß Dich der Fluß nicht ergreife, denn, wenn Du auch ein Weib bist, ich kann Dir doch nicht zu Hilfe eilen, weil mein Herz zwischen den Blüten des Ash sich befindet."

Und er erzählte ihr seine Geschichte.

Nums Tochter verliert keine Zeit, bis sie zu dem Baum geht um das Herz ihres Gatten zu sehen; aber der Fluß gewahrt sie, schwillt sofort an, um sie zu ergreifen. Sie flieht, und der Fluß folgt ihr bis zum Baum. Bis hierher kann er nur gelangen; er spricht klagend seine Liebe zu dem schönen Weibe aus. Sie hört diese Klagen mit an und giebt dem Flusse eine Locke ihres Haares, worauf er sich zurückzieht.

Auf den Wellen des Flusses gleitet die Haarlocke hinab nach Ägypten, und fährt fort zu gleiten, bis sie an einen Ort kommt, wo die Wäschermädchen des Königs das Linnen des Herrschers waschen, und von der Haarlocke teilt sich dem Linnen ein Wohlgeruch mit, den niemand zu erklären vermag. Es entsteht dort ein großer Streit darüber, woher der Wohlgeruch kommen möge, bis der Vorsteher der Wäscherinnen eines Tages die Locke entdeckt und den Duft bemerkt, der derselben entströmt. Er begiebt sich mit der Haarlocke zum Könige, und Seine Majestät ruft seine Weisen zusammen, welche nach einer genauen Untersuchung erklären, daß das Haar einer der Töchter der Götter angehöre, und sie raten daher, Leute hinauszusenden, um sie zu suchen, und daß bewaffnete Macht sie begleiten müsse. Diesem Rate folgte man; aber von der Truppe, welche das Ash-Thal erreichte, kehrte nur ein Mann zurück, die andern hatte Batu erschlagen. Der König sandte dann einen neuen Zug hinaus und dem Zuge selbst folgte ein Weib, das reichen Frauenschmuck mit sich führte. Das half. Batus Frau wird an den Schmuck gefesselt, verläßt ihren Gatten und wird nach Ägypten gebracht, wo ihre Ankunft allgemeines Entzücken verursacht. Der König ist ganz und gar für sie eingenommen, ernennt sie zur Prinzessin und erhebt sie zu seiner königlichen Gemahlin.

Indessen liegt es ihr am Herzen, von Batu gänzlich befreit zu werden,

*) Der eben genannten Göttin Hathar waren im frühesten Heidentum sieben Kühe geheiligt, entsprechend ihren sieben Sternen, welche „am Himmel grasen". Als Stern sieht sie alles, sie ist die Allwissende und die Bindende, Mena und Nemt, die moralische Natur der Dinge, die heilige Gerechtigkeit, welche das Böse verabscheut und entspricht dem Vorbilde der Adrasteia-Nemesis der Griechen oder ist es sogar selbst.

und sie erzählt deshalb dem Könige ihre Geschichte und bewirkt, daß eine Truppe ausgesendet wird, um den Ash-Baum zu fällen.

Dies geschieht. Der Baum wird gefällt; Herzen fallen zur Erde und in demselben Augenblick fällt auch Batu tot zu Boden.

Die Erzählung wendet sich jetzt zu Anepu, der nach Verlauf mehrerer Jahre von Sehnsucht ergriffen wird, seinen Bruder wiederzusehen. Er bereitet aus diesem Grunde zwei Kannen; die eine enthält Wein, die andere Wasser, damit er die Zeremonien, die Batu ihm auferlegt hatte, in Ausführung bringen könne. Er nimmt seinen Stab, seine Schuhe und Kleider und andere Reisesachen, und zieht fort nach dem Ash-Thal. Dort findet er seinen Bruder leblos liegend; nachdem er ihn beweint hat, sucht er nach dessen Herz und dieses Suchen währt drei Jahre, ohne daß es ihm gelingt, es zu finden, doch im vierten Jahre erreicht er sein Ziel: er entdeckt einen gefällten Ash-Baum und findet darunter das Herz seines Bruders. Er legt es in eine der Kannen, die er mit sich geführt hat, und da es während der Nacht von der Flüssigkeit durchdrungen ist, beginnt es gegen Morgen zu schlagen, und gleichzeitig bemerkt Anepu Bewegung in Batus Leichnam. Dieser öffnet die Augen und gewahrt seinen Bruder. Anepu giebt ihm Wein zu trinken, das Herz nimmt wieder seinen Platz in der Brust ein, und Batu wird vollständig wieder lebend. Die Brüder erzählen dann einander alles, was sie erlebt haben, und Batu teilt seinem Bruder mit, daß er jetzt die Gestalt des heiligen Stieres, Apis, annehmen, und nach Ägypten zurückkehren wolle.

Er forderte seinen Bruder auf, sich auf seinen Rücken zu setzen, und sie kommen nach Ägypten, wo die Priester, nachdem sie den Stier untersucht hatten, ihn für einen echten Apis erklärten. Er erhält augenblicklich Platz in einem Tempel, und wird angebetet. Anepu wird reich belohnt, weil er das heilige Tier entdeckt hatte. Eines Tages begiebt sich die Königin nach dem Tempel um Apis zu sehen und ihn anzubeten, und sie wird sehr verwundert darüber, daß er sie mit menschlicher Stimme anredet.

Wer bist Du? fragte sie. Ich bin Dein Gatte Batu. Du weißt, was Du gethan hast, um den König zu bewegen, den Baum, worin mein Herz lebte, zu vernichten und siehe, obgleich Du meinen Tod wolltest, so lebe ich dennoch!

Die Königin eilte entsetzt von dannen und das nächstemal, als sie wieder mit dem König zusammenkommt, bewegt sie ihn, zu schwören, daß er ihr irgend einen Wunsch erfüllen werde, und nachdem er ihr dies gelobt, wünscht sie die Leber des heiligen Stieres zu besitzen. Als der König das hört, erschrickt er sehr, aber er hatte geschworen und sie erhält ihren Wunsch

erfüllt. Der Stier wird geschlachtet; aber zwei Tropfen Blutes fallen auf zwei Blumenbeete an der Seite der Schloßtreppe. Im Laufe der Nacht wachsen dort zwei schöne Persea-Bäume oder (Ashbäume) empor. (Es ist stets derselbe heilige Baum.) Und am nächsten Tage schaart sich das Volk zusammen, um dieses Wunder zu sehen. Auch der König erfährt, was auf so wunderbare Weise geschehen ist und kommt mit der Königin herbeigefahren. Indem sie sich den Bäumen nähert, vernimmt man eine Stimme, welche ihr ihre Bosheit vorwirft und sagt, daß Batu noch immer lebt. Wieder bewegt sie den König, ihr die Erfüllung eines Wunsches zu versprechen, und sie verlangt, daß die Persea-Bäume gefällt werden sollen. Auch das geschieht und der König ist selbst zur Stelle, um sich der Ausführung des Befehls zu versichern. Ein kleiner Splitter von einem Baume fährt der Königin in den Mund, und infolgedessen kommt sie mit einem Sohn nieder, den man dem König bringt, und der von ihm auch als Sohn anerkannt wird. Der König faßt große Liebe zu dem Knaben, als er emporwuchs, macht er ihn zum Prinzen von Äthiopien. Dieser Titel wurde den ägyptischen Thronerben beigelegt. Darauf stieg der König zum Himmel, d. h. er starb, und der Prinz wurde König an seiner Statt. Aber dieser Prinz ist kein anderer als Batu selbst. Er ruft seine Ratgeber zusammen, erzählt ihnen seine ganze Geschichte und klagt seine treulose Gattin an, welche nunmehr zum Tode verurteilt und hingerichtet wird. Darauf regiert Batu glücklich während dreißig Jahre. Sein Bruder Anepu, dem er Reichtum und hohe Ehren schenkt, folgt ihm auf dem Thron und er regiert ebenfalls lange und glücklich.

Als der Papyros, welcher diese Erzählung enthält, gefunden und nach und nach gelesen und entziffert war, wurde von Gelehrten die Bemerkung gemacht, daß dieselben eine außerordentliche große Geringschätzung des Wahrscheinlichen an den Tag lege. Dieser Einwand wird an Kraft verlieren, wenn man die Erzählung für das nimmt, was sie ist, nämlich ein Märchen. Man hat später nachgewiesen, daß es nur der Nachlaß einer reichen poetischen Litteratur gewesen ist, die voranging. (Man vergleiche Goodwins Einleitung zum Bruchstück über den Prinzen und sein Schicksal in Transations of the Society of Bibliarchaeol. Vol. III. Part. I. pag. 340 u. folg.) Aber man kann noch weiter gehen, als es Goodwin gelungen ist. Es ist uns nämlich eine Phönizische Sage von einem schönen Jüngling Eschmun erhalten worden, dem die Göttermutter Astronöe eine Liebeserklärung macht; dieser weist sie aber ab und entmannt sich wie Batu. Allein Eschmun ist auch einer der Namen, den man dem Gott Khut oder Tekhut (der Vernunft), dem Worte) beilegt, welcher wie Hesir sich zur Errettung Apis gebären läßt.

(Vergl. Brauns Naturgeschichte der Sage. Band I, pag. 298.) Myten und Sagen sind also sowohl in dieser alten Geschichte, wie in dem Märchen so mit einander vermischt worden, daß sich allerdings das Ursprüngliche aus denselben herausfinden läßt. Sieht man aber genauer zu, dann wird das Märchen ganz einfach getragen von der Vorstellung der Göttin Hathar, der Allwissenden und Gerechten, und von der Vorstellung des menschlichen Gewissens, dessen Forderung schließlich entsprochen wird. Die Form, worin dies dargestellt wird, ist das Vorbild für manche der Märchen der späteren Zeit.

Den heiligen Ash-Baum, welcher im Thale wächst, wo die Götter hausen, und von dem Hathar den Seelen der Gestorbenen den Lebenstrank reicht, wird man mit dem Ash-Baum Yggdrasil verwandt finden.

IV.

Mahaduta. (Indisch.)

Als Para Taken Kassapa (Buddha selbst oder einer seiner Incarnationen) einst nach Benaris kam, gefolgt von zwanzigtausend Rahans (Heiligen), zeigte das Volk ihnen viele Gastfreiheit, wie es auch für ihre Bedürfnisse sorgte. Para Taken hielt eine Predigt über die Wohlthätigkeit und zeigte, wie einige Leute selbst gäben, aber andere nicht auffordern, dasselbe zu thun, dagegen einige zum Geben auffordern, aber selber nichts geben; am höchstverdienstvollsten seien die, welche sowohl selbst geben, als auch andere zum Geben veranlassen.

Ein Duraka (wohlthätiger Laie) lud aus dieser Veranlassung das ganze Gefolge zu einer Mahlzeit ein, und forderte seine Mitbürger auf, teil daran zu nehmen, indem er sagte: Ihr Männer, laßt Euch dafür einschreiben, wie viel Rahans Ihr bewirten wollt.

Dies geschah. Einige zeichneten sich für einhundert, andere für achtzig, wieder andere für zwanzig, zehn u. s. w. Unter ihnen befand sich ein armer Tagelöhner, namens Mahaduta, der sich nur für Bewirtung eines Rahan zeichnete.

Als er heim zu seiner Frau kam, rief er: „Mutter, die Leute in der Stadt werden morgen Para Taken und seine zwanzigtausend Heiligen bewirten, und haben aus dieser Veranlassung Einladungslisten umhergesandt." Sie antwortete: „Wir können nichts geben, weil wir so arm sind." Er entgegnete: „Ja, aber Mutterchen, ich habe mich für einen heiligen Mann gezeichnet!"

Sie antwortete: „Das war wohl gethan, Mann! Dann müssen wir heute tüchtig arbeiten, um den Gast morgen anständig bewirten zu können."

Mann und Frau begaben sich hierauf an ihre Arbeit. Der Mann ging in das Haus eines Thutes (eines freien oder vornehmen Herrn), um Holz zu hauen; und während der Arbeit sang er vergnügt dazu. Der Herr, der sah, daß jener eine große Menge Holz spaltete, sagte zufrieden: „Höre, Mahaduta, Du arbeitest ja sehr tüchtig, aber weshalb singst Du denn so heiter?" Er antwortete: „Mein Herr Thute, ich bin so fröhlich, weil ich für morgen einen Rahan zu Gast geladen habe." Der Thute schenkte ihm acht Maß Namathala-Reis.

Mahaduta's Frau befand sich indessen bei der Frau eines Thuten, wo sie Reis mahlte. Sie arbeitete schnell und sang während der ganzen Zeit dazu. Die Frau sagte, „weshalb sie so fröhlich sei und singe." Sie antwortete: „Meine beste Frau Thutema, das geschieht, weil ich morgen einen heiligen Rahan bewirten werde." Die Frau gab ihr ein Maß Namathala-Reis, ein Gefäß mit Butter, eine Schale dicker Milch sowie Gewürz und Zwiebeln. Am nächsten Morgen früh ging Mahaduta nach der Stadt, um seinen Gast abzuholen, und er sagte zu dem Schriftführer, welcher die Liste besorgt hatte: „Zeige mir den Rahan, für den ich mich gestern gezeichnet habe." Der Schriftführer sah in der Liste nach und sagte: „Ich habe Dich aufzuzeichnen vergessen, alle Rahans sind bereits vergeben."

Mahaduta brach in Thränen aus, und der Schriftführer sagte zu ihm: „Para Taken geht jetzt gerade durch die Thür hinein in das Ganda-Kuti-Gebäude; wende Dich an ihn, vielleicht ändert er etwas an der getroffenen Anordnung."

Als Mahaduta dort eintreten wollte, glaubten alle, daß er zu betteln beabsichtige, und hielten ihn von der Thür fern; allein er rief laut, „daß er nur Para Taken seine Ehrfurcht bezeigen wolle;" und er drängte sich vor, legte sein Haupt auf die Thürschwelle und rief: „O, Para Taken, es ist niemand in diesem Lande so unglücklich wie ich, habe Mitleid mit mir!"

Da öffnete Para Taken die Thür und reichte Mahaduta sein heiliges Tabet, was ein Zeichen war, daß er, Para Taken, selbst sein Gast sein wollte.

Der König und seine Hofleute umstanden ihn; sie waren sehr verwundert über diesen Entschluß.

Der König bot Mahaduta großen Reichtum für das Tabet-Tuch. Aber Mahaduta wollte es nicht verkaufen und schritt voran, um seinem Gast den Weg zu zeigen, und mit Gewalt durften sie nicht wagen, es ihm abzunehmen.

Als Para Taken nach der Hütte kam, war die Thür zu niedrig, und

ein Para beugt niemals sein Haupt. Deshalb sank die Erde und gab Platz, und als Para Taken eintrat, erhob sich die Decke, und als er fortging, war die Stube voll von Gold und Edelsteinen. Daher ging es nach dem Worte, wie Mahabutas Frau gesagt hatte: „wir vermögen nichts zu geben, weil wir so arm sind."



„Ewiger Krieg"*)

Von Bertha von Suttner.

(Schloß Harmannsdorf.)

Herr Bernhard Kießling hat ein Buch geschrieben: „Ewiger Krieg" und ich ein anderes: „Die Waffen nieder!" — Diese zwei Büchertitel können nicht in Frieden auskommen und wofern die beiden Urheber dieses Feldgeschrei behaupten wollen, müssen sie miteinander Krieg führen — ein Umstand, der meinem Herrn Gegner recht zu geben scheint: sogar hier, in diesen Spalten, ein Stückchen von dem „Ewigen", dem Unvermeidlichen ... Aber nein: — wir ziehen ja weder mit Lanzen (eine Waffengattung, welche nach dem „Militärischen Wochenblatt" „dem Ulanen lieb sein soll wie seine Braut") noch mit Maximkanonen aufeinander los; was wir also da aufführen, und mag es noch so grimmig betrieben werden, ist Kampf — nicht Krieg. Und damit ist gleich der Kern der ganzen Streitfrage, das ganze Mißverständnis bloßgelegt: der Kampf mag wohl „ewig" sein, nicht aber der Krieg, der nur eine Form — und zwar eine der allerrohesten und primitivsten Formen des Kampfes ist.

Eine zweite Verwechslung, ein zweites Mißverständnis, das den Beweisführungen des ewigen Krieges zugrunde liegt, ist die Einreihung einer menschlichen Institution unter die elementaren Naturvorgänge. „Der Krieg bricht aus" ist nur eine auf dieser Verwechslung beruhende — und dieselbe bestärkende — falsche Sprachwendung. Er bricht nicht aus, wie ein Lavastrom oder wie eine Seuche; er wird willkürlich vorbereitet, erklärt und ausgefochten. Auch eine Ohrfeige bricht nicht aus, sondern wird gegeben. Man lasse zwei friedfertige, gebildete Menschen nebeneinandersitzen, so wird zwischen ihnen keine Elementarohrfeige wüten, auf deren unvermeidlichen Ausbruch sie sich stets vorzubereiten hätten. Ebenso könnten zivilisierte Völker nebeneinander wohnen, ohne stets gegenseitiges Losschlagen zu gewärtigen. Wenn dagegen als Einwand vorgebracht wird, daß die zivilisierten Völker bis in die Gegenwart hinein doch thatsächlich Kriege führen, so läßt sich da auf ein drittes Mißverständnis, auf eine neue falsche Behauptung hinweisen, nämlich die, daß wir in einem thatsächlich zivilisierten Zeitalter leben. Wir sind eben erst langsam daran,

*) Siehe Heft II der „Gesellschaft": „Ewiger Krieg" und „Vorherrschaft des Militarismus" von Bernhard Kießling.

uns aus der Wildheit emporzuarbeiten, wie einst unsere Vorfahren aus der Tierheit sich emporgearbeitet haben; aber daß wir dasjenige erreicht haben, was unserer Einsicht nach den Namen Kultur verdient, das dürfen wir uns nicht einbilden, so lang aus unserer Gemeinschaft das soziale Elend, der Aberglaube und der — Krieg nicht ausgerottet sind.

Hier setzt das bekannte überlegene Lächeln und mitleidige Achselzucken ein und von vermeintlich wissenschaftlicher Höhe herab fällt das Wort: Utopie. Die Frage ist nun die: wer ist der wissenschaftlichen Erkenntnis näher — derjenige, der alles Seiende als seit jeher — „seit die Welt steht" Dagewesenes und — „so lang die Welt stehen wird" — Bleibendes betrachtet; der allen stattgehabten Wechsel höchstens als kreislaufenden Auf- und Niedergang gelten läßt; — oder aber derjenige, der da annimmt, daß alles Gegenwärtige in steter Fortentwicklung sich herangebildet hat und sich weiter fortentwickeln wird — nicht in kreislaufender, sondern in aufsteigender Linie; daß alle einst dagewesenen Formen gänzlich verschwunden sind und daß stets neue Formen sich bilden werden? — Diese beiden Weltanschauungen (die Schöpfungslehre einer-, die Entwicklungslehre andererseits, oder, um es anders auszudrücken, der alte Glaube und der moderne Geist) sind so grundverschieden, ihre Anhänger gehen von so entgegengesetzten Gesichtspunkten aus, daß eine gegenseitige Verständigung nimmermehr erzielt werden kann. Fern liegt mir auch die Hoffnung, Herrn Kießling die von ihm verlangte „gründliche Widerlegung" seiner Anschauungen, die er ja selber unerschütterlich nennt, hier zu bieten. Der Boden, auf dem er steht, ist ein anderer; die Überzeugungen, welche aus diesem Boden hervorwachsen, lassen sich durch die Gegenüberzeugungen, die auf dem von mir und meinen Gesinnungsgenossen eingenommenen Felde sprießen, nicht erreichen — geschweige denn umstoßen. Zwar haben die Vertreter der alten Weltanschauung unsere Kunstausdrücke: „Daseinskampf", „Entwicklung" hinübergenommen und benützen sie als Stütze ihrer Meinung, indem sie — wie schon bemerkt — dem Wort Kampf den Begriff Krieg unterschieben und diesen als die „Grundlage aller Entwicklung" hinstellen, dessen Aufhören „gleichbedeutend wäre mit allgemeiner Erstarrung". Indem sie das Wort Entwicklung in den Mund nehmen, verfechten sie das gegenteilige Prinzip — denn was sie darthun wollen, ist ja eben die Beharrung, die Unveränderlichkeit; — und ich wette, obschon ich Herrn Kießlings Ansichten über dieses Thema nicht kenne, daß er dem Darwinismus abhold ist, daß er auf die Konstanz der Arten schwört. Wer den Satz schreiben kann: „Der Krieg, der wie er immer war, auch immer sein wird" und „Die Weltgeschichte ist nichts als die Naturgeschichte der Völker und Staaten und was da einmal richtig war, das bleibt es auch für ewige Zeiten" — der hat weder aus Geschichte noch aus Naturgeschichte das Gesetz der unaufhörlichen Verwandlung und Veredlung aller organischen und geistigen Gebilde herausgelesen. Der wird auch seinem Widersacher vorhalten (Gesellsch. Heft II. S. 270), daß dessen Behauptung: „Was früher richtig war, ist es heute nicht mehr" geradezu komisch klingt und statt dessen „eine Thatsachenreihe" verlangen. Nun ist aber im obigen Satze eine kondensierte Thatsachenreihe enthalten; — Thatsachen jedoch, die vom Standpunkt der Entwicklungsphilosophie gesehen worden sind — geradeso wie in dem Satze „Die Erde dreht sich um die Sonne" eine ganze Kette von physikalisch und kosmologisch erkannten Wahrheiten steckt — welche freilich für einen Anhänger der ptolomäischen Weltordnung aus der „komischen" Behauptung Galileis nicht beweiskräftig hervortreten mochten.

Uns anderen ist es unbegreiflich, wie man aus der Geschichte nicht die unsere Sache bekräftigende Thatsache herausfinden kann, daß Einrichtungen, Sitten- und Gesellschaftszustände, die einmal fest und allgemein herrschend waren, ganz und gar überwunden und vertilgt worden sind. Oder besteht noch Menschenfresserei, Moloch-Opferdienst, Leibeigenschaft, Hexenwahn, Foltergericht? Auch für diese Dinge hätte, mit derselben Berechtigung wie für den Krieg, eine naturgesetzmäßige Unabwendbarkeit geltend gemacht werden können und ist auch — man schlage nur in den alten Annalen nach — geltend gemacht werden. Weil der Krieg zufällig eine der Einrichtungen ist, die sich bis heute erhalten haben, so führt dieser Umstand nicht den geringsten logischen Beweis nach sich, daß sie auch in Zukunft sich erhalten werde und müsse. Übrigens auch da zeigt die Geschichte ein Bild steter Verwandlung. Ist denn der Krieg, wie er gegenwärtig geführt wird, dasselbe wie das, was einst die Halbmenschen, dann die Wilden, dann die Alten, später die Mittelaltler und schließlich die Zeitgenossen unter diesem Namen miteinander getrieben haben? Sind die Motive, sind die Resultate dieselben? Können noch Kriege geführt werden aus bloßer Rauf- und Beutelust? Um dynastischer Erbansprüche willen, um Religionsstreitigkeiten? Giebt es ferner noch Fehden zwischen Stamm und Stamm, Familie und Familie, Burg und Burg, Stadt und Stadt, Provinz und Provinz? Nein, immer weiter und weiter hat das Band der Eintracht sich ausgedehnt — heute giebt es nur mehr Staat und Staat, die außerhalb desselben geblieben, aber auch „vereinigte Staaten" sind kein Ding der Unmöglichkeit, das zeigen uns die europäischen Bündnisse und die Republiken von Amerika. Weist nicht der ganze Gang der Kultur auf die abnehmende Häufigkeit des Krieges und vor allem — bei aller Zunahme seiner Hilfsmittel — auf die abnehmende Liebe zu demselben? Und was — wenn alle Abrüstungsmahnungen unbefolgt verhallen — was der Krieg der Zukunft sein wird, wird das mit demselben Namen bezeichnet werden sollen, wie die Kämpfe der Vergangenheit? Noch fehlt der Begriff von dem, was mit den heutigen Zerstörungs-Höllenmaschinen, mit dem gegenwärtigen Riesenaufgebot der Kriegsmacht (es giebt ja keine „Armeen" mehr, sondern nur noch Völker in Waffen) die nächste europäische Konflagration über unsere Welt brächte und wahrlich, daran würde die Behauptung zu schanden werden, daß „so wie er immer war, der Krieg auch für alle Zeiten sein wird".

Übrigens: wenn das Ungetüm nicht freiwillig von der erwachten Vernunft der Kulturmenschheit abgeschafft wird, so wird es an seiner eigenen, bis zur Absurdität, bis zur Unmöglichkeit angewachsenen Ungeheuerlichkeit zugrunde gehen. Denn wo ist die Grenze des Wehrwahnsinns, wo die Grenze der Mordtechnik? Was hindert uns, die wir an der Schwelle des Elektrizitätszeitalters stehen, uns einen Apparat — eine Art Edisonschen Ferntöters — vorzustellen, der mittels eines Fingerdrucks eine Festung in die Luft sprengte; oder einen Ballon, der von Wolkenhöhe über ein ganzes Armeekorps, über eine ganze Provinz Vernichtung herabschleudern könnte? Was würde dann Kriegführen noch für denkbare Zwecke und Ziele haben? Wer könnte dann noch Kapitel schreiben über die „Kulturnotwendigkeit" der Kriege?

Nein, wer heutzutage — seit wir im Besitze der Entwickelungslehre sind — sein Auge in die Geschichte der Vergangenheit versenkt, der bleibt nicht bei dem vermeintlich vor 6000 Jahren erschaffenen „Paradieses"-Menschen stehen, der schaut tiefer zurück bis in jene Zeiten, wo von den gegenwärtigen Gebilden noch nicht eines vor-

handen war, und eignet sich so die Fähigkeit an, auch eine Zukunft ins Auge zu fassen, die ganz veränderte Gebilde aufweisen wird. Durch die neue Anordnung der Dinge sind stets neue Elemente in die Welt getreten, welche neue Zustände nach sich ziehen mußten. Aus der Natur hat sich der Mensch entwickelt, aber in der Menschheit — seit sie den Pfad der Zivilisation betreten — haben sich Kräfte herausgebildet — Vernunft, Erkenntnis, Sittlichkeit — welche dazu angethan sind, andere Naturkräfte zu beherrschen. Selbst wenn der Krieg das wäre, wofür Herr Kießling ihn ausgiebt: ein der „Influenza" oder der „Überschwemmung" analoges Naturgeschehen, so läge der menschlichen Gesellschaft die Pflicht und die Möglichkeit offen, diese Kalamität zu bekämpfen und zu verhüten, so wie sie durch Medizin und Uferschutz das Wüten der Krankheiten und der Ströme zu bekämpfen sucht.

Herr Kießling aber vergleicht die Kriegsbereitschaft selber mit Uferschutz — ganz übersehend, daß, wenn es keine Kriege mehr gäbe, man sich gegen solche nicht mehr zu wehren brauchte. Um gegen einfallende Barbaren sicher zu sein, müssen die Kulturvölker durchaus nicht — zur bloßen Übung — sich gelegentlich selber barbarisch aufreiben. Die Zahl der zivilisierten Nationen ist eine so große, die von ihnen erreichte Verteidigungsmöglichkeit eine so gewaltige, daß sich ganz gut ein Schutz- und Trutzbündnis bilden ließe, gegen etwa überfallslustige wilde Horden. Aber leider — dem Genius des Fortschritts sei's geklagt —: Die Regierungsformen, der öffentliche Geist, die offizielle Erziehung — insofern sie vom Geist des Militarismus durchdrungen sind — sind selber noch „wild horden"-mäßig. Da wird als oberster Grundsatz aufgestellt, daß der Nachbar rechts und der Nachbar links — der welsche Erbfeind da, der eroberungssüchtige Kosake dort, der rauhe Teutone hier lauter heimtückische, mordlustige, sprungbereite Gegner sind. Wir hingegen — d. h. diejenigen, welche gerade sprechen — wir sind die Friedliebenden, Gerechten, nur zur Verteidigung stehen wir kampfbereit da. Die Überfallsplanenden — überhaupt die Schlechten — das sind immer die Andern.

Ja, die unseligen Andern! So wird auch kein Kriegsverteidiger sagen: „ich wünsche die Unausrottbarkeit der Völkerschlachten; ich fühle, daß das Dreinschlagen ein Bedürfnis ist, denn ich bin rauflustig, ehrsüchtig, beutegierig, haßerfüllt, zornglühend! — nein, er wird nur die Phrase wiederholen: „die Menschen haben jene Leidenschaften — und so lange es Menschen giebt, werden diese Leidenschaften immer wieder zum Durchbruch kommen." Nun ja: „So lange es Menschenfresser giebt, werden immer Menschen gefressen werden." Dieser Satz ist an sich noch unumstößlicher — für den ewigen Bestand des Kannibalismus beweist er aber gar nichts. Diejenige Leidenschaftlichkeit, die nur in Gewaltthat und Totschlag ihre Befriedigung findet, ist nach unsren heutigen Begriffen eben nicht menschlich, sondern bestialisch: „la bête humaine".

Wenn man eine Sache nur mehr im Namen der andern, nicht im eigenen vertreten kann, so ist das eine kraft- und leblose Vertretung. Nur das, was Alle selber wollen, gut heißen und thun, wird so lange fortbestehen, als dieser Wille währt; nicht das, was man geschehen läßt, weil die andern vermutlich von diesem Willen erfüllt sind. Das ist dasselbe beim Glauben. Nur solcher Glaube wird lebendig erhalten und weiter gegeben, den dessen Jünger und Apostel für erkannte Wahrheit halten; spricht man einmal: „Ich selber bin zu vernünftig, dies und jenes zu glauben . . . doch die Menschen im Allgemeinen sind schon so naiv und es ist gut und nützlich, daß sie es seien . . . dieser Glaube wird sich niemals ausrotten

lassen" — da sagt man etwas falsches: er ist schon ausgerottet und zwar bei dem, der so sprach — folglich kann dies auch bei seinem Nachbar, bei zehn Nachbarn, schließlich bei der größten Mehrzahl zutreffen.

Hier ist das Gebiet, wo die Abstimmung entscheiden könnte, welche Herr Kießling so energisch ablehnt. Aber diese Ablehnung ist ein ziemlich perfides Verdrehen des Beweisverfahrens. Ursprünglich wird die Begründung des „ewigen Krieges" auf den Satz gestellt: „Die Menschen sind so beschaffen, daß sie den Krieg wollen." — „Sie auch?" fragt der Gegner erstaunt. — „Ich nicht — ich gebe vielmehr zu, daß „rein abstrakt genommen" die guten Seiten des Krieges und der Kriegsbefürchtungen in gar keinem Verhältnis stehen zu dem herzerschütternden Jammer einer einzigen Hauptschlacht; daß der Krieg eine Erscheinung voll grausiger Bestialität ist — aber wie gesagt, die Menschen überhaupt . . ." — Alle? — „Wenn auch nicht Alle, so doch die meisten." — „Das ist falsch. Man braucht nur abzustimmen und es wird sich erweisen, daß dies falsch ist." Jetzt erhebt Herr Kießling den lebhaften Protest: „Wo in aller Welt" ruft er, „tritt man, um eine klare Antwort auf eine klar gestellte Frage zu erlangen, vor die dumpfen Volksmassen hin? Seit wann entscheidet über den Wert oder Unwert einer geschichts- oder naturphilosophischen These das Urteil der meist ebenso blöden als urteilslosen Menge?!" — Aber, geehrter Herr, Ihr Gegner hat ja nicht über den Wert oder Unwert der These abstimmen lassen wollen, sondern durch einfache Abzählung von „ja" und „nein" den Unwert eines Argumentes Ihrer These darthun — Ihrer Behauptung nämlich, daß die meisten Menschen den Krieg wollen. Würde man die „blöde Menge" und die „dumpfen Massen" (heute leider noch einigermaßen berechtigte, aber in einer bessern Zukunft auch der Abnahme und dem Schwinden verfallende Begriffe), würde man die Massen um ihre Ansicht über Vermeidlichkeit oder Unvermeidlichkeit des Krieges fragen, die Antwort würde sicher Ihnen und nicht uns recht geben. Denn daß das Gegenwärtige ewig bestehen müsse, das ist eine von der Menge seit jeher geglaubte und ihr von Kindheit an aufgedrängte Idee.

Und damit sind wir bei dem Thema Erziehung angelangt, welchem Herr Kießling einen ganzen Abschnitt seines Buches („Der Kriegsgedanke und die Volkserziehung") gewidmet hat. Ja, das ist richtig: so lange Kriege geführt werden müssen, muß man auch das Volk danach erziehen, daß es dieselben führen — lasse; und so lange diese Erziehung lebendig und fruchtbringend wirkt, werden auch immer Kriege geführt werden. Das ist ein scheinbar ausgangsloser Zirkel — aber nur scheinbar: denn durch die wachsende und sich ausbreitende Vernunft wird die zu eng gewordene Schulform gesprengt. Das gleiche geschieht ja in Glaubenssachen. Was hilft da die starre Unveränderlichkeit der dogmatischen Lehren? Vorgetragen werden diese noch immer; gedankenlos hingenommen noch sehr häufig; aber lebendig geglaubt und mit Überzeugungskraft den nächsten Geschlechten wieder gelehrt? Nimmermehr! Ja, die Jugenderziehung ist eine durchaus kriegerische (obgleich auch da dem Zeitgeist schon Zugeständnisse gemacht werden, indem man den Krieg mehr als „notwendiges" Übel, als ein zur Erreichung andrer „höherer Güter" erforderliches Mittel hinstellt, und nicht mehr als edelsten Selbstzweck) und Folge dieser kriegerischen — sie nennens „patriotischen" — Erziehung ist es jedenfalls, daß Bücher wie das Kießlingsche geschrieben werden; daß die Völker sich gegenseitig noch mit Haß und Mißtrauen betrachten und daß für kommende Kriege sowohl der Zündstoff wie die Werkzeuge bereit gehalten werden. Ja, die Schule bietet heute

noch eine der mächtigsten Stützen des militärischen Geistes, in ihr wird das Kindergemüt schon auf den Kriegsgedanken gedrillt; aber in die Schule auch drängt sich langsam die größte Feindin des Militarismus — die moderne Naturwissenschaft. Darum auch — instinktiv — wird in konservativen Unterrichts-Programmen den Naturwissenschaften so wenig Platz als möglich eingeräumt oder werden dieselben doch so trocken als möglich, mit Umgehung des ihnen innewohnenden Geistes vorgetragen.*)

Und nun als Gegensatz die Äußerung eines militärisch erzogenen Prinzen. Um seine Studien befragt — wobei er den verschiedenen Schlachtchroniken das höchste Interesse zuerkannte —, sollte der junge Herzog von Orleans (derselbe, der sich jüngst zur Assentierung stellte) seine Meinnug über die Kosmographie abgeben. „La cosmographie?“ antwortete, er „c'est l'art de s'ennuyer en regardant le ciel.“

Da existiert ein berühmtes Gemälde von dem spanischen Maler Zarmcois. Von einem ganzen Hofstaat umgeben, kauert ein königliches Kind auf dem Teppich und wirft mit Orangen auf ein vor ihm aufgestelltes kleines Heer von Bleisoldaten. Alle Hofchargen — darunter auch ein Kardinal — lächeln beifällig zu diesem Spiel und das Gemälde heißt: Fürstenerziehung.

Diejenigen, die den Völkerfrieden wollen, die streben natürlich auch einen anderen Geist der Jugendbildung an. Man muß eben, wenn man in Reformfragen widerspruchslos denken will, sich nicht nur Eines, sondern ringsum alles als verändert vorstellen. Und hat man nur Eines als schon anders geworden erkannt, so muß man zugeben, daß alles damit Zusammenhängende sich logischer- und gezwungenerweise wird mitverändern müssen. In unserem Falle brauchen wir nur das Eine als schwindend zu konstatieren, nämlich die Rohheit — und alles, was durch Rohheit bedingt ist, nämlich Gewalt, Unvernunft, Grausamkeit, Rechtlosigkeit (mit einem Wort den Kriegszustand) kann sehr leicht als gleichfalls verschwindend hinzugedacht werden. Herr Kießling jedoch vermag sich dies nicht recht vorzustellen. Er denkt sich das Verschwinden der kriegsverheischenden Leidenschaften und Gelüste als „gleichlaufend mit der fortschreitenden Erkaltung unseres Planeten“. — Warum denn nicht einfach mit der fortschreitenden Kultur unserer Gesellschaft? Fühlt er sich selber so wutschnaubend, daß nur der Anprall eines erratischen Blocks den Drang nach Menschenabschlachtung in ihm zu kühlen vermöchte? Ach nein, ich vergaß — nicht für sich spricht er ja, sondern für die berühmten Anderen, jene Anderen, die zur Abstimmung nicht zugelassen werden dürfen. Nur in das „Reich der seligen Geister“ gehörend, „diesen Idealgebilden der katholischen Religion“, nur mit Flügeln versehen, kann sich Herr Kießling die Wesen vorstellen, welche darauf verzichten, einander gelegentlich auf Kommando totzuschlagen. Wir anderen Fortschrittsgläubigen ver-

*) „Unser winziger Planet,“ so sagt Flammarion, der französische Astronom, „ist noch zu groß für unsere Fassungskraft, denn wir haben den Kirchturmpatriotismus erfunden und die ganze Organisation der verschiedenen sozialen Gruppen, die sich in diesen Globus teilen, ist auf Waffen gegründet. — O, die Astronomie wünschte, daß die Lenker der Völker, die Gesetzgeber, die Politiker, die Fähigkeit hätten, eine Himmelskarte zu sehen und zu verstehen. Diese stille Betrachtung wäre vielleicht der Menschheit nützlicher, als alle Kongresse der Souveräne und alle diplomatischen Reden. Wenn man wüßte, wie winzig die Erde ist, würde man vielleicht aufhören, sie in Stücken zerschneiden zu wollen. Der Friede herrschte dann in unsrer Welt; der soziale Reichtum folgte dann dem ruinierenden und beschämenden militärischen Wahnsinn; die politischen Fraktionen würden aufhören und die Menschen dann sich frei zum Studium des Universums erheben und das intellektuelle Leben wahrhaft genießen.“

setzen die Entbestialisierung der Menschen nicht in ein Jenseits, sondern in die irdische Zukunft; — nicht von den Gestorbenen — von den nach uns Lebenden erwarten wir, daß sie das verwirklichen, was die jetzt Lebenden schon als das bessere und vernünftigere erkannt haben. Übrigens war auch schon das ein Fortschritt, den seligen Geistern ewigen Frieden zuzutrauen; unsere nordischen Vorfahren konnten sich die Walhalla nicht anders denken, als durch ewige Kriegsführung verherrlicht, und auch die alten Hebräer verehrten in ihrem Gott einen Gott der Schlachten und der erste historische Vorgang im Himmel war als eine geordnete Bataille der bösen Geister gedacht, welche feindliche Truppe der Generalissimus des göttlichen Heeres, Erzengel Michael, siegreich aus dem Felde schlug.

Eine Lieblingsfinte der Kriegsverteidiger — und auch Herr Kießling gebraucht sie — besteht darin, auf die Unmöglichkeit hinzuweisen, daß „alle Streitigkeiten ersterben sollen". Aber das haben wir ja nie behauptet! Krieg ist nicht „Streit"; er ist eine Art — die wildeste, rückständigste Art — den Streit zu entscheiden. Auch zwischen Privaten entstehen Meinungs- und Interessen-Differenzen; auch Private bleiben „heftigen Erregungen zugänglich"; dessen ungeachtet ist das Darauflosshauen zwischen ihnen abgeschafft und ihre Streitigkeiten müssen — nach getroffenem Übereinkommen — durch Rechtsspruch entschieden werden. Was wir also verlangen, ist einfach, daß der Rechtszustand, der im Verkehr der Individuen, der Familien, der Provinzen unter einander Geltung hat, (auch nicht, „seit die Welt steht"!) auf den Verkehr der Staaten ausgedehnt werde. Daß dies nicht unmöglich ist, ergiebt sich aus der einfachsten Induktion; aber da Herr Kießling nur durch „Thatsachen" sich überführen lassen will, so möge er die schon vorliegenden einschlagenden Thatsachen erwägen: die Geschichte der letzten Jahrzehnte weist eine ganze Reihe von mittels Schiedsgerichts beigelegten politischen Konflikten auf: Alabama, Karolineninsel u. s. w. Dem ewigen Vorwurf vom praktischen Unwert unserer Theorien müssen wir endlich mit Entschiedenheit entgegentreten; jenes Achselzucken, jenes Belächeln, mit welchem unseren Ausführungen stets begegnet wird, dürfen wir nicht scheuen; auch zu jener feigen Konzession dürfen wir uns nicht herbeilassen, die manche unter uns — um ja nicht unweise zu scheinen — den Gegnern machen, indem sie zugeben, daß unsere Pläne gegenwärtig noch unausführbar seien. Es ist ein Widersinn, von einer künftigen Wandlung sozialer Einrichtungen zu sprechen und dabei still abwarten, daß dies von selber eintreffe. Es genügt nicht, zu erkennen, daß etwas gethan werden kann, soll und wird — es muß eben gethan werden. Auch das Beharren eines Zustandes beruht auf Thun. Daß heute noch immer Kriege geführt werden, ist nicht ein von menschlichem Einfluß unabhängiges Naturwalten, es ist das Ergebnis vereinter Handlungen der Kriegsanhänger. Zu letzteren gehören in erster Linie diejenigen, die ein persönliches Interesse an der Erhaltung des Militarismus haben, und diejenigen, die von der „Kulturnotwendigkeit", von den „ethischen Vorteilen" und von der Unabwendbarkeit des Krieges entweder wirklich überzeugt sind, oder doch Andere davon überzeugen wollen. — Natürlich, was der Einzelne thut, ist nicht ausschlaggebend, aber aus dem Thun aller Einzelnen ergiebt sich der allgemeine Zustand. Weder werde ich mit meinem Buche „Die Waffen nieder!" eine sofortige Abrüstung erzielen, noch wird Herrn Kießlings Werk die Ewigkeit des Krieges sichern; aber in der statthabenden Begegnung dieser Frage sind beide Schriften sicherlich enthalten — zu

einem minimalen Teil zwar, aber unleugbar — die eine beschleunigend, die andere hemmend.

Was mich besonders in Wut versetzt (mein Herr Widersacher mag daraus ersehen, daß ich doch noch „lebhafter Erregungen" fähig bin, ohne darum das Bedürfnis zu fühlen, dieser Erregung durch das neueste Geschütz — 600 Pfund Dynamit auf 3 englische Meilen — Luft machen zu können), was mich am meisten in Harnisch bringt, das ist, wenn so unphilosophische Ansichten, wie die vom notwendigen Bestande der Barbarei, durch philosophische Zitate gestützt werden. Da beruft sich zuerst der Kießlingsche Artikel auf Kant. Nun gerade diesem, der die berühmte Abhandlung „Zum ewigen Frieden" geschrieben, sollte doch der Verfasser von „Zum ewigen Kriege" aus dem Wege gehen. Ferner muß Hegel herhalten mit dem Satze: „Alles Seiende ist vernünftig". Aber dies würde ja — wenn in Herrn Kießlings Sinne, nämlich als „der höchste Grad der Notwendigkeit" aufgefaßt — zu dem ganz unhaltbaren Schlusse führen, daß alles was ist — somt auch, was war — vernünftig, notwendig und unumstößlich ist, war und bleibt. Aus Hegels Satz geht aber eine ganz andere Folgerung hervor, nämlich: Was aufgehört hat, vernünftig zu sein, das muß auch überhaupt zu sein aufhören. — Schließlich werden Bacons Worte angeführt: Sinnlos wäre es und in sich widerspruchsvoll, zu glauben, daß das (dauernde Friede! B. K.), was nie eingetreten ist, geschehen könne, außer auf niemals versuchte Art und Weise." —

Aber zugegeben — tausendmal zugegeben! Das ist's ja eben, was wir anstreben, was wir nicht müde werden, in Vorschlag zu bringen: „die noch nie versuchte Art und Weise!" Wenn man immer zu Kriegen vorbereitet, rüstet, hetzt, erzieht, begeistert, so wird der dauernde Friede sich nicht einstellen. Die nie versuchte Art und Weise — das ist ja der Kern jedes Reformplans, jedes Fortschritts. Man kann in der neu versuchten Art sich auch täuschen, aber das richtige wird man nur finden und vorwärts kommt man nur, wenn man versucht.

Jetzt heißt es aber: abbrechen. Schon habe ich den gebührlichen Raum überschritten. Ich muß mir immer Gewalt anthun — wenn ich dieses Thema berühre — um kein Buch zu schreiben. Und selbst, wenn ich eins geschrieben habe, zwei Bände lang, so sehe ich nachher ein (die Besprechung von „Die Waffen nieder" im Märzheft der Gesellschaft aus der Feder unseres Conrad hat mir das wieder so recht lebhaft zu Gemüte geführt), so sehe ich ein, daß das Buch unvollständig ist, daß ich ganze Seiten der Frage unberührt gelassen, daß mein schwaches Können und Schauen nicht ausreicht, um den ganzen Titanenkampf zu erfassen, den das gegenwärtige Geschlecht halb in bewußtem, halb unbewußtem Drange unternommen hat und der — falls die Stimmen der Vernunft verhallen — mit furchtbarem Schrecken ausgefochten werden wird, der Kampf gegen die Barbarei: gegen das soziale Elend nämlich und gegen den „ewigen Krieg". —



Aus dem Münchener Kunstleben.

Von M. G. Conrad.

(München).

Einen wichtigen Beitrag zur Theater-Reformgeschichte der Gegenwart bilden die „Mitteilungen über den Entwicklungsgang der neueingerichteten Münchener Schaubühne" des Herrn Baron Karl von Perfall. Obwohl dieselben bereits durch Nachdruck in den großen Tageszeitungen den weitesten Kreisen zugänglich gemacht worden sind, erachten wir es doch für geboten, das interessante Schriftstück in anbetracht seines dokumentarischen Wertes auch der „Gesellschaft" einzuverleiben. Baron v. Perfall veröffentlichte diese „Mitteilungen" anläßlich der ersten Aufführung des Goetheschen „Götz" auf der Münchener Reformbühne am 24. März 1890. Hier der Text!

* * *

Das erste Werk eines deutschen Klassikers, dessen Darstellung im Münchener Hoftheater auf der neueingerichteten Bühne — der fälschlich sogenannten „Shakespearebühne" — am 24. März zum ersten Mal stattfinden soll, ist Goethes „Götz von Berlichingen". Mit dieser Aufführung gelangt das Unternehmen der neuen Bühneneinrichtung in seiner Entwicklung auf eine neue Stufe. Wie in anderen Fällen zeigt sich auch hier, daß das Neue im Anfang nicht fertig zutage tritt. Aber was fortschreitet und sich weiter entwickelt, ist lebensfähig. Von diesem Gesichtspunkt aus lohnt es sich wohl, das bisher Erstrebte und Erreichte in gedrängten Zügen zusammenzufassen, um so mehr, als sich über den eigentlichen Entwicklungsgang der umgestalteten Bühne irreleitende Mitteilungen verbreitet haben, denen ich aufklärend begegnen möchte.

Der indirekte Urheber des Unternehmens ist — der Zwischenvorhang. Mehr als zwanzig Jahre hindurch, so lange ich die Münchener Hofbühne leite, erregte mir derselbe immer von neuem den heftigsten Widerwillen, da sein Gebrauch nur zu oft in Mißbrauch ausartete. Dieser Mißbrauch steigerte sich mit den wachsenden Ansprüchen der äußeren Ausstattung. Wollte man z. B. hinter dem Aufwand der Meininger nicht zurückbleiben, so mußten häufig nach den Verwandlungen übermäßig lange Pausen eintreten, die ein Stück „in Stücke" zerrissen. Zur Bekämpfung des nicht selten alle Illusion zerstörenden Zwischenvorhangs machte ich Versuche mit den verschiedensten Verwandlungsarten bei offener Szene, doch stand der alte Feind immer wieder in anderer Gestalt vor mir.

Da, als ich es fast aufgegeben, das Rechte zu finden, erschienen im Jahre 1887 die vielbesprochenen Abhandlungen von Rudolf Genée „Die Natürlichkeit und die historische Treue in den theatralischen Vorstellungen", Abhandlungen, welche die Mißstände unserer modernen Kunstbühne scharf beleuchteten. Fast zur gleichen Zeit brachten die „Bayreuther Blätter" hochinteressante Mitteilungen über den Plan einer völlig neuen Bühneneinrichtung, den der große Architekt Schinkel bereits im Jahre 1817 entworfen hatte, ohne ernstliche Beachtung zu finden.

Unter dem Eindruck dieser Schriften kam die Idee in mir zur Reife, auf einer neu zu schaffenden Bühne von dem Wege moderner Inszenierung großer Dramen abzuweichen und den Anfang dieses Versuches mit Shakespeare zu machen.

Der Erste, den ich in mein Vorhaben einweihte, war mein Obermaschinenmeister Lautenschläger, welcher meine Idee sofort richtig erfaßte und begeistert aufnahm. Aber was ist die glücklichste Idee ohne die Kraft, ihr Leben und Gestalt zu geben? Und diese helfende Kraft war für mich Lautenschläger mit seiner rasch ergreifenden und sicher aufbauenden Phantasie.

In kürzester Zeit stand das von ihm gefertigte Modell der neuen Bühne lebendig vor mir. Hieraufhin entwarf der Hoftheatermaler Burghart in Wien die passenden Dekorationsskizzen, die das Ganze vervollständigten. Nachdem die neue Bühne dergestalt eine anschauliche Form angenommen, übertrug ich dem Schauspiel-Regisseur Savits die Inszenierung des „König Lear". Derselbe entwickelte nunmehr, als er sich in meine Ideen hineingefunden, einen unermüdlichen Eifer und bei der litterarischen Weiterarbeit einen seltenen Fleiß im Sammeln von Citaten, die zur näheren Beleuchtung meines Vorhabens dienten.

Die erste Aufführung der genannten Shakespeareschen Tragödie in dieser neuen Einrichtung fand am 1. Juni 1889 statt und erwies sich für den Anfang verheißungsvoll. Die im allgemeinen von der Presse, sowohl der einheimischen wie der auswärtigen, mit lebhafter Sympathie begrüßte Neuerung — wo gäbe es nicht Widerspruch? — ermutigte mich, auf dem eingeschlagenen Wege unbeirrt weitere Versuche zu unternehmen. Der Lear-Vorstellung folgten im Laufe der gegenwärtigen Spielzeit mit gleichem Glück beide Teile von Shakespeares „König Heinrich IV." (am 19. Oktober und 12. November 1889); weniger stark in der Wirkung war „König Heinrich V. (10. Februar 1890), was sich aus der Natur des Werkes selbst erklärt. Es bewährte sich aber auch hier die neue Bühne, wobei ich noch erwähnen will, daß die Einrichtung bei den Heinrich-Vorstellungen eine wesentliche Änderung erfuhr: Die im König Lear benutzte Wandeldekoration, für welche man sich damals nur entschied, weil man in einer sogenannten Gasse nicht die ausreichende Anzahl von Dekorationen hängen konnte, beseitigte Lautenschläger, indem er außer der am Ende der Mittelbühne bestehenden Gasse (wo sich die Wandeldekoration befand) auf der Mitte der Mittelbühne noch eine neue Gasse zum Hängen von Dekorationen herstellte. In dieser Einrichtung wurde es möglich, einen schnelleren geräuschlosen Wechsel der Szenenbilder herbeizuführen.

Nachdem die Zweckmäßigkeit der umgestalteten Bühne inbezug auf die Darstellung Shakespearescher Werke nicht mehr zu bezweifeln war, hielt ich den Zeitpunkt für gekommen, einen weiteren Aufführungs-Versuch mit dem Werke eines deutschen Klassikers zu machen. Schon in dem Rundschreiben, daß ich Ende März vorigen Jahres meinem Schauspiel-Personal widmete, hatte ich in sehr bestimmter Form ausgesprochen, daß man den reformatorischen Versuch, dem Richtigen zu seinem Rechte zu verhelfen, zuerst mit einem Werke von Shakespeare wagen müsse, daß man aber im Fall des Gelingens bei diesem Dichter nicht stehen bleiben dürfe.

Bei der Wahl eines deutschen Werkes entschied ich mich — was war natürlicher? — für Goethes „Götz von Berlichingen", jene echt deutsche Dichtung, deren ungebundene Vollkraft ein Shakespearescher Hauch durchweht. Das bisher mehr oder minder zerrissen und lückenhaft aufgeführte Schauspiel einmal in seiner Ganzheit von der Bühne herab wirken zu lassen — dieser Gedanke reizte mich, die herrliche

Dichtung mit Zugrundelegung des Jakob Bächtoldschen Werkes „Goethes Götz von Berlichingen in dreifacher Gestalt" für die neue Bühne einzurichten. Um aber die hierzu nötigen 29 Verwandlungen ohne den geringsten Verzug für das Publikum durchzuführen, und daher auch soweit als möglich jeden Wechsel der Prospekte während der Zwischenakte zu vermeiden, mußten außer den erwähnten Neueinrichtungen in den Heinrich-Vorstellungen weitere Neuerungen geschaffen werden. Die ungewöhnlich große Anzahl der Verwandlungen machte die Herstellung einer dritten Vorrichtung zum Hängen von Dekorationen (Gasse) notwendig, die Lautenschläger unmittelbar vor der Mittelbühne anbrachte. So können nunmehr auch auf der Vorbühne eine Reihe von Szenen mit einem Prospekt spielen, welcher den Schauplatz der Handlung versinnlicht. Nur in solchen Fällen, wo über den Ort der Handlung auch ohne Prospekt kein Zweifel walten kann, spielen die Szenen bei geschlossener Gardine der Mittelbühne ohne Prospekt. Eine weitere Neuerung Lautenschlägers wurde veranlaßt durch mehrfache Einwände der Kritik gegen die Heide-Szenen in „König Lear", wo der vordere architektonische Teil der Bühne für viele einen störenden Gegensatz zu dem landschaftlichen Hintergrund bildete. Um diesen Zwiespalt der Anschauung aufzuheben, wird in solchen Szenen, in welchen der Prospekt der halb oder ganz sichtbaren Mittelbühne einen landschaftlichen Charakter trägt, der stabile architektonische Vorbau versuchsweise durch einen Laubrankenbogen gedeckt werden, ein Vorgang, den der Zuschauer erst wahrnimmt, nachdem er sich vollzogen hat. Wenn dabei die ganze Mittelbühne in Anwendung kommt, werden zugleich die architektonischen Seitenwände zwischen der halb oder ganz sichtbaren Mittelbühne in Rankenwände verwandelt. Wo jedoch die Szene, sei es auf der halb oder ganz sichtbaren Mittelbühne, die Form der Architektur verlangt, bleibt der architektonische Vorbau in unveränderter Gestalt bestehen.

Die szenische Einrichtung des „Götz" gliedert sich demzufolge in nachstehender Weise:

1. Mittelbühne geschlossen ohne Prospekt, angewendet in vier untergeordneten rasch sich abspielenden Szenen, bei welchen auch ohne Prospekt über den Schauplatz der Handlung kein Zweifel herrschen kann;

2. Mittelbühne geschlossen mit Prospekt vor derselben, angewendet in Szenen, wo der Raum der Vorbühne vollkommen genügt, insbesondere aber in allen Fällen, in welchen die Mittelbühne für die folgende Szene inbezug auf Requisiten hergerichtet oder der stabile architektonische Vorbau durch den Laubrankenbogen gedeckt werden soll

3. Mittelbühne offen mit Prospekt in der ersten Gasse, wobei die Mittelbühne nur zur Hälfte sichtbar ist;

4. Mittelbühne offen mit Prospekt in der zweiten Gasse, also unmittelbar vor dem Ende der Mittelbühne, wo sich in „König Lear" die Wandeldekoration abrollte.

Sollte sich die Inszenierung des „Götz" in dieser vielfach veränderten Form der neuen Bühne bewähren, dann sind mit der Verwirklichung meiner Ideen die Wege frei gemacht zu weiteren Unternehmungen. So, hoff' ich, werden die Samenkörner, welche Schinkel und Genée ausgestreut, mehr und mehr zur Reife kommen.

München, den 19. März 1890.

Baron von Perfall.

* * *

Die Aufführung des „Götz" in der Perfallschen Bearbeitung auf der Perfallschen Reformbühne hat sich in vollem Umfange bewährt als eine

künstlerische Neuerungsthat ersten Ranges. Die Darstellung währte von abends sieben bis elf Uhr. Das große Haus war bis zum letzten Platz besetzt, der Beifall stürmisch. Sogar bei offener Szene ließ sich das Publikum zu begeisterten Beifallszeichen hinreißen, so namentlich bei der prächtigen Ratsverhandlung, wo der Darsteller des „Götz" (Herr Schneider) mit großartig heldenhaftem Humor die „armen Sünder" abfertigte, ferner als der tapfere, jugendfrische Reitersbub Georg (Frau Conrad-Ramlo) ein lustiges Vogelliedchen anstimmte u. s. w. Kurz, es war ein schöner Siegesabend vaterländischer Kunst. Nicht unerwähnt bleibe, daß bei der Hauptprobe unter dem geladenen Publikum einige berühmte auswärtige Gäste anwesend waren: Frau Kosima Wagner mit ihrer Tochter Eva aus Bayreuth und Frau Wilbrandt-Baudius, die ehemalige kaiserliche Hofburgschauspielerin aus Wien, welch' letztere zur Zeit am Gärtnerplatztheater als Gräfin Dobronowska im „Fall Clémenceau" eine Meisterleistung realistischer Darstellungskunst zum besten giebt.

Einige Wochen später hat der Generalintendant Baron von Perfall seine Reformbühne einer neuen Probe unterzogen, indem er das kleine Residenztheater in gleichem Stile für die Aufführung des Shakespeareschen Lustspiels „Viel Lärm um nichts" einrichten ließ. Und wiederum ist die Probe glänzend ausgefallen. Die Reformbühne umspannt also in gleicher Leistesfähigkeit das hohe, strenge Drama wie das phantastische Lustspiel — und es besteht hinfort keinerlei Hindernis mehr, die Perfallsche Einrichtung auch jenen modernen Theaterdichtungen zugute kommen zu lassen, welche seither wegen „Mangel an Technik" für unaufführbar gegolten. Szenische Schwierigkeiten sind fortan nicht mehr imstande, ein sonst gutes Bühnenwerk mit der Zensur „Buchdrama" zum Tode zu verurteilen. Für Grabbe, Georg Büchner u. a. zieht jetzt ein Osterwunder herauf, das den Stein von der Grabesthür ihrer dramatischen Dichtungen wälzen wird. Mögen die armen Gekreuzigten und Begrabenen auf der Münchener Reformbühne recht bald ihr Auferstehungsfest feiern!

Wie auf der Bühne haben auch im Konzertsaale des „Odeon" dank dem genialen Reformgeiste der Lisztianer Prof. Berthold Kellermann und Musikdirektor Heinrich Porges epochemachende Schrankenbrüche sich vollzogen. Werke der größten Symphoniker dieses Jahrhunderts, grandiose Tondichtungen von Hektor Berlioz und Franz Liszt wurden unter jubelndem Beifall mustergültig aufgeführt. Die k. Musikakademie ist in die Fußtapfen der großen unerschrockenen Bahnbrecher getreten und die k. Oper wird bald mit einer szenischen Aufführung der „Heiligen Elisabeth" folgen. Neues, kraftvolles Leben überall. — Glück auf!

Sonntagsbriefe.

Aus unserer Redaktions-Mappe.

Vorbemerkung. Wir beabsichtigen, von Zeit zu Zeit Original-Zuschriften aus unserem Leser- und Mitarbeiterkreise unter Verschweigung der Verfasser- und Ortsnamen mit diplomatischer Treue zu veröffentlichen als Beiträge zur intimeren Kennzeichnung zeitgenössischer Stimmungen und Zustände. Wir machen heute den Anfang mit Briefen aus Böhmen und Italien.

I.

16/I. 90. So! Endlich fertig! Gott sei Dank, möcht ich beinah sagen, aber der Jahresbericht mußte dieser Tage fertig werden, um seine Wanderung in die Druckerei antreten zu können. Wir haben Wochen lang schon einen so zähen klebrigen, grüngrauen Nebel, ein feuchtes naßkaltes Schmutzwetter, daß mir ganz spleenig wird. Sieht man nun tagsüber nichts anderes von — Menschen als die paar Tarok spielenden Gesellen in unserer Caféspelunke, wo das Gaslicht schon um zwei Uhr mittags zum Tarok leuchtet, so wird einem in diesem Menschensumpf von Angestellten, Besoldeten, Offizialen und anderen Staatsbürgern beinahe trist zumute. So blicke ich resigniert auf eine nahezu sechsjährige trostlose Menscheneinöde zurück in meinem . . . und bescheide mich nahezu allein auf die Freunde, die mein litterarisches Streben in der Ferne mit einiger Aufmerksamkeit und Interesse begleiten.

Ja, verehrtester Herr, Sie haben wohl keine Ahnung von dem Standpunkt eines Schriftstellers in der Provinzstadt, wo es nur k. k. Mameluken und Bedienstete giebt und der Gedanke und der Geist, der Charakter, das Gefühl, die Überzeugung nur verlacht oder sonst zum Spielball dieses Pöbels gemacht wird. Wenn ich mir trotzdem aus diesem im gemeinsten niedersten Dasein, in Biersuff und Kartenspiel aufgegangenen und versumpften Gesellschaft eine kleine literarische Gemeinde geschaffen, so bin ich eigentlich derjenige, welcher am meisten darüber sich wundert. An einem stupiden Ernst dieser kleinstädtischen Dummheit, Einbildung, Protzenhaftigkeit und Niedrigkeit der Gesinnung — scheiterten unsere Mittel als Schriftsteller, wir könnten uns krank schreiben und es bleibt alles beim alten. Eine Wirkung auf dies — „Publikum“ auszuüben, darauf habe ich längst verzichtet, man sänke auf die niederste Stufe der Parodie, der widerwärtigen Frivolität und müßte mit Ekel die Feder aus der Hand werfen. Der blödeste und beschränkteste Provinzredakteur, der von einer Kanzlei zur anderen seine Lokalnachrichten zusammenhausiert, geht hier im Vollgefühl seiner bürgerlichen Stellung, Wichtigkeit und Unersetzlichkeit umher und glaubt der echte Schriftsteller ist nur für ihn zur Arbeit da. Ich könnte Ihnen ein ganzes Lexikon typischer Figuren der Dummheit zusammenstellen und eine Geschichte der menschlichen Dummheit ist noch nicht geschrieben — vielleicht schreibe ich sie, damit kann ich vielleicht noch reuissieren.

Genug der Misère! So wie heute, dachte ich schon vor einigen Jahren und benahm mich danach. Grund genug für die Narren mir eins anzuhängen. Nun ich bin honett und bleibe niemandem schuldig. In dieser etwas tristen Situation, in diese Misère meines Daseins kam nun anno dazumal Ihr Name und die „Gesellschaft“! und der neue Ton, die ganze Tendenz, die offene männliche Sprache, die

Bekämpfung dieses Sumpfes, der den wahren Talenten tötlich ist, ihnen die bürgerliche Existenz, das Dasein hohnlachend verwehrt, sich noch als „Angestellte" für vornehm hält und allein im Rechte zu leben — die Bekämpfung dieser ganz verlotterten Gesellschaft des modernen Staates auf allen Gebieten, im Amt, in Schule, in Haus und Familie — das hat mir in dieser tristen Philosophie von damals unendlich verwandt entgegengeschlagen und wenn ich auch jahrelang nur ein stilles Abonnentendasein der „Gesellschaft" führte, so hatten Sie doch meinen Beifall und meine Sympathie. Sie sehen, verehrter Herr, wie Sie schon damals mir litterarisch intim und freundlich erschienen. Ich begrüße es jetzt freudig, auch persönlich mich als Ihren Freund bekennen zu dürfen. Das ist, soviel ich jetzt sehe, die Vorgeschichte unserer inneren Wahlverwandschaft. So findet man sich zusammen und dieser innere Seelenkitt hält und dauert. Lassen Sie sich's für heute mit dieser kleinen Skizze genügen. Ich hoffe schon noch öfter, wenn es Ihnen nicht unangenehm ist, kleine Beiträge zur Geschichte meines litterarischen Daseins zu geben.

Für heute begrüße ich Sie herzlichst und verbleibe hochachtend — —.

II.

Bei Lesung Ihres vortrefflichen Aufsatzes über das sozialistische Deutschland, fällt mir eine Erscheinung ein, die mich hier im Auslande schon oft verwundert hat, da ich an die Art nicht mehr gewöhnt bin. Sie sallten sehen, wie sonderbar ein Deutscher sich postiert, wenn er sich Ihnen vorstellt: geschlossene Knie, hochgezogene Achseln und vorgebeugter Kopf: das Bild der „Subordination". Natürlich hat der Mann sein Jahr „gedient". Ja, das Dienen — das kennt ein Italiener nicht: der guckt einem stets frei und frisch ins Auge. Das laß ich mir gefallen! Dennoch ist der Deutsche gewiß nicht unterwürfig; (ich hoffe) es fehlt ihm bloß die Freiheit, die „disinvoltura". — —



Kritik.

Zur realistischen Bewegung.

In der bayerischen Abgeordnetenkammer herrschen bekanntlich die schwarzen Zentrumsleute mit einer Mehrheit von ein paar lächerlichen Stimmen. Es überrascht nicht, daß diese Herrschaften, die ihre Verhaltungsbefehle aus Rom beziehen, weder Herz noch Verstand für vaterländische Kunst und Dichtung haben. Es überrascht ebenso wenig, daß bei dem seitherigen Bildungsmechanismus und der Schablonisierung des öffentlichen politischen Lebens alten Stils solche Parlamentarier von der traurigen Gestalt obenaufkommen und den Anspruch erheben können, im Namen des Volkes ihre undeutschen und kulturfeindlichen Bestrebungen zu betreiben und zum Teile auch zu verwirklichen und mit staatlicher Autorität zu umkleiden. Überraschend ist nur die Langmut, mit welcher die besseren und gebildeteren Elemente — und wir rechnen hiezu in erster Linie die Regierung selbst — diesem widerwärtigen Schauspiele zusehen. Was zwingt z. B. die Regierung, mit einer solchen Kammer-

Mehrheit jämmerlichster Sorte zu wirtschaften? Was hält die freie Presse und die freien politischen Vereinigungen ab, beharrlich und mit allen erlaubten Mitteln das Volk über diese trostlose Politik aufzuklären und die Entrüstung zum Sturme anzufachen, der diese unheilvollen Volksvertreter von der Bühne fegt?

Unsterblich haben sich die Führer dieser reaktionären Mehrheitspartei, die Herren Dr. Daller, Dr. Orterer, Geiger, Dr. Jäger u. s. w. durch das öffentliche Auskramen ihrer bodenlos widersinnigen Kunstanschauungen blamiert und zugleich einigen hervorragenden Vertretern der Minderheitspartei, u. a. den Herren von Stauffenberg und von Schauß, Gelegenheit gegeben, eine Lanze für die moderne Bewegung in Litteratur und Kunst in der bayerischen Kammer einzulegen. Auch der Staatsminister Freih. v. Crailsheim hat sich als Vertreter moderner Kunstpolitik sehr wacker gehalten und in wiederholten meisterhaften Reden der schwarzen Reaktion die Hölle heiß gemacht. Allein die Zentrumsleute behielten schließlich praktisch Recht, denn mit ihren ganzen zwei Stimmen Mehrheit konnten sie den Knopf auf den Beutel drücken und alle Ausgaben teils beschneiden, teils vollständig ablehnen, die der bayerische Staat zu gunsten der modernen Kunst zu machen gewillt war. Interessant war die Beobachtung, daß sich der Kampf in der Kunst hauptsächlich auf den Namen des Malers Fritz v. Uhde und einiger Franzosen, in der Litteratur aber ausschließlich auf Zola hinausspielte. Die litteraturkundigen Thebaner des Zentrums stehen also noch immer auf dem Punkt, wo vor zwanzig Jahren die Bewegung in Frankreich einsetzte und haben keinen Dunst davon, daß mittlerweile in deutschen Landen selbst die Romandichtung an eigenartiger Kraft und Bedeutung erklecklich über die Franzosen hinausgewachsen ist.

Zu verwundern ist es freilich nicht, daß die deutschen Römlinge in den alten Geschichten des Auslandes besser Bescheid wissen, als in den neuesten Geistesbewegungen des neuen Deutschen Reiches. Hat doch der größte Teil der reichsdeutschen Presse bis auf den heutigen Tag den litterarischen Bestrebungen des Inlandes mit nicht geringerer Dummheit und Verschlossenheit gegenüber gestanden und fangen jetzt erst einige größere Blätter an, ihren schönen Straußenkopf aus dem Sandhaufen zu ziehen und schüchtern Umschau nach den Begebenheiten der neuesten deutschen Dichtung zu halten.

Die „Frankfurter Zeitung" zum Beispiel! Ihr galt jahrzehntelang der letzte Pariser Schmierant für wichtiger und einflußreicher, als der begabteste deutsche Schriftsteller jüngerer Ordnung. Während sie über den ersteren in längeren und kürzeren Berichten genau Buch führte, wurden die Arbeiten des letzteren beharrlich totgeschwiegen oder mit einigen kritischen Ungezogenheiten und Verlogenheiten kurzweg abgethan. Das hat sich unter der Feuilleton-Leitung des Herrn Dr. Fritz Mamroth, des tüchtigen und begabten Nachfolgers des eingebildeten und unbedeutenden Johannes Proelß, merklich zum besseren gewendet. Namentlich die kritischen Feuilleton-Beiträge aus der Feder des genialen Epigrammatikers und feinen Lyrikers Ernst Ziel befassen sich mehr und mehr in verständnisvoller und eingehender Weise mit den jüngsten Erzeugnissen der deutschen Realisten. Ziels kritische Rundschau z. B. über die letzten Dramen-Dichtungen von Franz Held, („Fest auf der Bastille"), Karl Bleibtreu („Der Erbe"), Hans Land („Amor Tyrannus") und Fritz Lienhard („Weltrevolution") war in jedem Betracht eine Musterleitung, die dem Feuilleton der „Frankfurter Zeitung" zu Ehre und Zier gereicht.

Fritz Hammer.

Romane und Novellen.

Heibergs neuester Roman „Dunst aus der Tiefe“ beschäftigt fortgesetzt die Presse. Wir verweisen heute auf eine Besprechung der „Belletristisch-litterarischen Beilage“ der „Hamburger Nachrichten“, die manches Merkwürdige enthält, sogar ein feines freches Denunziatiönchen des gesamten W. Friedrichschen Verlags wegen — Religionslosigkeit! Unerschöpflich und immer überraschend sind unsere Zeitungskritiker, das muß man ihnen lassen. In eine Romankritik die Angeberei eines ganzen Verlages wegen Religionslosigkeit zu verweben, ist gewiß ein neues und schönes Stück des ehrsamen journalistischen Handwerks. Die Stelle lautet so: „Erbauen wird sie (nämlich die Heibergsche Schilderung des großstädtischen Treibens von Berlin) freilich nicht, weil es auch diesem Buche, wie allen aus Friedrichs Verlage, an jeder Spur von Religiosität mangelt.“ Schreibt euch das hinter die Ohren, ihr frommen Staatsanwälte des religiösen Deutschen Reiches, ihr seid säumig in der Ausübung eures Amtes, sonst hättet ihr nicht nur längst den Heibergschen Roman, sondern „alle Bücher des Friedrichschen Verlages“ konfisziert! Welch eine schauderbare Entdeckung — und der gottlose Verleger liegt benebst seinen religionslosen Autoren noch nicht in Ketten und Banden und der religionseifrige Kritiker der „Hamburger Nachrichten“ ist noch nicht mit allen Orden der Christenheit dekoriert! Zwar, biederer Hamburger, den besseren Teil Deiner schauderbaren Entdeckung bist Du uns noch schuldig geblieben: die Begründung derselben.

In Friedrichs Verlag sind nämlich außer den bösen Romanen der Realisten noch eine stattliche Reihe anderer Werke erschienen, wissenschaftlicher, philosophischer und sonstiger Art. Wenn es nun ein Leichtes ist, unseren modernen vaterländischen Realisten neben allen erfindlichen Scheußlichkeiten auch noch die verhältnismäßig harmlose Beschuldigung der Religionslosigkeit (siehe Schiller: „Welche Religion ich bekenne? Keine von allen — aus Religion!“) aufzuhalsen, so möchte es doch dem Hamburger Kritikus ein braves Stück Arbeit kosten, nachzuweisen, daß z. B. die bei Friedrich erschienenen Schriften E. v. Hartmanns „Das religiöse Bewußtsein der Menschheit“, „Die Religion des Geistes“, oder Salters „Die Religion der Moral“, oder Wernickes „Die Religion des Gewissens als Zukunftsideal“ oder Rülfs grandiose „Wissenschaft des Weltgedankens und der Gedankenwelt“ — keine „Spur von Religiosität“ enthalten. Damit nun der fromme Hamburger Nachrichten-Kritikus dieses sehenswürdige Stück Ergänzungsarbeit baldigst leiste, wollen wir nicht verfehlen, seine eigene Religiosität ein wenig aufzustacheln und ihn mit dem Titel eines Schächers belegen, der vor dem Gott der Wahrheit in Dreck und Staub vergehen muß, wenn er mit dem Lügengeist in ein Horn stößt und gegen Schriftsteller und Verleger Vorwürfe und Denunziationen in die Öffentlichkeit schleudert, ohne sie begründen zu können. An die Arbeit, frommer Tropf! Zeige Deine Stärke!

Erwin Sturm.

Mirtala. Roman aus dem ersten Jahrhundert nach Christus von Elise Orzeszko. Autorisierte Übersetzung von Malwina Blumberg. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.) In Rom im ersten Jahrhundert nach Christi Geburt spielend, zeichnet die Verfasserin ein scharf umrissenes Bild der mehr und mehr entartenden Sitten der Römer unter den Cäsaren und läßt innerhalb dieser mehr blendenden als sympathischen Kreise das lautere, zum Herzen sprechende Wesen der schönen Heldin Mirtala und die achtenswerten Seiten ihrer äußerlich bescheidenen, innerlich aber gediegenen

Familien- und Stammesgenossen zu um so eindringlicherer Geltung gelangen. Der Roman ist ganz dazu angethan, sich eine angesehene Stellung neben dem ebenfalls im ersten Jahrhundert christlicher Zeitrechnung spielenden „Ben Hur" von L. Wallace zu erobern, der binnen kurzer Zeit eine so große Zahl von Auflagen diesseits und jenseits des Ozeans erlebt hat. 3.

Nachtschatten. Drei Erzählungen von Friedrich Jacobsen. Der Fall gegen „Unbekannt". — Das Kreuz des Satans. — Die Grundmühle. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.) Bildet „Die Grundmühle" als scharf ausgeprägte Kriminalgeschichte ein ebenbürtiges Seitenstück zu dem „Fall gegen Unbekannt", so finden sich in dem „Kreuz des Satans" noch absonderlichere Elemente hereingezogen, die den mächtigen Eindruck verstärken und jene Spannung hervorrufen, die den Leser nicht mehr frei giebt, bis er ans Ende gelangt ist. Dabei ist die Kunst des Erzählers eine so vollendete, die Art der Durchbildung eine so feine, daß der gebildetere litterarische Geschmack nicht minder seine Rechnung findet als das Verlangen nach anregender Unterhaltung und Geistesbeschäftigung. Unzweifelhaft wird dies interessante Buch beim deutschen Lesepublikum die liebevolle Beachtung finden, die es im vollsten Maße verdient. 3.

Der Kritiker, dem ich Karl Bleibtreus neuen Roman „Propaganda der That" zur Besprechung übergeben, ist wegen einer harmlosen Dummheit, die er um der Liebe willen geschrieben, zu vier Wochen Gefängnis verdonnert worden. Wenn er das „Loch" mit heilem Kopfe verläßt, wird er die versprochene Kritik liefern. Inzwischen mögen sich unsere Leser selbst an den Bleibtreuschen Roman machen. Er ist noch unverboten.
M. G. C.

Finder und Erfinder. Erinnerungen aus meinem Leben von Friedrich Spielhagen. Erster Band. Leipzig, L. Staackmann. 1890. Für die letzte Epoche der Litteratur hat diese Autobiographie wohl ihre Bedeutung. Für die Entwicklung moderner Kunst hat nur eine Stelle im Vorwort praktischen Wert, als Anerkennung der neuen Richtung aus dem Munde eines hervorragenden Vertreters der alten:

„Ich erkläre hiermit, daß ich die Strebungen unserer jungen und jüngsten Litteratur mit größter Teilnahme verfolge. Ich erblicke in ihrem entschlossenen Vorgehen die völlig berechtigte Sorge, von der machtvoll fortschreitenden Wissenschaft, von dem sich so gewaltig ausgestatteten Leben überholt zu sehen. Ich begreife, wie sie — die junge Litteratur — in dieser Sorge sich unter die Botmäßigkeit von Wissenschaft und Leben stellt, indem sie die Resultate der ersteren für sich zu verwerten und sich dem letzteren mit möglichst kopistischer Treue anzunähern und anzuschmiegen sucht. Sie spricht zur Wissenschaft: „Du kannst nichts lehren, wozu ich, mich zu bekennen, nicht den Mut hätte." Sie sagt zum Leben: „Du kannst nichts aufdecken, und wäre es noch so furchtbar und grauenhaft, das ich nicht darzustellen wagte." — Wer, wie die Dinge heute liegen, in diesem Wagemut unserer jungen Litteratur nicht sowohl ihr gutes Recht sieht, als ihre ganz unabweisliche Pflicht, stellt sich damit das Zeugnis aus, daß er in Wahrheit zu den im schlimmen Sinne Alten, das heißt den Veralteten gehört. Einer Litteratur verbieten wollen, den Anforderungen ihrer Zeit zu entsprechen; sich jedes Stoffgebietes zu bemächtigen, das ihr die Zeit erschließt; nach neuen Formen zu suchen, in welchen dieser neue Stoff auszuprägen sei, heißt einfach ihren Tod wollen, oder sie zu einem kläglichen, nichtswürdigen Vegetieren verdammen, das schlimmer ist, als

der Tod. Also weg mit dem Kopfschütteln, den Totengräbermienen, den moralisch-ästhetischen Achs und Ohs!" L. G.

Leo Tolstoj. Die Kreutzersonate, übersetzt von dem Bibliographischen Büreau zu Berlin. Mit einer Einleitung von Raphael Löwenfeld. Deutsche Ausgabe. (Berlin, B. Behrs Buchhandlung, Walter Zimmermann.) Leo Tolstojs „Kreutzersonate" ist eins der merkwürdigsten Bücher, die je geschrieben wurden. Es ist bekannt, daß Graf Tolstoj sich in dem letzten Jahrzehnt eine mystische Weltanschauung konstruiert hat, die ihn selbst bis zur Verläugnung seiner eigenen Vergangenheit führt. Tolstoj hat das verhängnisvolle Wort gesprochen, er bedauere je als freier Künstler dichterische Werke geschaffen zu haben. Diese Ansicht folgt aus der neu gewonnenen Überzeugung, die man als ein sozialistisches Urchristentum bezeichnen kann, daß alles künstlerische Schaffen in der Eitelkeit seinen Grund habe, und daß nur das Streben nach sittlicher Vollendung die Aufgabe des Einzelnen wie der Gesamtheit sei. In diesem Sinne hat Tolstoj, wie bekannt, zahlreiche Volksschriften herausgegeben und seine letzten Werke: „Die Macht der Finsternis" und die soeben erschienene „Kreutzersonate" bewegen sich in demselben Geiste. Die „Kreutzersonate" beleuchtet die Ehefrage. Eine einfache Fabel dient dem Dichter zur Grundlage einer Sittenpredigt. Posdnyschew hat seine Frau ermordet, und die Richter haben ihn freigesprochen, weil er in der Verteidigung seiner beschimpften Ehre gehandelt. — Nein, sagt Posdnyschew, nicht als Rasender in einem Augenblick unbewußten Handelns habe ich den tötlichen Streich gegen mein Weib geführt: ich habe sie damals getötet, als ich in früher Jugend zum ersten Male das Weib erkannte. Seit damals war mein Gedanke an das Weib nicht mehr rein, und aus diesem Grunde, weil ich als ein gefallener Mann in die Ehe trat, und weil die Beziehungen zu meiner Gattin nur auf Sinnlichkeit beruhten, konnte unsere Ehe nicht von dauerndem Glücke sein. Und wie wir Männer unsere Beziehungen zur Frau nur auf die Sinnlichkeit gründen, so ist die ganze Erziehung und Lebensführnng unserer Frau auch nichts als das Bestreben, auf unsere Sinnlichkeit zu wirken: die Liebe, die eine Vereinigung der Seelen sein sollte, ist der rein tierischen Verbindung erlegen.

Mit dem Strome. Roman von Adolf Glaser. Gesammelte Schriften Bd. II. (Verlag von Wilh. Friedrich, Leipzig.) Selten mögen die verschiedenen Abstufungen der modernen Gesellschaft so treffsicher geschildert worden sein, wie in dem vorliegenden Roman. Rücksichtslos und doch von wahrhaft humanitärem Geiste erfüllt, hat der Verfasser in der Darstellung seiner verschiedenen Gruppen eine Menschen- und Weltkenntnis an den Tag gelegt, die nirgends Lücken oder verschrobene Ansichten aufweist. Gestalten aus der Aristokratie, dem Offizierstande, der Finanzwelt, den Arbeiterkreisen sind in ihren Vorurteilen, Absonderlichkeiten, verschiedenartigen Zwecken und Zielen mit verblüffender Wahrheit gezeichnet, so daß dieser Roman im vollsten Sinne des Wortes ein realistischer genannt werden kann. Die Art und Weise, wie auch die sozialdemokratischen Bestrebungen ihre Vertreter darin finden, wird ohne Zweifel das Interesse für das unterhaltende und fesselnde Werk nur aufs neue erhöhen.

Die prächtige Sammlung von Kapitän Marryats Romanen, die der Verlag von Carl Zieger Nachf. in Berlin erscheinen läßt, ist um drei weitere Bände vermehrt worden, welche die Romane „Peter Simpel", „Japhet, der einen Vater sucht" und „Der alte

Kommodore" zum Inhalt haben. Wir haben unsere Leser bereits auf das vortreffliche Unternehmen, das die Werke des beliebten englischen Erzählers in sorgfältig revidierten, glänzend ausgestatteten Bänden zu wohlfeilen Preisen einem großen Publikum zugänglich macht, aufmerksam gemacht und verfehlen nicht, wiederholt auf diese schöne Ausgabe hinzuweisen; bei den reichen inneren und äußeren Vorzügen wird dieses Sammelwerk die verdiente weiteste Verbreitung finden.

Aus dem Verlage von Bonz & Co. in Stuttgart liegen uns von hervorragenden belletristischen Werken vor: Das stärkere Geschlecht. Novellen von Viktor André. — Moderne Typen. Novellistische Studien v. Gustav Schwarzkopf. — Aus der Tragikomödie des Lebens. Deutsche und Rumänische Geschichten von Marco Brociner. Alle drei Bände zählen zu dem kleinen Teil der Unterhaltungslektüre, den man aufrichtig empfehlen kann.

Lyrik.

Gedichte von Ludwig Pfau. (Stuttgart, Adolf Bonz & Co.) Heute, wo Freimut der Gesinnung, Unabhängigkeit des Denkens, Feinheit und Stolz der Seele nahezu verschollene Tugenden geworden, wo starre Pflichtmäßigkeit, bureaukratische Zucht und militärische Korrektheit an ihre Stelle getreten — heute gemahnt uns ein Dichter, der jene demokratischen Tugenden übt und feiert und diese autokratischen mißachtet und befeindet, schier wie eine Gestalt aus einem vergessenen Zeitalter. Eine solche Gestalt ist Ludwig Pfau, der ehrwürdige Veteran von Achtundvierzig, der auch ein Veteran unserer Litteratur ist.

Pfau, den Kritiker, kennt man aus den „Freien Studien" (1866), Pfau, den Entdecker und Übersetzer Tilliers, aus dem „Onkel Benjamin" (1866), aber Pfau, der Lyriker, dessen „Gedichte" (1847) soeben in vierter durchgesehener und vermehrter Auflage erschienen sind, der Sänger so goethisch duftiger und doch so freiligrathisch wuchtiger Lieder — wer kennt mehr von ihm als den guten Klang seines Namens? Die Wolffe und Baumbache zirpen so überlaut die Melodie des Tages, die Melodie von Rittern und Fräuleins, von Frömmigkeit und Königstreue, daß Pfaus Gesang gar nicht zu Gehör kommt.

Und wie ist er denn beschaffen, dieser Gesang Pfaus? Vor allem fließt er, wie alle Lyrik soll, frei und schön aus dem Kern der Person, und was seine Zugehörigkeit zu den drei großen Gattungen der Lyrik betrifft, so ist er vorwiegend Lyrik der Empfindung, spielt in einzelnen Rubriken stark ins Gebiet der Anschauung hinüber und läßt im hellen Strome seines dichterischen Vortrags nur hier und da die philosophische Reflexion, wie eine dunkle Unterströmung, aus der Tiefe durchschimmern. Aber das kennzeichnet die Pfauschen „Gedichte" nur nach ihrer generellen Seite hin. Nach ihrer individuellen Art und Besonderheit aber sind es vorwiegend zwei Merkmale, durch welche sie charakterisiert werden: ihre ausgesprochene Hinneigung zum Volkstümlichen und ihre markante Freiheitsliebe — Eigenschaften, welche ihre gemeinsame Wurzel in einem dritten Grundzuge der Pfauschen Dichternatur haben: in einer gewissen Ursprünglichkeit und Unmittelbarkeit des Empfindens und Denkens, welche alles Konventionelle und akademisch Gestelzte in Kunst und Leben, alles Privilegierte und vornehm Eximierte in Staat und Geschichte haßt und eine warme Sympathie fühlt mit allem Natürlichen und Wahren, Freien und Geraden in den menschlichen Einrichtungen und Institutionen. Es ist, wie bereits angedeutet, ein entschieden demokratischer

Zug, der durch die Pfauschen „Gedichte“ geht. Eine tüchtige, in sich fertige und abgeschlossene Persönlichkeit spricht aus ihnen.

Unter den acht Rubriken des sehr stattlichen Bandes — mehr als 28 Bogen — schlagen die drei ersten „Liebe“, „Leben“ und „Stimmen“ rein lyrische Töne an. Eine maßvoll abgetönte elegische Färbung herrscht in diesen nach der Seite der Form hin vollendeten Liedern und Strophen vor. Das volkstümliche Element in der Pfauschen Lyrik feiert hier seine höchsten Triumphe, und Cyklen wie „Burschenlieder“, „Mädchenlieder“ und „Volksweisen“ stehen nach dieser Seite hin auf einer Höhe, die von nicht vielen Liederdichtern unserer Tage erklommen wurde. Aus diesen leichtflüssigen Versen, in denen sich Schalkhaftigkeit mit Herzenswärme, Humor mit Sinnigkeit mischen, blickt uns das Volksgemüt helläugig und unschuldsvoll an, und das Wunderbare an ihnen ist, daß bei aller Anlehnung an überlieferte Weisen es doch immer dieser Poet in seiner höchst konkreten Eigenart, dieser und kein anderer ist, dessen persönlichstes Naturell uns aus der stilvollen Neubildung bekannter Formen des Volksliedes entgegentritt. Weniger eigenartig als diese volkstümlichen Liederweisen steht unserm Dichter die erotische Lyrik zu Gesicht; auch hier zwar trifft er nicht selten den echten Herzenston, wie beispielsweise in „Zum letzten Mal“, „Erscheinung“ und „Totenklage“, aber im ganzen mangelt diesen dichterischen Kundgebungen Pfaus jenes hinreißende Pathos und jene warm quellende Innigkeit, durch welche das Persönliche zum Typischen erhöht und so uns dort Erhebung, hier Erquickung geboten wird.

Sein Bestes und Bedeutendstes leistet Pfau dagegen in den beiden Rubriken „Balladen“ und „Zeitgedichte“. Seine Balladen weisen alle charakteristischen Eigenschaften ihrer Gattung auf: die skizzenartigen, traumhaften Umrisse, die elliptische, sprungmäßige Darstellung, die Auflösung der Handlung in lyrische Stimmung; sie lehnen sich hier und da, bewußt oder unbewußt, an bekannte Vorbilder an, aber die eigene Individualität des Dichters ist kräftig genug, um überall über das Vorbild zu triumphieren: sein an Heines „Herr Olaf“ anklingender „Don Sancho“, sein im Grandezzaschritt Platenscher Trochäen einherschreitendes Gedicht „Des Kaisers Heimfahrt“; sein im schottischen Stile gehaltener „Herr Brian“ u. a. haben echten Balladenton und werden von nur wenigem übertroffen, was die Neuzeit auf diesem Gebiete geschaffen. Die Perlen der Sammlung aber enthält der Abschnitt „Zeitgedichte“. Neben dem poetischen ist es ein historischer Wert, den diese „Zeitgedichte“ in Anspruch nehmen dürfen — ein historischer; denn ohne die Geschehnisse und Zustände unserer Tage in ihren Bereich zu ziehen, sind sie herausgesungen aus dem Geiste jenes in unserer Geschichte einzig dastehenden freiheitlichen Idealismus, welcher die Jugendjahre derer erfüllte, die heute alt sind, herausgesungen aus dem Geiste einer Zeit, die im Staatsleben die Gerechtigkeit an die Stelle der Autorität setzen wollte und die von den devoten Staatsbedienten und „schneidigen“ Soldaten, die heute bei uns den Ton angeben, gar nicht mehr begriffen wird. Es ist die gährende Epoche der vierziger Jahre mit ihren großen, nur allzu berechtigten politischen und sozialen Forderungen, es ist zumal das gewaltige Revolutionsjahr 1848, es ist dann aber auch jene armselige Zeit einer dumpfen, demagogenriecherischen Reaktion, welche dem Erhebungsjahre auf dem Fuße folgte — dieser bedeutsame weltgeschichtliche Abschnitt ist es, den die „Zeitgedichte“ umfassen; sie machen das ganze geistige und moralische Arsenal jener sturmbewegten Tage mobil; Begeisterung, Haß, Spott,

Zorn, Hohn und Aufschwung, alle Instinkte der Empörung und Verzweiflung, alle Regungen der gekränkten Menschenwürde und des getretenen Bürgerstolzes flammen hier auf in der Seele eines Edlen aus dem Volke, der damals jung und heiß war. Zwei Tonarten sind es, die in diesen politischen Gedichten Pfaus laut werden: Pathos und Satyre. Obgleich nicht über die hinreißende, stolze Rhetorik eines Herwegh verfügend, leistet Pfau im Pathos Packendes und Erhebendes, aber größer ist er doch in der Satyre, und hier steht er hinter einem Heine um keines Haares Breite zurück: Fühlen wir uns durch den tragischen Ernst, der in Gedichten, wie „Die deutschen Flüchtlinge", „Börne in Paris", „Friedrich List", „Der Tag des Herrn", lebt, zugleich erschüttert und erhoben, so gewährt uns einen noch höheren ästhetischen und moralischen Genuß der teils feine, teils wuchtige Spott, der, scharf wie Stahl, in „Herr Biedermeier", „König Humbug", „Lied vom Gottesgnaden-Fritz" u. a. seine Pritsche schwingt. Er leuchtet der Gemeinheit gründlich ins Gesicht; er ergötzt und erlabt uns und erfüllt uns zugleich mit jener ethischen Befriedigung, die stets da eintritt, wo wir das Schlechte mit Überlegenheit gegeißelt sehen. Das feine Sprachgefühl, mit dem die Pfausche Satyre den Kehrreim à la Béranger handhabt, mit dem sie eine meistens zierliche Strophenarchitektonik in den Dienst ihrer künstlerischen Zwecke stellt und überhaupt jede Finesse und jede Taktik, welche Vers- und Reimkunst ihr bieten, kraft der Verschlagenheit des echten Pamphletisten ausbeutet — diese Sprachgewalt stellt unsern Pfau in eine Reihe mit den ersten und vornehmsten Satyrikern im Gewande des Verses, welche das deutsche Schrifttum aufweist. Weniger glücklich als auf dem rein politischen, bewegt sich Pfau auf dem sozialen Gebiete. Hier, wie in den Gedichten „Die letzte Kuh", „Das alte Bettelweib", „Des Bettlers Lied", „Der Leineweber", macht sich im Kolorit der Stimmung mitunter eine gewisse Sentimentalität, in der Linienführung der Darstellung eine einigermaßen breite Holzschnittmanier geltend, welche einesteils gegen die Würde und Kraft, anderenteils gegen die Schärfe und Schneidigkeit des sonst in dieser Rubrik Gebotenen unvorteilhaft absticht.

Die Pfauschen „Gedichte", welche außer den genannten Rubriken noch formenschöne Sonette (prachtvoll sind die „Flüchtlingssonette"), fein pointierte „Sinngedichte" und eine ihrer Idee nach leider einigermaßen verschwommene dramatische Dichtung „Kampf ums Ideal" enthalten — die Pfauschen „Gedichte" haben, wie bereits oben gesagt, kein Echo für die heutigen deutschen Zustände in Politik und sozialem Leben. Das ist zu bedauern; denn gerade einer Muse, wie der Pfauschen — und namentlich nach der Seite ihrer satyrischen Akzente hin — blüht im heutigen Deutschland doch wahrlich eine reiche Fülle von Anregungen; hat Deutschland doch die Schäden und Mißstände, gegen die Pfau und seine Jugendgenossen so mannhaft kämpften, noch lange nicht überwunden. Steckt es nicht, wie die sich häutende Schlange, noch tief in der toten Hülle längst abgestorbener Geschichtsphasen? Ist es nicht ein hübsches moderduftiges Stück Mittelalter, das wir noch immer mit uns herumschleppen? Ja wohl! Noch haben wir den konventionellen Firlefanz lächerlicher Standesvorurteile; noch haben wir eine pedantische, aufgeblasene Bureaukratie; noch haben wir die brutale Herrschaft des Kapitals; noch haben wir den steifleinenen Formalismus in Schule und Kirche; noch haben wir in manchen Stücken ein Recht ohne Gerechtigkeit und eine Kunst ohne Schönheit. Gegen all das hätten wir mit Wonne die feingespitzten Bolzen Pfauscher Satyrik fliegen gesehen. Aber einerlei!

Weil wir so vieles Üble, das wir Anno 1848 hatten, noch heute haben, so liest, wer die politischen Gedichte Pfaus liest, gewissermaßen eine poetische Anklageschrift auch gegen unsere Zustände in Staat und Gesellschaft, obwohl er doch nur eine Anklageschrift gegen die Zustände der vierziger Jahre liest. So wenig sind wir — horribile dictu! — innerlich vorwärts gekommen in dem viel gerühmten starken und einigen Deutschland.

Ernst Ziel.

„Aus dem Dornbusch". (Lieder vom Hügel), neue gesammelte Dichtungen von Anton August Naaff, Dresden und Leipzig, Verlag von E. Pierson. Die bisher führenden Vertreter der deutschen Lyrik sind nun der Reihe nach für immer verstummt, und fragend richtet sich der Blick der Allgemeinheit auf die Nachfolgerschaft. Daß die hohe liebliche Kunst Walthers von der Vogelweide, Uhlands, Eichendorffs und anderer noch nicht ausgestorben ist, beweist diese neueste Sammlung des aus dem kernhaften Norden Österreichs stammenden und seit längerem in Wien wirkenden Dichters, der, vermöge dieser Dichtungen ohne Phrase in die vorderste Reihe der lyrischen Dichter zu treten, berufen ist. Das ist ein selbständig in sich gereifter Dichtergeist, das sind Dichtergaben von so charakteristischem und dabei kunstschönem Gepräge, daß sie wohl auch Schule machen werden! Schon die Einleitung ist sehr bedeutsam; sie gehört zum wichtigsten und interessantesten des neuen Buches und giebt zugleich dessen Haupt-Inhalt an: schwungvolle, kernhafte, gedankenvolle und nicht in hohle Phrasen ausklingende deutsche Nationalgesänge, sowie überaus anmutige, innig-sinnige und mit bestrickendem, poetischem Zauber ausgestattete, aus dem echten Volksleben herausempfundene mit Meisterhand in voller Kunstschönheit geformte Volkslieder. Viele derselben sind (in einzelnen Zeitschriften und Jahrbüchern erschienen) von hervorragendsten Tonmeistern bereits sehr ansprechend in Musik gesetzt worden, wie aus den Anmerkungen im Buche zu erfahren ist, und manche derselben haben seltene Allgemeinerfolge errungen, so daß A. A. Naaffs Lieder und Dichtungen, die auch durch wahrhaft auszeichnende Urteile seitens Robert Hamerlings, Alfred Meißners, Felix Dahns anerkannt wurden, heute schon zu den populärsten gehören. Die Ausstattung der neuen Sammlung ist eine recht gefällige und dem neuen Werke somit nach jeder Richtung mit vollster Überzeugung die weiteste Verbreitung zu wünschen. Die in Rotleinen halbsteif gebundene und die Pracht-Ausgabe eignet sich sehr zu Fest- und Gelegenheitsgeschenken.

Z.

Philosophie.

Philosophie und Politik. Studien über Ferdinand Lassalle und Johann Jacoby. Ein kritischer Essay von Dr. Moritz Brasch. Leipzig, W. Friedrich, 1890. Dieses neueste Werk des als philosophischen Historiker und Essayisten rühmlichst bekannten Verfassers kommt zur rechten Zeit und dürfte allen denjenigen, welche dem Ursprunge der sozialen Ideen in Deutschland mit nachforschen wollen, höchst willkommen sein. Ohne Zweifel hat Dr. Brasch Recht, wenn er die „soziale Frage" das große Problem des Jahrhunderts nennt, welches voraussichtlich erst im kommenden Säculum zur Lösung gelangen wird. Ob diese Lösung eine friedliche auf dem Wege der sozialen Reform, oder eine revolutionäre, sein wird, wer vermag dieses heute zu entscheiden? Zunächst sehen wir nur, daß alle Parteien und Stände, unter Zurückdrängung aller anderen Fragen, zu diesem schwierigen Problem Stellung genommen haben und die neuesten freudig begrüßten Erlasse unsers jungen Kaisers, welche

eine internationale Behandlung der dringendsten Punkte der Sozialpolitik in Aussicht stellen, beweisen zur Genüge, wie sehr bereits die Einsicht Platz gewonnen hat, daß es sich hier nicht um deutsche, nationale, sondern um europäische, ja menschheitliche Fragen handelt. Aus diesem Gesichtspunkte gewinnt die Schrift des Herrn Dr. Brasch eine besondere Bedeutung. Er zeigt in der ihm eigentümlich geistvollen und fesselnden Weise den Ursprung des deutschen Sozialismus, den er weit tiefer zurück verfolgt, als es sonst zu geschehen pflegt und den er in den philosophischen Ideen unseres Jahrhunderts findet. Hier sind es nun aber in Deutschland vorzugsweise zwei Männer, welche anerkanntermaßen als die Begründer der sozialen Bewegung in Deutschland gelten: Ferdinand Lassalle und Johann Jacoby. Der tiefere geistige Kern Beider wurzelt in der Philosophie, wie verschieden auch ihr sonstiger Lebenslauf und ihre menschliche Persönlichkeit gewesen sind. Dr. Brasch giebt uns nun eine in ihrer Gegenüberstellung und Vergleichung gradezu meisterhafte Charakteristik beider Politiker, deren öffentliche und wissenschaftliche Wirksamkeit hier — sine ira et studio — gewürdigt wird und deren Porträts in lebendigen Farben hervortreten. Johann Jacoby und Ferdinand Lassalle waren Männer der Wissenschaft; jener ein naturwissenschaftlich gebildeter Mediziner, dieser ein philosophischer Historiker und Rechtsphilosoph, aber vermöge der Verschiedenheit ihrer Gebiete auch in ihrer letzten wissenschaftlichen Überzeugung völlig von einander abweichend. Und doch geht ein gemeinsamer Grundzug durch ihr geistiges Leben. Beiden ist eine starke philosophische Neigung eigentümlich, welche freilich durchaus verschiedene Früchte zeitigt. Jacoby, der viel beschäftigte Arzt und Politiker, nimmt nur selten die Feder zur Hand. Und wenn es geschieht, will er in die Diskussion über eine wichtige wissenschaftliche oder philosophische Zeitfrage eingreifen, wobei er in letzterer Beziehung meist einem naturwissenschaftlichen Sensualismus und Monismus folgt und über einen gewissen philosophischen Eklektizismus nicht hinauskommt. Lassalle hingegen, dessen philosophische Bildung weit umfassender und vertiefter ist und der von einer fest umschlossenen und zwar von der spekulativen Weltanschauung Hegels ausgeht, ist doch mehr Philosoph von Fach und Schriftsteller von Beruf: sei es, daß er in umfangreichen gelehrten Werken einzelne Teile der Philosophie bearbeitet, oder daß er in größeren Abhandlungen bald apologetisch, bald polemisch auftritt. — — Bei aller Ähnlichkeit indes in den politischen Zielen und — obwohl sie Jahre lang neben einander wirkten, haben sie jedoch niemals versucht, eine persönliche Beziehung zu einander zu gewinnen. Sehr natürlich, denn niemals hat es zwei Männer von gleichen politischen Bestrebungen gegeben, welche inbezug auf ihre sittliche und menschliche Persönlichkeit so sehr von einander abwichen: Lassalle, der geistig frühreife, kraftgeniale Revolutionär, der interessante mit den glänzendsten Gaben ausgestattete Mann, fast noch ein Jüngling bei seinem ersten Auftreten, aber ehrgeizig, eitel, stolz und übermütig, hingebend und opfermütig für seine Freunde, rücksichtslos und gefährlich für seine Feinde, von Vielen gehaßt und gefürchtet, von den meisten bewundert, der Liebling der Salons und — der Frauen, ein Lebenskünstler und schwärmerischer Phantast, der mitten in den politischen Kämpfen noch Zeit findet, bald zärtliche, bald feurige Briefe mit schönen Frauen zu wechseln und mitten unter allerlei Preß- und Hochverratsprozessen die Rosen der Liebe zu brechen —: unzweifelhaft eine groß angelegte, aber durch und durch modern katilinarische Gestalt, welche

plötzlich mitten in ihrer meteorengleichen Laufbahn, an der tragischen Nemesis dieses ihres inneren Widerspruchs zu Grunde geht . . .

Welch' eine ganz andere Erscheinung dagegen ist Johann Jacoby. Ein schlichter Mann der Wissenschaft, bescheiden und anspruchslos, nüchtern und verständig. Kein glänzender Redner und Dialektiker wie Lassalle, aber ein Volksmann von einer einfachen, klaren und unerbittlichen Logik, blendet er nicht, wie jener, durch seine weit ausschauenden geschichtsphilosophischen Perspektiven; aber sein Herz schlägt lebhafter bei dem Gedanken an Freiheit und Menschenglück und unbeirrt ist sein Blick auf die letzten sittlichen Aufgaben des Staates gerichtet. Ein Politiker von unbeugsamen Grundsätzen war er als Mensch fast ohne Bedürfnisse, rein und fleckenlos in seinem Lebenswandel: kurz ein Charakter von echt antikem Gepräge, welchem selbst seine schärfsten Gegner ihre Hochachtung nicht versagen konnten . . .

So beschaffen war der menschliche Kern in beiden Parteiführern, deren philosophische und politische Bedeutung Dr. Brasch in dem vorliegenden Buch geschildert hat.

Diese Arbeit zeigt ihren Verfasser, den wir bisher als philosophischen Historiker und Essayisten schätzten, von einer neuen und bedeutsamen schriftstellerischen Seite: als hervorragenden Publizisten. C. H.

Zur Lösung des metaphysischen Problems. Kritische Untersuchungen über die Berechtigung und den metaphysischen Wert des Transcendental-Idealismus und der atomistischen Theorie. Von H. Bender. Berlin bei Mittler & Sohn.

Die Verfasserin betont bescheiden genug in der Einleitung, daß sie nur eine Ergänzung der Atomenlehre, wie sie die heutige Naturwissenschaft begründete, angestrebt und will unter voller Anerkennung und gerechtester Würdigung des Wertes der atomistischen Theorie, gleichwohl über den Materialismus hinaus zu einer höheren, freieren, auch den idealen Bedürfnissen Rechnung tragenden Welt- und Lebensauffassung" — hinleiten.

Bender will also, ohne den festen Boden wissenschaftlicher Forschung zu verlassen, den höheren Anforderungen des Menschengeistes gerecht werden, Naturwissenschaft und Metaphysik in einen versöhnenden Guß verschmelzen.

Wie nützlich es auch sein mag, den Forschungstrieb nicht über die gegebenen Schranken positiver Möglichkeiten in das Gebiet nebelhafter, völlig abstrakter Vermutungen hinaus schweifen zu lassen (die wenig oder gar kein Material liefern zu der großen Erkenntnisarbeit, an welcher der menschliche Geist rastlos wirkt) ebenso notwendig ist es zum Mindesten, den Weg der Freiheit zu bahnen aus den Fesseln einer beschränkten Theorie (wie der „krasse Materialismus" zweifellos genannt werden muß) die den wirkenden Geist in die dogmatische Isolierzelle einer Auffassung zu bannen sucht, die leider Vielen als das Endresultat jeder spekulativen Forschung erscheint. Indem die Verfasserin nur das Unzulängliche des Standes der Atomenlehre nachweist, gelangt sie zu dem schwer anfechtbaren Schlusse: daß an Stelle eines, im Einzelnen selbständig gedachten „Atomen-Konglomerats" (was schon an sich eine Unmöglichkeit ist, jedoch von dem extremen Materialismus schwerlich festgestellt wird) der Begriff eines, nach der spinozistischen Idee von der „Wesenseinheit", auf sich selbst ruhenden, organisch gegliederten Ganzen tritt, dessen „eigenstes Wesen" freilich unbekannt bleiben muß, weil es nicht „nach Analogie endlicher Organismen und Intelligenzen gedacht und vorgestellt werden kann", das aber auf alle Fälle als das Beharr-

schende und Bestimmende erscheint, dem gegenüber das „einzelne Atom" zu der untergeordneten Stellung eines kausalen Momentes herabsinkt."

Auch die weiteren drei Aufsätze erzielen, wie d. V. sagt: „eine Neubegründung der großen, einheitlichen Weltanschauung Spinozas, unter Zuhilfenahme einer freien, selbständigen Auffassung der Kantschen Lehren von der Idealität des Raumes und der Zeit". Aber die Verfasserin übt auch in ihren Ausführungen hinweilig scharfe Kritik an Widersprüchen der Kantschen Lehren, so beispielsweise bei der Darlegung des Gegensatzes zwischen der Kantschen Kategorieenlehre und seiner Lehre vom „Ding an sich"; wobei es ergötzlich ist, ihren Nachweisen zu folgen, wie sie mit strenger, unerbittlicher Logik den überlieferten Widersinn seines ehrwürdig gewordenen Flitters entkleidet. So in der Abteilung: „Realität der Außenwelt", wohin die bekannte Theorie von der Auffassung des Körperlichen als „Erscheinung" wie einen alten Handschuh wendet: (S. 9) „fassen wir unsere Körper (der Lehre von der Idealität des Raumes gemäß) als Erscheinung, so kann er gar nicht anders, denn als Erscheinung unseres Ich, d. i. als Resultat der Einwirkung desselben auf unsere Sinnesorgane" (die Verfasserin meint damit auch: 'als Urheber ihrer Thätigkeiten) angesehen werden. Weil es widersinnig ist, daß ich mir von mir selbst eine Vorstellung machen sollte, die von meinem Vorstellungsvermögen (gleich anderen, völlig nichtigen Vorstellungen, denen keine Realitäten korrespondieren) ganz willkürlich erzeugt wäre, ohne von meinem wirklichen Wesen bewirkt und hervorgerufen zu sein". Es bleibe berufeneren Federn vorbehalten, den rein wissenschaftlichen Gehalt, die Bedeutung und Tragweite von Benders Anschauungen und Folgerungen zu bestimmen; hier sei nur auf das Buch als bemerkenswerte Äußerung eines klar und selbständig denkenden Geistes hingewiesen, der möglicherweise berufen Epochemachendes zu leisten oder doch die Bahnen zu weisen zu neuer, fruchtbringender Thätigkeit, in welcher die Absichten und Bestrebungen d. V. sich zu thatsächlichen Errungenschaften kondensieren. C. Bruch-Sinn.

Eduard von Hartmanns Philosophie und der Materialismus in der modernen Kultur von Dr. Arthur Drews (Leipzig, Wilhelm Friedrich). Die Schrift betrachtet den Ideenkreis des berühmten Philosophen mit Rücksicht auf gewisse Geistesströmungen unserer Zeit und sucht auf den Wert und die Bedeutung desselben für die moderne Kultur und ihre Entwicklung hinzuweisen. Indem der Verfasser hierbei zugleich in möglichst anschaulicher, allgemein verständlicher Darstellungsweise mit Berücksichtigung fast sämtlicher, auch der kleineren und weniger bekannten Schriften und Aufsätze Eduard von Hartmanns ein Gesamtbild von dessen System in einer Vollständigkeit entwirft, wie es sich bisher noch nirgends findet, erscheint seine Schrift wie keine andere geeignet, die Gedanken des Philosophen auch weiteren Kreisen zugänglich zu machen, dem Anfänger als Leitfaden und Wegweiser in das System zu dienen, aber auch demjenigen, welcher von demselben bereits Kenntnis genommen hat, das Gelesene noch einmal kurz vor Augen zu führen.

Vermischtes.

Ein neues Dichterbuch in Sicht! Kein märkisches, kein baltisches, kein niedersächsisches, sondern ein die gesamte zeitgenössische deutsche Kunst- und Volks-Lyrik in ihren besten Vertretern und Schöpfungen umfassendes; auch keine der landläufigen Anthologieen, zu einem Goldschnitts-Dasein in zierlichen Boudoirs bestimmt, sondern ein Werk, welches

deutsches Fühlen und Sinnen der Gegenwart, soweit es, vom Zeitgeiste getragen, im Liede und in der Gedankendichtung sich kundgiebt, in übersichtlicher Weise zur Darstellung bringt. Demzufolge erfahren in dieser Sammlung Dichtungen, welche neue Bahnen einschlagen, d. h. in Form und Anschauungsweise (nicht nur stofflich) neu- und eigenartig und vom modernen Geiste erfüllt sind, besondere Berücksichtigung. Auch humoristische und Dialekt-Dichtungen, Satiren, Sprüche und dergl. werden vertreten sein; ebenso patriotische, religiöse, erzählende und philosophische Gedichte mäßigen Umfanges. Beiträge, — sowohl originale wie bereits gedruckte, jeder auf besonderem Bogen — sind zu richten an Dr. Albert Stern, Berlin W., Schwerinstr. 16, I., oder an Richard Zoozmann, Berlin O., Madaistr. 15, II.

Italienische Grammatik ohne Übersetzungsaufgaben. Eine ganz neue, leichtfaßliche Methode zum Selbstunterricht von Karl Vigilius Rupnick. Triest, 1889. Selbstverlag des Verfassers.

Das Prinzip, welches R. vorschwebt, ist richtig; es entspricht dem Ziel, das von den Reformbestrebungen auf dem Gebiete des neusprachlichen Unterrichts zu erreichen gesucht wird und das sich etwa folgendermaßen kurz bezeichnen läßt: „Der fremdsprachliche Unterricht ist so zu gestalten, daß das Verfahren sich möglichst der Art und Weise nähert, in welcher ein Kind seine Muttersprache erlernt.“ Es soll deshalb ganz besonders auf der unteren Stufe das ewige „Grammatisieren“ möglichst ausgeschlossen sein. Mit „Diktieren“ kann der Unterricht jedoch unmöglich begonnen werden und auch nicht mit „Lesen“. Obenan steht richtiges Vorsprechen, dann folgt richtiges Auffassen und Nachsprechen, Darstellung des richtig Gesprochenen und erst zuletzt Lesen des Geschriebenen und Gedruckten. Sprechübungen müssen deshalb für den Anfang durchaus im Vordergrund stehen. Der Schüler soll, wie auch R. will, gleich vom Anfang an in der zu erlernenden Sprache denken lernen. Hierzu ist es aber unbedingt nötig, ihm nicht disparat, sondern möglichst zusammenhängende Stoffe zu bieten. Der italienische Text und die Übersetzung sind unbedingt zu trennen, damit das Ganze übersichtlicher wird und besonders das Fremdsprachliche schärfer hervortritt. Die Fassung der Regeln läßt öfters erkennen, daß R. des Deutschen nicht völlig mächtig ist. Bei diesem Mangel erscheint die Masse von Regeln noch größer, als sie vielleicht ist. In dem Anhang, der die Lösung der Aufgaben, Gespräche u. dergl. bringt, sollten die notwendigsten Ausdrücke beim Verkehr, auf der Reise u. s. w. mehr berücksichtigt sein. Trotz dieser Ausstellungen verdient das Buch alle Beachtung, weil es einen sehr richtigen Grundsatz für das Erlernen von Sprachen auf die bella Lingua anwendet, deren eifriges Studium schon mit Rücksicht auf die Tripelallianz empfohlen werden muß.

Möge der Herr Verfasser, dessen Adresse in Triest wohlbekannt ist, die Freude erleben, daß ihm für eine neue Auflage viele Verbesserungs-Vorschläge zukommen. Er wird dieselbe gewiß aufs Beste verwerten. K. und S.

Die Sociologie im Umriß ihrer Grundprinzipe. Von Professor Dr. Schmidt-Warneck. I. Teil: Einleitung. Braunschweig 1889.

Der Verfasser, von dessen früheren Schriften ich übrigens nichts kenne, scheint von Wissenschaft im allgemeinen und von Sociologie im besonderen ganz sonderbare Begriffe zu haben. Um das Verhältnis von Einzelwesen, Gesellschaft, Staat festzustellen, geht er vom ersteren aus und sucht auf dem Wege psychologischer Spe-

kulation zu beweisen, daß der Mensch eine Doppelnatur habe, eine einzelpersönliche und eine gattungsförmige, daß er Einzelwesen und Gattungswesen, Individuum und Gesellschaftsteil zugleich sei, und daß die Sociologie die Abgrenzung und Ausgleichung beider Natureigenschaften im gemeinschaftlichen Zusammenleben zu bewirken habe. Jeder nationalökonomisch Gebildete wird sofort sehen, daß man in einer so jungen, noch in der ersten Entwicklung begriffenen und doch so exakten Wissenschaft mit solchen Spekulationen, wie man sie wohl in Rococo liebte, nicht weiter kommt, keinen Hund vor den Ofen lockt, und nur das bisher Erreichte in grenzenlose Verwirrung bringt. So weit wir die Geschichte der Kultur verfolgen können, tritt uns der Mensch als ein in Gemeinschaft lebendes Wesen entgegen — mit der Gemeinschaft beginnt erst die Kultur, und nur mit kultivierten Zuständen rechnet die Sociologie. Von dem freien Einzelwesen muß sie daher zunächst absehen, und jede Spekulation, jedes Ausgehen vom Absoluten wäre durchaus zwecklos und irreführend; die Sociologie ist eine Wissenschaft rein empirischer Natur. Die Mutter der gesellschaftlichen Gemeinschaft, der Kultur, ist die Arbeitsteilung, als die zweite Stufe der Befriedigung des Selbsterhaltungstriebes, des einzigen elementaren Naturtriebs, den wir kennen; denn der Gattungstrieb ist nur eine andere Form desselben. Es giebt überhaupt nur einen Begattungstrieb; der Gattungs-(Geschlechts-) Trieb ist nichts ursprüngliches, sondern erst aus dem Verlangen nach Selbsterhaltung und Begattung entstanden. Wie die Arbeitsteilung entstand, können wir heut nicht mehr wissen, jedenfalls ist sie ein Produkt des Selbsterhaltungstriebs, des Zufalls und des erwachenden Kausalitätsbewußtseins. Sie ist der unterste Grundstein aller Kultur und Gesellschaft, nicht nur geschichtlich, sondern thatsächlich noch heut. Die Arbeit allein ist es, welche Werte schafft, Fortschritte ermöglicht, und die geteilte Arbeit allein ermöglicht einen raschen Gang der Kultur, ein Zusammenwohnen. Sie ist der organische Ausdruck des großen Naturgesetzes der Übung; jede Bewegung, Kraftentfaltung, Arbeitsleistung geht um so schneller von statten, braucht um so weniger Energiemenge und Zeit, je öfter sie wiederholt wird. Der Staat ist nichts anderes als eine Korporativ-Genossenschaft, in der Einer die Bedürfnisse des Andern befriedigt, jeder eine Besonderheit. (Der Verständlichkeit wegen verschmelze ich hier Staat und Gesellschaft, obgleich sie heute noch nicht dasselbe sind.) Daraus folgt, daß es Sache der die Gesellschaft vertretenden Leitung ist, alle Verhältnisse zu ordnen, welche die Arbeitsteilung — die Erzeugung und den Vertrieb aller zur Selbsterhaltung Aller notwendigen Produkte — betreffen und beeinflussen. Dies ist die Grundlage der Sociologie: in welcher Weise diese Ordnung nun geschieht — ob durch Verpersönlichung oder Gemeinsamkeit der Arbeitsmittel und der Arbeit, durch Freiheit oder strenge Ordnung der letzteren, sind lediglich praktische Nützlichkeitsfragen, die ganz allein auf Grund der Ergebnisse volkswirtschaftlicher Thatsachen und Erfahrungen beantwortet und gelöst werden können und auf die die Philosophie gar keinen Einfluß hat, denen nur ein Dilettant mit spekulativen Theorien gegenübertreten wird. Wer wie der Herr Verfasser dem Sozialismus mit der Philosophie beikommen will, ist von vornherein auf dem Holzwege. Alle Dinge, welche nichts mit der Arbeit und Arbeitsverwertung zu schaffen haben, müssen auch der Gewalt der Gesamtheit entzogen sein, sie sind reine Sache der freien persönlichen Selbstbestimmung oder Vereinigung, wie z. B. die Religion, der Kultus, die Kunst. Staat und Gesellschaft haben in keiner Weise, weder fördernd noch beschränkend, das Recht, sich in diese Dinge hineinzumischen.

Umgekehrt unterliegen alle Verhältnisse, welche sich auf die Arbeit und ihre Verwertung, d. h. auf die Befriedigung der gemeinsamen Bedürfnisse Aller beziehen, der Ordnung und Kontrole durch die Gesellschaft, bezw. ihre repräsentativen und exekutiven Beauftragten. Das ist der Kernpunkt aller Sociologie, und auf weiteres kann sie sich nicht einlassen, sondern muß die Wahl des Systems der speziellen Volkswirtschaft überlassen. Niemand aber wird so kühn sein zu behaupten, daß die letztere schon zu unangreifbaren, durchaus sicheren Ergebnissen in dieser Hinsicht gekommen sei. So verworren wie die Anschauungen des Herrn Verfassers sind, so unklar ist auch seine Darstellung. Von irgend einer wissenschaftlichen Methode ist keine Spur; seine Beweisführung springt unaufhörlich umher, bald ist er im Altertum, bald im modernen Amerika; dem Werk fehlt der organische Aufbau, eine Masse Citate werden ohne jedes Prinzip aneinander gereiht, die Entwicklung ist nicht deduktiv, nicht historisch, nicht induktiv. Und dieses in Form und Gedanken gleich unklare Buch ist Herrn v. Goßler gewidmet, dem klarsten Denker, Staatsmann und Redner, der auf einem preußischen Ministerstuhl gesessen! C. A—i.

Zum Kapitel vom „ewigen Kriege".

Vielleicht erlaubt mir die Redaktion d. Bl., inbezug auf den in der „Gesellschaft" entbrannten Streit über die Berechtigung der Kriege und die Möglichkeit ihrer Beseitigung auch ein paar Worte zu sprechen.

Ich glaube, die Sachlage ist weniger verwickelt als es scheint.

Was ist ein Krieg? Das lateinische Wort dafür kann uns leicht auf die Spur bringen. Bellum ist bekanntlich entstanden aus Duellum. Ein Krieg ist also nichts anderes als ein Zweikampf zweier Völker, und dieselben Gesetze, welche für den Zweikampf zweier Personen, das sogen. Duell gelten, sind auch auf den Krieg anzuwenden. (Daß oft mehrere Völker mit einander im Kampf liegen, hat damit nichts zu thun — gewöhnlich handelt es sich nur um zwei Parteien: und gar oft veranlaßt ja dieselbe Angelegenheit auch mehrere Kontrahagen.)

Nun wird niemand so blödsinnig sein, zu sagen, das Duell an sich sei etwas berechtigtes oder verwerfliches, notwendiges oder leicht zu beseitigendes. Handelt es sich um irgend eine dumme oder freche Anrempelei, eine persönliche Beleidigung oder dergleichen, so ist ein Duell geradezu ein Kapitalverbrechen, und unser Strafrecht würde vollkommener sein als es ist, wenn es einen solchen Fall einfach als versuchten resp. vollzogenen Mord auffaßte. Aber es kommen eben Fälle vor, wo thatsächlich von zwei Menschen einer zu viel ist auf der Welt, wo man sich sagt: „der Andere oder Ich!", wo weder das Gericht noch ein andere Macht der Erde uns helfen kann. Das Gericht kann uns nur für äußeren Schaden Genugthuung verschaffen, den wir erlitten — wo aber ein anderer mein Herz, mein heiligstes Empfindungsleben verletzt hat, da kann mir die glänzendste gerichtliche Genugthuung nichts nützen. Wer den Verführer einer geliebten Frau vor Gericht schleppt, ist selbst ein viel erbärmlicherer Wicht als der Ehebrecher — einen solchen muß man entweder verachten oder niederschießen. Wenn zwei Menschen, beide ein und dasselbe Weib so lieben, daß jeder fühlt ohne sie nicht leben zu können, was bleibt ihnen übrig als wie die Edelhirsche um dieses Weib mit einander zu kämpfen?

Dasselbe Verhältnis gilt von den Kriegen. Untersuchen wir die Ursache aller Kriege der Weltgeschichte, so finden wir eine unendliche Mannigfaltigkeit. Im allgemeinen kann man aber die Kriege in zwei Hauptklassen einteilen: dynastische und Volksinteressen-Kriege. Die ersteren werden von Herrschern oder Ministern

unternommen, zur Vergrößerung ihres Ruhms, zur Befestigung ihrer sinkenden Bedeutung, zur Ablenkung innerer Ge- Gefahren im Lande. Solche Kriege waren die der Napoleons, Ludwig XIV. u.s.w. Sie sind gleichverwerflich vom moralischen, politischen und wirtschaftlichen Standpunkt, sie ruinieren in der Regel den Wohlstand ganzer Nationen. Diese Klasse von Kämpfen wird, so hoffen wir, eines Tages verschwinden, je aufgeklärter die Völker werden, je mehr sie gute und schlechte Herrscher zu unterscheiden wissen, je stärker sich bei ihnen das Gefühl des Selbstbestimmungsrechts herausbilden wird, je mehr die Legende des Gottesgnadentums verblassen wird, welche die Ursache von drei Vierteln alles Blutvergießens auf Erden ist. Anders aber steht es, wenn Kriege sich entwickeln aus dem Widerstreit der vitalsten Lebensinteressen, wo es sich um Sein oder Nichtsein, die bürgerliche und nationale Existenz von Völkern handelt. (Jene Klasse von Kriegen scheide ich von vorherein aus, welche aus der Erweckung des religiösen Fanatismus herrühren. Je weiter die heilige Religion des Indifferentismus sich ausbreitet, je mehr die Welt einsehen wird, daß jeder Zank um Glaubensdinge Wahnwitz ist, daß wir von diesen Sachen nun einmal nichts wissen können und uns daher auch nicht darüber erregen dürfen, desto mehr werden entsetzliche Katastrophen wie der 30jährige Krieg aus dem Bereich jeder Möglichkeit der Wiederholung schwinden.) Allein im Leben der Nationen bilden sich Verhältnisse heraus, wo die wirtschaftlichen Lebensinteressen, die nationale Existenz aufs Spiel gesetzt erscheint — wo es auch heißt: „Du oder ich!“ Man erinnere sich des amerikanischen Bürgerkriegs, der schlesischen Kriege Friedrichs d. Gr., des ungarischen Aufstands. Hier standen das Dasein der Südstaaten, Preußens, ihr Nationalwohlstand auf dem Spiel — hier konnte nur ein Krieg die Entscheidung, den Ausgleich bringen. Es wird in Zukunft möglich sein, die Zahl der Kriege zu verringern. In Fällen, wo es sich nur um wichtige Interessen handelt, nicht um Sein oder Nichtsein einer Nation, werden die immer vernünftiger werdenden Völker sich internationaler Schiedsgerichte unterwerfen, so gut wie es möglich sein wird, durch staatliche Ehrengerichtshöfe, deren Einrichtung nur noch eine Frage der Zeit ist, die Zahl der Duelle bedeutend herabzusetzen. Aber auf das „letzte Mittel, wenn kein anderes hilft“, wird und kann endgiltig kein Volk der Welt verzichten, sobald ein anderes im politisch-sozialen Wettkampf droht ihm die Lebensadern zu unterbinden, wie z. B. seinerzeit Nordamerika den Südstaaten, es ewig in wirtschaftlicher Abhängigkeit zu halten, wie Österreich Ungarn. Nachgeben wäre da einfach Selbstmord. Jene amtlichen Ehrenräte, von denen ich eben sprach, denke ich mir so, daß dieselben nach genauester Prüfung der Sachlage, im Fall ihrer heiligsten Überzeugung, daß von zwei Menschen einer zu viel auf der Welt sei, das Recht hätten, auf Entscheidung durch Zweikampf zu erkennen. Ähnlich müssen alle Völker verpflichtet sein, Streitigkeiten, die nicht mit friedlicher gegenseitiger Abmachung zu erledigen sind, zuerst vor ein internationales Schiedsgericht zu bringen, das in ganz besonderen schweren Fällen einfach Entscheidung durch Krieg zu bestimmen, oder sich, wie es bei den Offiziersehrengerichten die Form ist, im speziellen Falle für inkompetent zu erklären, d. h. auf deutsch: die endgiltige Entscheidung den Waffen zu überlassen hätte.

C. A—i.

Naturalismus, Nihilismus und Idealismus in der russischen Dichtung. Litterar-historische und kritische Streifzüge von Erwin Bauer. Erwin Bauer steht ganz und gar auf dem Standpunkt des reinen, Schillerschen Idea-

lismus und verurteilt den in der Litteratur der Russen entschieden zu Tage getretenen Naturalismus, den er mit dem politischen Nihilismus identifiziert oder als ein Produkt des Nihilismus bezeichnet. Diesen Standpunkt zu bekämpfen, lohnt nicht der Mühe; es ist oft genug bewiesen worden, daß der Naturalismus in der Kunst nicht nur berechtigt ist, sondern daß er sich überhaupt nicht im prinzipiellen Gegensatz zu einem gewissen Idealismus befindet, den auch die neue Richtung anerkennt. Es scheint freilich, als ob die eigentlichen Idealisten pur sang den naturalistischen Idealismus, wie wir ihn verstehen, schlechthin verneinen zu müssen glauben, sie werden damit aber die neuere Zeitrichtung, welche sich mit entschlossener Energie Bahn bricht, nicht zur Umkehr zwingen und es wird ihnen nie gelingen, den Vertretern derselben zu beweisen, daß deren naturalistische Hervorbringungen nicht auch Kunstwerke seien, die den rein-idealistischen ebenbürtig sind. Wir brauchen nur daran zu erinnern, daß auch die deutschen entschiedenen Idealisten dem russischen Naturalismus ihre Anerkennung nicht versagten. Selbst diejenigen von ihnen, welche den Zolaismus verdammen, müssen zugeben, daß sich der russische Naturalismus auf wesentlich anderen Bahnen bewegt, sich namentlich dadurch von jenem unterscheidet, daß er sich von der französischen Vorliebe für geschlechtliche Vorgänge fast gänzlich frei hält. Es will uns daher gar nicht einleuchten, daß ein gründlicher Kenner der russischen Litteratur, wie Erwin Bauer, sich gegen Dichter wie Dostojewskij und Leo Tolstoj so ablehnend verhält, wie es thatsächlich der Fall ist. Dostojewskijs „Raskolnikow“ und Tolstojs „Krieg und Frieden“ sind Dichtungen, deren hohe Bedeutung gar keinem Zweifel mehr unterworfen ist und wer gegen solche Thatsachen polemisiert, der ist auf dem Gebiete der Kunst ein Reaktionär. Der Schillersche Idealismus hat seine Zeit gehabt und wenn wir auch nicht behaupten wollen, daß er sich überlebt habe, so sind wir doch der Überzeugung, daß die Gegenwart dem Realismus und dem Naturalismus gehört, die prinzipiell mit dem Nihilismus gar nichts gemein haben.

In der Verurteilung der russischen Naturalisten geht Herr Bauer entschieden viel zu weit und ruft dadurch unseren Widerspruch hervor. Sagt er doch selbst: „Nehmen wir alles in allem, so hat die russische „natürliche Dichterschule“ nach dem Vorgange Gogols das Verdienst, zu den Leiden und Freuden, Sorgen und Bedürfnissen, Rechten und Forderungen des gemeinen Mannes in Stadt und Land hinabgestiegen zu sein und gleichzeitig mit schonungsloser Schärfe die Gebrechen und die Anmaßung der offiziellen Gesellschaft, der mit allen Rechten ausgestatteten Minderheit gegenüber der unterdrückten und rechtlosen Mehrheit des eigentlichen Volkes, aufgedeckt und bekämpft zu haben.“ Wenn Herr Bauer dann hinzufügt, daß die naturalistische Schule das Allgemeinmenschliche aus der Gedankenwelt der Schriftsteller verdrängt habe, so können wir dies durchaus nicht zugeben. Gehören denn die Gebrechen und Laster, die Leiden und Sorgen des russischen Volkes, welche von den russischen Naturalisten dargestellt werden, nicht zum Allgemeinmenschlichen? Verlieren sie etwa an dieser Eigenschaft dadurch, daß sie gleichzeitig auch national-russisch sind? Wir meinen, der abstrakte Idealismus des Herrn Bauer, der die nationalen Interessen und Bedürfnisse aus dem Gebiet der Dichtkunst entfernt wissen will, ist total unberechtigt. „Schmutz und Gemeinheit, gesellschaftliche Versumpftheit und moralische Verkommenheit wurden um ihrer selbst willen aufgespürt und mit Behagen dargestellt“, sagt Herr Erwin Bauer, aber er bleibt uns den Beweis für diese Behauptung schuldig. Wenn

er dieselbe Dostojewskijs und Tolstojs Werken imputiert, so protestieren wir dagegen und stellen die Gegenbehauptung auf, daß, wenige Ausnahmen abgerechnet, auch die übrigen russischen Naturalisten sich redlich bemüht haben, nach Maßgabe ihrer Kräfte dem Volke zu dienen und daß sie auf diese Weise einem Idealismus huldigten, der mehr wert ist, als derjenige, für den Herr Bauer die Alleinherrschaft beansprucht. Wir bedauern diejenigen, welche, wie Herr Bauer, in diesen Bestrebungen keinen Idealismus, sondern nur „ideenarmen, unsittlichen und gottlosen Hohn“ finden. Nicht eine neue Kunstform, sondern nur eine soziale und geistige Krankheitserscheinung erblickt Herr Bauer im russischen Naturalismus und nennt ihn „eine Verflachung und ein Herabsinken des Realismus, wie derselbe von einer Gruppe unreifer Schreihälse in Deutschland und anderswo als Signatur der kommenden Kulturepoche gekennzeichnet und gepriesen wird.“ Das Grundprinzip des Naturalismus ist die Wahrheit und die Natur; wer jenen verwirft, der erklärt sich damit als Gegner dieser. Wenn der Naturalismus verabscheuungswürdige und verdammenswerte Auswüchse aufweist, was gar nicht geleugnet zu werden braucht, so sind diese ebenso zu verurteilen, wie die Auswüchse des Idealismus. Naturalia non sunt turpia, diesen Satz scheint Herr Bauer entweder nicht zu kennen oder er hält ihn für falsch. Daß es innerhalb der Grenzen der Poesie kein Mehr giebt und geben kann, als den Realismus eines Shakespeare und Goethe, ist eine Behauptung, welche allen Dichterheroen der Zukunft, die doch hoffentlich früher oder später erscheinen werden, ihre Daseinsberechtigung raubt.

Wenn wir auch mit Erwin Bauers Grundprinzip nicht übereinstimmen, können wir doch zugeben, daß manche seiner Ausführungen richtig sind; namentlich unterschreiben wir recht gern seine Ansicht, das die russische Litteratur in Deutschland vielfach überschätzt wurde. Es ist ein wahres Unglück, daß Maßhalten bei uns eine so seltene Eigenschaft ist. Kaum hatte die Übersetzung von Dostojewskijs „Raskolnikow“ sich Geltung verschafft, — was beiläufig gesagt ziemlich lange währte — da ergoß sich eine Flut von russischen Romanen, Novellen und Skizzen über den deutschen Büchermarkt, von denen mehr als die Hälfte höchst überflüssig war, so daß wir erschrocken fragen mußten, ob es denn wirklich ein dringendes Bedürfnis sei, all diese Spreu mit in den Kauf zu nehmen. Wie kritiklos manche Übersetzer und Verleger wirtschafteten, ist kaum zu glauben und was da häufig für Unsinn zu Tage gefördert wurde — wir erinnern nur an die Übersetzungen von Hans Moser — ist entsetzlich.

Schließlich wollen wir Herrn Bauer unsere Anerkennung nicht versagen, daß er uns mit den Persönlichkeiten und den Dichtungen von Iwan Aksakow, Feth, Graf Alexej Tolstoj, Ap. Maikow und Al. Ostrowsky bekannt machte. Dieser Teil seines Buches ist jedenfalls der wertvollste. Daß er aber Jakob Polonskij kaum erwähnte, halten wir für eine unverzeihliche Unterlassungssünde und für eine bedauerliche Lücke seines in mancher Beziehung nützlichen Werkes. Polonskij verdient jedenfalls dort mitgenannt zu werden, wo von russischen Dichtern der Gegenwart die Rede ist. Der letzte Artikel „Zeitungen und Zeitschriften in Rußland“ ist höchst interessant und wird jedermann befriedigen, der sich über die betreffenden Verhältnisse unterrichten will, nur muß man sich über des Verfassers Exkursionen auf das Gebiet des Naturalismus und Nihilismus hinwegsetzen und sich nur an die mitgeteilten Thatsachen halten. Auch im Schlußworte polemisiert Herr Bauer gegen Nihilismus und Naturalismus, die er beständig zusammen nennt, — sie sind Zwil-

lingsbrüder, behauptet er. Es ist schade, daß ein so kenntnisreicher Mann solchen exklusiven, engherzigen Ansichten huldigt.
W. H.

Zur Kritik der Moderne. Über dieses merkwürdige Buch von Hermann Bahr (Zürich, Schabelitz) schreibt der „Kunstwart" im 9. Stück seines 3. Jahrgangs: „Zunächst ein einleitender Aufsatz zur Kennzeichnung der Methode, „die Herkunft der Weltanschauungen", dann in der Hauptsache Arbeiten über Litteratur und Kunst: eine treffliche Abhandlung über Ibsen, Studien über deutsches und französisches Schrifttum, Wiener und Pariser Theaterkritiken, zusammenfassende kunstphilosophische Betrachtungen, besonders angeregt durch die vorjährige Weltausstellung. Unsern Lesern ist Bahr nicht unbekannt, seine Pariser Kunstbriefe aus dem „Kunstwart" werden sie auch im vorliegenden Sammelband wiederfinden. Tiefer aber wird sie erst überzeugen, daß Bahrs Kunstanschauung ein einheitliches Ganzes ist: man wird gegenüber den Diagnosen auf den einzelnen Fall oft mit ihm rechten wollen, man wird es kaum dem Allgemeineren gegenüber können, giebt man einmal die Hauptgrundsätze zu. Bahr, der auch als Dichter — wir sprechen ein andermal davon — ein eigenartiger und interessanter Kopf ist, gehört zu den geistig beweglichen, zu den an Assoziationen reichsten Kritikern des jungen Schriftsteller-Geschlechts: fähig, wie außer ihm von diesem vielleicht nur Conrad, auch Werken ihre Schönheit abzugewinnen, die wie jene von Böcklin oder Puvis de Chavannes weitab von der Heerstraße der Naturalisten geschaffen sind, erkennt er seine Gedanken doch durchaus als vom naturwissenschaftlich-sozialpolitischen Boden befruchtete. Weit geringer, als bei Conrad, ist bei ihm die Neigung zu persönlicher Polemik vertreten. Eine Begeisterungsfähigkeit, die oft in wahre Jubelhymnen ausbricht, schadet nicht selten der Sachlichkeit seiner Ausführungen, mehrt aber das Erwärmende, das Unmittelbare, Fesselnde, Mitreißende. Nicht befreunden können wir uns mit des Verfassers Sprachbehandlung besonders in seinen jüngsten Aufsätzen: sie ist nicht mehr so einfach, klar und überzeugend, wie z. B. in der Arbeit über Ibsen, sie erinnert dann und wann an das mehr Brillante als wirklich Schöne, wie es oft im Wiener Feuilleton und wohl auch im Pariser gepflegt wird. Es scheint uns, als behandle der Verfasser, seit er im Auslande lebt, unsere Muttersprache da und dort nach den Regungen eines fremden Sprachgefühls. Das wird manchen abstoßen, vieles im Inhalt wird es nicht minder thun. Wenn es gilt, überhaupt zu verstehen, was eigentlich die „Jungen" von Kunst und Dichtung heut denken und was sie ersehnen, der wird dieses Buch doch wohl in die Hand nehmen müssen. Daß es wieder einmal eines ist, das lebensvoll eine Persönlichkeit spiegelt, ist schließlich ein Vorzug, den er auch bei aller Gegnerschaft anerkennen wird."
Erwin Sturm.

Die Geschichte Deutschlands, von Eugen Hertel. Würzburg, Verlag von Georg Hertz, 1889. Zweite verbesserte Auflage. Der Verfasser war bestrebt, auf wenig Seiten viel zu bieten; er führt uns die deutsche Geschichte in ihren Hauptzügen vor und zeigt in seinen Urteilen ebenso große Besonnenheit wie Vaterlandsliebe. Daß alle deutschen Kaiser genannt wurden, geschah wohl mit Rücksicht auf die studierende Jugend, für welche das Büchlein in erster Linie bestimmt ist. Bei einer neuen Auflage sollte die Volksgeschichte in höherem Maße berücksichtigt werden und namentlich im 19. Jahrhundert, wo die nationale Idee, welche der Verfasser stets im Auge hat,

zur vollen Entfaltung gekommen ist. Der Zweck des Werkchens, „eine patriotisch-historische Rundschau“ zu bieten, würde alsdann noch mehr erreicht werden. Die Begeisterung des Verfassers, die sich überall zu erkennen giebt, berührt den Leser aufs angenehmste und wird zur Verbreitung des Büchleins sehr viel beitragen. S.

H. von Sybel, Die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I. Dritter Band. München und Leipzig, 1890. R. Oldenbourg. Der neue Band des Sybelschen Werkes ist vollständig der schleswig-holsteinischen Frage gewidmet; er giebt viele dankenswerte Aufschlüsse über den Ursprung und Verlauf des deutsch-dänischen Krieges und endigt mit der Schilderung des Wiener Friedens. Die Verhandlungen, welche Bismarck mit dem Herzog Christian August von Augustenburg führte, um diesen zur Anerkennung der neuen Thronfolge in Dänemark zu bewegen, bieten hohes Interesse. Sehr wichtig sind auch die Mitteilungen über das Verhalten Englands und Frankreichs. Der englische Minister des Auswärtigen, John Russell, machte im September 1862 den vernünftigen Vorschlag, daß dem Lande Schleswig volle Autonomie zu gewähren sei, fand aber trotz der Unterstützung Rußlands und der deutschen Großmächte die Zustimmung Dänemarks nicht. Napoleon erklärte schon frühzeitig, es sei das beste, Schleswig-Holstein zu einer preußischen Provinz zu machen, und war überhaupt bemüht, gute Beziehungen zu Preußen zu unterhalten. Bei dem Feldzugsplan gegen Dänemark wird die großartige Auffassung Moltkes dem eigensinnigen Vorgehen Wrangels gegenüber ins hellste Licht gerückt. Die Londoner Konferenz giebt Anlaß, das zögernde Auftreten Österreichs und das zielbewußte Schaffen der preußischen Diplomaten, besonders das Bismarcks, hervorzuheben. So bietet auch der vorliegende Band des Sybelschen Buches eine Fülle neuer Gesichtspunkte und veranlaßt uns, dem Erscheinen der letzten Bände mit großer Spannung entgegenzusehen. H. Solger.

„Arnold Böcklin in seiner historischen und künstlerischen Entwicklung“. Ein Vortrag v. Dr. Berthold Haendcke, Privatdozent der Kunstgeschichte an der Universität Bern. (Hamburg, Verlag von Haendcke & Lehmkuhl.) — „Wer nicht Arnold Böcklin nachdichten will, der wird ihn nicht begreifen“, — Dr. Haendcke ist es selber, der in seinem Böcklin-Vortrag diesen „Kardinalsatz“ aufgestellt hat, und dieser Kardinalsatz ist wahrlich richtig. Fragt sich nun, ob Dr. Haendcke Böcklin nachgedichtet und also begriffen hat. Was er über den großen Meister von Zürich sagt, ist alles richtig, aber er sagt nicht genug, bei weitem nicht alles, was Einer zu sagen vermöchte, der nachdichtend in die Fülle des Wunderheims Böcklinscher Malerpoesie gedrungen ist, und er sagt es vor allem nicht so, wie es ein Nachdichtender sagen sollte: mit dem zündenden, lebendigen Worte der Begeisterung, welches Kunde giebt von der innerlichen Wiedergeburt dieser Farben-, Formen- und Traumpoesie im Herzen des froh empfänglichen Nachdichters. So ein Nachdichter ist z. B. Peter Hille, und zwar nicht bloß in seinen Böcklingedichten, sondern auch in seiner Plauderei über Böcklin, welche kürzlich in einem Hefte der „Modernen Dichtung“ erschien. Herr Dr. Haendcke ist freilich Privatdozent und glaubt sich aus diesem Grunde zu einer gewissen würdevollen Langweiligkeit verpflichtet. Indessen, — er ist doch keiner von den Schlimmsten und für einen Privatdozenten hat er in der That merkwürdig viel Stil und ein merkwürdig klares Auge und auch ein merkwürdig warmes Herz. Daß er, im Banne seiner Wissenschaft, die Böcklinsche Malerei im

allgemeinen und die Böcklinsche Landschaftsmalerei im besonderen in Schubfächer unterzubringen sich bemüßigt fühlt, ist zwar herzlich überflüssig, aber da er es mit feinem Verständnis thut, darf es ihm verziehen werden, zumal es ihm Anlaß giebt, einige gute Bemerkungen über den Meister der Traumrealistik zu machen. Nicht ganz so verzeihlich erscheint mir die Einordnung Boecklins in die idealistische Landschafterei, die wirklich nur Wert für diejenigen, hat, welche an den Schulbedeutungen der Worte Realismus und Idealismus hängen. — Hätte uns Dr. Haendcke, der unzweifelhaft ein tüchtiger Kenner Böcklins ist und nicht bloß Kenner im gemeinen Sinne, statt dieser Registrierbemühungen frisch von Herz und Leber weg seine Empfindungen und Gedanken über das Ganze und Einzelne dieser wundersamen Erscheinung gegeben ohne die gequälten Registraturschlüsse, so würde sein Schriftchen für die Erkenntnis Böcklins viel fruchtbringender geworden sein.

O. J. Bierbaum.

Von Kuno Fischer erscheint in Kurzem „Goethes Torquato Tasso“ als die dritte Goethe-Schrift, die mit den beiden jüngst erschienen über „Goethes Iphigenie“ und „Die Erklärungsarten des Goetheschen Faust“ den ersten Band seiner Goethe-Schriften ausmacht. Diese dritte wird weit umfangreicher (20 Bogen) werden, als die beiden früheren. Sie ist nicht aus der Form eines Vortrags hervorgegangen, sondern von Anfang als Schriftwerk gedacht und ausgeführt. Wir sind in der Lage, über den Inhalt folgendes mitteilen zu können: In seinem ersten Hauptteil giebt das Buch 1) die Geschichte des Goetheschen Tasso und erleuchtet hier in neuer Weise die Entstehung wie die Unterschiede der alten und neuen Tassodichtung, insbesondere den Ursprung und den Charakter der Antoniodichtung; 2) die Geschichte des wirklichen Tasso, wobei an der Hand der italienischen Quellen die Verfolgungen Tassos, wie seine Beziehungen zu der Prinzessin Leonora d'Este in ein helleres Licht als bisher gesetzt werden. Die wichtigsten Quellen sind Serassis Lebensgeschichte und Guastis Ausgabe der Briefe Tassos. Überall werden die Parallelen wie die Unterschiede zwischen dem wirklichen und dem Goetheschen Tasso hervorgehoben. Im zweiten Hauptteil giebt der Autor 1) die Entstehung der Tassolegende in den Darstellungen des Manso und Muratori und deren Einfluß auf Goethes Dichtung, 2) die Auseinandersetzung dieser Dichtung selbst in Ansehung ihrer Fabel und Komposition, ihrer Grundidee und ihrer Charaktere. Das Buch liest sich ebenso spannend und unterhaltend wie belehrend. Dasselbe ist keine Gelegenheitsschrift, obwohl es nicht zufällig ist, daß es in dem Zeitpunkte erscheint, wo Goethes Tasso sein erstes Jahrhundert vollendet.

K.

Das Buch „Rembrandt als Erzieher“, das bereits in dritter oder vierter Auflage vorliegt und von allen romantischen Duselköpfen als neues Evangelium der Deutschen gepriesen wird, ist unstreitig das Werk eines sehr guten Kopfes und tapferen Herzens. Insonderheit was über die Bedeutung und Pflege der Kunst vorgebracht wird, ist in hohem Maße beachtenswert. Allein der ungenannte Verfasser gefällt sich in Einseitigkeiten und Übertreibungen aller Art, die wir ablehnen müssen. Zudem ästhetisiert er darauf los, als lebten wir in einer Welt, welche die sozialen Sorgen und Nöten und Fragen nicht einmal von Hörensagen kennt. Die Kunst geht aber bekanntlich nicht nur nach Brot, sie kommt auch erst nach dem Brot! Haben wir einmal unser täglich Brot, werden wir auch unsere festtägliche Kunst haben.

C.

Das Wiener Theaterleben. Von Adam Müller-Guttenbrunn. (Leipzig, Verlag von Otto Spamer. 1890. Der Verfasser dieser Schrift, als Dramatiker, Romanschriftsteller, Novellist und Kritiker bekannt, hat sein jüngstes Buch dem Andenken Heinrich Laubes gewidmet, der Jahrzehnte hindurch der geistige Mittelpunkt des Wiener Theaterlebens war und dem Müller-Guttenbrunn in seinen letzten Lebensjahren sehr nahe stand. Damit ist auch der Geist, die Richtung dieses Buches gekennzeichnet. Es legt die Schäden des Wiener Theaterlebens in rückhaltloser Weise dar und ist doch von großer Liebe für Wien und sein Kunstleben erfüllt, es geht strenge mit der Gegenwart ins Gericht und sucht doch alle Erscheinungen historisch zu begründen und zu entwickeln. So erhalten wir ein Bild des Wiener Theaterlebens von seinen ersten Anfängen bis in die allerjüngsten Tage der Burgtheaterkrisis und es wird wenige Bücher geben, in denen in so engem Rahmen eine solche Fülle von Material mit feuilletonistischer Leichtigkeit bewältigt worden ist. Das Buch zerfällt in sechs Abschnitte: „Die allgemeine Lage"; „Das alte Burgtheater"; „Das neue Burgtheater"; „Die Hofoper"; „Die Vorstadtbühnen"; und „Des deutsche Volkstheater". Im Hintergrunde dieser Schilderungen, die sich auf Wien beschränken, lebt aber auch ein Bild des deutschen Theaterlebens der österreichischen Provinzen vor dem Leser auf und ebenso ist der Zusammenhang des Wiener Theaterlebens mit den reichsdeutschen Verhältnissen dargelegt.

Das Buch ist eine durchwegs ernste Arbeit und es hat doch auch den Reiz einer Streitschrift für sich. Der Verfasser hat mit seiner kleinen Schrift „Wien war eine Theaterstadt" vor fünf Jahren eine mächtige Wirkung erzielt und man darf sogar die Gründung des „Deutschen Volkstheaters" in Wien auf seine Schrift zurückführen. Sein neues Buch verdient aber unbedingt noch mehr Beachtung als jene Schrift, die nur als ein Vorwort zu der jetzt vorliegenden angesehen werden kann. Z.

Der Bankerott der Medizinwissenschaft, dargelegt an der Krankheit des Kaisers Friedrich. Von A. Zifel. Berlin, A. Kaemmerer. (Gegen Einsendung von 40 Pf. [in Briefmarken] postfrei zu beziehen von A. Kaemmerer, Berlin C. 2, Spandauerstr. 70/71). Die Krankheit des Kaisers Friedrich läßt die schriftstellernden Ärzte noch immer nicht zur Ruhe kommen. Noch immer tobt der Kampf zwischen den Vertretern der „englischen" und der „deutschen" Medizinwissenschaft. Diesen Streit der approbierten Ärzte macht sich die neue, mächtig aufstrebende Richtung auf dem Gebiete der Heilwissenschaft, die Naturheilkunde, zu Nutze. In obigem Schriftchen legt einer der schlagfertigsten Vertreter der letzteren Richtung seine Ansichten über den Streitfall dar. Derselbe kommt zu dem Schlusse, die Behandlung, welche die Medizinwissenschaft dem kranken Kaiser habe angedeihen lassen, sei nicht bloß nutzlos, sondern sogar sehr schädlich gewesen, die ganze Behandlungsweise sei geradezu geeignet gewesen, das gutartige Leiden in ein „bösartiges" umzuwandeln. Selbst wenn man dem Verfasser nicht in allen Punkten zustimmen kann, so gewährt das Lesen seines Büchleins doch sicher jedem einen hohen Genuß, der die Ausführungen eines geistvollen Schriftstellers zu würdigen versteht. Im übrigen aber verdient das echt volkstümlich gehaltene Schriftchen, von jedermann gelesen und im Volke verbreitet zu werden; denn es ist wohlgeeignet, zu zeigen, wo man in Krankheitsfällen nachhaltige Hilfe findet. Wir zweifeln nicht, daß diese Schrift weite Verbreitung finden wird. Z.

„Manche Menschen haben keine Meinung". Man könnte diesen Ausspruch so fortsetzen: Andere wollen wohl eine Meinung haben, sind aber nur Nachtuter anderer Schwachköpfe, weil ihnen selbst die Denkkraft fehlt, das Richtige vom Falschen zu unterscheiden. Zu der Ordnung dieser Nachtwächter gehört unbedingt der Rezensent des Anhaltischen Staatsanzeigers. In seiner Rezension des Buches „Das litterarische Anhalt" (Herausgeber: J. B. Muschi und Herm. Wäschke) sagt er zum Schluß Folgendes: Leider hat sich in dies Buch reiner (?) Poesie ein roher, naturalistischer Zug geschlichen (?), es ist dies Hermann Conradis „Psalm der Leidenschaft". Man höre nur: reine Poesie. Glaubt der Rezensent, daß Nachempfindeleien Baumbachischer Gesellenlieder und Backfischträumereien die höchste Stufe der Poesie sind? Hält er etwa das Gepiepse der Sperlinge für den besten Gesang der Singvögel? Ferner sagt er: hineingeschlichen. Dabei gehört doch unserem lieben Conradi die erste Stelle im Buche. Sämtliche jetzt lebende Dichter Anhalts sind nicht wert, daß sie ihm die Schuhriehmen auflösen. Doch genug. Der Ruhm meines verstorbenen Landsmannes ist viel zu groß, als daß ihm ein solch Gepiepse schaden könnte. Der Herr Rezensent (?) zeigt eben in seiner Rezension, daß es mit seiner Denkkraft nicht weit her ist; er ist viel zu beschränkt, um das gewaltige Gedicht unseres lieben Landsmannes Conradi aufzufassen.

Ein Anhaltiner.

Der Hinweis unseres kühnen Kaisers auf die Bedeutung einer umfassenderen, gründlicheren Pflege der vaterländischen Geschichte für den Aufschwung und die geistige Macht und Größe unseres deutschen Lebens ist wohl in keinem Einzelstaate unseres Reiches auf besser vorbereiteten Boden gefallen, als in dem Königreiche Bayern. Schon seit Jahren herrscht hier auf geschichtlichem Gebiete ein heißes Bemühen, die Schätze der heimischen Archive immer weiteren Volkskreisen in ebenso anregender, leichtfaßlicher als vornehmer Form zugänglich zu machen. Namentlich der Entstehungsgeschichte der reichen Kunstsammlungen, der fürstlichen Schlösser, der kirchlichen und gelehrten Anstalten des Bayerlandes wird das liebevollste Augenmerk gewidmet. Hieran schließt sich eine wachsende Pflege der Volkskunde, der Schilderung von Land und Leuten, von hervorragenden Arbeits- und Erwerbszweigen. Auch die Kunst der bildlichen Erläuterung und Versinnlichung hat im Dienste der Geschichte in Bayern mehr als anderwärts gute Früchte getragen. Wir haben in dieser Zeitschrift schon im vorigen Jahre auf das herrliche, populär-wissenschaftliche und reich illustrierte Lieferungswerk von Dr. M. Schwann „Geschichte von Bayern" (Stuttgart, Südd. Verlagsinstitut) aufmerksam gemacht. Später haben wir das im Jahre 1887 begründete „Jahrbuch der Münchener Geschichte" (Bamberg, Buchnersche Verlagsbuchhandlung) empfehlend besprochen. Heute wollen wir die Aufmerksamkeit unserer Leser auf ein neues Unternehmen lenken, das in und außer Bayern sowohl hinsichtlich der schriftstellerischen Darbietung des gediegenen Inhaltes wie der typographischen und buchbinderischen Ausstattung nicht seines Gleichen hat. Es ist dies die „Bayerische Bibliothek", begründet und herausgegeben von Karl v. Reinhardstöttner und Karl Trautmann, illustriert von hervorragenden Künstlern, verlegt von der ungemein rührigen, vor keinem Opfer zurückschreckenden Buchnerschen Verlagsbuchhandlung in Bamberg. Diese „Bayerische Bibliothek" erscheint in Jahresserien von je fünfzehn prachtvoll ausgestatteten Bändchen (Preis M. 1,25,

zu je fünf Bändchen wird ein geschmackvoller Einband-Karton geliefert). Abgesehen von der kostbaren Ausstattung und dem reizvollen Inhalte wird der ungemein niedrige Preis nicht wenig dazu beitragen, diesem originellen Unternehmen weit über Bayerns Grenzen hinaus zahlreiche Freunde zuzuführen. Aus dem Inhalte der ersten vier Serien genügen folgende Angaben, um dem Leser eine Vorstellung von diesem wahrhaften litterarisch-künstlerischen Schatz, der sich in dieser „Bayerischen Bibliothek“ erschließt, kurzer Hand zu vermitteln:

Oskar Brenner: Schriftsprache und Mundarten in Bayern.

Ad. Buff: Augsburg zur Renaissancezeit.

Max Haushofer: Arbeitergestalten aus den bayerischen Alpen.

Christ. Häutle: Die fürstlichen Wohnsitze der Wittelsbacher in München.

K. Th. Heigel: Schloß Nymphenburg.

Franz v. Reber: Entstehungsgeschichte der bayer. Gemäldesammlungen.

Ernst Mummenhoff: Altnürnberg.

Anton Specht: Die altbayerische Klosterpoesie des Mittelalters.

Edmund Goetze: Hans Sachs.

Fr. Ratzel: Naturbilder aus den nördlichen Kalkalpen.

Fr. Leitschuh: Das germanische Nationalmuseum in Nürnberg.

S. Günther: Martin Behaim.

K. v. Reinhardstöttner: Die Volkslitteratur der Gegenreformation in Altbayern.

Ph. Sporrer: Karl Spitzweg, sein Leben und seine Kunst.

Fr. Muncker: Friedrich Rückert.

K. Trautmann: Die Renaissancegärten der Wittelsbacher in Altbayern.

Fr. Schneider: Lorenz Gedon und das Münchener Kunstgewerbe.

Aus diesen wenigen Angaben ist zu ersehen, wie der Inhalt der „Bayerischen Bibliothek“ sich mit den manchfaltigsten Kulturproblemen des deutschen Volkes berührt und ein viel größeres als nur örtliches und partikularistisches Interesse dem Freunde deutscher Art und Bildung gewährt. Nicht unerwähnt soll bleiben, daß überall die Ergebnisse der neuesten Forschung verwertet sind. Wir kommen später auf dieses hervorragende Unternehmen zurück.

M. G. Conrad.

Jüngst brachte der „Kunstwart“ eine Besprechung von Hugo Wolfs Gesängen mit Klavierbegleitung (Gedichte von Mörike). Die Besprechung war so überschäumend von begeistertem Lobe, daß ich mir zur Probe zwei Hefte von den vielen Dutzenden der bis jetzt erschienenen und in den weitesten Kreisen unbekannt gebliebenen Hugo Wolfschen Gesängen kaufte. Und ich habe wahrlich mein Geld nicht zum Fenster hinausgeworfen. Hugo Wolf — ein Wiener, wie ich höre — ist ein außerordentlich begabter, feinsinniger Tonsetzer, der seinen Wagner und Brahms los hat wie irgend einer, der in ihren neuen Zungen redet. Aber wie merkwürdig! Da packt ihn der Originalitätsteufel und verleitet ihn mitunter, schlichteste Mörike-Volkslieder wie „Ein Stündlein wohl vor Tag“ in den höchsten tragischen Tristan und Isoldeoder schmerzzerwühlten parsifalischen Thoren-Weisen zu setzen. So auch das naive „Der Knabe und das Immlein“ — wie raffiniert ist das zusammengehezt! Dafür ist wieder anderes prachtvoll getroffen im Ineinsweben von Wort und Ton, z. B. das großartige, dramatisch akzentuierte Lied „Der Genesene an die Hoffnung“. Hier ist mehr als Talent, hier ist Genie! Sobald ich wieder einige Mark erübrigt habe, kaufe ich mir ein neues Heft und werde den Befund vermelden. Inzwischen merke man sich den Namen: Hugo Wolf, ganz und gar kein Bruder in Apoll von Julius Wolf!

M. G. Conrad.

Die berühmte Expedition Stanleys zur Befreiung Emin Paschas in ebenso spannender, wie gedrängter und doch erschöpfender Weise geschildert, dazu als Einleitung ein kurzer, historisch zuverlässiger Überblick über die Entdeckungen in Afrika — und von einem wirklichen Schriftsteller, nicht einem beliebigen Schnellschmierer, für ganze zehn Reichspfennige! Titel: „Unter wilden Völkern in Afrika", Verfasser: Julius Beck, Verleger: F. Braunbeck, Münchener Verlagsinstitut. Ich vergesse den Illustrator: Edwin Heine! Denn auch illustriert ist das Schriftchen, sogar gut illustriert. Preisfrage: Wieviel Honorar haben Autor und Illustrator aus diesem 10 Pf.-Unternehmen gezogen?

Fritz Hammer.

Am 26. März verschied zu Genf der Philosoph A. Spir, einer der edelsten und besten Menschen, dessen stilles Denkerleben einzig und allein der Erforschung der Wahrheit gewidmet war. Seine Anschauungen, voll Tiefe und mit ruhiger Klarheit dargestellt, sind niedergelegt in seinem System des kritischen Idealismus in vier Bänden „Denken und Wirklichkeit" (Leipzig, J. G. Findel). Außerdem erschienen noch einzelne Studien, die der Verfasser seinen vermischten Schriften nicht einverleibt hat. Kein zünftiger Philosoph, kein Inhaber einer Lehrkanzel oder Zeitung, war es ihm nicht vergönnt, seiner Lehre in weiteren Kreisen Anerkennung zu verschaffen. Nach kurzem Dienst als Offizier auf der russischen Flotte machte er seine Studien in Heidelberg und Leipzig und lebte abwechselnd in stiller Zurückgezogenheit in Stuttgart, Lausanne und Genf, wo ihn nach längerer Krankheit der Tod abrief. Wir bringen seine Schriften allen Freunden philosophischer Gedankenforschung und stiller Geistesbetrachtung in empfehlende Erinnerung. C.

Lehrzeit und Leben. Gedichte von Karl Teutschmann. (Hamburg, J. F. Richter.)

Freiherr August von Loën. Ein Beitrag zur Geschichte des Hoftheaters in Weimar. Von Dr. Adolf Mirus (Weimar, Ernst Theben.)

Die Umsegelung Afrikas durch phönizische Schiffer ums Jahr 600 v. Chr. Geb. (Rathenow, Babenzien.)

Irdische und unirdische Träume von Maria Janitschek. (Stuttgart, W. Spemann.)

Pawnee, Hero-Stories and Folk-Tales, with notes on the origin, customs and character of the Pawnee People by George Bird Grinnell. (New York, Forest and stream Publishing Co.)

Zolas Jugendroman „Le Voeu d'une morte" ist, von Ludw. Wechsler übersetzt, unter dem Titel „Der Wunsch einer Verstorbenen" bei G. Grimm in Budapest erschienen.

Björnstjerne Björnson: Monogamie und Polygamie. Autor. Übersetzung. Mit einem kurzen Vorwort des Verfassers. (Berlin, Hermann Lazarus.)

Lehre vom Schönen von Otto Trautmann. 1. Form, Ornament und Farbe. (Dresden, Richard Bertling.)

Gesittung und Krankheit. Von Eduard Reich. Eine gedankenreiche Studie über die Grundübel unserer ungesunden sozialen Verhältnisse. (Berlin, Hugo und Herm. Zeidler.)

Das Glück der Erde. Novellen von Gottfried Böhm. (München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung.)

Studentenfahrten. Lustige Bilder aus dem Burschenleben von Friedrich Friedrich. Vierte, durchgesehene Auflage. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.) Viele Freunde haben die „Studenten-

fahrten“ sich unter den alten und jungen Burschen erworben, die tollen, lustigen Streiche wehten manchen heimelnd an, sein eigenes Bildnis glaubte er in ihnen wieder zu erkennen. In diesem Sommer wird die fünfundsiebenzigjährige Jubelfeier der deutschen Burschenschaft in Eisenach und auf der alten Wartburg gefeiert werden — möge dies kleine Buch ein Gruß sein an alle, die dort zusammenkommen, und dazu beitragen, den Geist der deutschen Burschenschaft lebendig und frisch zu erhalten.

Ostafrika, der Sudan und das Seengebiet. Land und Leute. Naturschilderungen, charakteristische Reisebilder und Szenen aus dem Volksleben, Aufgaben und Kulturerfolge der christlichen Mission, Sklavenhandel. Die Antisklavereibewegung, ihre Ziele und ihr Ausgang. Kolonialpolitische Fragen der Gegenwart. Nach den neuesten und besten Quellen. Von Dr. Johannes Baumgarten, Mitglied des Kolonialvereins. (Gotha, Friedr. Andr. Perthes.) Das außerordentlich inhaltreiche Werk ist eine sehr beachtenswerte Erscheinung, da es ebenso geeignet ist, eine genaue Kenntnis der neuerdings immer mehr in den Vordergrund tretenden weiten ostafrikanischen Ländergebiete zu vermitteln, als auch das Interesse an diesen zukunftreichen Ländern da, wo dasselbe noch fehlt, durch seine eingehenden, lebendigen Darstellungen zu wecken.

Sonnenwende. Neue Dichtungen von Carl Weitbrecht. (Stuttgart, Ad. Bonz & Komp.)

Schiller und die Schwestern Lengefeld. Nach dem Briefwechsel dargestellt von Dr. W. Kämpf. (Berlin, Otto Liebmann.)

Schmerzliche Wonnen. Roman von Oskar Klein. (Elberfeld, Selbstverlag des Verfassers.)

Ohne Bismarck. Eine nüchterne Betrachtung der Lage von Martin Hildebrandt. — Nicht gegen den Kaiser. Zur sozialen Bewegung. Von Martin Hildebrandt. (Berlin, Adolph Hein, Verlag.)

Die Erziehung der deutschen Jugend. Von Paul Güßfeldt. III. Aufl. (Berlin, Gebr. Paetel.) Ein wertvoller Beitrag zu der brennenden Frage der Schulreform.

Der „Papist“ Shakespeare im Hamlet. Von J. Spanier. (Trier, Paulinusdruckerei.)

Eine Berliner Theaterreise. (Neue litterar. Volkshefte 8). (Berlin, Richard Eckstein Nachf.)

Die Emanzipationsschwärmerin. Lustspiel in 5 Aufz. und Dramatische Scherze von Dr. Helene Druskowitz. (Dresden, Petzold.)

Die Reform der Presse von Dr. J. G. Weiß. (Karlsruhe, Braunsche Hofbuchhandlung).

Die Heiligen Englands. Angelsächsisch und Lateinisch von F. Liebermann. (Hannover, Hahnsche Buchhandlung.)

Die Malerin Angelika Kauffmann. Ein Lebensbild von Dr. Wilhelm Schram. (Brünn, Rudolf M. Rohrer.)

Lehrbuch der empirischen Psychologie für Gymnasien und höhere Lehranstalten sowie zur Selbstbelehrung. Von Prof. Dr. Wilhelm Jerusalem. (Wien, A. Pichlers Witwe & Sohn.)

Arnold Böcklin in seiner historischen und künstlerischen Entwicklung. Ein Vortrag von Dr. Berthold Haendcke, (Hamburg, Haendke & Lehmkuhl.)

Aus klassischer Zeit. Original-Mitteilungen als Beiträge zur Geschichte

des deutschen Geisteslebens im XVIII. Jahrhundert. Herausgegeben von Robert Keil. Neue Ausgabe. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.) Die Nachlaßpapiere Reinholds werden, mit historischen Erläuterungen versehen, hier herausgegeben. Den 111 Wieland-Briefen, welche lebhafter als jedes andere bis jetzt veröffentlichte Schriftstück Geist und Gemüt, Leben und Wirken des Dichters veranschaulichen, schließen sich Briefe von Reinhold, ferner von Schiller, Lavater, F. H. Jacobi, Voß, Elise v. d. Recke, Familie Reimarus und andere an. Helles Licht werfen diese Original-Mitteilungen auf die ewig denkwürdige damalige Zeit, helles Licht insbesondere sowohl auf den geistreichen und liebenswürdigen Alten von Weimar, auf Wieland, den ein Goethe einst nächst Shakespeare seinen einzigen Lehrer nannte, als auch auf den Entwicklungsgang der Kantschen Philosophie, welcher sich das Interesse der Gegenwart mit besonderer Lebhaftigkeit zugewandt hat.

Art und Unart in deutschen Bergen. Volkshumor in Reimen und Inschriften gesammelt von Robert Falck. (Berlin, Herm. J. Meidinger.) Robert Falck (pseudonym), ein echter Humorist, zugleich tiefernsten Gemütes, ist als geistvoller Sammler beim Publikum seit Jahren so vorteilhaft bekannt, daß auch die mit Lust und bewährtem, gesunden Humor zusammengetragenen Volksweisen „Art und Unart in deutschen Bergen" rasch viele Liebhaber finden werden, zumal das Büchlein auch hübsch ausgestattet ist.

Neue Zeitschriften.

„Der Kyffhäuser". Deutschnationale Rundschau. Gegründet von Anton Langgassner. Salzburg.

Dieses seit Neujahr 1890 als Monatsschrift erscheinende Organ der Streng-Nationalen Österreichs ist kein Mitstreiter der „Gesellschaft", was jedoch bei der rühmlich bekannten Unparteilichkeit dieser Zeitschrift eine Besprechung an dieser Stelle nicht ausschließt.

Der Inhalt des „Kyffhäuser" ist teils politisch, teils litterarisch. Die politischen Aufsätze umfassen das Programm jener jungdeutschen Politiker Österreichs, welche den übermächtigen Bourgeois- und Börsen-Liberalismus in heftiger Fehde bekämpfen und hierfür einer rücksichtslos nationalen und wirtschaftlich gesundenden Politik Boden verschaffen wollen.

Daß hierbei auch der Antisemitismus eine bemerkenswerte Rolle spielt, ist bei den eigenartigen Verhältnissen Österreichs, insonderheit bei der Verlotterung der zumeist in Judenhänden befindlichen deutsch-österreichischen Presse (siehe Albertis zutreffende Bemerkung Seite 175 der „Gesellschaft") und bei der beständigen Einwanderung von ausgewiesenen russischen Juden wohl nicht zu verwundern. Doch ist dieser Antisemitismus nicht zu verwechseln mit jenem Wiener Vorstadtantisemitismus, welchem das „Judenerschlagen" im Wiener Wurstelprater ein politisches Programm ist.

Unter den Aufsätzen, welche Heft 3 des „Kyffhäuser" über Litteratur enthält, erwähnen wir vor allem: „Von den Bühnen der Residenz. Schilderung des Berliner Theaterlebens" von Hermann Kienzl. Wenn ich den Namen Hermann Kienzl lese, denke ich an Hermann Bahr und umgekehrt. Warum? Beide haben Gemeinsames und Unterscheidendes. Sie sind zwei charakteristische Vertreter des jungen Österreich. Ursprünglich als österreichische Burschenschafter gleiche nationale und ästhetische Richtungen verfolgend, trennten sich späterhin ihre Wege; bei Hermann Bahr schuf das ausgedehnte Wanderleben, welches er führte, einen kosmopolitischen Geist, und das Studium der großen Realisten, insbesondere Ibsens, machte ihn zu einem kühn-voranstürmenden Streiter unter den Realisten Deutschlands.

Kienzl hat sein Talent in ruhigem

Entwicklungsgange entfaltet und vertritt nunmehr aufs nachdrücklichste den nationalen Standpunkt, ohne hierbei strenger Anhänger oder Gegner der Realisten zu sein. Wir finden in dem genannten Theater-Bericht folgende Stelle: „Notgedrungen muß hier die naturalistisch-realistische Schule als Ganzes einer flüchtigen Betrachtung unterzogen werden. Welche Stellung der Verfersa dieser Zeilen zu jener Schriftsteller-Partei einnimmt? Gar keine! Es ist eine der bedauerlichsten Erscheinungen, daß selbst der Parnaß zum Tummelplatze doktrinären Parteigezänkes gemacht werden soll, und daß, während unsere Dichter um Theorien streiten, ihr Schaffensdrang versiegt. Die Schönheit ist frei! Die Naivetät des Schaffens ist die notwendige Voraussetzung eines Kunstwerkes. Wer die Muse auf rechts und links mit Bretterwänden umzäunten Wegen vor sich hertreiben, wer den Ideenkreis beschränken will, in dem er dem Dichter zu dichten erlaubt, muß entweder von einem der Kunst unwürdigen Parteieifer ganz verblendet oder selbst jedes künstlerischen Dranges bar sein. Die Früchte des vergiftenden theoretischen Haders zeigen sich am widerwärtigsten an der Blasphemie, die eine Koterie von Schriftstellern tagtäglich an Schillers Genius verübt, der ihrem Dogma im Wege steht. Andererseits fordert die Parteileidenschaft auf der einen, die Ungerechtigkeit auf der anderen Seite heraus, die sich in ungebührlicher Geringschätzung der Bedeutung Ibsens kundgiebt."

Sehr warm und anerkennend wird Hermann Sudermanns Schauspiel „Die Ehre" besprochen, während Gerhard Hauptmanns soziales Drama „Vor Sonnenaufgang" getadelt wird, welch' letzteres Urteil teilweise mit dem Bleibtreus übereinstimmt.

Bei Besprechung von Jaffe's Trauerspiel „Das Bild des Signorelli" finden wir folgende Stelle: „Emile Zola sagt allerdings in der Einleitung zum dramatisierten „L'Assommoir" ganz allgemein: das „Um und auf am Theater" sei die Frage: „Wird er trinken oder wird er nicht trinken?" Unsere Modernen faßten diese „dramatische Regel" allzu wörtlich auf, wenn sie überhaupt (ich spreche nicht von den echten Dichtern unter den Realisten, also nicht von Ibsen, Bleibtreu, Conrad, Liliencron) mit ihren „Sonnenaufgang"-Tragipossen lediglich grobbanale Sensationseffekte im Auge haben."

Wir glauben diese Äußerungen verzeichnen zu müssen, um zu zeigen, wie allmählich Verständnis und gerechtere Beurteilung des Realismus unter Nicht-Realisten platzgreifen.

Zum Schlusse noch ein Wort des Tadels. Es wird an anderer Stelle des Heftes 3 die naturalistische Lyrik verurteilt, und als Bekräftigung hierfür ein Gedicht: „Leer" ohne Nennung des Verfassers angeführt; dies ist keine gerechte Kritik, denn es läßt sich unter vielem immer etwas Schlechtes finden, es wäre aber unehrlich, dies als charakterisierendes Beispiel der Gesamtheit hinzustellen.

Josef Sames.

Französische Litteratur.

Wie lebhaft in Frankreich das Interesse für Theater und Theaterlitteratur ist, geht schon zur Genüge daraus hervor, welche Menge dramaturgischer und theatergeschichtlicher Werke daselbst erscheinen. Die kleine Reihe, die ich im Nachstehenden an meinen werten Lesern vorüber passieren lassen will, erschöpft nicht im Entferntesten das, was in letzter Zeit auf diesem Gebiete erschienen und ich müßte Ihre Geduld in zu hohem Grade in Anspruch nehmen, wollte ich Ihnen nur über all' die Arbeiten berichten, die auf meinem Schreibtisch der Besprechung harren.

Da ist gleich das Werk von Paul

Hugounet, „Mimes et Pierrots“ (Paris 1889, Fischbacher), welches uns die Geschichte und Entwickelung der Pantomime erzählt, eine Kunst, die bei uns in Deutschland längst vergessen, eigentlich wohl nie ordentlich gepflegt ist. Sophron von Syracus gilt für den Schöpfer derselben, er nannte seine Stücke „mimes“, und noch bei den Römern wurde das Wort anfangs für das Darzustellende, nicht für die Darsteller angewendet. Dieser hieß Pantomime, gerade die umgekehrte Bedeutung, die die Worte heute haben. Gegen 240 v. Chr. erschien der Pantomime Livius Andronicus in Rom und brachte Stücke mit, die aus drei Teilen bestanden, dem „diverbium“ oder Dialog, dem choricum (durch den Chor getanzt und gesungen) und dem canticum, welches von einem Künstler ausgeführt wurde. Als diesem Livius einst die Stimme versagte, ließ er das canticum durch einen anderen singen und machte selbst nur die Gesten dazu, was Anklang fand, sodaß man bald Darstellungen veranstaltete, die nur aus solchen Gesten, Stellungen ꝛc. bestanden. Was wir Pantomime nennen, war damit ins Leben gerufen. Durch Bathyllus und Pylades wurde hierzu ein Libretto eingeführt, welches aufgeschrieben oder durch den Chor vorgetragen wurde. In diesen Pantomimen konnte man nun auch Frauen auf die Bühne bringen, die bei der Größe der Theater bisher wegen ihrer schwachen Stimmen ausgeschlossen gewesen waren. Anfangs erschien nur ein Darsteller in verschiedenen Masken, aber bald vermehrte sich die Zahl derselben und unter Kaiser Caligula erschienen 3000 Personen in der Arena. Durch ihre Obscönitäten wurden die Pantomimen schließlich unmöglich und gingen zu Grunde.

Im Mittelalter werden Mimen und Akrobaten mit gleicher Verachtung behandelt, auch wirkten sie als Fratzenschneider nur auf Kosten der Scham. Im 16. Jahrhundert durchziehen zahlreiche Trupps, die comedia del arte spielen, Italien, aber erst 1570 kommt die erste derartige Truppe nach Frankreich und 1572 spielt man am Hofe Karl IV. eine solche Komödie, in der Catharina di Medici die Colombine darstellt. In Folge dieses Versuches wird die Truppe der Gelosi 1577 nach Blois berufen. Ich muß das Kommen und Gehen der verschiedenen Trupps in der nächsten Zeit übergehen und will nur hervorheben, daß dadurch, daß 1645 die Italiener und Molière abwechselnd in demselben Theater spielten, die italienischen Typen sich mit den französischen vermischten. Auf diese Weise entstand der Pierrot. Die Italiener nannten den großmauligen und doch bei jeder Gefahr verzagten Kammerdiener Pedrolino (Piero). Dominique machte dann aus ihm den dummen Schlaukopf, über den jeder lacht und der selbst doch Alle auslacht. Einen solchen Charakter brachte Molière 1665 in seinem „Don Juan“ als französischen Bauern vor und nannte ihn Pierrot. Derselbe ist der Typus des gemeinen Mannes zu Molières Zeit, woher er auch die Sprache der Landleute spricht. Und nun übernimmt ihn die italienische Bühne mit seinem weißen Kostüme, seinem schwarzen Hut und seiner breiten Halskrause von der französischen.

Noch in diesem Jahrhundert hat der Pierrot große Darsteller gehabt, so in Prosper Lemaitre, genannt Frédéric, dem Gaspard Deburau folgte. Dieser Letztere verwandelte den Pierrot insofern, als er in ihm nicht den einfachen Landmann, sondern den einfachen Pariser verkörperte, wodurch auch die ganzen Pantomimen rein französisch werden, wenn einzelne Typen auch ihre italienische Bezeichnung behalten. Dem Gaspard folgte sein Sohn Charles Deburau, der bis 1873 bald in Paris und bald in der

Provinz Pantomimen gab. Ein Zeitgenosse von ihm ist Paul Legrand, der den Pierrot in einen guten und getreuen Diener verwandelte, der die Liebe Harlequins und Colombinens beschützt und freilich hier und da schlechte Späße macht. Erwähnenswert ist ferner noch Alexandre Hugon, der die erste Pierrette einführte. Auch in der Provinz hat der Pierrot hervorragende Vertreter gehabt, so in Marseille Rouffe, welcher seine Stücke selbst entwarf und die Musik dazu schrieb. Auch durch ihn erfuhr der Pierrot eine Wandlung, indem er durch ihn die Sitten oder vielmehr Unsitten der Gegenwart verspottete und ihm die Gestalt von Straßen- und Salontypen gab. — Das letzte besondere Theater für Pantomimen entstand 1862 auf dem Boulevard de Straßbourg. Es hieß „Marionettes lyriques“ und ging 1879 ein. Die Pierrots desselben hießen Loffet, Surdive und Hippolyte. Es ist also ein Totennachruf, was Herr Hugounet der Pantomime und ihrer französischen Hauptfigur, dem Pierrot widmet. Ob sie noch wieder einmal vom Tode auferstehen wird?

Widmeten wir soeben unser Interesse einer Erscheinung der französischen Bühne, die in Deutschland nichts Verwandtes hat, so ist es erfreulich, wie sich auch die Anerkennung einer rein deutschen Erscheinung, ich meine Richard Wagners und seines Kunstwerkes der Zukunft, im Auslande, selbst in Frankreich ständig steigert.

In einem Bande „Etudes sur le XIX. siècle“ (Paris, Librairie académique Didier) widmet Edouard Rod „Wagner und der deutschen Ästhetik“ einen recht interessanten Artikel. Wagners ganzes Streben sei darauf gerichtet gewesen, seinem Vaterlande eine nationale Kunst zu geben, die für Deutschland das sein könne, was für Griechenland die Tragödie war und es sei ihm auch in der That gelungen, in seinem Musikdrama ein lange ersehntes Ideal der deutschen Ästhetik zu verwirklichen. — Herr Rod führt Belegstellen aus Lessing, Herder und Hegel an. Darum sei Wagners Kunst für Deutschland demokratisch und findet in der Menge ihre Stütze; im Ausland dagegen werde und müsse die Anerkennung seines Kunstwerkes sich von Jahr zu Jahr steigern, dort werde sie aber immer auf die geistige Aristokratie beschränkt bleiben eben wegen ihrer nationalen Eigenart.

Auch in einer andern Beziehung beginnt es in Frankreich machtvoll zu tagen, nämlich betreffs der Beurteilung Victor Hugos. In einer Studie über diesen Dichter (der Band enthält außerdem noch treffliche Studien über Giacomo Leopardi, „les veristes italiens“, über Edm. de Amicis, Garibaldi, Cavour und die „englischen Präraphaëliten“) zeigt Herr Rod, daß Victor Hugo seine beispiellosen Erfolge vornehmlich dem Umstande verdankt, daß er stets „der Mann seiner Zeit“ gewesen sei. Er hätte durchaus keine eigenen neuen Ideen gehabt, alle seien nur übernommene und auch diese zeichnen sich durch ihre Allgemeinheit aus; allein er besaß eine Fähigkeit für die Übertreibung, die es ihm ermöglichte, aus dem anfänglich kümmerlichen Stoff ein prachtvolles Ergebnis heraus zu schlagen. Diese Fähigkeit äußerte sich in dem hinreißenden Strome seines Ausdrucks, das heißt, er war ein „Wort-Genie“. Worte genügten ihm, er bedurfte keiner Ideen.

In ganz ähnlichem Sinne spricht sich Jules Lemaitre in der IV. Serie seiner Studien „Les Contemporains“ (Paris Lecéne et Oudin) aus. Victor Hugo ist ihm unsympathisch wegen seiner Selbstüberhebung, seines Selbstlobes. Fortwährend fänden sich bei ihm Aussprüche, wie: „Ich, der Denker!“ obwohl Hugo gar keine Ideen besäße.

Seinen Dichtungen liegen nur Gemeinplätze zugrunde und die wenigen Gedanken sind noch voller Widersprüche. Den Titel „Denker" habe ihm nur seine geradezu krankhafte Neigung zur Antithese erworben, die aber auch in weiter nichts, als in einer Gegenüberstellung von Worten besteht. Hugos dichterische Entwicklung besteht darin, daß sein Wörterbuch sich mehr und mehr erweitert. Freilich hat auch kein Poet in so hohem Grade und solchem Überfluß diese Kraft, diesen Glanz, diese Einbildungskraft für die Form besessen. „Warum ist ihm also," fragt Lemaitre, „der höchste Dichterthron errichtet?" Nur sein Schicksal, sein Glück erklärt die Vergötterung, die ihm zu teil geworden ist. Er hatte das Glück, verbannt zu werden und den Geist, seine Verbannung seinem Ruhm dienstbar zu machen. Er hatte das Glück, das Kaisertum zu überleben, aus der Verbannung zurückzukehren, der Verfechter der Gefühle und Leidenschaften der revolutionären Partei zu sein.

Lemaitre erscheint Lamartine als der größte Dichter Frankreichs. Ihn nennt er „brav, stolz, natürlich heldenhaft, uneigennützig, großmütig!" Niemand liebte mehr die Menschen, als er, noch hat jemand mit glühenderer Beredsamkeit das Evangelium der neuen Zeit verkündet. Mich will bedünken, Herr Lemaitre trennt den ihm sympathischen Menschen nicht genug von dem Dichter Lamartine, der doch nur eine talentvolle Mittelmäßigkeit war.

Außer diesen beiden Studien enthält der Band von Lemaitre noch solche über Stendhal, Baudelaire, Merimée, d'Aurevilly, Verlaine, Sand, Zola, Bourget, Daudet 2c. — Daudet bezeichnet er als den „Realisten par excellence", ein Urteil, dem ich mich nicht anschließen kann, da Daudet stets und überall Satiriker ist und zu den charakteristischen Merkmalen eines solchen gehört die Übertreibung. Daudet mag mit noch soviel Wirklichkeitsbestrebung schreiben, sein satirischer Geist läuft mit ihm davon, und so erhalten seine größeren Werke als Ganzes durchaus nicht das Gepräge der Wirklichkeit, denn eine Carrikatur der Wirklichkeit ist eben keine mehr, wenn auch zahlreiche Einzelheiten voll großer Lebenswahrheit sein mögen. —

Konnte ich in der immer wachsenden Anerkennung Wagners in Frankreich eine erfreuliche Thatsache feststellen, so sei es nicht minder freudig hervorgehoben, daß auch die Schriften über deutsche Litteratur sich jenseits der Vogesen ständig vermehren und sich das Interesse für unser Geistesleben zu steigern scheint. Nirgend offenbart sich die Eigenartigkeit eines Volkes in so hervorragendem Maße, als in seiner Litteratur, nirgend zeigen sich seine schönen Eigenschaften in so hellem Lichte, als dort. Wenn nun der Ausländer, der nationale Feind, diese Eigenschaften kennen und verstehen lernt, wäre es ja nicht ausgeschlossen, daß die Feindschaft sich, wenn auch nicht gerade in Freundschaft, so doch in Duldsamkeit verwandelte. Sicher ist ja, daß ein gut Teil des Hasses, den die Franzosen gegen uns nähren, eine Folge ihrer völligen Unkenntnis deutschen Wesens, deutschen Lebens und deutschen Denkens ist. Darum verdient jeder unsern Dank, der bemüht ist, Kenntnisse hierüber in Frankreich zu verbreiten. Derartige Schriften mehren sich nun neuerdings und es ist erfreulich festzustellen, daß die Bedeutung unserer Klassiker in vollstem Maße anerkannt wird und selbst die eine oder andere Dichtung vor und nach ihnen gerechte Beurteilung findet, aber freilich nur bis zum kritischen Jahre 1870. Alles, was hiernach kommt, ist für die französischen Litteraturhistoriker das Produkt eines Höllenpfuhles. Man lese in A. Mesnards soeben erschienener An-

thologie der deutschen Litteratur (Paris 1889, Ch. Delagrave „La littérature allemande au XIX. siécle. Morceaux choisis“) nach, was er über die allerneueste Litteratur sagt: „Die Freiheit ist noch immer eine Mythe für die Deutschen, und indem Deutschland sich gefürchtet macht, weiß es nach außen hin weder Achtung noch Sympathie einzuflößen. Eine schreckliche Meute von Poeten jeder Art hat Deutschland mit seinem Geheul erfüllt; Tyrtäusse von Profession und Tyrtäusse durch Zufall, alle haben tapfer das Lob eines Volkes geheult, welches zu siegen gewußt hat, aber nicht seine Gefühle auf die Höhe seines Glückes zu erheben. Die deutsche Dichtung ist heute ganz oder nahezu verstummt, aber die Leidenschaften, welche sie 1870 und 71 vibrieren oder detonieren ließen, sind noch immer lebendig; nur daß den giftigen Dichtern, welche in böswilligen Versen pfiffen, Reptilien gefolgt sind, welche in schlechter Prosa schreiben.“ — Es sei zugegeben, daß die Lyrik von 1870/71 sich nicht durchgehends vor Übertreibungen hütete und den Ton des Anstandes genügend wahrte, aber wo wird das bei der Erregung der Geister anders sein? Es sei zugegeben, das Deutschland zur Zeit keinen Lyriker von wirklicher Bedeutung hat. (Hat Frankreich einen?) Das Alles rechtfertigt in einem wissenschaftlichen Werk nicht solche Ausdrücke und berechtigt zu keinen solchen Schmähungen. Die Sache ist, daß Herr Mesnard alle neueren Erzeugnisse deutscher Dichtung überhaupt nicht kennt, sonst mußten in einem Werk, welches „die Litteratur des 19. Jahrhunderts bis auf unsere Tage“ behandelt und 1888 vom Autor abgeschlossen wurde, Dahn, Freytag, Gottschall, Greif, Hamerling, Jordan Wilbrandt, Wildenbruch, Wolff vertreten sein, während Leute wie Ferrand, Stoeber, Pfarrius und andere bei Gott fehlen konnten. Überhaupt scheint Herr Mesnard ein originelles Urteil über unsere neuere Litteratur zu haben. Von der Bedeutung Hebbels als Dramatiker hat er keine Ahnung und stellt ihn unter Mosen. Gutzkows und Laubes Dramen sind, nach seiner Aussage, „unbeliebt“, während Halms „Griseldis“ und „Sohn der Wildnis“ sich großen Beifalls erfreuten. (Wo werden sie denn noch gegeben?) Wilbrandt, Freytag und Wildenbruch werden als Dramatiker gar nicht erwähnt, wohl aber Amalie von Sachsen und die Birch-Pfeiffer! Daß Laube längst todt ist, scheint Herr Mesnard nicht zu wissen. Überhaupt macht sein Werk den Eindruck, als wenn es vor zwanzig Jahren, nicht 1888 vollendet wäre. Erst lese Herr Mesnard die deutschen Dichter, dann urteile er über sie! Recht gut ist die in dem Buche enthaltene Abhandlung über die deutsche Prosodie. E. Brausewetter.

Englische Litteratur.

„Two pardons“ (doppelt verziehen) by Henry Scott Vince (London, Ward and Downer, 3 Bde.).

Vielleicht wäre „Chronik von Avonham“ ein zutreffenderer Titel für diesen Roman gewesen, denn in der That beschäftigt sich derselbe mit allen Klassen und Verhältnissen der Bewohner dieses englischen Krähwinkels. Die Handlung bewegt sich um Mrs. Stanhope, eine schöne und reiche Witwe, welche sich überall in Stadt und Umgegend höchster Achtung erfreut. Der Leser entdeckt jedoch bald, daß in ihrem Leben ein dunkler Punkt ist, ein Punkt, der dem Verfasser am wenigsten gelungen erscheint, denn die Sache mutet viel zu übertrieben melodramatisch an. Sehr ansprechend jedoch ist der Abschnitt, welcher die Wahl des Parlamentsmitgliedes für Aronham schildert, doch dürfen wir zur Ehre der vielgerühmten englischen Verfassung wohl annehmen, daß ebenso wie die offene

Abstimmung und stundenweise Verlesung der Stimmzahl auch die Wahlbeeinflussungen und Gelage einer verflossenen Periode angehören.

„Cast out“ (Ausgestoßen) by Morice Gerard (Hurst & Blachnett, Lond. 1890, 2 Bde.).

Wenn der Roman, wie wahrscheinlich, ein Erstlingswerk ist, so berechtigt er trotz seiner Unwahrscheinlichkeiten und Konstruktionsfehler zu bedeutenden Erwartungen für die Zukunft. Die Hauptperson ist ein junges Mädchen, das von einem alten Baron aufgezogen, aber nicht offen als seine Tochter anerkannt worden war. Er stirbt plötzlich und sein Besitz geht auf einen entfernten Verwandten über. Erst lange Jahre später werden auf wunderbare Weise durch die Aussage einer Schlafwandlerin die Papiere aufgefunden, die nötig sind, um die Wahrheit ans Licht und alles in Ordnung zu bringen. Als ein Anachronismus erscheint es, wenn vor 20 bis 30 Jahren ein Englischer Offizier auf einem egyptischen Schlachtfeld verwundet wird; solche chronologische Schnitzer sollten um so mehr vermieden werden, als sie die Illusion des Lesers zu beeinträchtigen geeignet sind. Sonst aber bietet der Roman verschiedene trefflich gezeichnete Charaktere und es fehlt nicht an überraschenden Bemerkungen.

„Redeemed in blood“ (Mit Blut erkauft) by Lady Florence Discie (Henry & Comp., 3 Bde.).

Wie schon der Titel hinlänglich erweist, haben wir hier einen Sensationsroman, wenn auch der bessern Gattung vor uns. Die Heldin ist eine amazonenhafte Lady, Tochter eines schottischen Grafen, welche z. B. mit ihrem Pflegebruder auf die Haselhühnerjagd geht und an einem einzigen Morgen deren 50 Paar niederknallt. Kein Wunder, die Erziehungstheorie ihrer Mutter, nach welcher man Mädchen wie Knaben aufziehen und ihnen die nämliche Freiheit wie diesen gönnen sollte, um ausgezeichnete Kriegerinnen, Schifferinnen und Staatsweiber (Femininum von Staatsmänner!) aus ihnen zu entwickeln, feiert in ihr glänzende Triumphe. Das Mädchen verliebt sich in einen Brausekopf von schottischem Grafen, der einmal sein Leben für sie aufs Spiel setzte. Da erscheint ein erzverruchtes Weib, die Branntwein wie Milch hinunter goß, auf der Bildfläche und verführt den Grafen, mit ihr auf seiner Jacht zu entfliehen.

Natürlich folgt ihm die Gegenpartei rings um die Welt (nichts einfacher als das!), wobei das verruchte Weib (shocking!) als Mann verkleidet ist und einige lebhafte Szenen in Südamerika und sonstwo vorfallen, bis — alles ins rechte Geleise kommt. — Der Aufbau ist schwach und verschiedene Begegnisse sind einfach albern zu nennen; trotzdem ist Lady Florence das Talent einer lebendigen Darstellung nicht abzusprechen, ja manche ihrer gesellschaftlichen Skizzen treffen den Ton aufs glücklichste; und weist ihre Feder gleich noch manche Fehler auf, der der Stumpfheit ist ihr nicht vorzuwerfen.

„At the mercy of Tiberius“ (In des Tiberius Macht) by Augusta Ewans Wilson (Belfast, C. W. Olley).

Der Titel dieses umfangreichen amerikanischen Romans könnte zu Mißverständnissen führen, insofern der Leser eine historische Erzählung vor sich zu haben glauben könnte, dem ist jedoch nicht so. — Die Heldin ist fälschlich wegen Ermordung ihres Großvaters angeklagt und vermeint in ihrem Ankläger Mr. Dunbar eine Ähnlichkeit mit einer Tiberiusbüste zu erkennen, die ihr einst in Italien auffiel. Obgleich unschuldig, wird sie für überwiesen erklärt und zu fünf Jahren Gefängnis verurteilt. Beryl Brentano (so ihr Name) ist ein schönes,

geistig bedeutendes Mädchen und leidet unter dieser schrecklichen Anschuldigung entsetzlich; noch mehr aber schaudert sie davor zurück, den Verdacht auf ihren eigenen Bruder zu lenken, den sie — nicht ohne Grund! — einer solchen That für fähig hält, daß sie in allen diesen Gemütsbewegungen nicht zu der klaren Besinnung gelangt. Dieser Bruder ist ein Thunichtgut, aber wie so oft der Fall, lag er der Mutter um so mehr am Herzen und auf ihrem Sterbebette hatte sie Beryl das Versprechen abgenommen, ihn nicht zu verlassen und so wird nun die Schwester das Opfer. Bertie, der Bruder, hat aber den Großvater wohl beraubt, aber nicht getötet; der alte Mann ward durch den Blitz erschlagen und Bertie selbst übel zugerichtet und so in Verwirrung gesetzt, daß er erschreckt und fast besinnungslos entfloh. — Er hatte dann bei einigen katholischen Mönchen des fernen Westens eine Zuflucht gefunden, wo er nichts von der Außenwelt hörte und wo ihm auch die Anklage seiner Schwester unbekannt geblieben war. Der Blitz aber, der den Großvater ums Leben brachte, und den Enkel entstellte, hatte (so wird vorausgesetzt!) die Szene im Zimmer auf das Glas des Fensters photographiert und die Entdeckung dieses Bildes ist das Mittel, durch welches noch vor Vollstreckung des Urteils Beryls Unschuld klar zu Tage tritt.

Mr. Dunbar, der mit Rochester in „Jane Eyre“ einige Familienähnlichkeit aufweist, verliebt sich in Beryl, die seine Liebe erwidert. Die Unwahrscheinlichkeiten abgerechnet, erweckt die Erzählung lebhaftes Interesse; zu bedauern jedoch sind die mancherlei Anläufe der Verfasserin nach der Richtung des „estilo culto“ hin, sie hat es nicht nötig.

„James Vraille“ by Jeffrey C. Jeffrey (Allan & Co., Lond. 1890, 2 Bde.).

Dieser Roman hat unleugbar originelle und erfreuliche Partieen, wenn ihm auch zu einem Meisterwerk der Erzählungskunst noch vieles fehlt. Sehr interessant ist der erste Band, aber mit Lucys Flucht hätte die Geschichte enden, etwa noch kurz das Leben ihres Gatten in Indien schildern sollen, anstatt sich noch zu einem zwecklosen zweiten Band auszudehnen. Der Held, James Vraille, ist ein psychologisch neuer, aber durchaus wahrscheinlicher und sympathischer Charakter, das genaue Gegenteil der glänzend ausgestatteten Wesen, die der Phantasie Ouidas und ihrer Nachtreter das zweifelhafte Dasein verdanken. Lucy, James' Gattin, die er liebt und an die er glaubt, bis er ihr Verhältnis zu einem andern Manne entdeckt, ist ein zwar gewöhnlicher aber unglücklicherweise wahrheitsgetreuer Charakter. Sie ist schön, egoistisch durch und durch und hat von den einfachsten Thatsachen des Alltagslebens keine Ahnung; Putz und Vergnügungen nehmen alle ihre Gedanken in Anspruch. Sie läßt es ruhig geschehen, daß Vraille die beste Gelegenheit, sich auszuzeichnen, verpaßt, indem sie ihm nicht gestattet, in ein indisches Regiment überzutreten. Als sie später die Umstände zwingen, fühlt sie sich in Indien ganz in ihrem Element. Immer aber ist sie in der einen oder der andern Art das Hindernis für ihres Gatten Fortkommen und Glück und der Leser fühlt, daß die einzige Rettung für Vraille die unvermeidliche Trennung ist, die aber lange auf sich warten läßt. Als sie endlich eintritt, macht sich plötzlich in der Erzählung ein entschiedener Abfall geltend. Vraille kehrt heim und statt in das Getümmel von afghanischen Grenzgefechten, wie wir erwarten durften, führt uns der Verfasser in ein Landstädtchen und seine kläglichen Krähwinkelverhältnisse, wo die unleidlichen Elemente ersichtlich überwiegen. Auch die Charak-

teristik läßt jetzt nach. Der Grund ist vermutlich, daß Herr Jeffrey hier Phantasiegebilde zeichnet, während er im ersten Band Erfahrung und Erinnerung zu Rate zog, wenn auch schon dort einige Unklarheiten und Verstöße mit in den Kauf zu nehmen waren. Alles in allem jedoch hat Herr Jeffrey hier unverkennbare Beweise respektabeln Könnens besonders nach Seite der Charakteristik hin abgelegt und wir dürfen hoffen, daß er uns eines Tages bedeutenderes bescheren wird, als „James Braille".

„Broughton" by A. S. Arnold (Ward & Downey, Lond. 1890, 2 Bde.).

Das Gefühl, das den Leser dieses Romans überkommt, ist dem ähnlich, das dem Ozeanschiffer auf kleinem Schiffe ergreifen mag, wenn er rings nichts als Wogenschwall um sich gewahrt und das erwartete Land nicht in Sicht kommen will. Mir war es, als wäre ich verdammt, das längste Buch des Jahrhunderts durchlesen zu müssen, und ich verzweifelte, jemals das Ende zu erreichen, denn es war mir absolut unerfindlich, aus welchem Grunde der Verfasser, nachdem er einmal begonnen hatte, jemals wieder aufhören sollte. In der Geschichte kommen eine Unzahl von Personen aus einem Dorfe in Midlandshire vor. Da ist des Landpredigers Tochter, des Sqires Tochter und des Landpredigers Sohn, die alle ihr möglichstes für ihre ärmeren Nachbarn zu thun suchen und in jedem besondern Falle mit dem Erfolg, daß die ärmeren Nachbarn sich sterblich in die respektiven Wohlthäter verlieben. Die langen drei Bände werden ausgefüllt mit langatmigen Gesprächen über Enthaltsamkeit im Allgemeinen, einem Vortrag über „Temperance" im besondern und andere nützliche Dinge; und endlich — endlich kommt wider Erwarten das Ende und dafür ist man dem Verfasser wirklich Dank schuldig.

„The new prince Fortunatus" (Ein Glücksprinz) by William Black (Sampson Low & Co., London 1890, 3 Bde.).

Mr. Black hat die stattliche Reihe seiner Romane, unter denen wir besonders die „Princess of Thule" (1873, 17. Aufl. 1880, Deutsch von Lehmann, Berlin 1878, auch ins Russische und Schwedische übersetzt) hervorheben, um einen neuen bereichert, der wiederum das frische impressionistische Talent dieses Autors offenbart. Der gelinde Schrecken, den die drei starken Bände zunächst hervorrufen, legt sich bald und macht vom ersten Kapitel an einem lebhaften Interesse Platz, denn das Buch liest sich leicht und ist fesselnd bis zum Schluß:

Kap. I.: In einer Loge des Neuen Theaters; im Ankleidezimmer der Primadonna; Gesellschaft im Hause eines berühmten Akademikers zu Kensington; Souper bei Lady Adela Cunyngham; Probe von Theaterdilettanten um die Dämmerstunde im Garten oben auf Campden Hill.

Wenn das nicht für ein erstes Kapitel ausreicht, dann weiß ich nicht, was das Publikum noch mehr verlangen will!

Beinahe könnte es, wenn wir beim letzten Kapitel anlangen, erscheinen, als hätte das erste Kapitel die Quintessenz der ganzen Geschichte enthalten. Die Welt der Bretter, sowohl von Künstlern als auch von Dilettanten bevölkert, tritt in Blacks Roman stark in den Vordergrund und die Beleuchtung, in die sie der Autor rückt, ist eine manchmal etwas grelle, nicht besonders günstige, er hat seine eigenen Ideen darüber; z. B. ist er von Kunstdilettanten keiner Art erbaut, mögen sie auf der Geige herumkratzen, die schönste Leinwand verklexen oder Herzen auf Schmerzen (Pardon! hier natürlich Heart auf smart) reimen und so die Litteratur retten, ganz zu

schweigen von den Vereinsgarricks, die mit eben so viel Kühnheit wie Unvermögen jegliche Rolle umbringen.

Mr. Black, der, um sich zum Maler auszubilden, einst selbst den ernstesten Kunststudien oblag, bevor er sich ganz der Litteratur widmete, scheint mehr denn mancher andere, Gelegenheit gehabt zu haben, diese Plagen der Kunst kennen zu lernen. Natürlich werden sich die Dilettanten wenig aus seinem Urteil machen, wissen sie doch zu gut, daß nur der blasse Neid eine absprechende Kritik über ihre Leistungen diktieren kann.

Der „glückliche Prinz" jedoch, der durch alle diese lebensvolle Seiten hindurch seinen ziemlich glücklosen Weg zu gehen hat, ist durchaus kein Dilettant, sondern im Gegenteil ein von äußerem Glück und außerordentlichem Beifall geradezu verwöhnter Opernsänger.

Mr. Lyonel Moore hat eine schöne Erscheinung, eine wohltönende Baritonstimme, eine prächtige Kehle und (was nach Mr. Black nur wenige Bühnensänger ihr eigen nennen!) ein wunderbar wohlgeformtes — Bein! Aber mit diesen äußern Gaben stehen die innern nicht im Einklang. Lyonels Auslassungen und Gespräche sind auch über den leisesten Verdacht von Geist und Witz erhaben. Aber, wie das in der Regel so geht, er ist nichtsdestoweniger der von aller Welt gefeierte, verhätschelte Künstler. Maurice Manyon, sein Freund, sagt: „Ich möchte wohl wissen, wie vielen tausenden von Leuten in London (und nicht etwa nur Ladenmamsells!), Du als das Ideal eines Glücklichen erscheinst."

Und doch ist dieser zweite Fortunat, wie er der Welt erscheint, nicht glücklich, ja er hat entschiedenes Pech in Herzensangelegenheiten. Er bietet zwei Frauen Herz und Hand, in beiden Fällen ohne Glück, ja diejenige, die ihn nimmt, bringt ihn in eine peinlichere Lage, als diejenige, die ihn ausschlägt. Wer bei der ganzen Sache gewinnt, ist nicht dieser vermeinte Glücksprinz, sondern — der Leser, und das aus dem Grunde, weil das hoffnungslose Umschwärmen der Miß Cunyngham in den Hochlanden vor sich geht.

Hier giebt uns Mr. Black in seinen Eindrücken sein Bestes, um nicht zu sagen: Das Beste, was Jemand überhaupt geben kann. Gerade weil es seine eigenen Eindrücke sind, die er hier in seinen Schilderungen schottischer Natur giebt, sind sie entzückend und wir erfrischen uns in dem gesunden Erdgeruch der Wirklichkeit, der uns aus ihnen entgegen duftet. Die Exkursionen, die Miß Cunyngham und Lyonel zum Fischen und Hirschjagen miteinander unternehmen, sind reizend erzählt; Strathaisson ist ein Gemälde und das Auge des Künstlers für Harmonie hat über den Gestalten Honnors, des stolzen, lieblichen Naturkindes, des alten Gärtners Robert, des Försters Roderick und der übrigen gewaltet und sie mit der Hochlandsnatur in Einklang gebracht. Selbst Lyonel, der in den Stadtszenen etwas viel Kneipen- und Tabaksgeruch um sich verbreitet, fühlt den Einfluß der frischen wilden Bergluft und von Honnors herb-lieblicher Jungfräulichkeit und denkt mit einem gewissen Widerwillen an die gemalten Pappberge, die Gasatmosphäre und die Eifersüchteleien hinter den Kulissen zurück.

Honnor aber verscheucht den jungen Mann aus dem ersehnten Eden und — ein Regenbogen über dem schönen Golf von Neapel macht den Schluß.

Dr. Carl Biesendahl.

Böhmische Litteratur.

Kurzweilige Geschichte vom Vogel Pelikan Pelikánović. Gedicht von Swatopluk Čech. Illustr. von Vietor Oliva. (Prag, 1890, F. Topič.) Unter den Dichtern Böhmens

nimmt Swatopluk Čech einen der vornehmsten Plätze ein. Und dies vollkommen mit Recht, denn auf dem böhmischen Parnaß hat er, sofern es die poetische Produktion betrifft, unter den Zeitgenossen nur in Vrchlický, Heyduk, Sládek und Elise Krásnohorská ebenbürtige Rivalen — durchwegs Namen, welchen ein ehrenvoller Platz in der allgemeinen Litteraturgeschichte gesichert ist.

Swatopluk Čech hat seine hohe Begabung in den verschiedensten Formen aufs beste manifestiert. Sein dichterisches Wirken steht freilich obenan, denn in dieser Richtung ist er nicht nur seiner qualitativen, sondern auch seiner quantitativen Produktivität wegen in der böhmischen Litteratur ohne Beispiel. Vrchlický ist ebenfalls manchesmal sehr überraschend produktiv, aber Čech ist bei seiner großen Produktivität ein strengerer Kritiker seiner eigenen Werke.

Dabei ist Čech stets urwüchsig böhmisch resp. slavisch. Während Vrchlický in seinen Dichtungen ein Kosmopolit ist, während Sládeks zumeist lyrische Gedichte mit Rücksicht auf ihren Inhalt meist national farblos sind, ist Čechs poetisches Schaffen fast ausschließlich nationalen Ideen und Interessen des böhmischen Volkes gewidmet. Seine lyrischen Gedichte, seine Epopäen, seine Satyren — Alles gilt nur seinem Vaterlande, seinem Volke. Wir wollen nur einige seiner hervorragenden Arbeiten in diesem Genre berühren. Sein „Lešetins kýkovář“ ist von geradezu fanatischer Liebe zur heimatlichen Scholle durchglüht, in seiner „Slavia“ sehen wir ihn als überzeugungsvollen und eifrigen, aber sehr verständigen Slavophilen, in seinem historischen Epos „Dagmar“ besingt er die glorreiche Přemyslidenzeit seines Volkes und bietet in der Heldin die Verkörperung aller Charaktervorzüge eines pflichtbewußten und patriotischen böhmischen Weibes. Ebenso wie die geschilderten Werke, gilt die Satyre „Hanuman“, obzwar in der Tropenwelt spielend, den böhmischen sozialen und politischen Verhältnissen, und in gleicher Richtung bewegen sich auch seine beiden, in Prosa verfaßten satyrischen Bücher „Herr Brouček im Monde“ und „Herr Brouček im XV. Jahrhundert“.

Doch es ist nicht unsere heutige Aufgabe, Čechs Wirken im allgemeinen an dieser Stelle eingehend zu besprechen. Dazu würde uns auch der Raum, welcher uns bemessen ist, nicht hinreichen. Wir beabsichtigen, uns an dieser Stelle nur mit dem letzten Werke Čechs zu beschäftigen, welches in die Kategorie der drei letztgenannten Bücher fällt.

Also eine Satyre und zwar diesmal wieder in Versen. Die Handlung dieses Gedichtes ist folgende: Der Stadtrat einer großen Gemeinde (der Verfasser spielt auf Prag an) erhielt aus Kiew in Rußland eine riesig große Kiste voll und über beschrieben mit Aufschriften in Cyrilika-Schrift. In der Kiste befand sich ein Riesenei. Da jedes Begleitschreiben fehlte, wußten die weisen Stadtväter nicht, was mit dem anonymen, sonderbaren Geschenke anzufangen. Die einfachste Hilfe in solchen Fällen ist eine Kommission, und eine solche wurde auch gewählt, um zu beraten, was eigentlich mit dem Ei geschehen solle. Es ist selbstverständlich, daß die Kommission mit ihren Beratungen noch nicht fertig ist, als schon das Ei geplatzt und ein Riesenküchlein herausgesprungen ist. Das Tier ist unförmlich und gleicht keinem der landesüblichen Geflügel oder überhaupt Vogelarten. — Der Bürgermeister befreit die Stadt von dieser Bescherung, indem er das riesige „Vögelein“ in einen tiefen Wald aussetzen läßt.

Hier wird das Tier von einem gelahrten Herrn, dem Professor Sláma, gefunden und sofort als „Pterodactylus inermius vivus Slamae“ klassifiziert. Sláma bringt den Vogel nach seinem

Arbeitszimmer. Schon fühlt der Gelehrte im Geiste, ob dieses Fundes Ruhmeskränze auf seinem Haupte, als ein wissenschaftlicher Gegner Slámas, Professor Kmín, den Beweis führt, daß Slámas Pterodactylus eigentlich mit Haaren und nicht mit Federn bewachsen ist. Hieraus entsteht eine ganz festliche, wissenschaftliche Keilerei, zu deren Schilderung dem Dichter der sattsam bekannte böhmische Handschriftenstreit zu Modell gestanden sein mag. Endlich behauptet Professor Kmín das Feld und benennt das Tier „Apterix enormis omnivorus Cmini."

Das Ungetüm wird nun im Museum untergebracht. Dort wächst es und bald ersieht Professor Kmín, daß er seinem Kollegen Sláma, welcher sich inzwischen grollend aus der Öffentlichkeit zurückgezogen, Unrecht gethan, denn der Riesenvogel wird allmählich befiedert. Doch der Vogel wuchs so rapid, daß ihm alsbald das Museum zu klein wurde. Mit seiner Riesenkraft zersprengte er sein Gefängnis und flog aufs Rathausdach, von wo aus er in wahrhaft erschreckender Weise seine Gefräßigkeit manifestierte. Menschen Tiere, Droschken, Fuhrwerke — Alles verschwand in dem unersättlichen Schlunde des Ungetüms, und Nichts vermochte die Stadt von ihm zu befreien.

Da hatte plötzlich Jemand eine gute Idee: man schnitt aus zwanzig Jahrgängen diverser Zeitschriften alle Kritiken und Polemiken heraus, band sie sämtlich in einen Sack und warf sie dem Vogel vor. Velikán Velikánovič, nichtahnend die ihm gelegte Falle, verschluckte den Sack und diese Portion gab ihm endlich den Garaus. Alles vertrug sein Magen, selbst ganze Fuhren mit Kohle — aber die Kritiken und Polemiken der Prager Zeitschriften, das war selbst für dieses Riesenvieh ein zu starker „Tobak". Die Pointe dieses Gedichts ist schneidig und zutreffend, jedoch mit Rücksicht auf den Umfang der Arbeit zu armselig. Es will uns scheinen, daß Čechs „Velikán Velikánovič" ursprünglich ganz anders, viel direkter und schneidiger gedacht war. Es däucht uns — wir sprechen nur eine Vermutung aus — daß das Bedenken des Verlegers die Schärfe der Satyre im „Velikánovič" abgeschwächt und vom direkten Ziele abgeleitet habe.

Trotz diesem Mangel, zeigt sich Čech in diesem satyrischen Gedichte als ein Meister der Form und eben diese Form seiner Arbeit ist es, welche hauptsächlich dazu beiträgt, daß die Schwächen der Satyre nicht gar zu aufdringlich werden. — Wir dürfen nicht schließen, bevor wir der eleganten und genialen Illustrationen des hochbegabten Oliva gedenken, welcher mit seinem Bilderschmuck das Buch zu einem Prachtwerke machte. H—i.

Wir erhalten folgende Zuschrift:

Berlin, 14. März.

Hierdurch ersuche ich Sie ganz ergebenst, in der nächsten Nummer der von Ihnen herausgegebenen Zeitschrift „Die Gesellschaft" der Berichtigung Raum zu geben, daß ich weder Rabbiner bin, noch jemals war. Herr Rabbiner Dr. Israel Hildesheimer steht der Herausgabe der „Jüdischen Presse" vollständig fern.

Ergebenst

Dr. Hirsch Hildesheimer

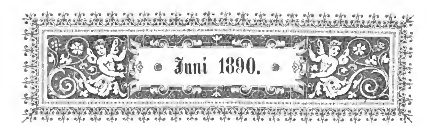
Herausgeber der „Jüdischen Presse".

Druckfehlerberichtigung.

In dem Bierbaumschen Aufsatz über Liliencrons Gedichte, S. 576—582 im Aprilhefte der „Gesellschaft" muß es heißen: S. 577 Z. 5: „Kritisch nachholen" statt „Kritiknachholen"; S. 577 Z. 21: „schlicht-treu" statt „pflichttreu"; S. 577 Z. 28: „Person" statt „Perlen"; S. 578 Z. 5: „Krampfe" statt „Kampfe"; S. 578 Z. 10: „hold-natürlich" statt „heldennatürlich"; S. 578 Z. 20: „Ertötung" statt „Erlösung".

Verantwortliche Leitung: Dr. M. G. Conrad in München.
Verlag von Wilhelm Friedrich, Druck von C. G. Röder in Leipzig.





Vom kleinen Einmaleins.

Allerlei Zollfreies von M. G. Conrad.

(München.)

Siehe, da kommt der Träumer her. Auf, lasset uns ihn erwürgen und in eine Grube werfen, damit wir sehen, was seine Träume sind. Genesis.

„Zweimal zwei ist vier?" sagte der Bauer mit höhnischem Grinsen, daß die zolllangen grauen Bartstoppeln in seinem verlederten Gesichte knisterten. Es war ein studierter Bauer. Dreimal hatte er umgeworfen. Zweimal hatten ihn die Juden ausgeschlachtet. Jeder Prozeß wurde zu seinen Ungunsten entschieden. Jetzt mochte er nicht mehr. Er hatte als letztes Hab und Gut ein Blockhaus an der Waldspitze, dahinter ein armseliges Gärtlein mit Kartoffel- und Gemüsebeeten — und eine Geis. Nichts näher Verwandtes mehr, weder Weib noch Kind. Das war alles gestorben oder verdorben oder verschollen. Nur von Zeit zu Zeit sprach ein ganz ferner Vetter zu, ein Student einst, der verbummelt war, weil er „zuviel Phantasie und Redlichkeit hatte" — „auch zuviel Natur" — und „weil sie ihn haßten und nicht aufkommen ließen in der Stadt". Er war sehr wortgeizig geworden und blickte finster, aber der Bauer hat mir oft die Geschichte erzählt. Er nannte sich nur, vertrauenerweckend nach Namen, Stand und Beschäftigung gefragt, „der Träumer".

Heute war er wieder da, staubig, höhnisch, abgerissen, unrasiert, wie der Bauer selbst, und klapperdürr einer wie der andere. Ich saß zwischen Beiden auf der Holzbank am niedrigen Blockhaus, fast beschämt, weil ich ordentliche Kleider anhatte und ein gesundes, wohlhabendes Wesen zur Schau tragen mußte. Aber wir waren doch nun einmal alte Bekannte, und sie dachten nichts Übles von mir.

Draußen führte die Landstraße vorüber, und der Staub trank gierig die dicken Regentropfen, die vom dunklen Himmel fielen. Es war ein schwüler Maienabend. Über dem Tannenwald grollte das Gewitter.

„Zweimal zwei ist vier?" wiederholte der studierte Bauer, noch höhnischer als zuvor, stand auf, bückte sich gegen die kleine Fensterluke in der Blockwand und spuckte hinaus auf die Landstraße. „Wer's glaubt! Ein Abgehauster glaubt's nicht, oder nicht mehr."

Der Träumer nickte.

„Du hast's auch zu lange geglaubt, Vetter, bis Du auf den Strohsack gekommen. Das kleine Einmaleins ist eine furchtbare Irrlehre."

Der Träumer that einen langgezogenen Pfiff, wobei er den Mund schief zog und das rechte Auge einkniff.

„Ihr kennt den Friedrich Nietzsche nicht. Der hat das Einmaleins aufs neue entdeckt und einen grandiosen Hymnus darauf gedichtet. Vielleicht ist doch mehr dran, als Ihr glaubt, und der Satz, daß zweimal zwei vier, wird doch noch eine Zeitlang die Herrschaft behalten," erwiderte ich schüchtern.

Das Gelächter meiner Freude wurde vom Donner verschlungen. Als wieder Stille eintrat, hörte ich den Träumer murmeln: „Ob ich den Nietzsche kenne! Ich hab' ihn jüngst erst im Irrenhaus gesehen. Der hat das Hymnendichten gründlich verlernt."

Nach einer Weile der Bauer: „Verrückt muß man darüber werden, das ist gesund. Am eigenen Leib muß mans spüren, das klärt auf. Der Staat soll sein ein Haus der Gerechtigkeit und das verfluchte Einmaleins hat eine Markthalle daraus gemacht. Wie nach dem Zeugnis Christi die Religion der Juden aus dem Tempel zu Jerusalem eine Mördergrube."

Der Träumer pfiff wieder, dann: „Do, ut des, facio, ut facias. Religion, Politik, Diplomatie: Ich kaufe, ich verkaufe; ich gebe, wenn Du giebst; Leistung, Gegenleistung — alles Geschäft. Das ist das Einmaleins und seine Moral."

„Ins alte Eisen mit der Moral, auf den Trödelmarkt mit dem Recht. Bravo, Vetter, Du bist ein großer Philosoph, aber Du hast nichts davon, Lump! Zweimalzwei ist fünf — was meinst Du?"

Ich machte eine meteorologische Bemerkung, um abzulenken . . . „Hört nur, wie der Regen klatscht. So ein Frühjahrsgewitter giebt aus . . ."

„Ja," murmelte der Träumer, seinen Gedanken unentwegt weiter spinnend, „das ist der Umschwung: die Moral muß sich nach dem Leben richten, da sich das Leben nicht nach der Moral richtet. Das Leben ist das Stärkere, es kann aus zweimalzwei machen, was es will, fünf, drei, wie's ihm paßt.



Und wenn ich mit meiner sogenannten wissenschaftlichen oder moralischen Überzeugung auf vier poche, so rennt's mich über den Haufen oder zerschmettert mich. Vier gilt in dem Falle für einen staatsgefährlichen Schwindel, der unterdrückt werden muß."

Ein Donnerschlag, daß das Blockhaus bebte, nachdem ein furchtbar greller Blitz uns fast der Sehkraft beraubte. Einen Moment war die niedere Stube wie in blauem Feuer gestanden. Der Wald rauschte, ächzte, stöhnte. Der Regen klatschte und patschte. Die Finsternis war undurchdringlich.

„Herrgott, hätte der Blitz eingeschlagen, wären wir alle beim Teufel gewesen. Meine arme Geis! . . ." Der Bauer stürzte hinaus.

„Da hätte uns nichts gerettet, kein Einmaleins und kein moralisches Prinzip," sagte ich und drückte die Thür zu, dem hereinflutenden Wasser zu wehren.

„Haben Sie einmal die Stützen der Gesellschaft von Ibsen gesehen?" fragte mich plötzlich der Träumer.

Ich bejahte.

„Ich hab' das Stück gelesen. Ein Handwerksbursche hat mir das Büchlein geschenkt, ganz zerfetzt und verschmiert. Der Schluß ist himmelschreiend unwahr. Ein kapitalistischer Spekulant, der sich selbst entlarvt, seine Charakterlosigkeit und Schurkerei öffentlich eingesteht, seinen letzten großen Gründergewinn an seine Mitbürger abtritt — das ist erstunken und erlogen. Hat das Stück eine Wirkung?"

„Eine riesige. Die feierlichsten und fettesten Kommerzienräte klatschen wie toll."

„Das glaub' ich. Der Schluß muß sie kolossal amüsieren. Ein solcher Jux. Und die moralische Wirkung?"

„Die moralische Wirkung?" fragte ich zurück, den Sinn der Frage nicht gleich erfassend. „Was für eine moralische Wirkung? Von der Theateraufführung meinen Sie?"

„Daß z. B. die Kommerzienräte, Bankiers, Großindustrielle und Alle, die die schönen Theatersitze inne haben, erschüttert sind von der guten Meinung, die der Dichter von ihrem Gewissen hegt, daß sie heim eilen und ihre blutig ergatterten Gewinne und Übergewinne an die Arbeiter, an die Armen und Elenden oder an den Staat zurückgeben, daß sie freiwillig, freiwill . . ."

Er brach in ein krampfhaft heiseres Lachen aus. Es war ganz unheimlich, ein knatterndes Gelächter, wie von Dämonen, die plötzlich die enge Stube erfüllten mit teuflischem Wahnwitz.

Endlich brach er ab und sagte aufstehend: „Die Dichter stellen sich

noch gut mit dem alten Einmaleins, die Schalksnarren und Lügenbeutel und Mitgenießer ... Wo nur mein Vetter bleibt?"

Der kam jetzt mit verstörtem Gesicht herein: „Die Geis ist hin. Mausetot. Vom Blitz erschlagen."

„Pfeif' drauf!" tröstete der Träumer. „Eine Geis ist keine Geis."

Wir traten hinaus.

Das Gewitter hatte aufgehört. Eine schöne Abendröte leuchtete friedlich über dem Walde und spiegelte sich durch eine Lichtung in den Pfützen der Landstraße. Die war vom heftigen Regen in einen Morast verwandelt.

Durch den Morast kam ein Gensdarm mit einem jungen Handwerksburschen gezogen, beide bis auf die Haut durchnäßt und bis über die Knie mit Kot bespritzt. Der Handwerksbursche hatte die Hände mit eisernen Schellen über dem Leibe gefesselt. Unsägliche Traurigkeit lag in den Mienen des abgehärmten, jungen Gesichtes, Verzweiflung an Gott und der Welt, darüber ein Abglanz vom Abendrot.

Der Träumer stieß mich leise an: „Der Nämliche, wahrhaftig, der mir vorgestern das Ibsensche Büchlein schenkte: „Stützen der Gesellschaft!"

„Und sein Verbrechen?"

„Seine Armut, offenbar. Er hatte kein Markstück mehr in der Tasche, um sich als freiheitsberechtigter Staatsbürger auszuweisen."

Der Bauer hob den Arm und schrie wie ein Verzweifelter: „Heda, Gensdarm! Es hat einer meine Geis erschlagen, arretier ihn!"

Der Wächter des Gesetzes patschte mit seinem Gefangenen müde im Morast der Landstraße dahin, ohne sich umzublicken.

Der Bauer legte seine Hand auf meine Schulter und stierte mich traurig-trutzig an: „Ehrlich, Doktor, was halten Sie vom Einmaleins?"



Ein Sieg des Realismus.

Von Conrad Alberti.

(Berlin.)

Der Realismus in Deutschland hat eine große Schlacht gewonnen, er hat einen glorreichen Sieg allerersten Ranges zu verzeichnen, einen Sieg, der mit goldenen Lettern in die Geschichte der deutschen Kulturentwicklung eingetragen werden wird, einen Sieg, dessen Folgen unabsehbar sind, dessen wir uns mit freudigem Stolze rühmen dürfen.

Die preußische Regierung hat durch den Kultusminister Herrn v. Goßler dem Schriftsteller Heinrich Hart in Berlin, bis zur Vollendung seines „Liedes der Menschheit", eine jährliche Unterstützung aus Staatsmitteln (man erzählt in Höhe von 1800 Mark p. a.) ausgesetzt.

Das ist die nüchterne Thatsache.

Man bedenke ihre näheren Umstände! Noch nie, so lange es angeblich ein geistiges Leben in Deutschland giebt, hat der Staat, der Vertreter der Interessen und der Anschauungen der Gesamtheit, es für nötig oder angezeigt erachtet, die Litteratur als einen wesentlichen Bestandteil des geistigen Lebens anzuerkennen, und ihr aus den von der Gesamtheit des Volkes zur Bestreitung der gemeinsamen Bedürfnisse Aller aufgebrachten Mitteln einen Teil zuzuweisen, so gut wie der Wissenschaft, den bildenden Künsten, der Musik.

Noch vor wenigen Jahren starb der geniale Albert Lindner im Wahnsinn den Hungertod. Ihn, der rastlos mit glänzendem Erfolg bemüht war, den geistigen Schatz der Nation zu vermehren, ließ sein Volk in Not und Elend zu Grunde gehen.

Und heut — welche Wandlung! Deutschland fängt an, ein Kulturland zu werden: wahrhaftig, es scheint so.

Die Regierung, als die Vertretung des Gesamtwillens der Nation, erkennt durch ihre Handlungsweise an, daß es neben den Herrschaftsbestrebungen des rohen Militarismus, neben der Verbildung des Volksgeistes durch langzöpfige, patentierte Kollegienheftableser, neben dem Schutz der rücksichtslosen Profitmacherei des Großkapitals, neben dem Streben der arbeitenden Klassen nach Erleichterung ihres Daseins noch andere berechtigte Forderungen giebt. Die Nation erkennt durch ihre Vertretung an, daß der Mensch nicht vom Brot allein lebt, daß die Litteratur ein wichtiger Zweig des nationalen Kulturlebens ist, zu dessen Pflege auch die öffentlichen Mittel herangezogen werden müssen.

Mit einem Worte: der brutale Materialismus der liberalen Anschauung, für den geistiges Leben, und besonders Litteratur ein Gegenstand des Achselzuckens ist, hat einen neuen, tötlichen Stoß erhalten, er entspricht nicht mehr der Gesamtanschauung der Nation.

Wir sehen mit Recht in dieser Thatsache einen glänzenden Sieg der realistischen Bewegung, eine Anerkennung der Berechtigung ihrer Bestrebungen seitens des deutschen Volkes.

Die Wahrheit zu reden, kann niemals ein Verbrechen sein. Und so scheue ich mich keinen Augenblick, öffentlich zu erklären, daß ich diesen Sieg unserer Sache im besonderen meinen Anstrengungen zuschreibe, und ihn im gewissen Sinne wie einen persönlichen Triumph betrachte.

Ich war es, der zuerst in Deutschland die Forderung einer Anerkennung der Kulturbedeutung der Litteratur in Form eines Lohnes der Nation an ihre Dichter verlangte, der im besonderen die Unterstützung jüngerer Schriftsteller forderte, um ihnen den Kampf gegen die Gleichgiltigkeit der Masse zu erleichtern und zur Vollendung reifer Werke Muße und Möglichkeit zu schaffen. Mir gegenüber gab der Vertreter der preußischen Regierung, Herr Kultusminister v. Goßler, zuerst die vollkommene Berechtigung dieser Forderung zu, sagte mir gegenüber zuerst die thätige Mitwirkung zur Verwirklichung dieses Gedankens zu, auf mein Haupt richteten sich der Hohn und die Angriffe der Gegner dieses Gedankens, der Vertreter des brutalen, manchesterlichen Materialismus, die jedes Interesse der Gesamtheit des Volkes an der Fortentwicklung der nationalen Litteratur läugnen, u. A. des „Berliner Tageblatts".

Herr Hart wird ohne Zweifel keinen Augenblick zögern anzuerkennen, daß er die ihm gewordene Ehre — denn die Ehre von der Nation als der erste Schriftsteller bezeichnet zu werden, dessen Werk eine Förderung der Kulturhöhe der Gesamtheit bedeutet, erscheint mir höher als der Geldgewinn — nach dem, allen kulturfördernden Bestrebungen freudig zugänglichen Herrn v. Goßler zunächst uns verdankt. Ich beglückwünsche Heinrich Hart dazu aus ganzer Seele. Ich freue mich des Sieges der Idee, des Prinzips, und will nicht mit der Regierung rechten, ob dieser Erste, den sie fand, auch der Beste war, den sie hätte finden können. Ich freue mich nur, daß einer der schwersten Einwürfe, die u. A. auch das Berliner Tageblatt gegen meine Vorschläge erhob, durch die unentwurzelbare Sachlichkeit und Gerechtigkeit des Herrn v. Goßler widerlegt worden ist: die staatliche Unterstützung der Litteratur würde nicht zur Belohnung der Würdigsten führen, sondern zur Züchtung elenden Kriecher- und Strebertums. Man sage gegen Heinrich Hart was man will: davon ist er meilenweit entfernt, denn er zählt zu den entschiedensten und gesinnungsvollsten Demokraten in Deutschland. So lange Herr v. Goßler ein Wort über die nationale Förderung der Litteratur mitzureden hat, wird nur eines entscheidend sein: die Leistung des Schriftstellers, seine Begabung. Gegen jenen Vorwurf aber, den die Gemeinheit eines Hermann Trescher in der Volkszeitung einmal gegen mich erhob: ich beabsichtige mit meinen Vorschlägen nur mir selbst die Taschen zu füllen, brauche ich mich vor den Lesern dieser Zeitschrift wahrhaftig nicht zu rechtfertigen. Wer mich kennt, wer mein Schaffen und Wirken verfolgt, weiß, daß mein Kampf immer nur den Ideen, dem Geiste, den Prinzipien gilt, niemals den Personen, nicht für, nicht wider. Und ich weiß, daß diese Überzeugung von allen Genossen geteilt wird, welche sich um die Fahne

des Realismus scharen, und daß sie Alle diese dem Genossen Heinrich Hart erwiesene Ehre wie eine ihnen selbst zugefallene betrachten, daß sie Alle in diesem Augenblick nur von dem freudigen Gefühl des Sieges der gemeinsamen Idee erfüllt, Heinrich Hart trotz seines, bisweilen unkollegialen Verhaltens das herzlichste „Viel Glück!" zurufen werden.

* * *

Wieder finden wir hier jene schon mehrfach erwähnte seltsame Erscheinung, daß die erste gerechte und wahrheitsgetreue Würdigung dieser Thatsache, dieses glänzenden Sieges des deutschen Realismus nicht aus Deutschland kommt, sondern aus dem Auslande. Der Pariser „Figaro", in allen litterarischen Fragen unbestreitbar das erste Blatt der Welt, brachte am 24. April d. J. an leitender Stelle einen Artikel „Wilhelm II. als Schutzherr der Litteratur", dem wir hiermit die wichtigsten Stellen in sinngetreuer Übersetzung entnehmen:

„Die preußische Regierung hat soeben Hrn. Heinrich Hart, einem realistischen Dichter, eine Unterstützung bewilligt, um ihn in den Stand zu setzen, sein großes Werk, das ‚Lied der Menschheit' zu vollenden. Die Nachricht erscheint auf den ersten Blick unwichtig — wer kennt Heinrich Hart? Und wer seine früheren Sachen kennt, würde ihm die Vollendung des ‚Liedes der Menschheit' gern schenken, obwohl der Stoff unbestreitbar interessant ist. Allein diese Unterstützung des realistischen Dichters — unbezweifelbar ein Werk der eigensten Initiative des Kaisers — ist in Wahrheit ein Ereignis von großer politischer und sozialer Tragweite und giebt uns über die Absichten des jungen Herrschers mindestens eben so viel Aufschluß als die jüngsten Kabinetsordres oder die Entlassung Bismarcks.

„Wilhelm II. erklärt nämlich damit, daß er gewillt ist, seine Pflichten eines feudalen Herrschers im vollsten Umfange auszuüben, und die künstlerischen Interessen Deutschlands genau so in die Hand zu nehmen wie seine materiellen und sittlichen. Freilich konnte man voraussehen, daß die amtliche Pflege der Litteratur und Kunst in seinem sozialen Reformplan obenan stehen würde, und schon vor längerer Zeit forderten ihn die deutschen Künstler auf, jenes Ideal der aufgeklärten Despoten zu verwirklichen, welches zu allen Zeiten der Traum vorurteilsfreier Lehrer war, von Plato bis Renan . . ."

Der Verfasser kommt nun auf die Teilnahme des Kaisers für die Wagnersache zu sprechen und fährt dann fort:

„Er ließ (als Prinz) keine Gelegenheit aus, zu erklären, daß nach seiner Thronbesteigung die nationale Kunst auf ihn würde zählen können. Und sie

zählte auf ihn: seit seinem Regierungsantritt sind mehr als 20 Flugschriften erschienen, welche amtlichen Beistand für die Künstler verlangen. Das sonderbarste aber ist, daß diese Theorie des staatlichen Eingreifens in den Bereich der Kunst ihre begeistertsten Verehrer unter den Führern einer jungen Schule findet, die heute etwa die äußerste Linke der fortgeschrittensten deutschen Kunst darstellt, und deren unversöhnliche Kühnheit noch unablässig die biedre Masse empört. Diese Schule bildet eine Organisation von außerordentlichem Zusammenhang, trotz aller Unabhängigkeitsansprüche ihrer Führer kann man sich nichts Festgefügteres denken, als das Gebäude ihrer Lehren. Naturalisten von einer Natürlichkeit, die sie bisweilen vor die Schranken des Gerichts führt, die entschiedensten Sozialisten und Darwinisten, fordert diese das ‚Junge Deutschland‘ genannte Schule mit Feuereifer die Unterstützung und Überwachung des Staats. Unermüdlich wiederholt sie, sie erwarte von Wilhelm II. das Heil der nationalen Kunst.

„Unlängst erst legten die drei interessantesten Vertreter der realistischen Litteratur ihre Forderungen in Artikeln und Flugschriften nieder, welche riesiges Aufsehen machten. Conrad forderte den Kaiser auf, sich der übermäßigen Einschleppung fremdländischer Werke zu widersetzen. Hermann Conradi begrüßte ihn als das Haupt der ‚neuen Generation‘ und ersuchte ihn die Sache der Erneuerung der Kunst in seine Hand zu nehmen. Und Alberti — ein junger Romanschriftsteller von sehr bemerkenswerter Begabung — übergab ihm einen Wunschzettel dessen, ‚was die deutsche Kunst von Kaiser Wilhelm II. erwartet‘. Er unterbreitete dem Kaiser einen vollständigen Verhaltungsplan, dessen oberster Grundsatz die staatliche Förderung und Leitung der Kunst und ihre Befreiung aus der Abhängigkeit vom Publikum als unerläßlichste Bedingung des Schutzes der höchsten künstlerischen Zwecke war.

„Jeder dieser jungen Schriftsteller verteidigt dieselbe Anschauung auf seine Art. Die Kunst, sagen sie, ist ein soziales Bedürfnis, das höchste von allen, der Staat hat die Pflicht es zu pflegen. Das Genie bedarf zu seiner Entfaltung der Freiheit, und dazu muß es von oben gestützt werden, nicht von unten. Man überlasse der Initiative der Privatleute die Gründung und Unterhaltung der Museen, und man wird niemals welche bekommen; wie kann man also dem Publikum die Fähigkeit zutrauen, eine nationale Kunst zu gründen oder zu erhalten?

„Das ist der beständige Kehrreim der Verfasser dieser Schriften, und wer in ihnen nur Einzelkundgebungen ohne Widerhall sieht, kennt nicht die Tiefe des Geistes der Manneszucht in Deutschland. Jeder deutsche Student, der für Litteratur schwärmt, ist, wenn er das Gymnasium

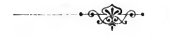
verläßt, eifriger Leser der ‚**Gesellschaft**‘, der Zeitschrift des ‚Jungen Deutschlands‘, und bekennt sich mehr oder weniger zu den in ihr vertretenen litterarischen, philosophischen, politischen und sozialen Lehren. So schart sich um den jungen Kaiser eine Jugend, die alles von ihm erwartet, und es ihm ohne Zögern rund heraus sagt, dabei von Natur geduldig, begeistert, und entschlossen, ihm die kühnsten Neuerungen zu erleichtern. Und Wilhelm II. scheint dem Rechnung zu tragen, denn er hat die erste amtliche Unterstützung einem realistischen Dichter bewilligt, einem Genossen Conrads und Albertis. Man stelle sich bloß Hrn. Carnot vor, sich zum Schutzherrn der Litteratur aufwerfen und seinen Schutz mit einer amtlichen Geldbewilligung für Paul Verlaine beginnen! . . .“

Der Artikel ist unterzeichnet T. de Wyzewa. Ein Name der Art ist uns völlig unbekannt; ich lese ihn heut zum ersten Mal. Die mitgeteilten Stellen beweisen eine staunenswerte Kenntnis der intimsten Vorgänge in der modernen deutschen Litteratur: kein deutscher Schriftsteller wäre im Stande einen ähnlichen Artikel über die modernen französischen Litteraturströmungen zu schreiben. Sie beweisen die unabläßige tiefe Teilnahme, die wohlwollende rege Aufmerksamkeit, mit welcher die gebildeten Kreise Frankreichs, dieses ersten Kulturlandes der Welt, dieses Mittelpunktes aller geistigen Bestrebungen, die zeitgenössische deutsche Litteratur und besonders die realistische Bewegung verfolgen, indes bei uns die Kenntnis der modernen französischen Litteratur nicht über Zola, Daudet, Maupassant und Ohnet hinausgeht. Wer kennt bei uns Paul Verlaine? Und er ist vielleicht ein großer und bedeutender Dichter! Ja wir mit unserer hochmütigen Bildungsphilisterei! Wir Realisten müssen in diesem Artikel voll Ernst, Wissen und Teilnahme, den das Weltblatt uns widmet, eine Ehre sehen, die vielleicht nicht ganz unverdient ist, die wir aber hoch zu schätzen wissen. Muß nicht beim Lesen eines solchen Aufsatzes jener ganzen niederträchtigen Lumpenbande, die nicht aufhört, Jahraus Jahrein uns mit Kot zu bewerfen, zu beleidigen, zu verhöhnen, wie Analphabeten und Idioten zu behandeln, totzuschweigen, unsere unausgesetzte geistige Arbeit zum Besten unseres Volkes, unsern selbstlosen Verzicht auf jeden materiellen Lohn für jene herakleischen Anstrengungen als schamlose Gewinnsucht und Reklamehascherei zu denunzieren, muß nicht beim Lesen eines solchen Artikels den Biedermännern Klausner, Schlenther, Hildesheimer, Weitbrecht, J. V. Widmann e tutti quanti die Schamröte ins Gesicht steigen, bis über die Ohren?

Die Schamröte! Daß ich mich nicht selbst auslache!

Als ob dieses Gezücht, das die Sittlichkeit und die Wahrhaftigkeit

unablässig im Munde führt, ernsten deutschen Schriftstellern gegenüber je so tief unter die Ehrenhaftigkeit und Wahrheitsliebe des unbekannten Kritikers des deutschfeindlichsten aller Blätter herabsinken könnte, wenn es nicht überhaupt die Fähigkeit zu erröten gänzlich verloren hätte!



Das stille Dorf.

Von Leopold von Sacher-Masoch.

(Lindheim.)

Das kleine Dorf Zimna Woda lag mitten in der Wildnis, weit ab von den Städten und der Eisenbahn. Von einer Seite breitete sich um seine Fluren die Steppe aus, von der andern der Urwald; beide, wie es schien, grenzenlos, verloren sich bis in den blauen Dämmer der Ferne, bis in den Himmel hinein.

Selten sah man hier einen Fremden, wenn nicht etwa einen Steuerbeamten oder einen jüdischen Händler, und auch diese verirrten sich nur selten hierher.

Die Menschen, welche sich auf dieser schwarzen fruchtbaren Scholle nährten und gleich den Bäumen, den Halmen und Ähren ohne Mühe fortkamen, wußten wenig von der Welt. Sie hatten eine Ahnung davon, daß über ihnen, im Azur, stets derselbe Gott wohnte, aber sie wußten nicht, wie der Kaiser hieß, der sie beherrschte, und ob es draußen Krieg gab oder Frieden.

Es regte sie alle auf, dem Erscheinen eines blutroten Kometen gleich, als eines Tages nach der Ernte unter ihnen ein unbekannter, unheimlicher Mann erschien, der sie mit lauter grollender Stimme zur Reue und Buße aufforderte, ihnen mit allen Qualen der Hölle drohte, und die baldige Ankunft des Antichrist verkündete.

Als der Heilige in dem finstern Walde verschwunden war, schien es, als sei ein Hagelwetter oder ein Heuschreckenschwarm vorübergezogen. Alle atmeten auf und ein Jeder ging wie zuvor seiner Arbeit und seinen Gewohnheiten nach.

Als aber der Bote des Himmels das nächste Jahr, zur selben Zeit, wieder erschien, da fielen seine Worte, die Körner des Säemanns, auf fruchtbaren Boden. Eine Art dumpfer unbestimmter Furcht bemächtigte sich all'



dieser rohen Herzen, dieser beschränkten Geister und diesmal verlor sich die Wirkung nicht mit dem Heiligen in der Ferne, sondern blieb zurück, wie etwas, was er von sich geworfen, mit dem er die Luft geschwängert und das Erdreich besprengt hatte.

Das einsame Dorf wurde seitdem still und stiller. Die Kirche wurde mehr besucht als die Schenke, und es währte nicht lange, so blieben Burschen und Mädchen bei der Musik aus, die Geige verstummte, Staub fraß den Cymbal, es gab keinen Tanz mehr und keinen Gesang in Zimna Woda, sogar bei der Feldarbeit ging alles ohne Lied und Scherzwort, schweigend von statten.

Mancher, den ein heimlicher Vorwurf drückte, begann zu beten, zu fasten, zu büßen. Andere folgten dem gottesfürchtigen Beispiel und alle sahen mit Bangen hinaus, wenn ein Unbekannter die Straße herankam. Konnte es ja doch der Feind Gottes sein, der triumphierend nahte, um sein Reich anzutreten.

So kam die Ernte zum dritten Mal, seit der ersten Verkündigung des Himmelsboten heran, und während ringsum im heißen Sonnenbrand die Sicheln blitzten und arbeiteten, erwartete ein Jeder, stumm und ergeben, etwas Großes und Außergewöhnliches, etwas Furchtbares, das sie alle zugleich anfallen sollte, wie ein Tartarenheer.

Noch blieb alles still und friedlich wie sonst. Schon war der letzte Kornwagen zum Dorfe eingezogen und noch immer zeigte sich nichts am Horizont. Man begann die zweite Heuernte.

Der Tag war schön und heiter. Die Sonne schien heißer als im Hochsommer durch das dünner gewordene Laub und die trockene Luft. Der Himmel spannte sich weithin in reiner goldiger Bläue aus, nur selten zogen Wölkchen über ihn hin, Stücke von Wolken, abgerissenen Fetzen eines durchsichtigen weißen Stoffes oder mächtigen Sommerfäden gleich, der Horizont verlor sich in einem bläulichen, leicht schimmernden, ahnungsvollen Duft, der allen Gegenständen einen Märchenreiz verlieh, und auch den Wald umhüllte, welcher als eine formlose Masse dalag, schwer und düster.

Ringsum dehnten sich die Stoppelfelder, kahl, mit ihren scharf abgeschnittenen Halmen und Strünken, die in der Ferne in die Luft zu stechen schienen. Einzelne Gräser und Klee sprossen noch zwischen den schmutzig gelben und braunen Stoppeln hervor, hier und da stand noch ein Maisfeld, in dem die Kolben reif und goldgelb erglänzten.

An einer sanft aufsteigenden Lehne kroch Kartoffelkraut welk und dürr dahin, gebräunt von Sonne und Regen. Mitten darin, auf einem Fleck brauner zerwühlter Erde, standen hin und her graue Kartoffelsäcke, wie

Grabsteine eines jüdischen Friedhofs. Ein Bach schlich langsam durch die Niederung, um Steine und herabhängende Wurzeln gurgelnd, die sich von den struppigen Weidenbäumen herabließen.

Jenseits erhob sich ein Hügel, nicht viel größer als ein Heldengrab, von einer Schlucht durchschnitten, in der Hagebuttsträucher mit roten Früchten standen.

Trappen erhoben sich ab und zu aus dem fernen Grasland und flogen schwer über den grünen Spiegel hin, um bald wieder in demselben unterzutauchen.

Die Straße, durchweicht, voll mattglänzender Pfützen und tiefer Geleise, zog sich in Windungen durch die Gegend hin, an ihren Rändern von Steppengras, Wermut, Wegerich und Thymian eingefaßt, die hier an allen Wegen und Zäunen sproßten.

Die Hutweide erschien mit zahlreichen hellen Flocken besprengt, die sich bewegten, die lebendig waren. Überall streckte die Herbstzeitlose ihre weißen, blaßrot bemalten Kelche hervor und die Schafe brachen das kurze Gras und zogen langsam dahin, mit ihren kleinen Hufen und den kauenden Kiefern, ein Geräusch erzeugend, das in seiner Einförmigkeit und Unermüdlichkeit, etwas Unheimliches an sich hatte, gleich einem schwärmenden Bienenstaat oder einem Zug von Kranichen.

Die Gänse dagegen bewegten sich schaukelnd, leise schnatternd vorwärts und erhoben von Zeit zu Zeit alle zusammen ein gellendes Geschrei. Noch eine Strecke weiter grasten Kühe. Sie schlugen behaglich mit den Schwänzen. Ein scheckiges Kalb sprang um die Mutter herum.

Das Dorf war nicht viel mehr als ein Hause armseliger Hütten, aus Weidenruten erbaut, mit Lehm beworfen, mit Stroh gedeckt. Selten sah man einen Schornstein, gewöhnlich nahm der blaue Rauch seinen Weg durch das Dach oder die offene Thüre. Mitten unter diesen halbtierischen Wohnungen stand eine kleine hölzerne Kirche mit einer Kuppel, die einmal grün angestrichen gewesen war, jetzt aber nur noch farbige Flecke aufwies.

Die Scheunen, die Ställe glichen den Hütten. Am Eingang des Dorfes befand sich eine Holzbrücke, an jedem Ende von zwei Lindenbäumen geschmückt; wenn ein schwer geladener Wagen über sie fuhr, schwankte sie wie ein Schiff und gab Schmerzenstöne von sich.

Dann breiteten sich zu beiden Seiten der Straße die Zäune aus, hinter denen die Hütten emporragten und um diese die Obstbäume, Brennnesseln, Kohlköpfe, gelbe Kürbisse, Sonnenblumen, rotköpfige Disteln, Stangen, an denen Erbsen und Bohnenschoten hingen, dürr, wie versengt.

Auf einer großen Scheune lag ein Rad. Hier hatten die Störche ihr



Nest gebaut und nachdem sie fortgezogen waren, die Sperlinge sich festgesetzt. Unter den Dächern klebten Schwalbennester.

In den Höfen gackerten Hühner. Um die Gärten, auf den kahlen Feldern trieben sich Krähen umher. Hunde schliefen in der Sonne.

Alles dies eingewickelt in einen herben Geruch von Wermut, Thymian und Dünger.

Plötzlich lief ein Knabe durch das Dorf und rief: „Er kommt!"

Sofort traten einzelne Männer und Frauen aus den Hütten hervor und fragten: „Wer? der Antichrist?"

„Nein, der Heilige," lautete die Antwort.

Die Leute kamen eilig vom Felde herein, die Sense auf der Schulter oder die Sichel in der Hand, das geschnittene Gras auf den Rücken gebunden.

Ein junger Mensch trabte zu Pferde herbei.

Schon nahte der Heilige, indem er seinen großen Stab in einer Art Takt schwer vor sich aufstieß. Auf dem kleinen Platz vor der Kirche blieb er stehen, lehnte seinen Stab an den Ziehbrunnen, zog den Eimer an sich und trank aus der flachen Hand, während die Menge um ihn immer mehr anwuchs. Nachdem er sich die Haare mit dem Ärmel seines härenen Hemdes, aus der schweißbedeckten Stirne gestrichen hatte, blickte er um sich, als suche er Jemand.

Er hatte einen Kopf, wie ein Fakir oder auch wie Gott der Vater auf den altrussischen Kirchenbildern, wenn er Adam und Eva aus dem Paradiese weist. Ein dunkles Gesicht mit weißem Haar und Bart bedeckt und buschige Brauen, unter denen sich die kalten Augen verbargen. Er sah weder schön noch ehrwürdig aus, sondern furchtbar. Groß, größer als der größte Kosak mit Gliedern, riesig und wuchtig, überragte er die ganze Gemeinde, die bebend vor ihm stand.

Noch einmal blickte er um sich, dann begann er zu sprechen.

Er schilderte die tiefe Verderbnis der Welt und kündigte zum dritten Male das baldige Erscheinen des Antichristen an, der die Herrschaft der Welt an sich reißen werde, dann sei auch das große Gericht nicht ferne, über die Lebendigen und die Toten.

„Ein einziges Mittel giebt es, dem ewigen Tode zu entgehen!" rief der Prophet, „und das ist, zur Abbüßung seiner Sünden freiwillig zu sterben." Er predigte die Feuertaufe, die Bluttaufe, die Erlösung durch den langsamen Hungertod, die Wiedererwerbung des verlorenen Paradieses.

Rasch trat er durch die offene Thüre in die nächste Hütte, nahm feurige Kohlen vom Herd und hielt sie jetzt in den Händen.

„So wie mich dieses Feuer nicht zu versengen vermag," sprach er, „so werden die Flammen der Hölle machtlos gegen Euch sein, sobald Ihr mir gehorcht," dann warf er die Glut von sich.

Seine Worte fielen im Takt, wie wenn er sie dreschen würde. Seine Stimme grollte tief unten. Es war als ob gar nicht er selbst sprechen würde, sondern ein Anderer aus dem Abgrund heraus. Sein Blick hing sich an die Menschen, umklammerte sie, ließ sie nicht mehr los. Von Zeit zu Zeit hob er die geballten Fäuste über den struppigen Kopf und schlug damit vor sich hin.

Alle blickten auf ihn, dann zu Boden, endlich wendeten sich einzelne ab, andere verhüllten in ihrer Zerknirschung das Gesicht. Man hörte nur noch schwer atmen, seufzen und weinen in der Runde um ihn.

„Alle seid Ihr Sünder, alle Verlorene, Verdammte, in alle Ewigkeit Verfluchte," rief der Apostel des Todes aus, „wenn Ihr nicht das Opfer Abrahams an Eurem eigenen Fleische wiederholt, da giebt es keine Sünde, kein Laster, das nicht unter Euch wäre. Es giebt Gotteslästerer und solche, die den Feiertag nicht heiligen, es giebt Neid und Trägheit, Geiz und Hoffart, Betrug, Diebstahl, Totschlag, alle, alle Fehltritte, welche die Seele verderben, die Erde wird sich aufthun, und die Hölle wird Euch verschlingen."

Einige Zeit blieben alle stumm, während der Prophet Atem schöpfte und wieder seine Blicke in dem weiten Kreise drohend umherschweifen ließ.

Dann erhob Teodat Jurkowski, ein Greis von achtzig Jahren, die Hand, ein Zeichen, daß er sprechen wollte.

„Ja, der ewige Richter wird uns alle strafen," sprach er, „denn es sind viele und große Sünder unter uns."

Alle blickten auf ihn. Ein Jeder erwartete von ihm angeklagt zu werden, und er schien das Recht dazu zu haben, denn er sah gar ehrwürdig aus, mit seinen weißen Locken und seinem langen weißen Bart.

„Apolonia!" wendete sich Teodat an ein hübsches Mädchen, das sich im Hintergrunde hielt, „Du, die Erste, denke an Buße!" er wendete ihr sein rosiges mildes Gesicht wie ein Vater zu, nicht wie ein Richter.

Apolonia, groß, mit schweren üppigen Gliedern und einer Masse roten Haares, unter dessen Last sich ihr Kopf immer etwas vorzuneigen schien, zuckte die Achseln und wurde rot.

„Wer ist träge?" fuhr der Greis fort, „wenn nicht Du, wer beleidigt täglich seine Eltern, wer stellt den jungen Männern Netze? Thust Du es etwa nicht?" Apolonia zog sich noch mehr zurück und in ihrer Scham und Verlegenheit zog sie einen Apfel aus der Tasche und biß hinein.

„Und Du," fuhr Teodat fort, mit dem Finger auf einen großen breit-



schultrigen Mann im braunen Sierack deutend, der einen alten Strohhut auf dem mächtigen Kopfe trug, „was sagst Du, mein Freund Gawril, welcher Sünde bekennst Du Dich schuldig?“ Gawril Morstin hob die geballten Fäuste.

„Seht, er verrät sich selbst,“ fuhr Teodat fort, „Du sündigst täglich im Zorn.“

„So ist es,“ stimmte ein anderer alter Mann, Polikarp Dubienko, ein und nickte mit dem Kopf. Es war ein kleines mageres Männchen, das wie verhungert aussah und mit den rot unterlaufenen Augen unablässig blinzelte.

„Leugne, leugne doch!“ schrie Daria Zakrinka, die Arme in die Hüften gestemmt.

Gawril steckte die geballten Fäuste in die Hosentaschen und pfiff.

„Hast Du nicht Wyasenko in der Raserei einen Arm gebrochen?“ fuhr Daria fort.

„Tragen nicht Iwan Molodenko und Cyril Kwas rote Schrammen von Dir? prügelst Du nicht etwa Deine junge Frau und liebst dafür die Apolonia, nur weil sie etwa dickere Arme hat? Hast Du ihr nicht erst neulich einen neuen Halbpelz gekauft?“

Alle blickten auf den milchweißen, buntgestickten, mit schwarzem Lammfell besetzten und gefütterten Pelz, den Apolonia anhatte. Drosida, Gawrils Frau begann laut zu schluchzen.

„Weine nicht, mein Täubchen, süße Seele!“ rief Daria, „heute ist der Tag, wo alles an das Licht kommt und ein Jeder seine Strafe erhält.“

Ganz in graue Leinwand gekleidet, ein rotes Tuch um das weiße Haar geschlungen, beugte sich die kleine zusammengeschrumpfte Alte, jedesmal wenn sie auf etwas den Nachdruck legen wollte, nach vorne zur Erde, als ob sie sich niedersetzen wollte.

„Habt Ihr gesprochen? ja?“ sagte jetzt Gawril Morstin. Er lehnte an der Mauer eines Hauses und biß an seinem Schnurrbart. „So will ich denn jetzt reden. Ich verteidige mich nicht, aber seid Ihr etwa besser als ich oder Apolonia?“ Er senkte den Kopf und blickte unter den finstern Brauen hervor, wie ein scheuer Hund, der in seiner Jugend zu viel Schläge bekommen hat.

„Was kannst Du vorbringen?“ fragte Daria erstaunt.

„Ich frage Dich, Väterchen Teodat,“ fuhr Gawril fort, „ob Du wahrhaftig Dein weißes Haar mit solchen Ehren trägst, daß Du Dich an mir reiben könntest? Soll ich Dir sagen, wer Du bist? Ein Betrüger bist Du. Einer der falsches Zeugnis abgelegt zum Schaden seines Nebenmenschen, ein meineidiger Schuft!“

Teodat, der über Mittelgröße reichend, in seinem langen, blauen Tuch-

rock so stattlich dagestanden hatte, wurde merklich kleiner und zog die Mütze über die Augen herab.

„Und Väterchen Polikarp," rief Gawril, „der ist Deiner würdig, ein Trunkenbold, ein Fresser, ein Schlemmer und ein Dieb obendrein. Gieb mir erst die Sensenklinge wieder, die Du mir gestohlen hast und dann sprich über meinen Charakter! Und Daria!" Er lachte auf. „Daria, diese gute Seele, die Niemand die Abfälle gönnt, diese boshafte Kröte, die in ihrer Habsucht nur zusammenschart und scharrt!"

Während Polikarp sich die Ohren zuhielt, hatte Daria den Mund geöffnet und vergessen denselben zu schließen. Apolonia war durch eine Lücke geschlüpft und stand nun hinter dem Zaun; hier gleich einer Katze, welche den Rücken gedeckt, spuckt und knurrt, setzte sie sich zur Wehre.

„Höre mich, heiliger Mann," begann sie langsam, die Worte dehnend, „diese alten Leute sind die schlechtesten in der ganzen Gemeinde, aber es giebt noch Andere, die auch ihr Teil Höllenfeuer verdienen. Da ist Matia Baran, mit ihrem Engelsgesicht, die vor Neid berstet, wenn ich ein neues Band in den Zopf geflochten habe, die ihr Seelenheil hingeben würde für einen neuen Halbpelz. Sie ist giftig in ihrem Neid, sie wird zur Ehrabschneiderin durch diese Todsünde, und da sie jeden beneidet, giebt es Niemand, den sie nicht verleumdet hätte, ja heule nur, Matia, es ist doch so, und Du Heraklin, wenn Du mich auch auf der Stelle erwürgen solltest, Du bist der Freund dieser Giftseele und versündigst Dich um ihretwillen an Gott und Deinen Nebenmenschen. Rolle nur mit den Augen, soll ich Dich an Marban erinnern, den Du im Walde erschlagen hast. Du bist stolz, Heraklin, auf was denn? Laß ab von der Hoffart, sie wird dich noch dem Satan ausliefern."

Matia Baran, die sonst immer lächelte, hatte wirklich zu weinen begonnen. Sie barg ihr Gesicht in den Händen. Heraklin Tabora, ihr Geliebter, dagegen schliff das Messer an der Stiefelsohle.

„Gieb Acht, er ersticht Dich," flüsterte Jemand aus der Menge Apolonia zu.

„Es wäre nicht der erste Mord, den er auf dem Gewissen hätte," erwiderte diese kaltblütig.

Heraklin, groß und schlank, die gewirkte Mütze mit prangender Pfauenfeder in die Stirne zurückgesetzt, heftete die kleinen Augen, die er noch mehr zusammenzog, auf Apolonia, da faßte ihn der Prophet beim Handgelenk, entwand ihm mit einem Ruck das Messer und warf es weg.

„Ihr habt noch drei Tage Zeit," rief er, seinen Stab ergreifend, „drei Tage habt Ihr, keine Stunde mehr, Euch zu bekehren, die Buße zu be-

ginnen. Ich bin zum dritten Male bei Euch gewesen, ich komme nicht wieder. Ein Anderer wird mir nachfolgen, dann aber kommt die Reue zu spät. Thut Buße! Der Herr ist barmherzig!"

Er erhob den Stab und schritt davon, durch die Menge, welche ihm stumm und trostlos nachblickte.

* * *

Langsam ging die Menge auseinander. Keiner sprach zu dem Andern, keiner sah den Andern an. Jeder zog sich in seine Hütte zurück und hier blieben sie alle wie erstarrt und zermalmt. Eine drückende Schwüle lag auf dem Dorfe, sie benahm den Atem und lähmte die Glieder.

Alle Arbeit ruhte. Niemand zündete ein Feuer an, auf keinem Herd wurde ein Kochtopf zugesetzt.

Erst als die Nacht hereinbrach, wagten sich Einzelne hinaus, unter die Obstbäume, welche sie vor den Blicken der Nachbarn verbargen.

Der Himmel war ruhig und klar, ringsum wogte und zitterte in seinem bläulichen Licht das Heer der Sterne, die Milchstraße ergoß sich mächtig von einem Ende der erhabenen Wölbung zu dem andern.

Plötzlich schoß es von Norden gegen Süden über den ganzen Himmel hin, ein riesiger Funke, der einen glühenden Strich hinter sich zurück ließ, genau so, wie ein Streichhölzchen, mit dem man über die dunkle Wand streicht.

„Ein Stern ist gefallen," sagte Apolonia leise zu Gawril, der von der andern Seite des Zaunes in ihren Garten blickte.

Schon folgte ein zweiter, ein dritter Sternschnuppen, und nun kam es von allen Seiten, ein Feuerwerk, ohne Knall, ohne jedes Geräusch.

Die Dorfleute standen umher, andere saßen hinter ihren Hütten, die Augen zum Firmament erhoben. Niemand gab einen Laut von sich.

Am zweiten Tag schien Zimna Woda gleichfalls von einer Seuche verheert. Niemand war auf der Straße zu sehen.

Wieder war es die Dunkelheit, welche den Bewohnern Mut machte, ins Freie hinauszugehen und wieder begann der Sternenfall und verbreitete Schrecken und Verzweiflung.

Nach Mitternacht zeigte sich plötzlich eine rote Garbe an dem westlichen Himmel, zog langsam dem Horizont zu und ließ noch lange an der dunklen Decke eine leuchtende Bahn zurück.

Am dritten Tage, als der Morgen graute, traten einzelne Männer aus den Hütten, mit Hämmern und Spaten auf der Schulter, wechselten Blicke und gingen schweigend dem Walde zu. Andere folgten. Bald war

das ganze Dorf in Bewegung. Es war als handelten Alle infolge einer Verabredung und doch hatten sie sich, seitdem der Prophet sie verlassen hatte, fast furchtsam gemieden. In Allen war mit einem Male der Geist mächtig, alle trieb dieselbe Empfindung, derselbe Entschluß.

Der Pfarrer suchte sie zurückzuhalten. Niemand hörte ihn an.

Als die Sonne sich aus der grünen, leise wogenden Fläche erhob, war die ganze Gemeinde bereits im Walde bei der Arbeit.

Die Männer zogen einen tiefen Graben um einen Fleck Erde, den sie sich zum Lager erwählt hatten, und die Weiber waren damit beschäftigt, an der innern Seite dieses Grabens einen hohen und dichten Dornenzaun aufzurichten.

Niemand sprach ein Wort bei diesem traurigen Tagewerk, man hörte nur den dumpfen Klang der Spaten und Hämmer, das Rollen der Erdklumpen, den scharfen Ton der Sicheln, mit denen die Gesträuche abgehauen wurden.

Als es Abend wurde, war das Werk beendet und alle diese Sünder und Büßer hatten sich innerhalb der Einfriedigung versammelt und eingesperrt, um den Platz nicht mehr lebend zu verlassen.

In der Finsternis der Nacht schlichen sich jedoch einige Wenige nochmals nach dem Dorfe zurück, ein Jedes in anderer Absicht.

Apolonia knüpfte die Enden ihrer großen roten Zöpfe mit einem breiten blauen Seidenband zusammen, legte die roten Korallen um den weißen Hals und zog bedächtig ihren Halbpelz an, der noch einen scharfen tierischen Geruch um sich her verbreitete, dann schritt sie wieder sachte in den leuchtenden Stiefeln aus rotem Safian, dem Walde zu.

Polikarp Dubienko suchte die Sensenklinge hervor, die er Gawril genommen hatte, zog sie noch einmal durch die Zähne, seufzte, betrachtete sie und trug sie dann leise in die Hütte des Bestohlenen zurück.

„Nun, was hat er jetzt etwa davon," fragte er, und da ihm Niemand erwiderte, gab er sich selbst Antwort. „Nichts hat er davon, nicht das Geringste." Dann kehrte er in seine Stube zurück, holte die Branntweinflasche hervor und setzte sie an den welken zahnlosen Mund. Er trank und trank, bis die Flasche leer war, bis seine Glatze rötlich zu leuchten begann und seine lange Nase, und Funken vor seinen Augen tanzten. Schwankend kehrte er zurück, machte unglaubliche Kreuz- und Querzüge, einem Irrlichte gleich und blieb endlich in dem Graben vor dem Dornenzaun liegen. Niemand vermißte ihn.

Die alte Daria hatte vorsorglich ihre Thüre verschlossen und nur eine Luke im Dache offen gelassen. Sie lehnte jetzt die Leiter an und kroch hin-

auf. Oben hielt sie lange Umschau und erst als sie sicher war, daß Alle das Dorf verlassen hatten, stieß sie den Laden auf, betrat den Speicher und ließ sich leise hinab in den Flur.

In ihrer Kammer angelangt, zündete sie kein Licht an, sie wußte wo ihr Hab und Gut verwahrt war, sie fand es im Dunkeln. Es war ein starrer Zug von Entsagung in ihrem sonst so lebhaften Gesicht, das von braunen Flecken bedeckt war. Ihre stechenden grauen Augen suchten die Nacht zu durchdringen, ihre dünnen Lippen zuckten. Sie raffte alles, was sie ihr halbes Leben lang gespart, in ihre Schürze zusammen, ergriff den Spaten und trat in den Garten hinaus.

Wieder stand sie lange, spähte umher, horchte und atmete endlich tief auf.

Unter dem großen Apfelbaum grub sie ein tiefes Loch und hier versenkte sie Alles, was ihr teuer war, Geld, Schmuck und sogar ihre guten Kleider. Nachdem das Loch wieder geschlossen war, schüttete sie rings um den Baum Asche und Jauche auf und ebenso um den Birnbaum und die drei Pflaumenbäume.

Nachdem sie die Hütte wieder verschlossen hatte, trat sie durch das Zaunthor auf die Dorfstraße hinaus. Alles blieb still. Nur eine Katze zeigte sich auf einem Strohdach gegenüber, sonst war alles Lebendige verschwunden.

Daria schloß nun auch das Thor und schlug den Pfad durch die Felder ein.

Als sie heimlich in das Lager der Büßenden zurückgekehrt war, herrschte auch hier tiefes Schweigen.

Kein Feuer brannte. Es gab nichts zu kochen und Niemand dachte daran, sich zu wärmen. Es gab kein schützendes Dach, nicht einmal Stroh, um darauf zu liegen.

Ein Jeder hatte sich gelagert wie es die Gelegenheit ergab. Ganze Familien beisammen, Verwandte bei Verwandten, ein Freund neben dem andern.

Matia Baran, welche eine Waise war, hatte sich mit Heraklin bis an den Dornenzaun zurückgezogen. Hier saß sie unter einem Brombeerstrauch und er hatte sich zu ihren Füßen ausgestreckt.

Drosika, ihr Kind an der Brust, lehnte an der Schulter ihres Mannes, der teilnahmslos vor sich hinglotzte.

Der alte Teodat suchte seine beiden Enkel, die dreijährige Matronka und Irodion, einen hochaufgeschossenen bleichen Knaben, durch seine große zottige Bunda vor der Kälte zu schützen. Immer wieder deckte er sie sorg-

sam zu und endlich holte er sogar Äpfel hervor, die er ihnen gab und freute sich, sie in dieselben hineinbeißen zu sehen.

Über dem Lager waren die Kronen der uralten Eichen und über diese spannte sich der Sternenhimmel aus.

Kein Blatt regte sich, kein Feuerschein fallender Himmelslichter drang hier herein. Es herrschte Finsternis und Stille die feierlichen Stunden der Nacht hindurch.

Wenn ja Jemand betete, so geschah es, ohne daß man es hörte.

* * *

Der Tag brach an. Niemand regte sich innerhalb des Dornenzaunes und Alle blieben stumm. Oben, wo die Wipfel sich im warmen Lichte badeten, war Heiterkeit und Leben, hier unten, wo die abgefallenen Blätter faulten, war der Tod, die Verwesung, der weite Urwald, der keine Grenze zu haben schien, glich einem großen Grab.

Unbeweglich standen die riesigen Bäume, kein noch so kleiner Zweig regte sich, kein Sonnenstrahl glitt durch.

An den knorrigen Stämmen sproßte struppiges Moos, mächtige Wurzeln liefen nach allen Richtungen weit aus. Schwämme standen im Schatten, weiße, rote, gelbe und violette, große und kleine.

Oben die schweigenden Blätter, ringsum nichts als Stämme und Blätter.

Es nahm kein Ende.

Und diese Stille!

Die Luft war feucht und kalt. Es wehte wie ein eisiger Atem aus den dunkeln Gründen, der Alles erstarren machte.

In dieser erhabenen Einsamkeit war man der Vernichtung näher oder auch dem noch nicht Gewordenen.

Die unentweihte Natur hatte hier die kalte Grausamkeit einer Jungfrau an sich, die jeden Augenblick bereit ist, in unbezähmbarer Wildheit loszubrechen.

Der Tag wurde heiß und heißer.

Die Sonne brannte. Unten herrschte eine dumpfe Schwüle zum Ersticken. Insekten schwirrten in der Luft. In weiter Ferne zeigte sich eine Lichtung, voll hohen Grases, aus dem Blumen hervorblickten und über dessen leicht bewegliche Wellen flüssiges Gold hinzog. Hummeln summten vorüber. Ein schwerer Geruch, wie von etwas Gekochtem, legte sich auf die Brust. Schnecken krochen an den braunen Stämmen empor. Ein Bär kam vorbei,



richtete sich auf, blickte über den Dornenzaun hinüber und setzte dann langsam seinen Weg fort.

Mittags lastete die Luft auf Dingen und Menschen, sie stach und würgte. Wolken überzogen die Sonne. Es wurde rasch dunkel.

Ein fernes Grollen ließ sich vernehmen, es kam näher und mit einem Male warf sich der Sturm in den Urwald.

Ein Heulen ging durch die Wipfel und ein Rauschen, das sich bis zu den untersten Zweigen fortpflanzte, aber die Stämme standen ruhig, Säulen am Meeresufer gleich.

Der Regen stürzte hinab. Das Wasser schlug durch die Blätter und fiel zur Erde. Blitze zuckten, Donnerschläge machten die weite Runde erbeben. Kleine Bäche bildeten sich. In dem Graben, der das Lager der Büßenden umgab, schäumte es wild auf und drohte Alle zu ertränken.

Jedesmal, wenn der Blitz einschlug, flammte eine gelbrote Helle auf, dann wurde es um so finsterer, bis wieder unter furchtbarem Krachen eine Feuerschlange niederfuhr und eine hundertjährige Eiche umarmte.

Dann zog das Gewitter langsam der Steppe zu. Das Rauschen in den Wipfeln verstummte. Der Regen rieselte nur noch leise durch die Blätter, das Wasser um das Lager der Büßenden verlor sich gurgelnd. Die Dunkelheit wurde zu einer bleiernen Dämmerung.

Man hörte beten und in der Ferne den Donner, der sich in dem wogenden Grasmeer verlor, dort, wo der Himmel schwarz und drohend auf der Erde ruhte.

In dem Haselnußstrauch ertönte der Pfiff einer Amsel, eine zweite gab Antwort.

Am folgenden Tag brodelte der Nebel über der unermeßlichen Fläche. Hohe graue Wände richteten sich auf, sie wurden immer durchsichtiger und sanken endlich hinab, um sich als Schutt oder Asche zwischen den Bäumen über die Erde hinzuwälzen, oder als Flocken an die Wipfel zu hängen.

Sie wichen nur, um sich aufs Neue zusammenzuballen.

Als es Abend wurde, zeigten sich überall geisterhafte Gestalten, dann kroch es drohend heran, kletterte empor und wickelte Alles ein. Die Bäume hoben und streckten sich und wuchsen ins Unendliche. Sie schienen den Himmel einzustoßen. Und wieder wurde es Nacht.

Der nächste Morgen brachte einen ruhigen, aber hartnäckigen Regen.

Die Welt war grau, feuchte Vorhänge hingen hernieder. Der Regen fiel fort und fort. Überall bildeten sich Pfützen. Die Luft war ruhig und

milde. Man hörte bis in die Nacht hinein nur dieses einförmige, traurige Rieseln, Klatschen und Singen, weinerlich und trostlos.

Erst nach Mitternacht hörte der Regen auf, es tropfte nur noch von den Bäumen, in der Ferne schien die Erde das Wasser aufzuschlucken. Der Wind blies kräftig, das Gewölk gegen Süden treibend, einzelne Sterne wurden sichtbar.

Die Sonne ging in ihrer ganzen Herrlichkeit auf. Ein weißer Strich kündigte sie an, er wurde größer, färbte sich und schien zur roten Glut angefacht zu werden.

Die Bäume schauerten.

Unförmig stieg der Feuerball herauf, rasch und rascher. Kein Vogel sang ihn zu begrüßen, aber das goldige Licht überströmte den schweigenden Urwald und eine herbe Frische zog durch die Riesenstämme. Die Gräser murmelten.

Es wurde wieder heiß.

Zu Mittag war der Himmel blau und wolkenlos. Zugvögel wurden sichtbar, eine schwarze geometrische Figur, die an dem Firmament klebt.

Der Urwald blieb immer derselbe, stumm, kalt, teilnahmslos.

Langsam wurde es kühler. Reicher Tau fiel nieder. Ein kalter Luftstrom strich von Westen her, als wäre dort eine große Thür aufgegangen.

Zugleich ging die Sonne hinter den Baumriesen unter, als würde sie von einem Abgrund verschlungen, aus dem die roten Flammen noch einmal emporschlugen.

Eine Wolke schwebte jetzt empor, groß und rot, ein Feuerwagen, gesendet, die Büßer, die Sterbenden gen Himmel zu führen.

Ein Specht klopfte in der Ferne. Es klang als schlüge man Nägel in einen Sarg.

Die Dämmerung schlich heran, grau, unheimlich, sie schloß das Lager der Sünder immer enger ein. Wieder herrschte ein tiefes Schweigen und die Nacht brach an.

Der Mond im letzten Viertel, lag über den fernen Wipfeln, einer rötlichen Orangenscheibe gleich. Der Wald verschlingt ihn.

Die Stille schien noch stiller zu werden.

Der Sternenhimmel spannte sich ruhig und geheimnisvoll aus, manchmal zuckte eins der Himmelslichter in bläulichem Lichte auf, einer Kerze gleich, an der ein Stückchen halbverbrannten Dochtes hängen geblieben ist.

Im Dickicht irren die feurigen Augen der Wölfe umher.

Doch Alles, Sterne wie glühende Wolfsaugen erblaßt mit einem Male und ein riesiges Nordlicht umspannt den Himmel, feierlich und schrecklich.

Die Nacht wird hell und in dieser Helle noch stiller, trauriger, trostloser.

* * *

Das Ende der Welt schien nahe. Vom langen Fasten zu Tode gequält und in eine Art Ekstase versetzt, begann ein Teil der Sünder plötzlich Bußpsalmen zu singen. Andere beteten laut. Einzelne lagen in Kreuzform ausgestreckt da und blickten in den Himmel. Sie glaubten zu fliegen und sahen die Sterne unter sich in einem leuchtenden Abgrund.

Apolonia kniete vor Matia und bat diese, sie zu geißeln. Sie hatte ihre Feindin dazu erwählt, weil sie sicher war, daß diese sie nicht schonen würde.

Matia, die nur im Hemd und Rock und bloßen Füßen dastand, band ihr mit dem Strick, den ihr Apolonia selbst reichte, die Arme, und schnürte sie ihr fest auf dem Rücken zusammen, lächelnd ergriff sie die Geißel.

Apolonia seufzte auf, das Seufzen wurde bald zum leisen Weinen, denn Matia that ihr Bestes, um Apolonia von ihren Sünden zu erlösen. Ihr feines, formloses Gesicht, weiß und rot wie ein Puppenkopf, ihre blauen, lustigen Augen verrieten weder Mitleid noch Haß.

„Erbarmen! Erbarmen!“

„Bei Gott ist Erbarmen!“

Endlich war Matia müde. Sie ließ den Arm mit der Geißel sinken, band ihre Feindin los und gab ihr den Strick zurück. Plötzlich kam Heraklin herbei. „Ich will eine Dornenkrone tragen, wie mein Heiland,“ rief er, „kommt, Ihr Mädchen, peinigt mich!“

Sofort stürzten sich Apolonia und Matia auf das nahe Gestrüpp und wanden eine Krone aus Dornenzweigen. Ruhig ließ sich Heraklin von Matia die Hände binden und von Apolonia die Dornenkrone auf das Haupt drücken. Während große Blutstropfen über seine Stirne perlten, lächelte er und betete laut.

Ein Anderer wälzte sich auf Dornen.

Teodat hatte sich ein tiefes Grab ausgeschaufelt, in das er jetzt hinabstieg. Jrodion und Matronka deckten auf sein Geheiß Zweige über ihn, so daß er lebendig begraben da lag, zwischen den feuchten, niedrigen Erdwänden.

Drosika sah ihren Mann verzweifelt an: „Ich habe keine Milch mehr,“ flüsterte sie. Er verstand sie erst, als das Kind an ihrer Brust wimmernd geendet hatte, und die arme junge Frau wie versteinert da saß, den Blick auf das blasse, kalte Antlitz ihres Knaben geheftet.

Indes zupfte Apolonia Gawril beim Ärmel, „wenn es Dir zu viel ist,“

flüsterte sie ihm zu, „wenn Du ein Ende machen willst, so werde ich Dich mit Küssen ersticken. Magst Du?"

Er gab ihr keine Antwort.

Dagegen begann Polikarp laut und feierlich wie ein Prophet zu reden. Er saß mitten im Lager der Büßer auf dem Boden, die Arme um die Kniee geschlungen und starrte hinauf.

„Ich sehe ein Heer von Heiligen!" rief er, „sie stehen in Reihen und steigen vom Himmel zur Erde hinab. Ein Glanz von Millionen Sonnen ist um sie, er blendet mir die Augen."

Wirklich neigte er den Kopf zur Erde.

„Ein Kind steht vor mir," sprach er wieder nach einer Weile, „es breitet die Arme nach mir aus, nach uns Allen — es zieht Alle an sein Herz —". Die Augen des Alten wurden weit und seine Brust arbeitete heftig.

„Ein Kreuz wächst aus der Erde," fuhr er fort, „es hebt sich empor, schon berührt es den Himmel, die ganze Welt ist von ihm erfüllt. Die blaue Kuppel oben leuchtet wie ein einziger Edelstein. Engelchöre singen — Hallelujah! — das ewige Licht! —"

Einige Zeit saß Polikarp still, gleichsam entrückt, dann erhob er sich, schien größer zu werden, immer größer und breitete die Arme aus, er schien von der Erde emporzufliegen, aber im nächsten Augenblick stürzte er nach rückwärts zu Boden und regte sich nicht mehr.

Nach einiger Zeit berührte ihn Gawril, er war tot.

Zwei Männer gruben draußen ein Grab und senkten Polikarp in dasselbe.

Matia und Drosika trugen Reisig auf einen Haufen zusammen. Sie hatten sich entschlossen, die Feuertaufe zu erwählen. Als der Stoß hoch genug war, gesellten sich noch einige Andere zu ihnen. Matia zündete das Reisig an. Sofort schlugen die Flammen empor und der Rauch hüllte die Märtyrer ein, welche singend den Tod erwarteten.

Irodion weinte laut: „Ich will nicht mehr hungern," sprach er, „hörst Du, Großvater, ich will nicht."

„Was willst Du also?" fragte Teodat aus seinem Grabe hervor.

„Lieber sterben."

Alle waren auf einmal von einem wilden, blutdürstigen Wahnsinn ergriffen.

„So Gott will, werde ich Abrahams Opfer erneuern," sagte Teodat, kam aus der Tiefe der Erde hervor, band den Knaben an einen Baum und schnitt ihm mit einem Brotmesser erst den Leib und dann den Hals auf. Während Irodions Blut floß, fragte er ihn: „Leidest Du große Schmerzen?"

„Nein, Großvater."

„Verzeihst Du mir?"

„Ich verzeihe Dir."

Das Blut berauschte die Anderen.

Gawril verlangte von Apolonia die Bluttaufe.

„Ich will Dich opfern, ja," gab sie zur Antwort, „aber Du könntest Dich wehren, ich werde Dich binden, sonst thue ich es nicht."

„Ich werde mich nicht wehren," sprach Gawril, „aber binde mich immerhin."

Apolonia nahm ihren Strick und band ihm die Arme auf den Rücken, dann suchte sie einen zweiten und band seine Füße.

Ruhig wetzte sie jetzt das Messer, das er ihr gegeben hatte, an der Sohle ihres roten Stiefels.

„Mach' es gut," sagte Gawril, „töte mich nicht zu rasch, sonst könnte Gott das Opfer verwerfen."

„Verlaß Dich nur auf mich," sagte Apolonia. Sie ließ sich zur Erde nieder, setzte das Knie auf Gawrils Brust, schürzte langsam den Ärmel ihres Halbpelzes auf, faßte ihr Opfer mit der linken Hand beim Haar und stieß ihm das Messer in die Brust.

Sofort floß Blut, aber die Wunde war nicht tief. Apolonia hatte bei dem Streich gezittert. „Ich kann es nicht," sagte sie, „ich kann nicht stechen, ich kann kein Blut sehen."

„Dann rufe einen von den Männern."

Apolonia gab keine Antwort, sie zog langsam das Knie zurück, warf das Messer weg und legte sich neben Gawril in das Gras.

„Was willst Du?" fragte er.

Sie schwieg und machte ihre Zöpfe los.

„Apolonia, es ist nicht Zeit zu kosen."

Sie sah ihn an. Ihr rundes Gesicht, mit der kleinen Stumpfnase, dem offenen Mund und den großen Augen voll schimmerndem Glanz, war gleichmütig wie sonst. Langsam legte sie ihren großen rotblonden Zopf um Gawrils Hals, machte eine starke Schlinge daraus und zog sie mit beiden Händen zu.

„Was — was willst Du?" —

„Dich erwürgen."

„So würge mich."

Sie nickte mit dem Kopf und wand die weiche Haarschlinge fester zusammen.

Sie glich in diesem Augenblick einer Russalka, obwohl sie kein Gewand aus Wasserperlen an sich hatte und keine Seerose im Nixenhaar.

* * *

Am folgenden Tag kam ein Waldheger durch die schweigende, düstere Wildnis, der Spur eines Bären folgend. Als er den Dornenzaun erblickte, kam ihm eine Ahnung dessen, was hier vorgegangen war. Er machte das Zeichen des Kreuzes und blieb stehen. Er blickte hinaus. Aber nichts war zu sehen. Er horchte. Nichts war zu hören.

Die uralten Bäume standen still und ernst, kein Halm regte sich, keine Fliege summte. Die Sonne ging hinter Wolken unter. Die ganze Welt schien von einem ungeheuren Brande erfaßt, nur daß man keinen Rauch sah. Weiße Flocken schwammen über den Himmel.

Die Bäume schienen zu bluten.

Der Wald war still, still war es im Lager der Büßer.

Der Jäger faßte sich ein Herz und ging vorwärts.

Da saß in dem niederen Heidelbeerkraut, das den Boden weithin bedeckte, ein großer roter Schwamm, ein Kind, ein Mädchen mit einem roten Kopftuch.

Es war Matronka.

Der Waldheger erkannte sie.

„Was thust Du hier?"

Keine Antwort.

„Wo ist Dein Großvater?"

Das Kind fuhr fort, die schwarzen Beeren abzureißen und in den schwarzen Mund zu stecken.

„Hörst Du nicht, Matronka?"

Die Kleine erhob die Augen erstaunt — ihr Mund war halb geöffnet — sie blickte zur Seite und verbarg dann ihr Gesicht wieder in dem schmutziggrünen Strauchwerk.

„Wo ist Deine Mutter?" fragte der Waldheger, auf seine Flinte gestützt.

„Sie schläft," erwiderte das Kind, „Alle schlafen."



Ein Hochzeitstag.

Novellistische Skizze von Marie Conrad-Ramlo.

(München.)

Ein junger Konzipient, Herr Joseph von Ameling, Sohn reicher Eltern, liebte eine schöne Tänzerin. Sie hieß Philine Rockler. Das Liebesglück dauerte mehrere Jahre.

Zwei Kinder — ein Knabe und ein Mädchen — waren die Folge dieses Verhältnisses.

Das Liebespaar entfremdete sich nach und nach und entfernte sich von einander.

Der Mann, nun berühmter Advokat geworden, hielt die Ehe mit einer Tänzerin für unmöglich, besonders wenn sie, wie Philine, die Sünde begangen, zwei illegitime Kinder zu haben.

Daß er selbst der Vater dieser Kinder war, milderte in seinen Augen diese Sünde nicht. Die Kleinen liebte er trotzdem herzlich, und nachdem er ein reifer Mann geworden war und seine Praxis aufgegeben hatte, adoptierte er die Kinder und nahm sie zu sich.

Er zog als Justizrat in eine andere Stadt.

Dort hielt man ihn für einen Wittwer, und da er sehr vermöglich war, schien Alles in bester Ordnung zu sein.

Die Tänzerin lebte fern von da, und es wurde in dem Hause des Justizrates recht selten von ihr gesprochen. Er mochte nichts hören und ärgerte sich, wenn die Kinder von ihr redeten: er nannte sie kurzweg „die Nockler".

Die Kinder sagten aber „die Mutter", schüchtern, leise, kein Mensch sollte es ja hören. „Wenn sie tot wäre, die Mutter!"

Das wäre anständiger, da dürften sie dann von ihr reden! Aber es wäre auch recht traurig.

„Oder wenn sie wenigstens vom Vater geschieden wäre!"

Sie gälte dann doch gewissermaßen für die Gattin des Vaters, trüge denselben Namen, wie er und die Kinder!

„Ach, das wäre doch viel besser!"

Da könnten sie dann auch von ihr sprechen — aber so!

„Gar nicht verheiratet!"

„Ein Fräulein! Eine ledige Tänzerin, die Philine Nockler heißt!"

Die Kinder erröteten, wenn sie daran dachten. Nein, nein, davon konnten sie wirklich nicht sprechen! Wie beneideten sie andere Kinder, die so frei, so ungeniert von ihrer Mutter redeten, als ob sich das von selbst verstünde!

* * *

Sie sind nun selbst erwachsen. Der Vater ein älterer Herr.

Der Sohn Hermann hatte sich verheiratet. Die Tochter, die kleine, hübsche Philine, ist Braut. Und die Mutter — die Nockler!

„Ach!"

Das Mädchen seufzt oft. Ihr Bräutigam, ein stolzer, sittenstrenger Mann, kennt die Verhältnisse. Hermann und er sind Freunde. Sie reden manch ernstes Wort miteinander, auch die kleine Philine darf mitreden.

Dann sprechen sie mit dem Alten. Ernst, fast düster, tritt sein Sohn vor ihn hin, fest entschlossen, über des Vaters vage Ehrbegriffe, über seine Starrsinnigkeit zu siegen.

„Vater, Du mußt heiraten! Du bist uns eine Mutter schuldig! Wenn mich mein Junge einst fragt: ‚Hast Du keine Mutter?‘ will ich nicht darauf antworten: ‚Ja, ich habe eine, sie heißt Philine Rockler!‘ Ich will nicht. Thue Deine Pflicht, Vater! Wenn auch nicht als Mann, unserer Mutter gegenüber, so doch als Vater, der uns liebt. Wir bitten Dich darum!“

Der Alte tobt, rast, verzweifelt, nennt sie wahnsinnig! Er — die alte Rockler heiraten ... die sich, so glaubte er, dem Branntweinsuff ergeben!

„Vater, Du sollst ja nicht glücklicher Ehemann werden, darum handelt es sich nicht. Wir wollen eine legitime Mutter, darum handelt es sich!“

Schließlich — nach heißem Kampfe — giebt der Vater nach.

„Aber an einem neutralen Orte soll's geschehen.“

Hermann reist nach Wien, wo die „Rockler“ lebt. Diese, einst so schön, sieht nun ein bißchen plebejisch aus. Die Nase rot angehaucht, das Gesicht gedunsen, aber gutmütig, das Ganze etwas watschelig.

Sie hatte sich schon längst in ihr Schicksal ergeben. Von ihrer kleinen Pension und dem monatlichen Zuschuß des Justizrates konnte sie recht gut leben. Es ist wahr, sie griff manchmal zur Schnapsflasche, aber nicht übermäßig, nur wenn sie, ohne eigentlich einen Grund zu haben, traurig war. Sie hat auch ihren kleinen Kaffeetratsch mit ehemaligen Kolleginnen und Leidensschwestern.

Die Kinder sah sie alle Jahre einmal und freute sich an ihrem stattlichen Emporblühen, an ihrem Verstand und Wohlergehen.

An „ihn“ denkt sie selten, meist nur, wenn sie die Postanweisung, von seiner Hand geschrieben, erhält. Den Kindern geht's gut. Das ist die Hauptsache!

Nun kommt plötzlich ihr Sohn Hermann, ganz unvorhergesehen, zu einer Zeit, wo sie ihn gar nicht erwartet hatte. Sie staunt. Und weiß sich vor Staunen nicht zu fassen, als er ihr den Entschluß des Vaters mitteilt. Sie begreift nicht; sie lacht. Was sie früher so heiß und — vergebens ersehnte, die Ehe mit „ihm“, macht sie nun lachen. Ist sie verrückt, oder sind es die Anderen?

„Der Kinder wegen, nur der Kinder wegen!“

Jetzt begreift sie. Ja ja, so muß es sein ...

Sie läßt sich ein neues, schwarzseidenes Kleid machen; kauft sich ein gutsitzendes Korsett, nimmt etwas poudre de riz mit „für die Nase," dann begiebt sie sich zum Bahnhof, fährt nach Magdeburg, wo sie keinen Menschen kennt, steigt in dem ihr bezeichneten Hotel ab, und bekleidet sich mit dem Schwarzseidenen.

Bald darauf fährt ein Wagen vor, in dem ein älterer Herr sitzt, im schwarzen Frack und weißen Handschuhen.

Sie setzt sich zu „ihm" in den Wagen. Er sieht zum Fenster links hinaus. Er will sie nicht anschauen. Der Anblick müßte zu abstoßend sein . . .

Sie schielt auch nach links, zu „ihm". Er scheint ihr sehr gealtert, aber würdevoll. Seine Hand liegt auf seinem rechten Knie, ganz nahe bei ihr. Soll sie sie fassen? Nein, das thut sie nicht.

Er räuspert sich . . . Was wird er sagen?

„Hermann ist in Wien gewesen —"

Nach einer Pause sagt sie leise: „Ja, er hat mir alles mitgeteilt —"

Er fährt rasch dazwischen: „Es geschieht der Kinder wegen, nur der Kinder wegen."

„Ich verstehe!" ist die schüchterne Erwiderung.

Dann wird nichts mehr gesprochen. Am Standesamt geben sie sich die Hände, die ihrige zittert leise, die seine nicht.

Und als sie der Standesbeamte auffordert, ihren jetzigen Namen zu unterschreiben und sie mit „Frau von Ameling" anredet, wirft sie beinahe ein Glücksschwindel zu Boden . . .

Dann fährt sie wieder zum Bahnhof, allein, wie sie gekommen — dann heim nach Wien.

In ihrer Junggesellenklause angelangt, die sie auch künftighin bewohnen wird, löst sich die Erstarrung, die sie seit dem Verlassen des Standesamtes ergriffen, und sie bricht in heißes, krampfhaftes Schluchzen aus.

Dann schleicht sie zur Schnapsflasche, thut einen tiefen Schluck, endlich beruhigt sie sich wieder und — alles ist wie früher . . .



Was der alte Oberst erzählte.

Der Herr von Ete.

Von Gerhard von Amyntor.

(Potsdam.)

Irgendwer soll ja wohl einmal gesagt haben, daß der Stil der Mensch sei; nun, meine Herren, das mag ja hier oder da Geltung haben, im Allgemeinen ist es wohl aber eine französische Windbeutelei, die nur durch ihre Absonderlichkeit verblüffen soll. Ich möchte ein anders Wort prägen, das, wie mir däucht, auf größere Giltigkeit Anspruch hat: der Charakter ist das Schicksal. Wenn wir den Ablauf eines Menschenlebens immer so übersichtlich, wie ein aufgeschlagenes Buch, vor uns hätten, dann würden wir finden, daß die Schicksale, die ein Mensch erfährt, nicht von außen und unvermittelt an ihn herantreten, sondern vielmehr ein Erzeugnis seiner Eigentümlichkeit, seiner Empfindungs- und Denkart, kurz seines Charakters sind.

Ich hatte einen Kameraden, der sehr zimperlich und sehr leicht in Verlegenheit zu setzen war; durch seine angeborene Scheu vor allem, was nur irgendwie die Aufmerksamkeit hätte auf ihn hinlenken können, wurde er meist erst recht auffällig, und je tiefere Glut dann seine Wangen überzog, um so lauter und herzhafter bespöttelten und verlachten ihn seine Genossen. Er hieß Burghard mit Vornamen; ein Leutnant Rodow aber, ein geborner Berliner mit ziemlich scharfer Zunge, hatte ihn mit dem Spitznamen „Ete" belegt, und als „Herr von Ete" vollendete er sein Geschick und lebt er noch heute in meiner Erinnerung. Ete und Rodow standen immer, nicht garade auf dem Kriegsfuße, aber doch auf dem Fuße einer Art Kriegsbereitschaft; Rodow neckte und hänselte, wo er nur konnte, den schüchternen Kameraden, und dieser war eben viel zu zaghaft und ungewandt, um sich den aalglatten Spötter vom Leibe zu halten. Wie manchesmal habe ich Rodow unter vier Augen ins Gewissen geredet, er möchte die unglückselige Veranlagung des armen Burghard doch mehr schonen; aber immer erwiderte er lachend: „Nehmen Sie mir's nicht übel, ich kann nicht anders! Wenn ich nur die schüchterne Miene und das mädchenhafte Erröten dieses unvergleichlichen Ete sehe, dann reizen mich tausend Kobolde, mit ihm anzubinden. Man müßte Fischblut in den Adern haben, um ihm gegenüber ernst und gelassen zu bleiben."

„Ich warne Sie, Rodow," wandte ich dann wohl besorgt ein, „übertreiben Sie die Sache nicht! Wenn Burghard auch recht gutmütig ist, einmal

könnte ihm doch die Geduld reißen; es würde mir leid thun, wenn er dann gerade mit Ihnen hart zusammentreffen sollte."

„Das bekommt der gute Ete gar nicht fertig," tröstete mich der Übermütige, „dazu ist er viel zu schüchtern."

Als ich Rodow einmal fragte, warum er den Ärmsten immer Ete nennte, erklärte er: Ete wäre eine Abkürzung; eigentlich müßte es „Etepetehte" heißen; mit diesem Worte bezeichnete der Berliner einen übertrieben zartfühligen, altjungferhaften und zimperlichen Menschen.

Ich gab es schließlich auf, den unverbesserlichen Spottvogel zu bekehren, und das Schicksal nahm denn auch seinen Lauf, allerdings in einer Richtung, die mich erst außerordentlich überraschte und die mir erst später durch den Charakter des Betreffenden durchaus bedingt erschien.

In unserer Garnison wohnte eine sehr beherzte ältere Witwe, die eine Tochter aus erster, und zwei Töchter aus zweiter Ehe hatte. Frau Ottilie, die brave Mutter dieses Töchter-Kleeblattes, war zuerst mit einem armen Offizier verheiratet gewesen und diesem hatte sie ihre Cäcilie geschenkt, die, wie Rodow zu versichern pflegte, schon längst „aus dem Schneider," d. h. über dreißig Jahre alt wäre. Fräulein Cäcilie wurde von uns allen die „heilige" zubenannt: auch dieser Spottname stammte, wie ich vermute, von dem scharfzüngigen Rodow; sie war durchaus nicht musikalisch, noch hatte sie, wie ihre kanonisierte Namensschwester, je ein Musikinstrument erfunden; sie war aber sehr groß und dürr, von allen Grazien verlassen, und ein Ausdruck so herber Sittenstrenge, so unbestechlicher Unnachsichtigkeit auch gegen die geringste Regung leichtlebigen Übermutes lag um ihre blutleeren und gekniffenen Lippen, daß jener Spottname einer gewissen Begründung nicht entbehrte. Füge ich noch hinzu, daß die heilige Cäcilie eine sehr lange und stark hervorragende Nase hatte, die der unartige Rodow nur als einen „Lötkolben" bezeichnete, so wird man mir glauben, daß sie wenig Anziehendes besaß und von Rechtswegen berufen erschien, den ehrbaren Stand der alten Jungfern um ein äußerst ehrbares Exemplar zu vermehren. Um so lieblicher waren die beiden Mädchen, die Frau Ottilie in ihrer zweiten Ehe mit einem wohlhabenden Rechtsanwalt erzielt hatte; Anna und Clara galten als gute Partieen; die Sporteln und Spesen, die der selige Anwalt zusammengescharrt hatte, lagen in sichern Papieren auf dem Vormundschafts-Gerichte, und ein armer Leutnant konnte sich unbedenklich an eines dieser Mädchen heranmachen. Daß freilich Ete jemals den Mut finden würde, um Anna anzuhalten, das bezweifelten wir alle ohne Ausnahme; ein günstiger Zufall mußte ihm schon zu Hilfe kommen oder die Mutter, vielleicht auch Anna selbst, mußten das erste Wort sprechen, wenn überhaupt aus der Sache etwas

werden sollte; so viel stand aber fest, das Ete im Hause der Rechtsanwalts-Witwe verkehrte, daß er an einem bestimmten Tage des Mai stets mit einem Blumenstrauß in der Hand dorthin ging, um ihn Anna, dem Geburtstags-kinde, zu Füßen zu legen, und daß er, wenn an unserm Offiziertische einmal zufällig der Name Anna erwähnt wurde, immer bis über die Ohren errötete und verlegen auf seinen Teller niederblickte.

Rodow war unermüdlich, ihn zu foppen und aufzuziehen und seiner scharfen Beobachtung gelang es auch, immer wieder neue Schwächen des Ärmsten zu entdecken, die dem Spötter erwünschte Veranlassung zu neuen Foppereien gaben. So hatte Rodow einmal in seiner Suppe ein Haar gefunden und als er es diskret mit dem Suppenlöffel entfernte, war er zufällig von Ete beobachtet worden, der sich sofort verfärbte und ekelgeschüttelt seinen Löffel weglegte. „Wird Ihnen unwohl, Ete?" fragte nun Rodow in geheuchelter Teilnahme, „oh! das thut mir leid; ich hätte meine Haarfischerei noch vorsichtiger betreiben sollen. Essen Sie doch nur in Gottes Namen weiter; in Ihrem Teller ist sicher keine Contrebande; unser Küchenmädchen, die blonde Emma . . . ich schwöre darauf, daß das Haar von ihr war . . . wird doch nicht gleich einen ganzen Zopf verloren haben." Er sagte es aus Rücksicht auf die anderen Genossen nur mit gedämpfter Stimme, aber ich saß in der Nähe und konnte es hören. Ich warf ihm einen strafenden Blick zu, den er durch Verneigen seines Hauptes demütig quittierte; dabei leuchtete ihm aber die helle Freude aus den Augen, daß er wieder ein neues Mittel besaß, den armen Ete zu quälen. In der That hatte er es von Stund' an in der Hand, den Überempfindlichen jederzeit auf Hungerdiät zu setzen; er brauchte nur beim Beginn der Mahlzeit den Daumen und Zeigefinger zu spitzen und sich den Anschein zu geben, als ob er heimlich etwas Ungehöriges aus seinem Essen entfernte; sofort erblaßte Ete und rührte ganz gewiß, trotz allen Zuredens seiner Nachbarn, keinen Bissen mehr an. So oft auch dieses Stück spielte, für Etes Eßlust blieb es immer gleich verderblich. Ich suchte den Ärmsten von dieser seiner Schwäche zu heilen, indem ich ihm einmal nach der Mahlzeit unter vier Augen vorhielt, daß er von Rodow nur gefoppt würde und daß er ihm doch nicht den Gefallen thun sollte, sich immer wieder anführen zu lassen. Er gab mir zu, daß er sehr wohl wüßte, wie das Verhalten Rodows nur Komödie wäre; er hätte aber nun einmal eine so reizbare Phantasie, daß, wenn einer nur den Rand eines Suppenlöffels mit gespitzten Fingern berührte, er schon eine Übelkeitsanwandlung verspürte und nicht mehr im Stande wäre, einen Bissen hinunterzubringen. „Dann ist Ihnen nicht zu helfen," erwiderte ich ärgerlich, „wer seiner eigenen Schwächen nicht Herr werden kann, darf sich auch nicht beklagen, wenn Andere die

ihren nicht ablegen." Trotzdem nahm ich Rodow ins Gebet und empfahl ihm Schonung; eine Zeit lang fruchtete auch meine Dazwischenkunft; aber später, als ich meinen Tischplatz gewechselt hatte, fing die alte Teufelei aufs neue an und Burghard von Ete bekam durch die häufigen Fasttage, die ihm Rodow auferlegte, ein immer zarteres und hinfälligeres Aussehen. „Um so mehr Glück wird er bei seiner Herzensdame haben," tröstete mich Rodow, dem ich einmal wieder Vorwürfe gemacht hatte, „ich müßte mich sehr irren, wenn Fräulein Anna nicht den blassen und interessanten männlichen Gesichtern den Vorzug gäbe."

Auf einem Balle bei unserm Divisions-Kommandeur, den Rodow nur den „feinen Fleischwaaren-Händler" nannte, weil er fünf hübsche, aber unbemittelte Töchter unter die Haube zu bringen suchte, hatte ich einmal Gelegenheit, den schüchternen Ete im Verkehr mit seiner Angebeteten zu beobachten. Es war in der That rührend anzusehen, wie er sie im geheimen anschmachtete, wie er sie mit glühenden Blicken verfolgte, wenn sie mit einem Andern tanzte, und wie er verlegen stammelte und nur die ödesten gemeinplätzigsten Worte fand, wenn er einmal mit ihr reden durfte. Er führte sie so ängstlich zur Française, zu der er sie aufzufordern gewagt hatte, als ob sie ein Porzellanfigürchen wäre, das durch den Griff seiner Hand zerbrechen könnte. Ich hatte mich in ein Nebenzimmer zurückgezogen, als er aufgeregt hereinstürmte und mir atemlos ins Ohr raunte, ich möchte sein Zeuge sein und Herrn von Rodow sofort auf Pistolen fordern. „Was haben Sie denn mit ihm gehabt, Burghard?" fragte ich, indem ich ihn gleichzeitig durch eine stumme Geberde zur Ruhe ermahnte. „Oh, dieser Nichtswürdige!" stammelte er mit zuckenden Lippen, „ich muß meiner Tänzerin ja als der unbeholfenste und albernste Mensch von der Welt erschienen sein! es würde mich gar nicht wundern, wenn sie mich für verrückt hielte!" — „Pscht!" mahnte ich, „immer hübsch kaltblütig! erzählen Sie mir in aller Ruhe, was eigentlich vorgefallen ist." Endlich berichtete er zusammenhängend, welchen Streich ihm Rodow gespielt hätte. Wir trugen damals noch den Schwalbenschwanz, ein frackähnliches Montur-Ungeheuer, und den Federhut. Zu der Française, die eben beendet worden war, hatte Ete Degen und Federhut hinter sich auf einem Stuhl abgelegt und er war gerade dabei, neben seiner Tänzerin die zierlichsten Sprünge nach allen Regeln der Kunst auszuführen, als der ihm entgegen tanzende Rodow ihm schnell und scheinbar tief erschrocken zugeflüstert hatte: „Um Gottes willen, Ete! Ihre Beinkleider sind nicht zugeknöpft!" Wie vom Donner gerührt hätte er es vernommen; er wäre gänzlich unfähig gewesen, einen schnellen Entschluß zu fassen. An sich niederzuschauen und einen prüfenden Blick nach der beanstandeten Stelle seines unnennbaren

Kleidungsstückes zu werfen, hätte er doch nicht wagen dürfen; das wäre dasselbe gewesen, als hätte er alle Mittänzer auf seine unverantwortliche Verfassung erst recht aufmerksam machen wollen; aus demselben Grunde hätte er aber auch die Verbesserung des Schadens nicht bewirken dürfen; so wäre er denn vor Angst und Scham halb sinnlos hin und her gehüpft und hätte sich nur bemüht, immer ganz kerzengerade zu bleiben, damit der nicht zugeknöpfte Teil seiner Hose nicht etwa plötzlich durch eine unbedachte Bewegung auseinander klaffte und so aller Welt das Unglück offenbar machte. Die Française hätte seiner Schätzung nach eine Ewigkeit gedauert; Blut und Wasser hätte er geschwitzt und Anna hätte ihn mehrmals gefragt, ob er unwohl wäre. Diese dringliche Frage hätte ihm die Vermutung nahegelegt, daß auch Anna schon sein Unglück bemerkt haben möchte und ihm wahrscheinlich nun andeuten wollte, er möchte sich doch unter dem Vorwande eines Übelbefindens nach der Kleiderablage zurückziehen und dort seinen äußeren Menschen wieder in Ordnung bringen. Dazu hätte ihm aber thatsächlich jeder Mut gefehlt, denn durch einen plötzlichen Rückzug hätte er ja erst recht Aller Augen auf sich hinlenken müssen. So wäre er denn in einer geradezu unbeschreiblichen Pein auf seinem Platze geblieben, die endlose Française im Stillen zu allen Teufeln wünschend. Als nun aber, wie er sich einbildete, auch die ihm gegenüber tanzende Dame ihren Blick starr und entsetzt auf sein Beinkleid gerichtet hätte, da wäre die Hölle seines Zustandes unerträglich geworden; er hätte sich wie Jemand, der von plötzlichem Nasenbluten befallen wird, das Taschentuch vors Gesicht gehalten und ohne jede weitere Entschuldigung die Flucht ergriffen, indem er nur noch mit einem letzten Blicke bemerkt hätte, wie alle Welt belustigt hinter ihm her lächelte. In der Kleiderablage hätte er endlich ohne Zeugen nach dem vermeintlichen Schaden forschen dürfen, aber — kaum hätte er seine Augen getraut — seine Hosen wären durchaus zugeknöpft und in gänzlich vorschriftsmäßiger Verfassung gewesen. Wie von einem drückenden Alpe befreit, hätte er aufgeatmet, da wäre ihm aber die ganze rücksichtslose und abscheuliche Tücke Rodows erst zum vollen Bewußtsein gekommen. Durch diesen nichtswürdigen Menschen verführt hatte er vor Anna die unbegreiflichste und albernste Rolle gespielt... was sollte die Dame von ihm und seinem jähen unentschuldigten Verschwinden denken? Er müßte sich blutig rächen! zum zweiten Male sollte Herr von Rodow etwas Ähnliches nicht versuchen! Fünf Schritte Barriere! das wäre seine Antwort auf diesen unerhörten Bubenstreich. Ich möchte die Forderung sofort überbringen und alles Nötige mit Rodows Zeugen vereinbaren; er zöge sich jetzt zurück, erwartete mich aber noch heute Nacht in seiner Wohnung.

Er war außer sich, und sein Zustand wirkte doppelt peinlich auf mich

ein; denn wenn es schon keine Anehmlichkeit ist, mit Jemandem zu verkehren, der blindwütig Rache schnaubt, so wird die Sache um so mißlicher, wenn man sich diesem Jemand gegenüber auf die Zunge beißen muß, um nicht in lautes schallendes Gelächter auszubrechen. Es wurde mir in der That blutsauer, meine wahre Stimmung zu verbergen. Dieser Streich sah einmal wieder dem tollen Rodow ganz ähnlich! Wie richtig hatte er den Gefoppten berechnet! Nur der zimperliche Ete konnte durch Etwas aus dem Häuschen gebracht werden, das jeder Andere, der nur ein wenig Geistesgegenwart besaß, sofort als plumpen Scherz erkannt haben würde!

„Ich will Ihnen gern zu Diensten sein, Burghard," hob ich nach kurzer Überlegung an, „aber nur unter einer Bedingung: Sie bleiben hier und nehmen am nächsten Tanze wieder teil, als ob nichts Besonderes vorgefallen wäre."

Er sah mich verblüfft an.

„Sie müssen hier bleiben," fuhr ich erläuternd fort, „damit keine Menschenseele ahnt, was zwischen Ihnen und Rodow vorgeht. Versprechen Sie mir das? Gut! so kehren Sie in den Tanzsaal zurück. Ich werde inzwischen das Weitere verhandeln."

Was ich beabsichtigte, geschah. Im Laufe des Abends beruhigte sich einigermaßen die Brandung in des Erzürnten Seele, und als ich mit Rodow gesprochen und ihn dazu vermocht hatte, den grollenden Gegner de- und wehmütig um Entschuldigung zu bitten, wurde der Friede zwischen diesen beiden ungleichen Menschenkindern notdürftig wieder hergestellt.

Es war ein paar Jahre später; noch immer besuchte Ete Frau Ottiliens Haus, noch immer wurde er rot bis ans Stirnhaar, wenn Jemand Anna's Namen nannte, aber noch immer nicht hatte er das entscheidende Wort gefunden. Ich hätte ihm die baldige Erfüllung seiner Liebeshoffnungen von Herzen gegönnt; der eheherrliche Stand hätte ihm vielleicht mehr Sicherheit und Selbstvertrauen gegeben und dann wäre er den unbarmherzigen Neckereien Rodow's nicht mehr so hilflos ausgesetzt gewesen. Wir lagen zur Manöverzeit nebst unserm Divisions-Kommandeur, der seine Töchter noch immer nicht angebracht hatte und deshalb von Rodow nur noch der „getrocknete Erbsenhändler" genannt wurde, bei einem gräflichen Gutsbesitzer im Quartier. Es war ein wundervoller Spätsommer; die ersten Trauben reiften schon an den Weinspalieren des gräflichen Schloßgartens. Ete war stillvergnügt; er hatte einen Brief aus unserer Garnison erhalten und Rodow, der die Aufschrift des Briefes gesehen hatte, behauptete steif und fest, sie stammte von der Hand der klugen Frau Ottilie. Unmöglich war die Sache nicht; Ete war ein so verzagter Freiwerber, daß eine umsichtige Mutter, die ihn sich

für eine ihrer Töchter erhalten wollte, ihm schon gelegentlich ein paar Schritte entgegenkommen mußte. Während Ete also immer wieder im Lesen seiner Epistel schwelgte, schlich sich Rodow allabendlich in den Garten und botanisirte im Schutze der Dunkelheit auf eigene Hand zwischen den Weinspalieren. Ich hatte ihn erst in einem ganz anderen Verdachte, denn der Frau Gräfin diente eine allerliebste Kammerjungfer, welche die freundlichen Blicke Rodow's nicht ganz unfreundlich erwiederte; eine geheime Begegnung der Beiden im Garten hätte ganz gut in das lustige Manöverprogramm eines übermütigen Leutnants gepaßt; als ich ihn aber darauf anredete, erklärte er mir ehrlich, daß er ein leidenschaftlicher Freund von Weintrauben wäre und bei seinen abendlichen Excursionen nur dieser seiner Liebhaberei in diskretester Weise nachzugehen pflegte. „Man wird es aber merken," wandte ich kopfschüttelnd ein. „Unbesorgt!" tröstete er mich, „ich bin sehr vorsichtig; ich nasche nie vereinzelte Beeren, sondern nehme stets die ganzen Trauben; das ist die sicherste Art, auch das aufmerksamste Wächterauge zu täuschen." Auf mein Vorhalten, daß diese heimliche Plünderung doch eigentlich recht wenig dem Danke für die uns großmütig gewährte Gastfreundschaft entspräche, lachte er sorglos: „Sie wissen, daß die verbotenen Früchte am süßesten schmecken. Und ich beraube die Herrschaft nicht einmal; ich schmälere nur die Beute der Gärtnerburschen und der Kammerjungfer, die ich sämtlich schon aus dem Weinrevier aufgescheucht habe. Übrigens habe ich einen vergessenen Winkel hinter der Rosenlaube bei der Flora entdeckt, wohin noch keines Menschen Fuß gekommen zu sein scheint; dort schwellen an der Parkmauer bläulich-schwarze Trauben von einem ganz ausgezeichneten Wohlgeschmack. Niemand wird merken, daß ich bis dahin vorgedrungen bin." Er war nicht zu bekehren, und ich ließ ihn laufen.

Am letzten Tage unseres Aufenthaltes im gräflichen Schlosse hatten wir ein besonders lukullisches Mittagsmahl gehabt. Seine Excellenz, der Herr Divisions-Kommandeur, hatte in gewählten Worten seinen und unser Aller Dank ausgedrückt und sein Glas auf das Wohl des gastfreien gräflichen Paares geleert. Nach Tische führte uns die Frau Gräfin durch den Garten. Als wir uns einer Rosenlaube näherten, vor der das Steinbild einer Flora auf hohem Postamente stand, sagte sie zu ihrem unmittelbaren Begleiter, dem General: „Nun will ich Ihnen, Excellenz, und den anderen Herren noch einen ganz besonderen Genuß verschaffen, damit Sie unser Haus in gutem Andenken behalten." Und sich zu uns, die wir mit dem Grafen nachfolgten, zurückwendend: „Kommen Sie, meine Herren! ich zeige Ihnen den Weg." Sie raffte ihr hellseidenes Kleid und durchquerte kühn ein breites mit allerlei Ranken übersponnenes Beet, um sich der unfernen Parkmauer zu nähern.

Ich ahnte, was sie vorhatte, und das Herz wollte mir stille stehen. „Hier!“ rief sie, mit erhobener Hand nach der Mauer deutend, „dies ist mein Lieblingsfleck; ich habe ihn bisher sorgsam geschont; hier gedeihen stets die süßesten Trauben, und ich bitte die Herren, zuzulangen.“ Wir standen neben ihr und ich starrte verlegen in das üppige Weinlaub, aus dem auch nicht eine einzige Traube hervorleuchten wollte; Rodow hatte diesen Fleck schon in gründlichster Weise kahl geplündert. Der General, der von der wahren Sachlage keine Ahnung hatte, spähte vergeblich zwischen die Rebenblätter, und sagte lächelnd: „Mir scheint, meine gnädigste Gräfin, der Erntegott ist diesmal nicht ganz galant gegen Sie gewesen; diese Weinstöcke tragen nicht.“ Bestürzt überzeugte sich die Schloßfrau von der Richtigkeit dieser Bemerkung. „Wahrhaftig!“ stammelte sie im Tone einer fast schmerzlichen Enttäuschung, „auch nicht eine Traube! Und doch strotzten diese Reben noch vor acht Tagen von süßester Last. Hier müssen ungebetene Gäste geschwelgt haben!“ Da klang Rodow's boshaft neckende Stimme: „Ei, ei, Ete! sollten Sie es am Ende gewesen sein, der hier ins Allerheiligste unserer liebenswürdigen Wirtin eingebrochen ist?“ Ich schaute nach dem armen Burghard, der bis über die Ohren errötet war. „Ich? ich bitte Sie . . . wie würde ich mir so etwas erlauben? . . . ich habe keine Ahnung von der Existenz dieses Ortes gehabt . . .“ Er sagte es stotternd und verwirrt; der ausgesprochene Verdacht hatte ihn so verblüfft, daß er in der That den Eindruck eines überführten Sünders machte. „Hoffentlich glaubt Ihnen die Frau Gräfin,“ fuhr Rodow unbarmherzig fort, „wenngleich Sie wahrlich nicht wie ein Schuldloser dreinschauen.“ Man braucht nur einem befangenen Mädchen zu sagen, daß sie errötet sei, und sofort wird sich noch tiefere Purpurglut über ihr Angesicht verbreiten; so geriet auch Ete durch diese Bemerkung Rodow's in die heilloseste Verwirrung. Er stotterte so krauses Zeug und warf seinem mephistophelischen Genossen dabei so wütende Blicke zu, daß ihn nun auch der Divisions-Kommandeur mißtrauisch anschielte, die Gräfin aber in ein fröhliches Lachen ausbrach. „Nehmen Sie die Verdächtigung nicht zu ernst!“ wandte sie sich beschwichtigend an Burghard, „Sie merken doch, Ihr Kamerad scherzt nur . . . —“ „Und will durch diese Neckerei vielleicht nur von seiner eigenen Person den Verdacht ablenken,“ fügte ich, scheinbar uneingeweiht, hinzu, als ob ich nun meinerseits den boshaften Rodow aufziehen wollte. Ohne mit der Wimper zu zucken, vernahm es dieser; er kannte mich viel zu gut, um nicht fest überzeugt zu sein, daß ich nimmermehr den Verräter machen würde. Auf eine vereinsamte Traube deutend, die sein scharfes Auge hoch oben im Weinlaub doch noch entdeckt hatte, sagte er kaltblütig zur Schloßfrau: „Wahrhaftig, gnädigste Gräfin, hätte ich gewußt, daß hier

solche Trauben reifen, wer weiß, ob ich nicht selbst zum Näscher geworden wäre!" Dabei hob er sich auf den Zehenspitzen, faßte die glücklich entdeckte Frucht, pflückte sie ab und bot sie der liebenswürdigen Wirtin dar. „Essen Sie sie für uns Alle, damit wir die Genugthuung haben, daß Sie sich nicht vergeblich hierher bemüht haben!" Dankend nahm sie die Traube und reichte sie dem General. Damit war die Sache erledigt. Rodow verließ, über jeden Verdacht erhaben, den Platz, und nur der arme Ete ärgerte sich, daß er, durch Rodow aus dem seelischen Gleichgewicht gebracht, wieder einmal eine wenn nicht zweifelhafte, doch jedenfalls recht komische Rolle gespielt hatte.

Die Hänseleien zwischen beiden Antagonisten nahmen auch fernerhin kein Ende; es war eine Art Naturgesetz, daß diese ungleichartigen Charaktere immer wieder mit einander in Konflikt gerieten, und nach jedem neuen Konflikte hatte Rodow die Lacher auf seiner Seite, und dem armen Ete blieb das Erröten und die Beschämung.

Ein Königsgeburtstag sollte endlich der Sache ein Ziel setzen. Wir tafelten im großen Saale des Kasinos, und die Spitzen der Zivilbehörden nahmen ebenfalls an unserm Festmahle teil. Rodow hatte dem armen Ete so lange mit Zutrinken, mit heuchlerischen Freundschaftsversicherungen und mit feierlichem Anstoßen auf alle Anna getauften Damen zugesetzt, bis dieser, der sonst immer ein Muster der Mäßigkeit war, der ungewohnten Menge des geschlürften Schaumweins erlag und in einen ziemlich berauschten Zustand geriet. Nicht, daß er sinnlos betrunken gewesen wäre — ein solcher Verstoß gegen die gute Sitte wäre dem ängstlichen Ete nicht passirt — aber er hatte plötzlich alle seine Zimperlichkeit vergessen, schaute aus leuchtenden Augen seine Tischnachbarn kühn und herausfordernd an, lachte über alle, auch die gewagtesten Scherze derselben tapfer mit und trank auch seinerseits den Andern lustig zu. Rodow wollte bersten vor heimlichem Vergnügen; in einer solchen Verfassung hatte er den sonst so Schüchternen noch nie gesehen und wahrscheinlich sann er über eine neue Teufelei nach, mit der er ihn foppen wollte, als das Schicksal selber die Fäden in die Hand nahm und dem armen Ete einen Streich spielte, von dessen Wucht er sich nie wieder erholen sollte.

Wir waren von der Tafel aufgestanden. Die Ordonnanzen räumten die Tische fort, um uns Raum zu schaffen für einen Tanz, wie er am Königsgeburtstage unter den jüngeren Kameraden üblich war. Die älteren Herren vom Militär und Zivil standen in Gruppen in den Fensternischen und schlürften dort behaglich ihr Täßchen Kaffee. Da tritt Ete, der eine Zeit lang verschwunden gewesen war, wankenden Schrittes wieder in den Saal und hält unter seinem linken Arm statt des Federhutes, den er zu

halten vermeinte, einen Gegenstand, für dessen Erwähnung ich an Ihre Nachsicht, meine Herren, apelliren muß. Es war ein kreisrunder hölzerner Deckel, wie man ihn zum Verschluß von Öffnungen benutzt, die sich nur in den allerverborgensten Gemächern vorfinden. Der Unglückliche war offenbar in einem solchen Gemache gewesen und hatte beim Verlassen desselben statt des Federhutes diesen entsetzlichen Deckel ergriffen. Schon wollten ein paar Kameraden auf ihn zustürzen und ihn auf seinen Mißgriff aufmerksam machen, als Rodow, der die Sache bemerkt hatte, die besorgten Helfer zurück hielt und selber an Ete feierlich heran trat. Er musterte ihn von oben bis unten, ließ dann seine Blicke auf dem verhängnisvollen Deckel haften und beglückwünschte ihn zu der Erfindung dieser neuen Kopfbedeckung. Dem Erfinder müßte sein Lohn werden und er, Rodow, wollte ihm hiermit den ehrenden Beinamen: „Ete mit dem Deckel“ verleihen. In verstelltem Ernste hatte er gesprochen; nun aber stemmte er die Arme in die Seiten, beugte sich ein über das andere Mal tief nach vorn, krümmte und wand sich und prustete endlich in stoßweisen Lachrhythmen den Atem durch die zusammengepreßten Lippen: „Ete mit dem Deckel!“ Dieser Name pflanzte sich von Mund zu Munde fort und das Zischeln und Kichern allgemeinster Heiterkeit umtoste den Deckelträger wie ein braundendes Meer. Diese Geschichte ist weit umher getragen worden; Jeder, der sie erzählt, giebt dem Helden derselben einen anderen Namen; ich aber habe dabei gestanden, wie sie sich zutrug, und kann Ihnen aus eigenster Erfahrung das fernere Verhalten Etes schildern. Anfangs begriff er gar nicht, worum es sich handelte; wie ihm aber endlich klar wurde, daß er nicht seinen Federhut, sondern einen gänzlich anders gearteten Gegenstand unter dem Arme hielt, da schlugen sich plötzlich die Weindünste in seinem Hirn nieder und in grausiger Nüchternheit begriff er den ganzen Umfang seines Mißgeschickes. Alle seine geträumte Würde war zum Teufel. Ein Anderer hätte in die allgemeine Heiterkeit mit eingestimmt und so die Spötter entwaffnet; der zimperliche Ete aber war solcher Kaltblütigkeit nicht fähig; einen Moment erbleichte er, und in diesem Momente fürchtete ich in der That für sein Leben; bald aber kehrte die Farbe in sein Antlitz zurück, und übergossen mit Schamröte floh er gänzlich vernichtet aus dem noch immer laut lachenden Kreise und begab sich. wie von den Furien gehetzt, nach seiner Wohnung. Am andern Tage ließ er sich krank melden und blieb so lange in der freiwilligen Klausur, bis auf seinen Wunsch seine Versetzung zu dem detaschirten Bataillon nach G. verfügt worden war. In G. erst wollte er sich wieder unter Menschen wagen. Bevor er jedoch nach G. abreiste, hatte er noch die Ausführung eines für seine Verhältnisse unerhört kühnen Planes beschlossen. Er teilte mir, als ich eines Tages bei

ihm war, vertraulich mit, daß er zu Frau Ottilie gehen und feierlich um Anna anhalten wollte. Erst erschrak ich, denn ich war überzeugt, daß die Geschichte mit dem Deckel auch schon zu den Damen ihren Weg gefunden hatte und daß sich der Ärmste unfehlbar einen Korb holen würde; ich wollte ihn aber nicht noch zaghafter machen als er ohnehin war, und so verhehlte ich meine Beklemmung und gratulierte ihm zu seinem Vorhaben. „Bravo, Burghard! das ist die schneidigste Art, auf die Sie sich von hier empfehlen können! entführen Sie uns das reizendste Mädchen der Stadt und verwandeln Sie Ihren Abgang in einen Triumphzug!" — „Heute Abend noch hole ich mir die Entscheidung," stammelte er scheinbar beherzt, in Wahrheit aber in höchster Befangenheit, „und morgen früh reise ich, hoffentlich ein glücklicher Mann, nach G. ab." — „Sie sollten jetzt gleich am hellen Tage hingehen," riet ich, „zur Mittagszeit treffen Sie die Damen am sichersten zu Hause." Verlegen schaute er zur Erde: „Nein, jetzt noch nicht! Sie wissen, bei Tage darf ich mich hier noch nicht öffentlich zeigen . . . es ist besser, ich warte die Dämmerung ab . . ." — „Denn im Dunkeln leuchten die Sterne am hellsten," ergänzte ich in geheuchelter Zuversicht. „Adieu, Burghard! teilen Sie mir das Ergebnis mit; Sie wissen, welchen Anteil ich an Ihrem Glücke nehme." Damit verabschiedete ich mich und überließ ihn den Vorbereitungen zur Entscheidung seines Schicksals.

Am späten Abende saß ich in meiner Stube, als eine mantelverhüllte Gestalt, ohne erst vorher angeklopft zu haben, über die Schwelle wankte und mich mit hohler Grabesstimme grüßte.

„Burghard! Sie? Um Gottes willen! was ist denn geschehen?" fragte ich erschrocken.

Er gab vorerst keine Antwort, sondern ließ sich wie vernichtet in einen Sessel fallen, indem er sein Antlitz mit beiden Händen bedeckte.

Der Ärmste! dachte ich, der hat seinen Korb weg! nie in seinem Leben wird er vor den Traualtar treten!

„Reden Sie, Burghard!" drang ich teilnehmend in ihn ein, „erleichtern Sie Ihr Herz!"

„Ich bin verlobt!" quoll es röchelnd aus seiner Kehle.

„Verlobt?" wiederholte ich ungläubig. „Aber, Mensch, wenn das wahr ist, warum denn diese Armesündermiene? Ein glücklicher Bräutigam pflegt doch ein fröhlicheres Gesicht zu machen!" Er stützte den rechten Ellbogen auf die Tischplatte und drückte seine schräg geneigte Wange gegen die gespreizten Finger der rechten Hand. „Ein glücklicher Bräutigam?" stieß er ingrimmig lächelnd hervor, „ich bin der unglücklichste Mensch unter Gottes Sonne! Meine Braut heißt — Cäcilie!"

Ich fuhr empor, als ob mich ein Skorpion gestochen hätte. „Die heilige Cäcilie?" entfuhr es mir unwillkürlich, „aber Burghard, das ist ja unmöglich! alle Welt weiß doch, daß Sie sich um Fräulein Anna bewerben."

Er nickte schwermütig. „So war es auch, aber Gott, oder vielmehr meine resolute Frau Schwiegermutter, hat es anders gewollt."

Und nun erzählte er, wie alles gekommen war. „Die selbstwillige Dame hatte meinen Antrag vernommen," so schloß er seine Mitteilung, „sie mußte auch vollkommen verstanden haben, daß ich, wie ich wiederholt betonte, um die Hand ihrer zweiten Tochter, also Annas, anhielt. Sie machte keinen Einwand, murmelte etwas wie „sehr ehrenvoll" und sagte dann hinauseilend: „ich will Ihnen das Kind hereinholen." Das Kind! hören Sie wohl? konnte ich da vermuten, daß sie mit Cäcilie ins Zimmer treten würde? Meine Überraschung scheinbar gar nicht bemerkend, führte sie mir das fünf und dreißigjährige Kind mit den Worten zu: „Nun, meinen Segen habt ihr! so gebt euch in Gottes Namen den Verlobungskuß!" und ehe ich mich dessen versah, lag Cäcilie an meiner Brust und bot mir ihre Lippen dar, die ich in meiner Bestürzung auch willig und gehorsam geküßt habe."

„Aber, zum Teufel!" unterbrach ich ihn, „warum sagten Sie nicht, daß dies ein Mißverständnis sei?"

„Ich wollte es ja," gestand er seufzend, „aber meine unselige Schüchternheit! ich schämte mich, den beiden Damen eine so peinliche Enttäuschung zu bereiten . . ."

„Und da hielten Sie still," ergänzte ich ärgerlich, „und verlobten sich mit der Stiefschwester Ihrer Geliebten? Hören Sie, Burghard, Ihnen ist nicht zu helfen! Was wollen Sie denn nun thun?"

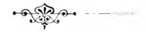
„Was mir Ehre und Pflicht vorschreibt: ich werde Cäcilie heiraten."

Ich stampfte mit dem Fuß auf die Diele. „Das ist ja Wahnsinn! der reine Selbstmord! Sie müssen die Geschichte rückgängig machen! morgen in aller Frühe besuchen Sie die Damen und klären alles auf."

„Unmöglich!" versetzte er, völlig gebrochen und in sein Schicksal widerstandslos ergeben. „Frau Ottilie hat jetzt schon nach allen Richtungen der Windrose telegraphiert . . . ich würde ehrlos handeln, wenn ich nun noch zurücktreten wollte."

Trotz aller meiner Einwände beharrte er bei seinem Entschlusse; sein Ehrgefühl war ebenso stark wie seine Schüchternheit. Da die heilige Cäcilie ein armes Fräulein war und auch er kein Privatvermögen besaß, so hätte er seine Beförderung zum Hauptmann erster Klasse abwarten müssen, ehe er daran denken konnte, den Konsens zu seiner Verheiratung nachzusuchen; darüber hätte das ihm aufgedrungene betagte Bräutchen aber selig sterben

können. So erbat er denn nach kurzer Frist seinen Abschied, verschwand sang- und klanglos aus unserm Kreise und trat irgend ein bescheidenes Zivil-Amt in einem kleinen Neste an, wo er die heilige Cäcilie in stiller Entsagung vor den Altar führte. Wir alle würden ihn gewiß noch lebhafter bedauert haben, wenn er nur nicht auch in diesem Falle eine gar zu komische Rolle gespielt hätte; er blieb auch in der Erinnerung für uns immer nur der „Herr von Ete." —



Justizmord!

Ein Seelendrama von Peter Merwin.

(Magdeburg.)

I.

Ich weiß es wohl: mir träumt's, ich träum's! Ein Traum: —
Der junge Tag zerrt ihn am Kleidersaum,
Fest hält der Schlaf ihn an des Wachens Schwelle:
„Verurteilt — zu zwei Jahr! — Gefängniswache,
Den Mann zurückgeführt in seine Zelle,
Und aufgerufen gleich die nächste Sache!" — — —
„Verurteilt!" nur ein Traum! „Zwei Jahr!" ein Traum!
Ich weiß: ich raufe mir das Haar — im Traum;
's ist Traum, daß ich am Gitter rüttl' und reiße,
Die Zähne knirschend auf einander beiße; —
Doch von den Lippen wisch' ich blut'gen Schaum,
Ha, in der Faust hier hab' ich Büschel Haar,
Blut an den Händen — —, ha, das ist kein Traum,
Nein, das ist wirklich, wahr! — — dann ist's auch wahr, —
Verflucht! verflucht! — verurteilt — zu zwei Jahr! —
Doch das ist ja unmöglich, wie ein Fluß,
Der da bergauf schickt seiner Wasser Guß. —
Ich — schuldig? wessen? — Ja, das fragt den Mond,
Deß Strahl vielleicht als Zeuge beigewohnt
Der schnöden That, um welche das Gericht
Mich eben schuldig sprach — — ich weiß es nicht! —
Doch wie beweis' ich's euch? — Legt bloß mein Hirn,
Sucht nach der That Bewußtsein, — immer sucht:
An keiner Fiber seht ihr's zucken, schwirr'n; — —
Und doch „verurteilt!" — sei der Spruch verflucht! — —
Verzweiflung, Wut will meinen allzuengen
Brustkasten sprengen,

Das Herz — wie raſ't es gegen meine Rippen!
Statt Worte ſtürzte über meine Lippen —,
So iſt es mir zu Mut —,
Ein Strom von Blut. —
Wie, nahe einer Hanſung, Nachts nach Zwölfen
Zum eiſ'gen Mond auf eine Schar von Wölfen
Vor Hunger heult,
Indes, verhaucht, drin eine Seel' enteilt:
So heult' ich auch hinauf, — doch was ſoll's helfen:
Sie knebelten mich noch als unbotmäßig,
Erſt recht als wilde Beſtie dann hier ſäß ich, — — —
Ja, Elsbeth, armes Weib, dein Franz geknebelt! — —
Ich ſehe brennend ihre Augen ſtarren; —
Bleib fern ihr, Wahnſinn, — — nein, halt ſie umnebelt,
Das Elend mache glücklich: mach's zum Narren!
Wie meine Buben ihren Schoß umklammern
Und flimmeräugig nach dem Vater jammern!
Doch tröſtet euch mit ruhigem Erwägen:
Ob ſie mir auch die Maſchen ihres Netzes,
Schuldloſen mir, um Haupt und Glieder legen:
Im Namen iſt's der Ordnung, des Geſetzes;
Gewürgt zwar bin ich —, aber von Rechtswegen!

II.

Mir iſt, als müßte rings um mich die Welt, —
Die Ordnungswelt, — da außen dieſer Zelle
Zerbröckelt ſein, ins Nichts geſchwemmt, zerſchellt; —
Wie auf die Klippe ſpült des Meeres Welle
Vom Schiffe Einen bloß, ſolch armen Schächer:
So komm' ich mir hier vor in meiner Zelle —
Wie einz'ger Menſch und einziger Verbrecher. — —
O dieſe Welt der Ordnung, — Welt, geſetzlich,
Die mich hier eingekäfigt, weil ich ſchwächer,
Ohnmächtig bin; — „Geſetz", ha, Wort, entſetzlich!
Wer an Geſetzes Unbill wird mein Rächer? — —
Ja, wenn mir ſolch ein höh'res Zauberweſen,
Wie ich als Kind im Märchenbuch geleſen,
Nur einen Wunſch gewährte, — Wunſch nach Rache:
Seltſam, wie ich gegrübelt früh und ſpäte,
Als gält' es eine wirklich ernſte Sache:
Was — was für einen Wunſch alsdann ich thäte. —
Mein Wunſch wär dieſer: Gleich dem peſt'gen Hauch
Aus Indiens Sümpfen, menſchheitstod — veerblich,
So wünſcht' ich mir ſolch mächt'gen Odem auch,
Der unheilsvollen Ordnungswelt verderblich, —
Ein Hauch von mir müßt' all die Menſchheitsſpreu,
Die nächtlich herbergt unter Diemen Heu.

Die in Gebüsch, vereis'ten Kähnen kauert,
Froststarr auf einsam scheue Wandrer lauert; —
Die unter Dächern, — Arbeitsvolk der Faust, —
In Keller-Löchern siech und elend haust't,
Die arbeitslos an Ecken lungert,
Nach einer trocknen Rinde hungert: —
Die Alle müßt' er wirbelwindgleich fassen,
Zusammenwehn zu Schwärmen, Einzelmassen
Und jagen durch die Land', an all' die Punkte,
Wo Menschheit mit Gesetz und Ordnung prunkte; —
Da müßten sie, — auch Flüchtling' aus den Kerkern, —
Mit der Verzweiflung und des Hasses Stärke
Vertilgen Alles, niederfeuerwerkern
Der Ordnung Menschheit und der Ordnung Werke:
„Nun zeigen wir der Ordnung mal den Stärkern!" — —
Wer ruft da: „Unmensch, willst du um dich Einen,
Den Unbill traf, ja, — um dich einzig Kleinen,
Daß gleich die ganze Ordnungswelt veröde?" —
„„Sich selbst die Welt ist jede Seele, — jede;
Und „schuldlos" war der Name meiner Welt.""
Ihr, die zum Schutz der Unschuld seid bestellt,
Habt mit der Faust kaltherzig sie zerspellt;
Mit Ordnungshussa, Hussa der Gesetze
Betriebt ihr auf Schuldlosigkeit die Hetze,
Die darum, ach! — nicht minder grausam war,
Weil feierlich in schwarz Barett, Talar. — —
Hin ewig ist der Ordnung Majestät,
Die einmal nur an Unschuld sich vergeht! — — —
Tritt vor, du der verratnen Ordnung Träger!
Du bist verurteilt, öffentlicher Kläger;
Hör meinen Spruch in dieser deiner Sache,
Den Wunsch nach deiner Strafe, meiner Rache:
Verwandeln möge dich ein zaub'risch Walten
In eine Flieg' und ins Geweb dich halten
Von einer Spinne;
Die mögest du mit menschgeblieb'nem Sinne
In ihrem Netze hinten kauern sehn
Und gierig bebend auf dich lauern sehn; — — —
Nein, so:
Man binde dir die Hände, — wie du mir —
Leg' um den Hals ein Ende — wie du mir —
Ein Ende Strick und drehe, — wie du mir, —
Trotz Wehgeschrei und Weh, — wie ich zu dir, —
Ihn langsam zu, bis dir vergeh, — wie mir,
Das richt'ge Denken, und im Hirn, — wie mir,
Des Wahnsinns Spukgestalten schwirrn, — wie mir. — —
Nun tretet ihr auch vor, die mich gerichtet,

Hört ihr auch meinen Wunsch als Spruch in Sachen:
„Ihr sollt's gewesen sein, die ihn gerichtet,
So falsch wie mich, und ihn vernichtet;
Wenn, was ihr thatet, nicht mehr gut zu machen,
Dann werd' es einst euch offenbar und kund:
Ihr richtetet durch irr'gen Spruch zu Grund
Von Euresgleichen Einen."
Seht dann die Seinen ihr im Elend weinen,
Dann tröstet sie: wir haben nach Gesetz,
Streng feierlich ihn in Talar, Baretts
Verurteilt; freilich war er ohne Schuld:
Doch Irren ist menschlich; — tragt es mit Geduld!

III.

Noch immer werd' ich nicht den Anblick los,
Wie sie da stolz herab von ihrem Sockel,
Von der Tribüne, mit Augen kalt und groß,
Mich prüfend musterten durch ihr Monocle
Und Seelenstudien an mir machten, guckten,
Zum Lebenszeichen höchstens achselzuckten,
Als ich vor ihnen da stand, schwach auf schwanken,
Geknickten Knie'n, und ich mich an die Schranken,
Blutschwitzend, wirbelköpfig klammerte
Und winselnd, händeringend jammerte
Um Mitleid, Gnade, um Erbarmen, — —
Ha, wo ich doch mit diesen meinen Armen
Die Menschheit um mein Recht, — so himmelsgut, —
Zerquetschen durft'; — — — ich hätt's gethan, fürwahr!
Wenn groß, wie meine Todesangst und Wut
Beim Anblick der herschleichenden Gefahr,
Gewesen meine Kraft wär; — — Blut, dein Blut,
Menschheit samt meinem Unheil im Talar!
„Du hast gehört, — der Zeugen klare Kenntnis,
Ihr Eid verdammt dich; nur ein frei Geständnis
Noch rettet dich; gestehe dein Verbrechen,
Sonst müssen wir das härt'ste Urteil sprechen." —
Verbrechen? woher nehmen und nicht stehlen?
Wie? haspl' ich aus dem Leib mir ein Verbrechen,
Wie Spinnen aus dem Leib ihr Webe strählen? —
Verflucht sei das „Gesteh, Unschuld, gesteh!"
Verflucht wie das hispanische Folterweh! — —
Doch thu ich nicht zuviel den Herr'n in Schwarz?
Das Elendswurm, was ich jetzt bin, — ich ward's
Nur durch die Zeugen: haben mich zu Grunde
Durch Meineid doch gerichtet diese Hunde.

Der Bube, — weil ich ihm zuvorgekommen
In einer Stelle, — ist in Haß entglommen,
Und er sagt aus, er hätt' mich abgefangen,
Mich abgefaßt, als ich die That begangen.
Das Weib behauptet, mich bestimmt als Den, —
Den wieder zu erkennen, den sie gehn —
Vorbei am Thatort habe gehen sehn:
Und doch zum ersten Mal sah vor Gericht —
Wie ich das ihre, so sie mein Gesicht.
Und Beide, — sie, das Weibsen, er, der Hund, —
Stehn hier, erheben da die Finger und —
Und schwören, — schwören, ja, so wahr ich lebe!
Mir pulst hinauf das Herz bis zum Gehirne,
Und um mich schwebt die Sonn' und die Gestirne;
Lebendig vor wir stehn, die einst mir starben,
Und um mich zuckt es rings in allen Farben;
Ich seh' es blitzen, höre Donner wettern, — —
Jetzt wird's sie treffen, — Beide wird's zerschmettern, — —
Ach, welche Kinderträumerei!
Jetzt ist's vorbei:
Geschworen haben sie, die Hunde räud'gen —,
Heil gehn sie heim und munter, die Meineid'gen!
An ihm den Frevel und an mir den Spott
Hätt Herrgott heimgesucht, — gäb's einen Gott! —
An meinem Unglück Schuld ist die Gemeinheit
Der Zeugen, — nicht die Männer im Talar,
Am falschen Spruch ist Schuld der Falschheid, Meineid!
Er muß falsch sein, ist nicht das Zeugnis wahr.
„Du bist's gewesen!" schwuren ja die Zeugen,
„Du bist's gewesen!" heißt drum euer Spruch;
Wie Selbstgeseh'nes macht ihr's euch zu eigen,
Nach spricht das Vorgesproch'ne euer Spruch.
Die Zeugen schwören: du bist es gewesen:"
Das ist des formgeweih'ten Spruchs Begründung,
„Darum und item bist du es gewesen,"
Das ist des Rechts unweigerliche Findnng;
„Item Gefängnis!" ist des Spruchs Verkündung. — —
Ja, aber so begründen kann ich auch!
Ja, und das Recht so finden kann ich auch!
Dazu, — und das ist keine häm'sche Richtung, —
Dazu braucht's keiner akadem'schen Züchtung. — — —
Ja, aber was verlangst du denn vom Richter?
Er ist kein Gott: soll so in Herz und Nieren
Er Menschenbosheit, Ehrlichkeit erspüren? — —
Ja, das verlang' ich: ist er doch bestellt,
Daß er die Schuld und Nichtschuld in der Welt, —
Die eine schützt, die andere verdammt,

Mit Strafe heimsucht: göttlich ist sein Amt;
Drum seien so, wie seine Macht ist göttlich,
Auch göttlich seine Gaben, — höhere Gnaden;
Macht ohne Gab' ist Unheit unersättlich,
Und schuldlos mit Verdammnis wen beladen —
Nur Einen, ist furchtbarer Menschheitsschaden.
Nicht bloß in Königs Namen spricht der Richter, —
Wie manchmal auch im Namen Gottes spricht er:
Dann soll ihm höhres, seelisches Verständnis —,
Ihm soll die gottesähnliche Erkenntnis
Die Quelle sein für das gerecht Erkenntnis.
Wenn Einem, hui! Gedankenblitze schwirrn, —
Vor Jahr und Tag ihm sind geschwirrt, — durchs Hirn,
Ihm selber kaum —, vielleicht nur Gott bekannt:
Da müssen nun von hinter der Menschenstirn
Ihm den Gedankenblitz mit höh'rer Hand
Herholen diese Männer vom Barett
Und aller Welt ihn zeigen klar und nett
Als Vorsatz, Absicht, Irrtum, Überlegung.
Sei das Gericht drum uns ein weiser Gott,
Uns armen Sündern; bei Gedankenwägung
Thut's ein Atom schon: gehst du aufs Schafott,
Ja, oder fröhlich heim aus Staatsverpflegung? —
Wir haben sie's verpaßt —, bei meinen bösen —,
Grundbösen Zeugen, das Gedankenlesen. — —
Ha, mich ertapp' ich über tollem Grübeln,
Wen ich verfluchen soll ob meinen Übeln:
Ob Meineidszeugen, ob ein leicht Gericht; —
Ergrübl' ich's auch, — mein Übel heilt es nicht:
Es ist der Krebs, — und Heilung giebt's da nicht;
Ich bin — bin ein gebroch'ner Mann und bleib' es, —
Ich? ich? ach, wär's nicht wegen meines Weibes,
Des armen Weibes, meiner armen Kleinen, — — — —
Ach, könnt' ich doch, — und wenn es Blut wär, — weinen!

IV.

Zwei Jahr —, wie aus manchem Tag'- und Nächte-Hundert
Im Schattenmarsch die sich zusamensetzen!
Wie langsam sich ein Tag zusammenplundert
Aus solch einfarbigen Gedankenfetzen!
Wie viel sind mir vorbei in diesen Mauern
Geschlichen schon, wie abgeschied'ne Seelen?
Wie viel wohl draußen noch auf Eintritt lauern?
Ich weiß es nicht, — was soll mir auch das Zählen!
Was ist mir Tag und Nacht? ein Traum der Tag,
Und Nachtens bin ich grübelnd, träumend wach;

Wie Wanduhrtiktak schwindet dem Gehör,
Merk' ich den Marsch von Tag und Nacht nicht mehr; —
Und doch — der Zeiten sickerndes Ergebnis
Fühl' endlich ich wie wüstes Traumerlebnis:
Als hätt' ich in stumpfsinnigem Vergessen
In einer Höhle all die Zeit gesessen,
Als wären wie gleichmäßig, sacht Getropf
Die Stunden mir getröpfelt auf den Kopf,
Getröpfelt immer auf dieselbe Stelle; —
O, unterm Schädel dieses toll Getropf!
Und von Gedanken brennt es mir wie Hölle;
Da brodeln auf wie Blasen die Gestalten:
Die Zeugen, die empor drei Finger halten,
Und mit Monokel die, Barett, Talar:
„Verurteilt von Rechtswegen, — zu zwei Jahr!"
Mein Weib, erdfahl, mit brennend starren Augen,
Und meine Kinder, die an Rinden saugen. —
Dann unterm Schädel dies Gefrag' —, unsäglich:
Schuldlos verdammt — zu einem Los, so kläglich,
Ha, von Rechtswegen: sagt, wie ist das möglich? —
Liegt wem sein Liebstes auf der Welt im Sarg,
Umkrampft das Weh sein Herz auch noch so arg:
Dann ist's ein Trost, der einzig' —, ob trostlos karg, —
Doch immer Trost: nach ewigem Gesetze
Liegt Der jetzt da, — wer wär's, der das verletze!
Es ist furchtbar gerecht, erhaben, ehern;
Entgehn kann Keiner ihm, kein Menschengötze;
Ihm unterliegt von Bettler-Eckenstehern
Die Menschheit aufwärts bis — bis zu den Kaisern;
An Gottesordnung, wenn auch grausam, eisern, —
Läßt Tod uns glauben: an den Zornesgott. — —
Doch menschlich Recht, Gesetz — o Hohn! o Spott! —
Wie wurde kläglich das an mir bankrott!
Ich — unter Tausenden sein einz'ges Opfer, —
Ich — — spring' heraus nicht, Herz, empörter Klopfer! —
Vorher noch hab' ich dann und wann geglaubt
An Ähnliches wie Gott, — in frohen Tagen:
Was Glauben in mir hieß, — mit Glied und Haupt
Das haben sie mit Keulen totgeschlagen.
Zu Gott nicht bet' ich mehr, den Menschen fluch' ich;
Und wenn ich nochmal bete, — nur versuch ich:
„O Herr, mach ihre Unbill an mir wett
Am Menschenrecht, mit denen im Barett!" — —
O, wie im Hirn ringsum mir Alles kreis't;
Es wird zu eng der Schädel fürs Gedräng,
Zu krüppelhaft zum Wahnsinn wird mein Geist:
Stumpfsinnig werd' ich, — werde ein Kretin. — — —

Wie fröhlich sind doch meine Zellgenossen, —
Wie freie Menschen, nicht wie eingeschlossen;
Das macht: sie thaten was, wofür sie büßen,
Sie wissen das Warum; dies Thürverschließen
Ist göttlich, menschlich Recht, das muß so sein;
Für sie ist dieser Ort der jetz'gen Pein
Kein Leeres, was erst hinter Gitterfenstern
Bevölkern ihre Wut muß mit Gespenstern.
Und dann: vor ihrer einst'gen That, der bösen,
Soll ihre böse Zeit sie jetzt erlösen;
Vor ihnen regt ein Bild sich, selig Hoffen:
Der Kerker steht zum Ausgang ihnen offen;
Komm' ich heraus, an Seel' und Leib ein Krüppel, —
Schlagt gleich mich tot mit eurem stärksten Knüppel!
O, wie beneid' ich ihnen ihre Frevel:
Hätt' ich doch auch hantiert mit Pech und Schwefel,
Daß Wut nicht mehr mir an der Seele fräße:
Dann wüßt' ich auch, warum ich — ich hier säße! — — — —
Da ist in meiner Zelle dort der Mann;
Dess' tiefe Schwermut zieht mich mächtig an;
Von seiner Schuld erlöst ihn nicht die Strafe:
Im Grimm erschlug er wen; den er erschlagen,
Deß blutig Bild weckt nächtlich ihn im Schlafe.
Nicht länger kann er dieses Elend tragen:
Er will, so sagt er, mit den eig'nen Händen
Den Spukbesuch samt seinem Leben enden. —
„Mit eig'ner Hand sein Leben —," und warum
Mach' ich nicht selber auch dies Fragen stumm?
Warum nicht hab' ich's schon gethan? weshalb? — —
Blitz hellt auf Blitz die nächtige Verdichtung
Des Daseins auf, es winkt mir schwefelfalb
Was aus dem Hintergrunde: „Selbstvernichtung!"
Und warum thät' ich's nicht? — da ist der Haken,
Bald ist ein Strick gemacht hier aus dem Laken;
Wenn um mein wirbelnd Hirn sich wild und wilder
Im Reigen wieder einmal drehn die Bilder,
Wenn wieder einmal wüste Fragen
Mir überm Kopf zusammenschlagen,
Ich halb nur hier noch bin, halb nirgends wo:
Dann leg' ich um den Hals die Schlinge, — so! —
Und habe — hui! — mich vollends weg gestohlen
Von allem Denken, Fragen, Atemholen.
Warum das nicht thun, was mich doch befrei't?
Erlebt' ich etwa gern noch mal die Zeit,
Da mir die Sonn' ihr goldig Flitterwerk
Durch Laub auf dunkeln Rasenteppich streut,
Statt daß sie Streifchen malt durch Gitterwerk?

O, daß mich an den lichten Tag zu lassen,
Nie wieder auf die Kerkerpforte ging!
Was sollt' ich unter Menschen, auf den Gassen,
Ich krüppelhaft lichtscheues Spukeding,
Hülflos verfallen auch dem Armenbüttel,
Ein Zuwachs nur zu Weib und Kind im Spittel, —
Ja, haben die ihr stilles Fleckchen,
Nicht denn schon in dem Kirchhofseckchen; — — —
O, hättet ihr doch mit dem stärksten Knüttel
Mich lieber totgeschlagen, jählings, schmerzlos,
Als daß ihr von Rechtswegen, grausam, herzlos
Von der Tribüne mich unschuldig, wehrlos
Zum Spuke in der Menschheit machtet, — ehrlos! — — —
Es thun? mich abthun? — Nein, drauf setz' ich Trumpf!
Nicht gönn' ich euch so billigen Triumph,
So nebenbei am grünen Tisch gefeiert:
„Kollege, wissen Sie noch, — der Geselle,
Der winselnd seine Unschuld hoch beteuert'?
Der hat sich aufgehängt in seiner Zelle;
Das mußt' ihn von Gewissenspein erlösen.
In seinem Auge hatt' ich's gleich gelesen,
Gleich war ich für Verdonnerung gewesen;
Was sind wir doch für feine Seelenkenner!" — — — —
Nicht sagen sollt' ihr's, vom Talar ihr Männer!

V.

Nun hat sich wirklich doch erhängt der Mann.
Ich thu es nicht! — warum ich es nicht kann,
Und lieber stecken bleib' in all' den Übeln,
Hat endlich jetzt herausgebracht mein Grübeln.
Empor aus meines Denkens Hintergrund
Hab' ich in Aufputz toll und kunterbunt, —
Die Wahngestalt der Hoffnung steigen sehn:
Es könnte, — man hat ja Berge sich neigen sehn, —
Auch an den Tag einst meine Unschuld kommen,
Dann käm', — man sah ja auch schon Wälder wandeln, —
Von neuem meine Sache zum Verhandeln.
Dann stünd' ich Denen nochmals gegenüber,
Die mich Schuldlosen haben falsch gerichtet,
Schuldlosen mich gejagt in Wahnsinns Fieber,
Mein und der Meinen Dasein kalt vernichtet, — — —
Dann laßt ihr eur' achtlos Gekritzel sein! —
Dann soll es meines Elends Kitzel sein:
Es sollen meine übernächt'gen Augen
Sich fest an euerm stolzen Antlitz saugen;

Dann, schneid'ger Staatsanwalt, kaltherz'ger Richter,
Studier' ich eure Haltung und Gesichter, —
Um diese Eine Stunde Schauen dehnt'
Ich gern mein Elend aus auf manch Jahrzehnt.
Jetzt seh' ich immer euere Gestalten, —
Als Angeklagte euch jetzt vor mir stehn,
Ich sehe hin und her sie vielgespalten
In solch Gesicht und solches zerflackernd wehn:
Bald seh' ich, wie ihr aufs Papier euch duckt,
Als wolltet ihr vor heller Scham vergehn;
Bald, wie ihr wieder vornehm achselzuckt
Und in den Akten kritzelt mit der Feder,
Gleichgültig achtlos: „Irren kann ja Jeder." —
Wie Gift haſſ' ich dies vornehm Achselzucken:
So müßte auch mal sacht die Erde rucken,
Der Erdenfleck, wo ihr dann grade ständet, —
Hei, wie da ihr dies Achselzucken sändet! —
Dies achselzuckend: „irren kann ja Jeder,"
Heißt: Riemen schneiden aus des Andern Leder;
Fluch sei dem Irrtum, geht's an Kopf und Kragen:
Ihr irrt, — ein Andrer muß die Kosten tragen!
Ich wüßte gegen Irr'n ein trefflich Mittel:
Spät Abends aus dem ersten Schlafe rüttel'
Euch Ahnungslose rauh die Polizei;
Verzweifelnd, vor der Schranke, steht dabei,
Wie, frevelnd gegen eurer Seele Reinheit,
Der Zeuge die drei Finger hebt zum Meineid;
Dann weh' vereisend euch der Spruch entgegen:
„Ihr seid hiermit verurteilt — von Rechtswegen!
Führt ihn zurück; ruft auf die Zehnuhr-Sache!" —
O, wüßtet ihr, wie grell es schreit nach Rache
In Einem, dem da falsch geübte Kunst
Sein Elend stempelt zu 'ner Neunuhr-Sache,
Und dem ein glücklich Dasein ward verhunzt
Von irrender Routine, einem Fache:
Dann hättet ihr, die schuldlos mich verdammt,
Fortan am eig'nen Leibe aus Erfahrung
Tiefinnerlichst Erfahrung auch im Amt
Von Lugs und der Wahrhaftigkeit Gebahrung;
Untrüglich lehrt' euch Eingebung, Instinkt,
Wie Unschuld blickt, Lug mit den Augen blinkt.
Kämpft Lug mit Wahrheit: da wär' ich solch Richter!
Ein offnes Buch mir wären die Gesichter:
Die Wahrheit läſ' ich aus dem Augenwinkel,
Gleich hätt' ich weg des Meineids falsch Geblinkel!

VI.

Würd' ich, — also an Seel' und Leib gebrochen, —
Nachträglich vom Verbrechen freigesprochen:
Wohl hören möcht' ich, was mir solch ein Priester
Zu sagen wüßte, um mich drob zu trösten;
Sein Mund weiß Trost für Alles: wie übergießt er
Mit Trost die Mißgeschicke, — auch die größten:
„Gott will dein Bestes!" „Das ist Gottes Wille;
„Sein Weg ist unerforschlich; halt ihm stille."
Mich hat nun Menschen — Menschenniedertracht,
Und menschlich Irren, — haben Menschen nur
Schuldlos in Elends tiefsten Sumpf gebracht, —
Von Gottes Hand dabei auch keine Spur:
Neugierig wär' ich, wie du, guter Priester, —
Mit was für Trost erhelltest dieses Düster;
Darfst doch, wo Menschentück' und Schwachheit schalten,
Mit Gott nicht kommen, nicht mit höherm Walten;
Sprich, was für Tröstung, — Priester, fromm und findig! —
Hast du für meinen Fall bereit? — besinn' dich!
Vielleicht so: „Prüfung", „Menschenblindheit", „sündig". —
„Blindheit", — was hilft mir das, ward ich ihr Opfer!
Erschien' doch einst, ihr Männer im Barett,
Als unsichtbarer mitternächt'ger Klopfer
Euch meine abgeschied'ne Seel' am Bett!
Mögt, Blind', ihr da mit Schaudern sehend werden,
Um mich zu schauen, den ihr tot gepeinigt
Im Namen des Gesetzes habt auf Erden!
Erfleht umsonst, was eur' Gewissen reinigt! — — —
Was träum ich wieder da für Narrenspossen:
Ich? solchen Herren spuken? ich Banause? —
Da spricht der Eine zu dem Amtsgenossen
So nebenbei in einer Sitzungspause,
Malt dabei achtlos in die Akten Glossen:
„Der arme Kerl war schuldlos, — also doch!
Wer hätte das gedacht! — ich glaubt', er log
Und spielte Unschuld — zwar mit größter Feinheit;
Hineingelegt hat ihn der Zeugen Meineid.
Ein Plätzchen hatt' er im Spital gefunden, — —
Nun, es ist gut: jetzt hat er überwunden;
Freilich, der arme Kerl thut Einem leid!" —
Das ist dein feierliches Grabgeläut'
Von Menschen, die im Staatsschmuck von Beamten
Schuldlosen dich ins Elend einst verdammten, — — — —
Ha, wie, — denk' ich an diesen Staatsanwalt, —
Mir heute das empörte Blut noch wallt!
Wie sagt' er mir mit Scharfsinn, Bündigkeit,

Als wär' er selbst dabei gewesen,
Mir auf den Kopf zu: „Du bist es gewesen!"
Und hat mit akadem'scher Findigkeit
In fremder —, meiner Seele aufgespürt
Der That Motiv —, von Andern ausgeführt.
Nicht Rätselhaftigkeit, Abgründigkeit
Der Seelen giebt's für diesen Staatsanwalt! —
Ich, — Wissender, ach, leider, allzusehr:
Wie stumpf sein Scharfsinn, wie gleich Blech erschallt',
Gleich Messing seine Suada, rasselnd leer, —
Laut hätt' ich lachen müssen,
Wenn ich von diesem Scharfsinn, diesem Wissen
Das Opfer nicht zugleich gewesen wär. — — —
Noch seh' ich vor mir stehn dich kleinen Thor:
Den Götterhammer hebst du keck empor
Und schmetterst ihn hinab ins Erdrund, — krach!
Doch, weh! — wie lächerlich! du purzelst nach,
Und auf dem Grund' im selbstgehau'nen Spalt
Auf allen Vieren liegst du, Staatsanwalt,
Und zappelst — wie grotesk! — mit Händ' und Füßen, —
Müßt' ich — nur ich nicht deinen Absturz büßen!
Ach, schier zerquetscht hat mich dein mächt'ger Hammer:
Des Leibes Siechtum, ew'ger Seelenjammer
Ist für des Daseins armen Rest mein Teil, —
Doch du stehst auf, gehst heim gesund und heil. — —
Erführst du einst, wie deine Schneidigkeit,
Dein Scharfsinn mir das Dasein hat verleidet:
Ums liebe Gut dir thät' es doch wohl leid,
Um deinen Scharfsinn, den du so vergeudet;
Fortan wohl legte die gesunde Scham
Dir den Verfolgungstrieb für immer lahm, — — —
Nein! — du bist einer von den Staatsanwälten,
(Gottlob, zum Heil der Ordnung sind sie selten):
Der Daseinszweck des öffentlichen Klägers
Gilt ihnen nur so viel als der des Jägers —
Auf Angeklagte: Jagd um jeden Preis!
Hat sich die Schuld aus ihrem Wirkungskreis
Auch schon verflüchtigt, — dann doch ohn' Ermatten
Zu packen suchen sie noch deren Schatten,
Der eben noch entschwebt aus Doppelspiegeln:
„Doch schuldig ist er!" gilt's herauszuklügeln.

VII.

Daß nicht 'mal diese Welt der sieben Riegel
Das Unheil draußen von mir ferne hält:
Es tönt herein das Rauschen seiner Flügel;
Auch hier nicht Frieden vor der Unheilswelt?

Hinaus nicht darf ich —, und ich will's auch nimmer:
Herein zu mir klingt Unheil über Trümmer:
„Dieweil dein Sohn — von fünfzehn Jahr, der Ält'ste,
Verwahrlost sich im Schlamm der Sünde wälzte —
Trotz Mahnungen, — drum brauchten wir Gewalt:
Jetzt ist er auf der Korrektionsanstalt." — — —
Mein süßer Liebling mit dem Flimmerauge,
Gewaschen mit des Kantschus scharfer Lauge!
Du, eines Unglücksvaters Unglückssohn,
Brut eines Sträflings, allzu frühe schon
Berufen zum Ernährer der Familie,
Eh deine Kinderhand, die weiche, spiel'ge,
Ward eine Arbeitsfaust, solch' harte, schwiel'ge:
Für Mutter mußtest du und Bruder betteln;
Sie haben, als sie schuldig mich befunden,
Auch gleich verurteilt dich zum Vagabunden.
Die fromme Ehrbarkeit hat leichtes Spötteln.
Ich höre das Gericht auch streng verdammen
Im Bausch und Bogen dich mit mir zusammen:
„Man sieht's, der Apfel fällt nicht weit vom Stamme." —
Nun ist mein Schicksalsbuch wohl vollgeschrieben —,
Für keine Pohl ein Plätzchen mehr geblieben:
Verkauft mein Kram für Kosten — und verzettelt,
Mein Weib, so lang' sie's konnte, hat gebettelt,
Im Spittel liegt sie jetzt in irrem Rasen,
Mein Jüngstes schlummert unterm grünen Rasen,
Im Spittel liegt auch —, lag vielleicht —, der Zweite,
Vielleicht liegt er auch schon im Sarge heute. —
Mein Ältester gezüchtet, ach! zum Strolch,
Zum Schlafnachbaren einst von Unk' und Molch,
Zum Dinge ohne Hemd, zum Vagabunden,
Und — wie sein Vater — zum Gefängniskunden, —
Und wie sein Vater, zur Menschheit unter'n Hunden.
Und ich, — vermauert in dies düstre Loch, —
Ich Hausherr all' dies Elends, lebe noch, —
Noch reicht mein Hirn, den Jammer all', — genug,
Um drin gleich zu versäufen eine Seele, —
Es reicht, daß ich ihn an den Fingern zähle,
Wie eine Hausfrau: ob kein Überzug,
Und ja kein Hemd in ihrem Waschbuch fehle;
Noch immer leb' ich! — — — Spukender Gesell,
Hast für dein Weh ein allzu zähes Fell, —
Wann endlich wird zerbröckeln dies Gestell! —
Neugierig bin ich, wie es kommt — nun endlich —
Mit deinem Daseinsrest, verhunzt so schändlich:
In diesem Puppenspiele, — unabwendlich,
Wie auch in andern, — naht der letzte Akt,

Zu dem hinab sich alles Elend sackt.
Es kann die Katastrophe dreifach sein:
Entweder bricht von selbst dies morsch Gebein; —
Du giebst ihm einen Stoß, — das ist das Oder, —
Du selber: ihm hinab zu Wurm und Moder.
Das Dritt' ist: daß, zu stark gequirlt, Vernunft
Zum Stumpfsinn sich hier drin verdickt, versumpft;
Zum Dritten, ist mir, wird das Ding sich senken:
Die Flut, die sternwärts erst getobt, — das Denken, —
In Massen fühl' ich die, in schlammig trägen,
Sich in schwerfäll'ger Ruhe wälzen, regen;
Nicht mehr geläng' es mir, zur alten Wut
Empor zu rütteln die Gedankenflut.
Sein muß es! wie es ist, so ist es gut, —
Gut, daß der Frager Geist nun endlich feiert,
Gedankenmechanik sich ausgeleiert. —
Ist nicht der Mensch geboren für's Gefängnis?
Wie friedlich es hier drin sich schanzt, — sich ruht,
Wie sicher vor der weltlichen Bedrängnis, —
Bewahrt, daß er nichts Unheilvolles thut:
Des Menschen Freiheit ist auch sein Verhängnis! —
Dem Himmel Dank: es kann in Wolkenbergen
Sich jetzt für mich kein Unheilsguß mehr bergen,
Für mich hat sich das Unheil abgeregnet;
Nur kommen kann mir jetzt, — dreifach gesegnet! —
Vergessen noch für alles — alles Leid —
Im Grabe —, in des Stumpfsinns Seligkeit:
Was geht's mich an, was kommt? — was kommt, das frommt;
Verschränkten Arms erwart' ich, was da kommt.
Bedeckt mich endlich einst Vergessen,
Dann ist es Einerlei,
Wie viel des Elends ich durchmessen,
Und wie viel Freude war dabei. — — —
Wie konnt' ich nur die Zeugen, das Gericht
Verfluchen! schuldig sind nicht die, — die nicht!
Ich bin's — am Weh, das jetzt das Herz mir bricht:
Was ward ich Mensch, — warum in solch Geschlecht
Hineingeboren, wo so unvermeidlich
Unschuld'ge trifft ein blindlings irrend Recht,
Das sich verläßt auf Lüge, — ist sie eidlich; —
Warum ein Mensch, den, — wenn auch obrigkeitlich
Mit Siegel ausgestellt und Unterschrift, —
Die Unbill bis ins Mark, ausdörrend, trifft! —
Warum kein Tier, das schwerlich unterscheidet,
Ob's schuldig oder schuldlos leidet,
Und das, — wenn dennoch, — hat ein leicht Vergessen,
Reicht ihm die Hand, die jüngst es schlug, zu essen;

Ach, warum ward ich nicht ein Hund:
Der, krank geschlagen, leckt sich selbst gesund, — —
Pst! pst! Dein altes Blut wallt wieder auf:
Willst du ein Mensch sein, nimm auch in den Kauf,
Was dir an Unbill kreuzt den Lebenslauf — — —
Nein, keine Furcht! mir ward die Seel' hier mürbe,
Als ahnte sie, wie's thäte, wenn sie stürbe, —
Schon streicht sie suchend über off'ne Gräber.
Einst überraschte mich solch Schneegestöber
Auf freiem Feld! wie wehrte sich die Seele,
In voller Kraft noch, vor der tollen Lust,
In schnee'gen Grabes selbstgeschaff'ne Höhle
Sich hinzustrecken, doch — „du mußt! du mußt!" —
Und nun — die Seel', aus ihrer wilden Kraft
Zu Sterbens holder Weichlichkeit erschlafft,
Wie träumte sie, — doch, in den Schnee gebettet,
Ward zeitig aus dem Totsein ich gerettet: —
So hat jetzt meine Seel' in wildem Grolle
Sich schwach gemartert —! komm' es, wie es wolle! —
Mir ist, als ob die Öde aller Öden
In diesem Loche, — diese alte Nacht,
Mit Dämm'rung wechselnd, ihre stillen Fäden
Um Hirn und Herz, wohl fühlbar mir, ganz sacht,
Unsichtbar wöbe, — bis zu mildem Dämmern, —
Zu Nacht des Hirnes Bilder sich entfärben, —
Bis Herzens immer matteres Gehämmer
Verpulset endlich ganz zu süßem Sterben. —
Von hier, wo leicht die Seel' ins Nichts entflöhe —,
Nie aus der Öde dieser trauten Mauern
Mag ich hinaus, wo ich mit Augen sehe —,
Mit Leibesaugen sehe auf mich lauern
Die Wirklichkeit des Elends, schaurig, grasse, —
Wo ich sie höre, mit den Händen fasse — —:
Wie furchtbar schon, im Geist nur sie zu schauen;
Doch nun: „da sind sie, da! greif zu! — o, Grauen:
„Greif zu! — sieh da dein Weib, die Buben kauern —",
O still! es überrieselt mich mit Schauern; — — —
Herein nicht durch die Thür mit Eisenklammern, —
Nicht können sie herein durch dicke Mauern:
Ich bleibe hier, hier hör' ich nie ihr Jammern,
Hier bin ich sicher — — —, aber bin ich's auch? —
Mir ist, mir ahnt, als hätt' der schwarze Bauch
Von einem unheilsträchtigen Gewölke,
Das ich dort ahne über dem Gebälke,
Noch über mich die letzte Flut zu schütten, — — —
Ha, hätt' ich noch —, noch nicht genug gelitten? — —
Nun sitz' ich nochmal nieder zum Gegrübel,
Was das wohl sein könnt', — welches letzte Übel.

VIII.

Ich hab's doch gleich gesagt! ich hab's gewittert,
Daß noch 'was, widrig mir, die Luft durchzittert:
Da haben wir's: da ist die Schreiberei!
Was hilft's mir jetzt — zwei Bogen oder drei —
Was hilft's, steht auch ein Siegel groß dabei!
Geschrieben halb, gedruckt halb steht's zu lesen:
„Jetzt haben wir's heraus, — jetzt, klar und nett:
Du warst es nicht, — ein Andrer ist's gewesen,
Falsch war der Zeugen Eid von A bis Zett;
Jetzt kommt —, nun freu dich deiner Schicksalswandlung, —
Von Neuem deine Sache zur Verhandlung; —
Ja damals —! jetzo wissen wir es besser:
Jetzt müssen die Meineidigen an das Messer!" — —
Ach, wolltet ihr's doch bei euch nur behalten —
Das Prozedieren, — ließ't es ganz beim Alten, —
Mich dauern hier, die — draußen weiter wandeln:
Ach, was hab' ich von euerem Verhandeln!
Dabei spiel' ich doch nur die stumme Puppe,
Notwendig in der feierlichen Gruppe;
's ist doch ja nur solch feierlicher Akt:
Den gebt ihr nur euch selbst, nicht mir zum Besten:
Daß fürder nicht geh' euer Irrtum nackt,
Hängt den Prozeß ihr über eu'r Gebresten, — — —
Doch nein, behüte: „Dich nur vor der deinigen —,
Dich wollen wir von deiner Schuld bloß reinigen;
Wir haben unsre Schuldigkeit gethan,
Du kannst nun geh'n, frei wieder ist die Bahn!" —
Ich hab' es gleich gewußt! „unschuldig bin ich!"
Euch zugeschworen hab' ich's — brünstig, innig:
Meineid'gen glaubtet ihr — so recht spürsinnig.
Verurteilt habt ihr mich auf Zeugenmeineid;
Jetzt, da euch kund ward meine Seelenreinheit,
Sprecht ihr mich frei von dem höchst feierlich,
Um das ihr einst mich straftet feierlich, — —
Wohin, ach! flüchtet da die Weihe sich!
Verdammen „in Erwägung" um Verbrechen, —
Dann „in Erwägung" frei denselb'gen sprechen:
Das kann ich auch, — und weiß von Römisch nichts, —
Kann X, — und weiß von Akademisch nichts. — — —
Erst mit Gewalt ihr bringt mich in den Kerker, —
Was — Unschuld! ist die Ordnung doch viel stärker! —
Heraus geholt dann wieder mit Gewalt!
O ließ, — ich weiß es! — euch das Fleh'n nicht kalt:
Ihr ließet mich im trauten Loch hier drin,
Ihr ließet mich hier sterben, wo ich bin. —

Herrgott, der du mein hilflos Elend kennst,
Was soll ich draußen wankendes Gespenst!
Was soll Vertrauter ich des ew'gen Nichts,
Da draußen bei den Kindern heitern Lichts!
O, daß doch nur in den sechs Monden noch,
Da ich noch bleiben durft' in diesem Loch,
Zu früh, ach, meine Unschuld nicht entdeckt wär':
Wer weiß, welch Ziel mir bis dahin gesteckt wär'! —
Was soll da draußen mit mir Armen werden! —
Als ich dich einst betrat, mein trübster —,
Jetzt, da es Scheiden heißt, mein liebster,
Mein einz'ger Ort bist Kerker du, auf Erden!

IX.

Hi! ich bin schlau! — und doch das dumme Pack
Schimpft mich verrückt, — die Andern im Spittel;
Die steck' ich noch Alle in den Sack:
Hier hab' ich wieder ein Pack' unterm Kittel, —
Und Keiner merkt was, nicht mal der Büttel;
Doch ehrlich sind aufgesucht die Kohlen. —
Mühsam, — bei Leibe nicht gestohlen! — —
Hi, wüßten sie, wo ich die verstecke:
In der Rumpelkammer, in heimlicher Ecke! —
Bald sind es genug, wenn ich sie zerklopfe;
Nun auf dem Schuttabladeplatz
Noch such' ich nach einem Kohlentopfe:
Dann aber, hei: dann hab' ich 'nen Schatz!
Dann kann es losgehn, — heißt bloß: warten,
Bis die alten Kerle graben im Garten,
Und ich allein bin, wenn alle Betteln
Auch unterweges sind zum Betteln, — — — —
Da kommen die Rangen aus den Klassen:
Verloren bin ich, wenn die mich fassen;
Sie schmeißen mit Steinen und jodeln besessen:
„Da ist der Verrückte! der hat gesessen!“ — — —
Gottlob, sie biegen in Nebengassen, — —
Ach, wie vor Schreck mich die Beine verlassen!
Das bebt gleich: das macht das schmale Essen;
Ich habe doch immer und immer Hunger;
Solch einen Appetit hat kaum ein Junger.
Das ewige Brot, — mein schwacher Magen
Kann dieses ewige Brot nicht vertragen;
Und als ich dazu mal fragte nach Butter:
Wie haben sie da mich angefaucht:
„Wenn dir das trockene Brot nicht taucht, —
Arbeite, — verdiene dir besseres Futter;

Zufrieden kann sein, wer gesessen hat,
Wenn er trockenes Brot zu essen hat." —
Hei, einmal dazu ein Stückchen Wurst!
Hei, einmal ein Gläschen Bier für den Durst! — —
Und der Strohsack! — ach, mit den mürben Knochen,
Wie liegt sich das schlecht, vom Stroh gestochen! —
Ach, wenn ich reich, — nur ein wenig, wär'!
Dann holt' ich gleich meinen Ältesten her;
Jetzt sagen die von der Anstalt: „Oho!
Kann wen ernähren vom Spittel wer?
Hast du trocken Brot für dich, sei froh!" —
Ja, wär' ich nur reich, nur ein Bischen reich:
Dann brächt' ich dich arme Elsbeth gleich
Aus der Irrenstation an and're Stelle,
Allwo es nicht Hungern, nicht Hiebe giebt,
Auf dem nackten Leib keine Brausewelle:
Wo es Freundlichkeit bloß und Liebe giebt; —
Huh, wenn sie unter dem Kantschu kreischt, —
Huh, wie mir das das Herz zerfleischt!
Ja, wär' ich reich, — nur ein ganz klein Bischen! —
Die beiden Gräber, die der Regen
Zu Haufen zerschwemmt hat, zu lehmig flüss'gen:
Die ließ ich dann hübsch mit Rasen belegen
Und pflanzte Blumen auf die Hüglein
Und setzte Kreuze drauf und Aschenkrüglein.
Die Beiden sind drauf gegangen an Hunger:
So 'n Magen verträgt ihn nicht so —, so 'n junger.
Wie brachten sie den Zweiten mir zur Erde:
Fast ohne Hemd, — mit so 'nem lahmen Pferde,
In so 'nem Spittel-Nasenklemmer; — —
Der letzte Nagel! — noch hör' ich das Gehämmer! —
Ja, wär' ich nur reich, nur ein Bischen so:
Dann schlief ich heute Nacht nicht mehr auf Stroh, —
Nur noch auf Matratzen, mit Federdecken:
Das sollt' euch bekommen, ihr zitt'rigen Knochen!
Und Fleisch in die Suppe, — das sollte dir schmecken!
Fleisch müßten sie alle Tage kochen;
Keine Butter aufs Brot? — o geht mir, geht!
Und Sonntags dazu solch Stückchen Schinken, —
Das sollt' dir gefallen, du Kiesefret!
Und dazu ein Seidel Bier zu trinken, — — —
Dann dächt' ich, ich hätte ein Königreich, —
Ach, wäre ich reich, — nur ein wenig reich!
Reich? — ach, nur Kupfer noch: ein — zwei Pfennig —
Kaum einen Nickelfünfer noch kenn' ich,
Wie es so sich zusammenleppert beim Bettel, — —
Das darf ich: hier hab' ich den Bettelzettel. —

Das letzte große Geld bekam ich in die Hand,
Als ich das zweite Mal vor Gerichte stand;
Noch weiß ich, wie sie sagten: „Nun geh' nach Haus;
Du bist es nicht gewesen: wir haben's jetzt heraus." —
Ich glaube, da hab' ich vor Angst gestammelt:
„„Nach Haus? ach, ich hab' kein Geld zur Reise!""
Da haben sie zusammengeflüstert —, leise,
Ins Port'monnaie gegriffen und gesammelt, — — —
Hi! hi! das waren zusammen fast zehn Mark;
Dagegen sind so Pfenn'ge der reine Quark. —
Wie waren doch so lieb, so nett
Dies zweite Mal die Herren vom Barett!
Der Einem abfragt die Geschichte,
Der sagte mit freundlichem Gesichte:
„Es thut uns leid!" dann hat er genickt
Und von der Tribüne mir die Hand gedrückt —
So'n vornehmer Herr — so 'nem armen Wurm,
Das, noch dazu, gesessen hat im Turm!
Vor Rührung habe ich weinen müssen. —
Wie freu' ich mich, daß sie es auch nun wissen:
„Ich bin es nicht gewesen";
Der Herr sogar am Tisch beiseite,
Der hat es aus den Akten vorgelesen, —
Derselbe, der mich abkonterfei'te
Das erste Mal wie den leibhaftigen Bösen:
Ja, dem selbst blinkt' aus den Augen was
Wie Freundlichkeit durch sein eines Glas. —
Der da oben schreibt und schreibt, — der Schreiber, —
Als säße hinter ihm drein ein Treiber:
Der nahm sich die Zeit gar, aufzublicken
Von der Schreiberei und mir zuzunicken. — —
Das war die letzte frohe Minute. —
Seitdem ich mitthun muß im Menschenschwarm,
Kommt nie mir wieder die Seele zu Gute:
Arm, — wie eine Kirchenmaus so arm;
Siech, und an Händen und Füßen das Zittern,
(Das kommt von hinter den Fenstergittern.)
Auch wohl nicht mehr ganz richtig im Kopf:
So bin ich auf Erden der ärmste Tropf,
An dem sich abtritt, — dem da zeigt die Zunge
Jeden Hundejungens Hundejunge.
Dazu: die Zweie unter der Erde,
Die Zweie, — o Jammer! — drüber — noch:
Das ist zu viel — zu viel Beschwerde
Für mich armes Wurm; — und doch — und doch —
Das Alles hätte nicht brauchen sein — — —,
Pst! pst! — Bald soll es im Verrauchen sein;

Fest steht's bei mir: ich thue nicht mehr mit!
Bald thue ich den letzten Schritt;
Wart' ab — noch ein Weilchen, — ein Weilchen noch warte,
Dann schaffst du dir Ruhe, die längst erharrte,
Dann soll liebreicher Kohlendampf
Dir heilen des Daseins furchtbaren Krampf.
Hältst köstlich, — wie die Reichen, schön gereih't, —
Im Kirchhofswinkel du auch deinen Schlaf:
Dann ist's nicht wahr mehr, daß mit schwerem Leid
Ein falscher Spruch des Richters einst dich traf.



Unser Dichteralbum.

Russischer Verbannten-Zug.

Motto: Nach einer kaiserlichen Verordnung vom 12. März 1882 ist der Minister berechtigt, „Personen, welche der öffentlichen Ordnung ‚nachteilig' sind, auf administrativem Wege (d. h. ohne Prozeß und Urteilsspruch!) einen bestimmten Wohnsitz anzuweisen." — Die geringste Kleinigkeit genügt schon, als „neblagonadezhui" (unzuverlässig) zu erscheinen und das furchtbare Los der Verbannung auf sich zu ziehen. Georg Kennan: „Sibirien!"

Durch die Ebnen Rußlands schleppt sich
Ein Verbannten-Trupp zu Paaren:
Männer, Frauen jugendkräftig,
Greise auch in grauen Haaren.
Nebenher auf magern Gäulen
Lässig die Kosaken traben,
Lieder von der Dnieprheimat
Singend zum Gekrächz der Raben.
Dumpf klirren die Ketten.

Langsam schreiten die Gefangnen,
Alle stumm zu Boden schauen:
Auf den Angesichtern wuchtet
Schwer des Schicksals düstres Grauen;
Denn mit jedem Werst gen Osten
Und mit jedem Wandertage
Rückt die Heimat immer ferner,
Wilder toben Schmerz und Klage.
Dumpf klirren die Ketten.

Doch bevor sie schreckdurchschauert
Asiens Steppenraum betreten,
Rasten sie, zum letzten Male
An dem Grenzstein*) fromm zu beten:
Auf die heißgeliebte Erde
Brünstig sie die Lippen pressen;
Und die Luft erhebt von Seufzern
Und von Klagen, unermessen.
Dumpf klirren die Ketten.

Wem noch nicht das Herz gebrochen —
Brechen muß es hier beim Scheiden,
Wenn des Führers „Bildet Reihen!"
Streng gemahnt zum Weiterschreiten.
Noch ein Segensgruß der Stätte,
Krampfhaft Schluchzen, Händefalten —
Und vorbei am Grenzstein wanken
Schmerzdurchwühlte Schreckgestalten..
Dumpf klirren die Ketten.

*) Zwischen den Dörfern Markowa und Tugulinskaja.

In des Nordens Winteröde
Schleppen sie des Lebens Scherben,
Um dort elend, unbetrauert
Den Verzweiflungstod zu sterben.

Aber aus dem Erz der Ketten,
So dir Hand und Fuß umschließen,
Wird sie Friedenssäulen formen,
Wird sie Glockenspiele gießen.
Wecken soll ihr Klang die Toten,
Die schon längst im Grabe modern,
Und es wird die starren Leiber
Neue Lebensglut durchlodern!

* * *

Dulde, armes Volk, die Fesseln,
Die du schuldlos stets getragen —
Auch zu dir wird einst die Freiheit
Ihre goldnen Brücken schlagen!
Eine Himmelsbotin wird sie
Deiner Knechtschaft Ketten brechen,
Und dich von Despotenwillkür
Ewig los und ledig sprechen.

Aus Sibirien's Schneegefilden
Und des Urals Gifterz-Gängen
Werden Alle freudig folgen
Freiheit, deinen Siegsgesängen;
Denn vor deinen Sturmeswettern
Bricht die Tyrannei zusammen,
Und aus Schutt und Asche schlagen
Hell des Weltenfrühlings Flammen.

München. Ernst Kreowski.

Ein Gang durchs Fischerdörfchen.

Wenige Hütten, gedeckt
Mit überragenden Schindeln.
Manche versteckt,
Wie's Kind in den Windeln,
Hinter Apfelbaumgezweig
Und gegen den Steig
Von hohen Dornen eingeheckt.

Vom Haus,
Raus
Zwischen Kraut und Nesseln,
Nelken und Georginen;
Hinter den Fenstern und Gardinen
Geranien, Goldlack und wieder Nelken,
In Scherbenkesseln
Bestimmt zu welken.

Fischergerät, Netze und Schnüre
Vor jeder Thüre;
Hin und wieder ein frommer Spruch,
Und überall Fischgeruch.

Im Sonnenbrande
Spielende Kinder im Sande,
Schmutzig und putzig,
Halb scheu und stutzig,
Halb dreist;
Barfuß zumeist

Und jedes dritte immer
Schmutznasig und schlimmer.

Auf niederm Sitz
Der Schwelle hingeduckt
Ein altes Mütterchen hockt,
Kartoffel schälend guckt
Sie her und lockt
Mit zitterndem Stimmchen aus zahnlosem Mund
Den kläffenden Hund:
Komm Spitz!

Eine Gänseherde schnattert vorbei. —
Ein Mädchen, vollbusig und drall,
Bringt eine Ziege zu Stall,
Oder auf die Wiese.
„Was macht der Schatz, Lise?"
Wie verschämt sie thut. — Ei!
Und sich umsieht und lacht. —
Nimm dich in Acht!

Vor Wirtshaus Entengeschwatz
Auf dem grasbewachsnen Platz
Und daneben
Auf dem übelriechenden Teich.
Soeben
Krähen zwei Hähne zugleich

Und die Störchin vom Scheundach herab
Klappert! Klappklappklapp!
— Klapp!

Schwalben schießen wie Pfeile
Kreuz und quer über'm Weg,
Haben immer Eile,
Sind immer reg,
Zierlich und schlank,
Blitz und blank!

Aus dem Schulhaus —
Neu aus roten Ziegeln erbaut —
Schallt's hell heraus:
„Weißt du wie viel Sterne stehn —"
Der alte Lehrer singt für zehn
Und fidelt dazu ...
Hartnäckig dazwischen brüllt eine Kuh
Von naher Wiese — immer gleich kläglich.
Es ist unerträglich!

Weiter — beim Kirchhof zum Dorf hinaus.
Das letzte Haus sieht wie das erste aus:
Klein, dürftig und schmutzig.
Auf niedrigem Kirchdach kauert
Wie versauert,
Als ob er die Lust an der Welt verlor,
Der Turm, gar putzig
Mit runder Haube,
Und lugt aus dem Laube
Breitästiger Linden grämlich hervor.
Über die Friedhofsmauer hängt,
Die Wurzel zwischen die Quader gezwängt,
Schwarzgrüner Epheu und höher im Hauch
Des Windes wiegt sich am Strauch
Ganz leise — leise
Eine dunkelrote Rose.

Hamburg. Gustav Falke.

Drei Frühlinge.

Es zittert wie im lebenswarmen Atemzug
Der Busen der Natur; das starre Leichentuch
Des Winters springt, und auf der sieggewohnten Fährte
Durchdringt ein warmer Sonnenstrahl die kahle Erde.
Ein Zeichen ist's, den Kampf nun zu beginnen!
Der Schlaf war lang, um neue Kräfte zu gewinnen —
Und durch die Welt geht's wie ein mächtiges Erbeben,
Und: „Auf zum Licht! zur Freiheit!" ruft jedwedes Leben.
Die kräft'gen Stürme rasen, es öffnen sich die Poren
Der Natur — hervordringt, was zum Leben neugeboren.
Das keimt und sprosst und blüht wie ungebeugtes Hoffen;
Es fühlt von diesem Anblick sich wohl jedes Herz getroffen,
Das stiller Gram und bitt'rer Kummer fast verzehrte;
Es atmet auf zu neuem Leben, wie die Erde:
Der Frühling der Natur ist Frühling auch dem Herzen,
Wenn's draußen grünt und blüht trägt leichter man die Schmerzen.
Drum sei gegrüßt, du Sonnenstrahl! Du Frühlingsluft!
Mit hoher Lust, du Vogelsang! Du Blütenduft!
Dich grüß' ich froh, du echtes Bild des Menschenlebens:
Wer an dich glaubt, deß Glaube ist gar nie vergebens.

* * *

Es schläft die Seele auch in junger Menschenbrust,
Bis Amor sie erweckt zu ungeahnter Lust.
Wohl lauschte sie gar still mit freudigen Gefühlen, —
Doch wie ein Sehnen ist's nach höh'ren, schön'ren Zielen.

Es schweift das Auge suchend über Flur und Auen
Und sucht sich seinen ew'gen Himmel aufzubauen;
Bevölkert rastlos tausendfach ihn mit Gedanken,
Die sich ans Eine, unbewußt Ersehnte ranken.
Ein wild Verlangen füllt die Seele an mit Wonnen,
Erfüllt mit Schmerzen sie — so hat der Kampf begonnen,
Der laut das Herz erweckt aus träumerischem Leben,
Und durch sein Wesen zittert ein geheimnisvolles Beben.
Nicht achtet es, wie sonst, mit freuderfülltem Schweigen
Des Vögleins süßem Sang auf grünbelaubten Zweigen:
Ihm dünkt, aus seinem Lied müßt' es das Wort vernehmen,
Das es vergeblich sucht, sein tiefes Leid zu hemmen;
Ihm ist, als müßt' es aus den warmen Sonnenstrahlen,
Dem blauen Himmel Lind'rung finden seiner Qualen;
Als spräch's aus jeder Knospe, jeder Blume, ihrem Duft,
Das Zauberwort, das süß es zum Erwachen ruft. —
Da schaut es in — ein Augenpaar —! Die ganze Welt
Sieht es darin von wundersamem Glanz erhellt,
Und auch die Seele findet es darinnen wieder;
Es geht ein Wonnenschauer ihm durch alle Glieder,
Es fühlt sein ganzes Sein mit magischen Gewalten
Von diesem Zauberbild das Auge festgehalten.
Und weit umher, wie lacht die Welt in schön'rem Prangen!
Es sieht von ihrer Pracht entzückt sich ganz umfangen:
Das Herz hat jener Strahl der Augen tief getroffen,
Es ist erwacht zur Liebe! Ach, schönstem Leben offen!
Das Wort, das es vergeblich suchte, sprach ein Blick —
Im Liebesfrühling haucht es aus sein größtes Glück.

* * *

Vor meinen Geist will noch ein Frühling auferstehen!
Sein Atemzug umrauscht wie hehres Freiheitswehen
Das Chaos der sich messenden, empörten Kräfte,
Und stählt mit Mut und Hoffnung die erkrankten Säfte;
Denn aufragt aus dem wildbewegten Meer der Meinung
Des Rechtes und der Wahrheit leuchtende Erscheinung;
Durchdringt mit ihrem Blitzstrahl klärend die Parteien
Und sucht sie von den Sklavenfesseln zu befreien,
Die in den Vordergrund das eigne Ich nur zwängen
Und so der Menschlichkeit erhabenste Ideen verdrängen:
Wenn sich der Blick geschärft zum allgemeinen Besten,
Der Notschrei Hörer findet, Hilfe das Gebresten,
Wenn Reich und Arm sich einst zu edlen Thaten einen,
Wenn keiner mehr sich dünkt und keiner mehr will scheinen;
Wenn jeder in sich selbst den Geist zum Guten trägt,
Wenn Kriecherei und feiler Sklavendienst verschwunden,
Ein freies Wort und redlich Wirken ihr Verdienst gefunden;
Wenn Völker sich zum Friedenswerk die Hände reichen,

Willkür und Macht dem stolzen Recht der Freiheit weichen:
Dann blüht der Baum, von dessen kräft'gen Zweigen
Der Menschheit gold'ne Früchte sich einst wieder neigen,
Dann hat das heil'ge Licht die Finsternis durchbrochen,
Dann ist der Tag des **Völkerfrühlings** angebrochen!

München. Julius Beck.

Arnold Böcklin.

Nur eine Stimmung verlangst du, o Meister, die Stille der Gegend,
Um zu beleben das Feld mit der phantastischen Art!
Schüchtern sind Träume der Andern, die glutengesättigte Tiefen
Fluten mit leuchtender Macht neu in den schaffenden Geist.
Schaust du die grünen, die wilden und weichen Wogen des Meeres,
Rauschend und feierlich wild taucht es nereisch hinein.
Auf deiner blumigen Wiese, bezittert von Bläue des Himmels,
Tränkst du den rosigen Faun, zart animal und naiv,
Während der sitzende Schmeerbauch starrt in bedeutendem Stumpfsinn
Träge hinaus in die Welt, die ihm so schweigend und fremd.
Mal auf der blockigen Matte bewehrst du mit wuchtigen Steinen
Starken Centauren den Wurf, reizest den schmetternden Huf.
Oder es lauscht mit heiliger Neugier ein himmlischer Pausback,
— Hoch reckt er sich auf der Zeh, während der Fittig ihm bebt,
Jener schlichten Musik, der melodischen Andacht des Mönches,
Welcher in Liebe versenkt, geigt vor der Mutter des Herrn.
So weißt du Meister die Stimmung gestaltend ins Leben zu schaffen,
So zu erfüllen den Kreis, der allen Nüchternen leer.

Rom. Peter Hille.

Berliner Gespenster.

Schon legt sich der Lärm der Großstadt zur Ruh,
Gar grause Gespenster erwachen im Nu
Und schleichen durch Straßen und Gassen,
Es schleichen und huschen zu wüstem Tanz
Die Armut, der Reichtum im Mondenglanz,
Wie sehr sie bei Tag auch sich hassen.

Ein großer Ballsaal ist nun die Stadt,
Der Hunger vom Herrgott in Pacht ihn hat,
Frau Wirtin, das ist die Liebe;
Da wälzt sich Alt und Jung herum,
Der eine ist listig, der andre dumm
Und zahlt mit Gold seine Triebe.

Und kräht am Morgen der erste Hahn,
Da ist vertollt der Liebeswahn,
Da endet die Lust in Grauen
Und die in Armen sich lagen eng,
Die stürzen hinaus ins Lebensgedräng,
Und die Sonne lächelt im Blauen.

Greiz. Gottfried Doehler (Fritz Hölder).

Auf dem Niederwald.

Trotziger wälzt der Rhein die Fluten durchs felsigte Strombett,
Wo der Mäuseturm stumm ragt aus phantastischer Zeit.
Steiler die Ufer! Es naht der Strom der versteinerten Lure,
Und in der Tiefe erstirbt einsam ihr wilder Gesang. —
Mächtiger rauschen hier oben die Eichen: wärmende Schauer
Durch der Jahrhunderte Nacht weh'n aus germanischem Wald.
Hermann hier und Thusnelda? Menschen aus härterer Erde,
Lauschend der Ewigkeit Lied schwören sie heiligsten Schwur. —
Freia, der Liebenden Hort, hast auch mich für ewig gebunden,
Aber veröde mein Herz, wenn es der Treue vergißt!
Wodan, du besserer, du Gott, den nimmer ein Jude geschaffen,
Schmettere mein Hirn in den Kot, lauscht es den Götzen der Nacht.

München. Ludwig Scharf.

Der alte Zuchthäusler.

Der Vater sitzt im Zuchthaus längst,
Spinnt Wolle viele Jahre;
Die Mutter legte im Spital
Man kürzlich auf die Bahre.

Die Tochter sucht sich im Bordell
Ein lustig Heim zu gründen —
Und nur der Sohn, der blieb bis jetzt
Noch ziemlich frei von Sünden.

Doch heute trat zum Alten hin
Der Wärter beim Spazieren
Und sprach: „Na Claus, zu Eurem Sohn
Könnt Ihr Euch gratulieren,

Denn wegen Mord und Einbruch hat
Man gestern ihn gefangen;
Schlimm steht die Sache; Euer Sohn
Wird sicher drum gehangen."

Da lacht der Alte höhnisch auf:
„Nun ist mir wohl zu Mute:
Er blieb doch Fleisch von meinem Fleisch
Und Blut von meinem Blute!"

München. Georg Schaumberg.

„Ach, wir Armen!"

Du kleines Erdenwesen solltest
Stark sein und gut und sonder Leid,
Wenn du nur gut und stark sein wolltest,
Doch dieses Wollen liegt dir weit.

Du plackst dich ab vom frühsten Morgen
Und nennst befriedigt dein „Geschick";
Daß dir durch tausend kleine Sorgen
Verkümmert wird das stillste Glück.

Du fühlst die dumpfen, engen Schranken,
Wo bleibt der Mut, der sie zerbricht?
Du ahnst erlösende Gedanken,
Doch sie zu denken wagst du nicht.

Dir warf ein Gott mit vollen Armen
Die Siegespalmen in den Schoß, —
Du aber bettelst um Erbarmen ...
Geh! Du verdienst dein Bettlerlos!

Helsingfors. Johannes Öhquist.

Trutzlied.

Wir wandeln, in die Fesseln
Der Wirklichkeit gebannt.
Uns führt der Weg durch Nesseln
In das gelobte Land.
Was kümmern uns die Schergen,
Die unser Wort verdreh'n,
Die, ihr Idol zu bergen,
Verdoppelt Wache stehn!

Vorbei der süße Glaube
Mit seinem Nachtgebet;
Er fiel dem Geist zum Raube,
Der uns im Busen weht.
Wir fechten für das Wahre,
Von keinem Trug entweiht,
Am irdischen Altare
Der heil'gen Einigkeit.

Es weht von allen Firnen
So frisch in unser Blut.
Es lacht von unsren Stirnen
Ein hehrer Streitermut.
Uns trägt mit bunten Wimpeln
Ein Bot ins Morgenrot:
Was auch die Thoren simpeln,
Wir trotzen Sturm und Not!

Frankfurt a. M. Paul Grotowsky.

Stelldichein.

Grüße vom Liebsten,
Süßes Bejahen!
Möchte entzücket
Den Boten umfahen!

Möchte kopfüber
Durch Thüre und Wand —
Endlich, ach endlich!
Du lieblichster Fant.

O, wie mich's sehnte
Ihn wieder zu sehen,
Fürchtet' fürwahr!
Ich müßte vergehen.

Nun schnelle — o Gott!
Mein Häubchen, das neue,
Damit ich ihn ja
Von Herzen erfreue.

Nun schnelle die Schuhe —
— Sie drücken zwar schmerzend —
Doch werd' ich's nicht achten
Die Stunde verscherzend.

Wie glüh'n meine Wangen,
Wie jaget mein Blut,
In süßem Verlangen,
In pochender Glut!

Mein Liebster, ich nahe!
Mit Wonne und Lust —
Beglücke dein Mädchen,
Die stürmische Brust.

München. C. Bernhart.

Frühlings Ende.

So in Othellos bräunlichem Arm
Schlief Desdemona
Und sog süße Täuschung
Aus heißem Kuß,

Wie am Busen
Der silberblauen Nacht
Ruht der schimmernde Lenz ...

In weicher Keuschheit
Goldtriefender Blütenbüsche
Lächelt er auf
Zur sternflimmernden Schwärze,
Aber schon zittert
In seines Blütenkusses Duft
Vergänglichkeit dein Hauch,
Und Untreue ahnend
Wo sie Liebe bot,
Zürnt in Schwüle
Dumpfbrütend die Nacht ...

Weh, wenn ein Herz
Vom großmütigen Wahn erfaßt
Nicht die Welt mehr kennt,
Nicht sich selbst —
Schwelgen möchte allein
Im glühenden Schönheitsreiz
Beseelter Form —
Aber dreifach Weh,
Wem an der Brust,
Der er Leben vertraut und Tod,
Entgegenzuckt des Verrats Natter ...

Sieh fern in die brütende Nacht
Schreibt mit wuttrunkenem Griffel der Blitz
Lästernden Hohn —
Umbeugt des Sturmes Gewaltgriff
Der Wipfel hundertästige Majestät,
Und das staunende Herz ahnt
Deiner entfesselten Leidenschaft
Schmerzliche Riesenmacht, Natur!
Schweraufdröhnende Wetternacht
Rührt sich nicht
Des tieferschrocknen Frühlings
Jähes Erbeben?
Sieh wie die Zweige er ringt
Um Schonung zu deinem Zorn auf?
Wie er aus tausend Wunden
Zerflatternder Rosen blutet?
Wie in bildsamer Kehle steckt
Seiner Nachtigallen Schmeichelhauch,
Der dich so oft o Mondnacht
In Liebesschlummer
Schwermütig gewiegt?
Verzeihst du ihm nicht,
Vom zitternden Liebreiz
Zum Mitleid bewegt,
Seiner buhlenden Düfte Flucht?
Seiner Blüten Untreue?
Seines sonnigen Lächelns Verrat?
Ach! zu spät!
Du fliehst, Blindhinrasende,
Und mit rotgeweintem Auge
Neigt der bleiche Morgen
Sich traurig herab,
Und unter seinem Kuß
Nimmer erwacht
Die liebliche, sturmzerwühlte
Leiche des Frühlings.

Darmstadt. Wilhelm Walloth.

Im Leihhaus.

Ringsum leuchten Sonnenlichter
An den Häusern, schön gereiht;
Ringsum fröhliche Gesichter,
Denn es kam die Blütenzeit.
Jubel schallt vom Kellergarten;
Reiche Herren fahren aus —
Hier beim Leihhaus will ich warten,
Mich umnachtet Weh und Graus.

Bin zu scheu, um einzutreten,
Muß mich erst gewöhnen dran,
Wie mit Flitterzeug und Betten
Die bedrängten Leute nahn.

Meistens kommen ärmste Frauen,
Denen nie die Sorge wich,
Wenn sie jetzt auch lächelnd schauen,
Wenn im Stolz ihr Haar auch blich.

Schüchtern naht ein blondes Gretchen,
Bangend, wie vor böser That;
Schütze Gott Dich, armes Mädchen,
Daß Du bleibst auf rechtem Pfad'.
Trägst vielleicht ein Angedenken
An die Mutter dort hinauf;
Mög' es sich zum Beſſern lenken
Eh' Du giebst Dich selbst zum Kauf.

Mög' der Himmel Dich behüten
Vor der Liebe falschem Trug,
Der Dir raubt des Lebens Blüten,
Wenn Dein Herz auch edel schlug.
Wärst Du einmal dann gefallen,
Weil Dir Einer Glück verhieß,
Würdst Du leicht zum Opfer allen —
Mädchen, bleibe rein und süß!

— Sieh, da naht mit schnellem Tritte
Ein Student, als ging's zum Tanz;
Endlich mäßigt er die Schritte
Und nun blickt er ernsthaft ganz.
Arg zerhauen sind die Wangen
Von der Klingen scharfem Hieb,
Kommt wohl öfters hergegangen,
Flottem Burschentrunk zu lieb.

Aus dem Thore tritt soeben
Gramverstört ein Mütterlein,
Das sein Letztes nun gegeben,
Fernem Sohne Geld zu leihn.

Doch der läßt sich nicht verkümmern
Seines Kneipenlebens Sucht,
Wenn der Mutter Augen schimmern
In der Thränen banger Flucht.

Eine Dienstmagd bringt geschäftig
Einen Korb voll Silbertand;
Feine Löffel klingen heftig
Wohl an Aschenbechers Rand.
Ihre Herrschaft machte Schulden;
Eilig geht es nun bergab;
Doch es denkt die Magd im Dulden:
„Wenn ich meinen Lohn nur hab'."

Und noch Viele seh' ich kommen
In dem Glanz des Sonnenlichts,
Und sie gehen tiefbeklommen,
Denn ihr Glück wird meist zu nichts.
Doch mich können nicht zerstreuen
Solche Bilder düstrer Not;
Einen Ring muß ich verleihen,
Um zu kaufen mir ein Brot.

München. Robert Högger.

Im Frühling.

Erstes Frühlingsauferstehn
Und des Herbstes Ende
Reichen auf der Erde sich
Wundersam die Hände.

In der Lerche Lieder mischt
Sich der Ruf der Krähen
Und das braune Eichenlaub
Rauscht im Frühlingswehen.

Schlüsselblum' und Märzenkelch
Blühn im feuchten Moose,
Aber auf den Wiesen steht
Rings die Herbstzeitlose.

Färbt auch schon ein lichtes Grün
Schleh und Weißdornhecke,
An den Nordgehängen liegt
Noch des Eises Decke.

Streich ich jetzt durch Wald und Schlucht
Auf vergess'nen Wegen,
Fühl' ich neben jungem Glück
Altes Leid sich regen.

Ich fand vor einer Schenke
Im Winterflockentanz
Heut morgen eine Rose
Aus einem Ballfestkranz.

Sie lag gleich einem Tropfen
Erstarrten Bluts im Schnee
Und Deiner mußt' ich denken,
O Weib, in heißem Weh.

Auch Du warst eine Rose,
Die achtlos ich verlor,
Die längst schon wo, wer weiß es?
In kalter Nacht erfror.

Ich bange scheu zurück
Vor jedem Glück
Und wag' es nicht zu fassen,
Da es in kurzer Zeit
Mir brächte Leid,
Indem ich's müßte lassen.

Nenn' aus dem Leben nur
Und der Natur
Mir Eins, das zu behüten,
So will ich fröhlich sein
Im Sonnenschein
Und greifen nach den Blüten.

Ein Bettler saß am Straßenrand
Hoch bäumte sich Dein Rappe,
Du warfst ihm schnell Dein Halsgeschmeid
In die verblich'ne Kappe.

Er aber rief mit bangem Ton
Und stolz verhaltnem Weinen:
Nehmt es zurück, ich will kein Gold,
Nur Brot für meine Kleinen.

Da setztest Du Dein Roß in Trab
Mit scharfem Peitschenhiebe —
Klang Dir im Ohr, was einst ich sprach?
Ich will kein Gold, nur Liebe.

München. Heinz Offer.

Vierter Klasse.

Es rollt und rüttelt und dröhnt und stampft
Und klirrt und rasselt und schnaubt und dampft,
An kreisenden Feldern vorüber im Flug
Durch Pommerns Ebne saust der Zug.

Ich schaue und schaue und weiß es kaum;
Ich lausche nur immer in stolzem Traum,
Wie donnernd um Axe und Axe kreist
In Form gegossen der Menschengeist . . .

Da schreit ein Kindchen neben mir,
Der Traum entweicht, es bangt mich schier;
Das Weinen klang so weh, so lind —
So zart, so mager ist das Kind.

Im Wagen trüb die Dämmrung graut
Das Gaslicht fahle Schatten braut;
Aus rotgewürfeltem Bettchen sticht
So blaß heraus das kleine Gesicht.

Von Kisten und Kasten eingeengt,
Von Säcken und Päcken eingezwängt,
Bringt schaukelnd die Mutter ihr Kind zur Ruh'
Und summt ein Wiegenlied dazu.

Und rings umher ein müd' Geschwirr
Gebrochener Laute, rauh und wirr,
Und Mienen knochig, derb und stumpf,
Und Menschendünste dick und dumpf.

Zusammengehockt mit zagem Mut,
Mit ihrem letzten dürftigen Gut,
Aus Posen und Preußen sitzen sie da
Und wollen nach Amerika.

Nur wenn das Wörtchen „drüben" fällt,
Ein Hoffnungsschein ihr Auge hellt,
Und alle atmen tiefer dann
Und alle sehn sich nickend an.

Doch durch ihr Seufzen, ihr murrend Gestöhn,
Durch Rädergescholler und Eisengetön
Wie Ew'ger Hoffnung Stimme zieht
Der Mutter leises Wiegenlied.

O heil'ger Stall von Bethlehem!
Dein Wunder ist noch heut zu sehn,
Wenn arm und schwach ein Weib beglückt
Ihr Kind ans bange Herze drückt! —

Nun schläft's; nun deckt sie's ein recht warm
Und legt's behutsam aus dem Arm
Und schmiegt an ihren Mann sich dicht
Und schaut ihm liebreich ins Gesicht.

Und er versteht den Mutterblick
Voll Sorge, Furcht und Mißgeschick,
Und mit der starken Schwielenhand
Zeigt er hinaus ins finstre Land:

„Sei ruhig, Marie! Du wirst schon sehn,
Dort drüben wird Alles anders gehn.
Da schaff' ich uns eigen Feld und Vieh,
Da ist's genug, wenn Ich mich müh'.

„Du kannst dich ruhen manche Stund',
Ihr werdet Beide wieder gesund;
Und unser Kind hat, wenn es groß,
Im neuen Land ein besser Los!"

Und Sorge, Furcht und Mißgeschick
Zerschmelzen in dem Einen Blick,
Mit dem sich diese Bauernseelen
Von ihrem Kinde stumm erzählen ...

Es rollt und rüttelt und stampft und stampft
Und dröhnt und rasselt und keucht und faucht,
Durchs wirbelnde Dunkel in rasendem Flug
Sanft weiter und weiter der jagende Zug.

Ich horche und horche und weiß es kaum;
Ich träume einen gläub'gen Traum,
Wie hoffend und liebend aufwärts kreist
Zu neuen Formen der Menschengeist ...

Im Wagen schweigend schwebt die Nacht,
Der Schlaf schwingt seine Spindel sacht;
Die Bäurin auch ist eingenickt,
Aufs Knie des Mannes hingebückt.

Der sitzt noch wach mit mir allein;
Wir gucken uns still in die Augen hinein,
Bis bald von der Zunge ein Wörtchen sich dreht
Und hin und her das Flüstern geht.

Und er erklärt mir, wie es kam,
Daß sie verkauften ihren Kram
Und dem Agenten sich verdingt,
Der nun sie in den Urwald bringt.

Es war kein neues Wort dabei,
Es war die alte Litanei
Von saurem Schweiß und Hungerlohn,
An der nur neu des Jammers Ton! —

Und wie dann gar noch Weib und Kind
Ihm schwach und krank geworden sind,
Da hätten sie endlich das Schwerste gewagt,
Dem Dörfchen Lebewohl gesagt.

„Und hat sie auch zuerst geweint,
So hat sie doch zuletzt gemeint:
Fällt's Uns auch schwer, wenn nur das Kind
Ein ander Los als wir gewinnt!"

So schwinden Stationen im Fluge vorbei
Und Glockensignale und Kellnergeschrei,
Und bleicher tanzen die Lichter schon:
Der Morgen steigt auf seinen Thron.

Und um uns her bewegt es sich
Und reckt und dehnt und regt es sich,
Und langsam werden Alle wach
Und blinzeln in den jungen Tag.

Ein Tag von jenen, glanzgeküßt,
An denen jeder Halm uns grüßt
Und jeder Sonnenstrahl das Herz
Zum Lachen zwingt trotz Not und Schmerz.

Die Fenster nieder! schallt's im Chor,
Und Alle drängen sich freudig vor
Und zeigen hinaus, wo stromumblinkt
Mit Türmen und Masten Hamburg winkt.

Die Mutter aber stillbewegt
Ihr Kindchen an die Brust sich legt
Und nimmt das Tuch ihm vom Gesicht
Und — — Himmel, was stiert sie und küßt es nicht?

Was stiert und stiert sie, daß mir graut?
Da winselt leis ein Klagelaut,
Da liegt's im Schooß ihr starr und tot.
Der Vater, der stammelt: Barmherziger Gott! —

Im Wagen plötzlich wird es stumm,
Die Bauern sehen scheu sich um,
Manch blödes Auge schwimmt und flimmert.
Mein Kind, mein Kind! die Mutter wimmert . . .

Es kreischt die Maschine, es stockt der Lauf,
Die Schaffner reißen die Thüren auf.
Ich stehe im hallenden Bahnhofsraum,
Da braust das Leben, es gilt kein Traum;

Es gilt, daß man sich's ganz gesteh',
Wie unbekümmert um Glück und Weh
In ewig eigenen Bahnen kreist
Schaffend und formend der Menschengeist.

Berlin. Richard Dehmel.

Glück im Fluge.

S'giebt heute recht mäßigen Sonnenschein,
Und der Himmel schaut recht ledern d'rein,
Als ob ein Rezensent er wär',
Dem plötzlich fällt das Schimpfen schwer.
Die Straßen sind schon mehr Morast,
Und die Menschen rennen mit alberner Hast;
Wohin Du trittst ist eine Pfütz',
Die Weiblein lupfen das Gewand,
Und dennoch trieft der Unterrockrand —;
Dies Hundewetter ist gar nichts nütz . . .
Und doch, und doch, was mag das sein,
In mir lacht leuchtender Sonnenschein,
Wie Kobolde purzeln her und hin
Vergnügte Gedanken in meinem Sinn,
Als käm' ich eben direkt vom Wein,
Als hätt' ich mein Leibgericht gegessen
Und mit guten Freunden zusammengesessen,
Und bin doch so nüchtern, als sein es kann
Zum höchsten ein frömmlicher Muselmann.
Ich möchte die ganze Welt umschließen,
Und gar nicht würd' es mich verdrießen,
Wenn drunter ein Schock Theologen wäre,
Ja, käme mir selbst ein Kerl in die Quere,
Der sich's erwählt als höchsten Beruf,
Mit witzelndem Hohn und Lug und Spott
In den Kot zu ziehn, was ein Besserer schuf:
Selbst solch einen Schuft, heut würd' ich, bei Gott,
Mit Lächeln ihm ins Antlitz gucken
Und würde vergessen, auszuspucken. —
Ja, Himmel und Erde, woher der Jubel?
Woher dieser jauchzende Herzenstrubel?
Hat Dame Fortuna mir hold gelacht,
Irgend was Extra-Gut's gebracht?
War einer vielleicht von den löblichen Boten
Herrn Stephans da mit den rosa-roten
Papieren, die schimmern wie Glücksverheißung
Und welche benannt sind: Postanweisung?
Ach nein, ach nein, ach nein, ach nein —:
Der Freude Grund muß ein anderer sein. —
Hat irgend ein gütiger Unbekannter
Meine Schulden bezahlt allemiteinander
Und hat mir geschrieben: „In Freundlichkeit
Zu ähnlichen Diensten auch ferner bereit?"
Ach nein, ach nein, ach nein, ach nein —:
Der Freude Grund muß ein anderer sein. —
Oder hat sich vielleicht ein Verleger gefunden,
Der meine Schriften, schön eingebunden,
Dem Publikum will präsentieren
Und pränumerando honorieren?
Ach nein, ach nein, ach nein, ach nein —:
Der Freude Grund muß ein anderer sein. —
Und auch mein Schatz — das könnt' ich noch preisen
Als Glückes-Lächeln in jubelnden Weisen —
Und auch mein Schatz, von Liebe bewegt,

Hat nicht seine Sprödigkeit abgelegt
Und sich mit einem schnellen Schwunge
An die Brust mir geworfen und glühend gehaucht:
„Da bin ich, da nimm' mich, mein Herzensjunge!" —
— Und doch bin ich ganz in Freude getaucht ... — —

Und seh' ich nach genau und klar,
Was mir denn Liebes geschehen war,
So muß ich grad offen herausgestehn:
Nichts Sonderliches ist mir geschehn,
Als daß ich ein liebliches Kind gesehn.

Schnell schwand es vorüber im Menschengewimmel
Und leuchtete doch mir ins Herz einen Himmel,
Bracht's fertig mit seinen klar-fröhlichen Blicken,
Meine ganze Trübsal zum Teufel zu schicken.
Eins . . zwei — vorbei! Wie schnell es entschwand,
Das liebliche Bild, ich hab' es gebannt,
Fest eingeschlossen als Talisman,
Daß nicht die grämlichen Stunden nah'n.—
Sonst hat das Glück mir nichts beschieden,
Aber, beim Himmel! ich bin zufrieden.

München. O. J. Bierbaum.

Mutterleid.

Nun bist Du tot mein süßer Knabe,
Du läßt mich einsam und allein
Und nimmst zu Deinem dunkeln Grabe
Mir mit des Daseins Sonnenschein.

Dein Auge war mir Lust und Leben,
Dein Lockenhaar mir goldnes Licht,
Dein leichter Schritt ein Engelsschweben,
Dein Kinderglaube ein Gedicht!

Nun ist die Welt mir gleich dem Grabe.
Weil mir der Tod mein Alles nahm,
Mein ganzes Gut, und meine Habe
Ist düst'res Leid und tiefer Gram!

Straßburg i. E. Marie Jerschke.

Künstlerlied.

Was ich bin? Ein Musikante,
Klimperlehrer nennt's der Junge,
Künstler nennt's die gute Tante,
Jeder sagt's in seiner Zunge.

Und ich selber nenn' es Sklave,
Hausknecht, Paria und so weiter.
Zwischen Grundton und Oktave,
O welch mißgestimmte Leiter.

Was zum Teufel! Kunst? — Geschäfte!
Frondienst jedem guten Zahler.
„Bildung" braucht so viele Kräfte
Und ich brauche harte Thaler.

Willst Du mich darum verklagen?
Gieb mir lieber satt zu essen.
Füllt der Götzendienst den Magen,
Wird der wahre Gott vergessen!

Hamburg. Gustav Falke.

Glückliche Liebe.

Mein Schatz und ich, wir haben
Kein Geld und auch kein Gut,
Wir haben nur schwere Arbeit
Und junges heißes Blut.

Wir liegen uns in den Armen
Und schwelgen in Lieb und Lust
Und sind trotz allen Pfarrern
Uns keiner Sünd' bewußt!

Und reden sie noch so lockend
Von Himmel und Ewigkeit:
Der Himmel liegt zu weit droben,
Zum Schatz komm' ich noch heut!

Der Fluß fließt, wie er fließet,
Der Wind bläst, wie er bläst:
Wen rechte Lieb betroffen,
Nicht von einander läßt!

Mag's kommen, wie es komme,
Ich fürcht' mich nit davor:
Wer's Glück nicht faßt, bleibt ewig
Vor seines Himmels Thor!

München. M. C. Menghius.

Das Meerweib.

In der rosigen Abendglut
Wieg' ich mich gern auf der stillen Flut,
In Vollmondnächten steig' ich ans Land —
Da streift mein Gewand den feuchten Sand,
Wer am Morgen die Spur betritt,
Muß mir folgen, den nehm' ich mit:
Nimmer findet er Ruhe und Rast,
Zum Meer hin treibt ihn sehnsücht'ge Hast;
Von der Insel will er zum festen Land —
Vom Festland zieht's ihn zum Inselstrand.
Nun achte aufs Steuer und sieh' Dich für —
Die wallende Flut treibt Dich her zu mir!
Ich löse mein Haar und ein Nebel steigt —
Daß das Licht des Tages zitternd verbleicht,
Daß, wenn neben Dir Dein Bruder ertrinkt,
Du die Stelle nicht siehst, wo er versinkt.
Ein Watt entraget dem ebbenden Meer,
Bei Flutzeit wogt Wasser darüber her,
Und wen ich in meine Spuren gebannt,
Dem scheint dies Watt das ersehnte Land.
Hier verdicht' ich den Nebel feucht und weich —
Das scheint Dir Mensch der schützende Deich.
Ich bell' wie ein Hund und kräh' wie ein Hahn,
Dann entsteigst Du Narr dem gleitenden Kahn.
Fußspuren siehst Du im feuchten Sand,
Es erscheint Dir die Öde traut und bekannt;
Wenn Du weiter wanderst im Nebelgraus,
Treib' still ich den Nachen ins Meer hinaus.
Du schreitest vorwärts — da kommst Du zur Flut —
Rückwärts nur eilst Du mit trübem Mut,
Und wohin Dich Dein eilender Fuß auch trägt —
Dir die Wasserwoge entgegen schlägt.
Dann rennst Du verzweifelnd kreuz und quer,
Es stockt Dein Pulsschlag, Dein Herz wird schwer,

Du eilest zurück zum bergenden Kahn —
Weit treibt er dahin auf der Wasserbahn.
Rings Wasser umher, wohin Du gehst,
Und Wasser rieselt schon, da wo Du stehst.
Du brüllest und jammerst und betest und fluchst —
Es ist keine Rettung, was Du auch versuchst.
Durch den Nebel siehst Du Lichter schimmern,
Die vor Deinen irren Blicken flimmern.
Ich winke der Flut — schon kommt sie heran,
Nun heule Dich heiser — Du starker Mann!
Dein Knie netzt die Welle, die ich entbot —
Es naht Dir auf feuchten Schwingen der Tod!
Höher und höher die Wasser steigen —
Die letzte Stimme der Hoffnung muß schweigen.
Hörst Du es brausen wie nahenden Sturm:
Ich lache Dich aus — Du Erdenwurm!
Nur noch Dein kreideweißes Gesicht
Ragt aus der Flut, die sich schäumend d'ran bricht.
Ich rufe, mein Wellenroß bäumet sich auf,
Stets höher und höher im rollenden Lauf,
Nun bohre den Fuß in den gleitenden Sand,
Und krall' Dich ins Wasser — und halte Stand!
Die stolze Woge trägt Dich, hab' Acht, —
Hinaus ins Grausen, hinaus in die Nacht!
In der rosigen Abendglut
Wieg' ich mich gern auf der stillen Flut,
In Vollmondnächten steig' ich ans Land —
Da streift mein Gewand den feuchten Sand,
Wer am Morgen die Spur betritt,
Muß mir folgen, den nehm' ich mit.

Memel. Mare Prätras.

Vor einem Gipsfigurenladen.

Ein Christus da und ein Christus dort,
Auch manche Maria und so fort,
Viel andere heiligen Leute.
Doch inmitten der frommen Gesellschaft steht
Ein lustiges Zigeunerterzett,
Ein Bursche und seine zwei Bräute.

Der Bursche spielt auf der Fiedel vor,
Und es heben die Beine zum Tanzen empor
Die schwarzbraunen Weiber, die beiden.
Fast scheint mir, als ob der ernste Gott
Und die Heiligen um den lustigen Spott
Die frohen Zigeuner beneiden.

Würzburg. Eduard Heß.

Kritisch-lyrische Aphorismen.

Rosegger.

Den Stallduft und den Harzgeruch,
Wer schildert sie wie Du?
Das prickelt in der Nase mir
Und läßt mir keine Ruh'.
Ach wie idyllisch nehmen sich
Aus Deine Samstagnächt' . . .
Weh'! daß ich nur ein Dichter bin
Und nicht ein Ochsenknecht!

Heyse.

Liebe, Liebe, nichts als Liebe
Ist Dein ganzes Materiale;
Wer eins nur Deiner Bücher gelesen,
Der kennt sie alle, alle.

Janssen.

Geh, sag' mir, Janssen, nur einmal,
Sag' mir's zu Gefallen:
Wie viel für Deine Geschichtsfabrik
Mußt Du denn Steuer zahlen?

Gottschall.

Im ganzen Reich der Poesie
Da bummelt er umher,
Doch heimisch ward er nirgendwo
Und wird's auch nimmermehr!

Wildenbruch.

Shakespeare II. nennen Dich
Deine Schmeichler immerzu;
Und vielleicht Du wärst es auch,
Hättest Du einen Kephisophon,
Genialer noch als Du.

Wien.

Heine.

Dichter der Liebe, Abgott der Frauen,
Wer könnte Dein zürnen, vergessen!
Wenn Goethe und Schiller im Staube
liegen,
Dich werden — Dirnen noch lesen!

Bodenstedt.

Von Wein und Lieb' Dein Geklingel,
So wahr auch immer es sei,
Sie kann mich nimmer erwärmen,
Die alte Reimerei. —

Doch trittst Du auf als Weiser,
In Andacht hör' ich Dich an —
Mir ist's, als lauscht' ich den Lehren
Von Rückerts weisem Brahman.

Baumbachs „Zlatorog".

Ein Alpenlied voll Frische,
Wie Tau am Bergeshang;
Das Herz macht's weit und weiter,
Wie Lerchen-Morgensang.

Und Liebe tönt dazwischen,
Der Liebe Lust und Leid,
Und altersgraue Sage
Aus längstverklungner Zeit.

Ich trink' aus diesem Borne
Und werde neu verjüngt,
Der Liebe Zeit voll Schöne
Durchs Herz mir zitternd klingt.

Hans Gerdenitsch.



Prinz Emil zu Schönaich-Carolath.*)

Eine Studie von Victor P. Hubl.

(Schloß Arnsdorf a. Donau.)

Es fällt schwer, das Bild eines Dichters in sicheren Umrissen zu entwerfen, der in der Vollkraft der Jahre steht, doppelt schwer, wenn man es nicht über sich gewinnt der beliebten Unart zu folgen, welche einem Künstler nach einem beliebigen markanten Zuge in das Prokrustesbett einer strenggeschlossenen Richtung zwängt, um ihn danach bequem mit dem landläufigen Ellenmaß abzuthun.

Etwa zwölf Jahre sind es, seit Emil zu Schönaich-Caroláths „Lieder an eine Verlorene", das erste Werk des damals noch nicht Sechsundzwanzigjährigen, erschienen. Sie erregten mit Recht Aufsehen. Wieder einmal eine Individualität, ein Dichter: die „Lieder" atmeten bei aller Enge des Stoffkreises reichstes Innenleben; eine unselige Liebe ließ sie werden. Während aber die Masse der Leser gleich der Tageskritik an der Oberfläche haften blieb, indem jene bei der Lektüre in ihrer Gedankenarmut den eigenen vagen Gefühlsdusel in seltsam blendender Rede wiederzufinden wähnte, wogegen letztere die passende Gelegenheit ersah, von Weltschmerz und Schopenhauer zu schwätzen und so Kritik aus der Ferne zu treiben — erkannten Andere schon damals, daß in dem Sänger der „Lieder" ein Mehr steckte, ein Mehr, das seine Poesie weit hinausheben könne über die ersten Fluges leichterklommene Höhe.

Die „Dichtungen" (1883) haben diesen Glauben in uns gefestigt.

Eine seltsame Herzensberatung ist es, die uns aus den Liedern entgegenklingt, bald leidenschaftlich aufwogend, bald in den gedämpften Tönen der Resignation. Einem frühverlorenen, heißgeliebten Weibe seiner Heimat ist das Buch geweiht, dazu die Liebe zu einer Römerin in innigen Versen besungen — in einem langnachhallenden Mollakkord tönt es aus.

Konventionelle Anfänge: das „So still, so mild, so fromm, so gut" — bleibt uns nicht erspart; ebensowenig die wilden Träume, in denen das Bild der Geliebten in seltsamer Beleuchtung auftaucht. Des öfteren Anklänge an Eichendorff und Rückert, an Freiligrath und Herwegh. Einem künftigen Düntzer könnt' ich Manches verraten . . . doch wozu? An Äußerlichkeiten haftet die Größe nicht, Philologenkleinkrämerei wollen wir den Lebenden ersparen und, was den Gehalt anlangt, ist der Dichter ganz „Ich".

*) Siehe Aprilheft 1890 der „Gesellschaft".

Er wurzelt im deutschen Norden. Nordisches Heideland, aber nicht in seinem bescheiden schönen Sommerkleide, wie es Storm oft schildert, vielmehr im Spätherbst, wenn die letzten Blätter rauschend sinken, des Regenpfeifers eintönige Weise verklingt und aus den tiefherabhängenden grauen Wolken kalter Regen taglang niederrieselt — dies der meisterhaft gezeichnete Hintergrund der meisten Gesänge. Davon hebt sich das Bild der unvergeßbaren Verlorenen leuchtend ab; am reinsten in Stücken, wo der Dichter seine Empfindung an eine bestimmte Situation knüpft, wie in dem wunderschönen: „Die Rosen blühten, du stilles Kind . . ." (S. 32).

Schon als Lieder an sich, durchpulst von jener nordischen Sehnsucht, die nimmer stirbt, getragen von einer Sprache, der es bei aller Melancholie an funkelnden Blitzen nie gebricht, haben diese Erstlinge einen unleugbaren Wert; derselbe steigt, weil wir hier schon und in dem zunächst an die erotische Poesie Freiligraths gemahnenden „Nachhall" die Keime zu jener tiefsten Lyrik erkennen, die in „Angelina" und „Sphinx" flammenden Ausdruck gefunden. Gedichte, wie „Sie sagten du seist ein Diamant" (S. 52), der Eingang zum „Nachhall" (S. 65—66), die volltönenden Strophen „Der Tag bricht an —" (S. 91—92) sind charakteristisch für den Dichter. Später erst, in „Angelina" und „Sphinx" taucht er ganz hinab in den Abgrund des weiblichen Herzens, aber seine Lebensanschauung ist bereits festgegründet: „Der Blitz, der irdisch Glück zerstört, Schlägt auch zum Streiter und zum Mann, Was der an Ew'gem hat, gehört Der weiten Welt, der Menschheit an." So das Gesamtergebnis seines Denkens, und daran zu schließen die letzten Verse des gebetartigen „Der Tag bricht an": „Laß jene Liebe, die du mir zerschlagen, Weil auf ein Wesen ich sie stolz gerichtet, Mich leuchtend auf die Menschheit übertragen — Mein Gott! Dann hab' gelebt ich und gedichtet."

Der Verlust für den Dichter scheint mir tiefer zu liegen als in äußerer „Untreue" des geliebten Weibes. Sich mehrende Erkenntnis hat ihn von der Frau getrennt, der er in jugendlichem Gefühlsüberschwang einen Altar errichtet; sie scheidet ihn auch von anderen Frauen, die ihm begegnen. Der Verlust schmerzt, den Schmerz zu überwinden, jenen als notwendig zu erweisen, geht der Dichter und Denker an die Lösung des Problems vom Frauenherzen — eine Selbstbefreiung.

In den „Liedern" noch Persönliches im Lichte augenblicklicher Stimmung und Empfindung, in den zwei größeren Dichtungen innerlich Durchgelebtes, in scharfumrissenen Beispielen künstlerisch gestaltet. Einseitig idealistisch betont im Gegensatz zur Lieblosigkeit der Priester des Christentums erscheint die Seelengröße des Weibes zuerst in „Sulamith" („Nachhall" S. 103 ff.), wo

ein Maronitenweib den von der Osterprozession niedergetretenen und verschmachteten greisen Bettler an ihre Brust bettet und nährt . . .

Die zwei Gesänge der „Angelina" enthalten zwei Episoden aus dem Leben einer römischen Rosière: wie sie inmitten einer lebensfreudigsten Künstlergesellschaft auftaucht, unnahbar, in berückender Jugendschöne, ein Engel der Armen — das zweite Bild der schmutzig trübe Kehrreim zum ersten; Angelina als Gefallene verkommen, tot. — Was sie sinken ließ, ist in der „Sphinx" ausgedeutet, wo der weise Jude Zephania vom Schöpfer sagt: „In den klarsten Quell der Lebenswüste schüttete er Schlamm. Mit vollen Händen, in den schönen Leib, den süßen sinnbethörenden des Weibes, goß er Gemeinheit." — Auch die „ungelöste Frage" im Antlitz der toten Angelina findet Erklärung:

„In jeder Frau liegt der tiefsüße Zug, der unbeschreibliche, ein ew'ges Sehnen in uns zu wecken, daß wir aufwärts dehnen des Lebens Probeflug." So ist dem Dichter das ewig Weibliche „Schmerz ohne Ende: Wer also groß, daß ohne Groll und Spott er schweigend sich von Erdensonnen wende, steht freilich einsam da — doch eins mit Gott." — So steht, „wer je das Weib verkämpft, verschmerzt, verwunden," einsam da, „nicht mehr an Gott gebunden — denn übers Weib geht der Ideenflug hinauf zur Freiheit." —

Das ist Guy schon zur Gewißheit geworden, da er zu der Jugendgeliebten, zu Santa zurückkehrt, das Bild von Sais zu entschleiern, um den Schöpfer im Geschöpf durch Staub zu schleifen. Dann will er sterbend, todesselig ihm die Worte zuschleudern: „Im schönsten Weib, des Auge je geblaut, hab, neid'scher Gott, ich deine Sphinx erschaut, und hab in ihr dein Werk — dich selbst — zerschlagen!" — Umsonst; wohl ergiebt sich ihm das Weib, das ihn betrogen, voll und ganz, der Stillung seines wilden Wunsches aber folgt der Ekel, der die Schwingen seiner Seele lähmt; der Schmerz, Guys Diadem, ist dahin; zum Hohn fehlt ihm die Kraft, er vermag das Weib nicht zu verwinden — so scheidet er freiwillig aus dem Leben; die Sphinx jedoch bleibt; auf dem höchsten Opfersteine wird allzeit das Weib thronen, die Menschheit ihm zu Füßen. —

Unser Heil? rastlose Selbstgeburt, Selbstgeburt aus Schmerz, Kampf, Arbeit und — Vergessen; das im „Nachhall" angedeutete Resultat.

Ein gewisser Parallelismus in der Entwicklung des Problems und der Gestalten in beiden Dichtungen ist unverkennbar. Aus „Sulamith" kehrt das Motiv des Christentums wieder — in „Angelina" ein versöhnender Abschluß, ist es in der Sphinx nur mehr ein Objekt der Negation aus dem

Geiste des weisen Zephania. Die That der Maronitin, Angelinas Walten in der Hütte des Trastevere, Santas letzte Worte zeigen das Weib auf seiner Höhe; Angelina in Neapel, Santa, da sie sich an Balbi verkauft, sind die Gegenpole. Dort der geistvolle nihilistische Maler Gaston, der junge Idealist neben ihm, Angelina von Ferne bewundernd, hier der groß-geistige Zephania und der Idealist Guy — diesmal ganz im Banne einer Frauenseele, Santa, deren Wesen ihm offenbar wird — eine Offenbarung, welche ihn dem jähen Ende zutreibt. —

Ich konnte es nicht unternehmen, in dieser gedrängten Studie den reichen Gedankeninhalt der Dichtungen in geschlossener Kette wiederzugeben. Die inneren Beziehungen ihres Schöpfers zur Philosophie Schopenhauers zu entwickeln, seine Verwandtschaft mit Byron, Shelley, Musset, Nerval, Leopardi zu erweisen, scheint mir eine interessante Aufgabe für eine vergleichende Litteraturforschung in modernem Geiste — Hamerling und Grisebach unter den Deutschen werden herangezogen werden müssen.

Ringen nach dem Höchsten, ein großes, starkes Wollen, das oft in gewaltigen Leidenschaftstönen laut wird, charakterisiert den Dichter vor Allem.

Was Schönaich-Carolath an Prosa geschrieben, betrachte ich zunächst als neue Beiträge zur Lösung des Problems der Frauenseele: Giacinta, Galieri in „Tauwasser" (1881), Helene Reinhart, Walla, Raissa in „Geschichten aus Moll" (1884) müssen in diesem Sinne analysiert werden. —

Der Dichter erstarkt merklich: auf die „Lieder" folgt die Novelle „Tauwasser" mit den prächtigen Figuren eines Bent Sörensen, Reb Chaim u. s. f. — noch fehlt, so traurig die Geschichte ausklingt, der unmittelbare tragische Abschluß — ich hätte mir einen solchen lieber gewünscht als die Heidenbekehrung des engseeligen, hartgesottenen Pfaffen an seinem unglücklichen Kinde . . . Nun reihen sich die Dichtungen an; nicht nur „Angelina" und die „Sphinx" bedeuten einen Fortschritt, auch die Gedichte aus „Wanderfahrt" überragen die ersten, wiewohl sich auch hier noch Anklänge — Strachwitz, Sully-Prudhomme — nachweisen lassen. Die „Geschichten aus Moll" endlich bergen eine Fülle Stoffes in engem Rahmen. Soll ich meine Lieblinge geradehin nennen? „Die Königin von Thule", „Die Kerze", „Vom Könige, der sich totgelacht hat", und das tiefergreifende Stück „Lia".

Der Zauber echter Kunst durchweht diese einfachen, teils skizzenhaften Erzählungen, die sich wieder und wieder lesen lassen, trotz der Naturverschönerung, welche sich des Dichters Sprache, zumal in der Auswahl der Attribute, allzuoft gestattet. —

Seit sechs Jahren ist außer einer Reihe von Gedichten — darunter herrliche nationale Klänge — nichts in die Welt gedrungen, das Schönaich-Caroláths Namen getragen. Wir aber hoffen von ihm für unsere moderne Dichtung noch viel, sehr viel; möge ein guter Stern über seinem Schaffen leuchten.



Leopold von Sacher-Masoch.

Von Hermann Menkes.

(Brody.)

Nahezu ein viertel Jahrhundert ist verflossen, seit der geistvolle, österreichische Schriftsteller Ferdinand Kürnberger die Worte niederschrieb: „Goethe war der Letzte, welcher bei seinem Ideenfond noch produktive Sinnlichkeit hatte. Ich sage produktive, denn Heine und Uhland — die Zöglinge des Volksliedes — haben schon reproduktive. Und doch genügte selbst diese, um ihren Namen groß zu machen. So kostbar ist poetische Sinnlichkeit geworden und so hoch steht sie im Preise. In unserer ganzen Romanlitteratur hat höchstens hin und wieder noch eine Nebenfigur sinnliches Leben; die Hauptfiguren fast ausnahmslos — Gesinnungen und Reden."

Thatsächlich verfiel unsere Dichtung einer abstrakten, fleischlosen Ideenpoesie, anstatt sich vor Allem der poetischen Durchdringung und Belebung des sinnlich Wahrnehmbaren hinzugeben und erst dann zur Idee durchzudringen. So mußte unsere Dichtung alle Natur-Frische verlieren, so schufen die besten unserer bisherigen Dichter zum nicht kleinen Teile ideenvolle Gerippe anstatt atmender von pulsierendem Leben durchdrungener Gestalten. Einem jüngern Dichtergeschlechte sollte es vorbehalten sein, zum Mutterschoß aller Dichtung, zur Natur, zurückzukehren, aus ihr neues Leben und neue Kraft zu saugen.

Sacher-Masoch war in Deutschland der erste Vorläufer dieser Bewegung. Er ist der Vater des jetzigen Realismus in Deutschland. Er ist ein Naturdichter im vollen Sinne des Wortes.

Galizien ist sein Heimatsland und dies hat er zunächst zu schildern gesucht. Nur karg ist die Schönheit, die hier die Erde zeigt, und es gehört ein feines Dichterauge dazu, sie herauszuspüren.

Und auch recht trüb sieht das Menschenmaterial aus, das Sacher-

Masoch hier auffinden konnte. Da ist der Pole mit seiner ewigen Herrschsucht und Heuchelei, mit seinem ewigen Klagelied vom verlorenen Königreich; der Ruthene mit dem Kainsmal der Knechtschaft an der Stirne, ein Volk, das, trotz viel innerer Tüchtigkeit, im Halbdunkel leben muß; die vielgeschmähten Juden im Ghetto, Menschen, in denen. Sentimentalität der Empfindung und Raffiniertheit des Verstandes hart nebeneinander wohnen, ein Volk, dessen Schutzwall der Talmud ist, hinter welchem es sich vor allem lauten Treiben der Welt verbirgt, um ganz in die Arme einer mystischen und fanatischen Religionsschwärmerei zu fallen. Da ist es für den Psychologen keine leichte Sache, die wirre Hieroglyphenschrift in den Seelen seiner Figuren zu enträtseln, die Wahrheit, die im Innersten einer jeden Kreatur liegt, ans Licht zu bringen. Wo Sacher-Mosach keinen Ausweg im Seelen-Labyrinth seiner Figuren wußte, da erwachte der Schönmaler in ihm: er idealisierte. Es ist dies verzeihlich, weil es bei ihm aus Liebe geschah. Wir müssen auch sagen, daß wir das Mysterium der Menschenseele noch lange nicht ganz erforscht, daß wir nie ganz die Wahrheit finden können.

In Sacher-Mosach aber steckt noch ein Stück Subjektivität, die sich als Tendenz geltend macht. Einen glühenden Haß bringt er den Polen entgegen, seine Liebe gehört den Juden und Ruthenen. Wenn dieser Haß und diese Liebe in ihm erwachen, da geht ihm die Objektivität realistischer Menschendarstellungskunst verloren: er beginnt zu züchtigen und zu verhätscheln, wo er nur darstellen sollte. So kommt es, daß der Sittenschilderer Sacher-Masoch oft zum Sittenrichter wird. So ist ihm auch ein etwas ätzender Humor, eine oft einseitige und zersetzende Satire da eigen, wo er die modernen gesellschaftlichen Zustände bloslegt, so daß er sich dadurch nicht mit Unrecht den Vorwurf der Gehässigkeit und Effekthascherei zugezogen hat. Das sind Fehler, die nicht unerwähnt bleiben dürfen.

Manche Dichtungen sind die großen erhabenen Thränen, die ein ganzes Volk durch seine Dichter geweint. Auch von Sacher-Masochs Dichtungen hat manche das Mitleid geboren, das Mitleid um das Unglück der Ruthenen zunächst, der Nation, von der er abstammt. Wo immer in seinen Dichtungen er davon spricht, da hört es sich an wie der Wehschrei einer ganzen Nation . . . Dieses giebt seinen Werken den Stempel tiefer Melancholie; auch liegt etwas Anklagendes in ihnen, wie in den Schriften der Russen, die seine Vorbilder gewesen.

Vielleicht ist dies mit eine psychologische Erklärung dafür, daß er ganz in die Anschauungsweise Schopenhauers untergetaucht ist, daß er sein dichterischer Dolmetsch geworden. Denn es ist herbe Weltverzweiflung, die aus

seinen Werken spricht, der große Weltschmerz des Jahrhunderts tönt in ihnen mit mächtigen Akkorden aus.

Ist ja doch auch die Volksanschauungsweise des Ostens trüb und lichtlos. Mit trüben Lettern schreiben dort die Menschen über ihr Leben: Vanitas vanitatis! Sie erwarten nichts von der Zukunft der Menschheit, nur der Tod gilt ihnen als der einzige Erlöser und noch hat der Gedanke ihr Herz nicht erleuchtet, daß nur der Mensch stirbt, nie die Menschheit.

In der Vorrede seiner genialen Novellen „Das Vermächtnis Kains" verkündet der „Wanderer" die sieben Todsünden der Menschheit, aus denen es nur eine Rettung giebt: die Flucht vor dem Leben. Die Menschheit erscheint hier als ein einziger Kain, zu dem der Herr sprach: „Du sollst verflucht sein auf der Erde und unstät und flüchtig."

Wenn auch gesagt werden muß, daß Dichtungen, die auf solch trüber Anschauugsweise fußen, wenig fruchtbringend sind, da die Poesie die Verzweiflung nicht kennen und vielmehr eine schönere, bessere Zukunft verkünden soll, so versteht Sacher-Mosach so viel wunderbare Urschönheit der Natur zu verkünden, daß wir verwundert fragen müssen, ob denn das Anschauen so vieler bezwingender Schönheit nicht schon höchstes Glück für sich allein sei?

Sacher-Mosach hat eine Naturanschauungs- und Schilderungsgabe, wie sie vielleicht kein zweiter deutscher Dichter der Gegenwart besitzt. Die innerste Seele der Natur, ihm offenbart sie sich, er versteht ihre mächtigen, tausendfachen Stimmen — weil er sie grenzenlos liebt. Er besitzt eine feurige Phantasie, die sich mit nicht jedem Auge ersichtlicher Naturwirklichkeit vollgetränkt hat; eine fast orientalische Farbenglut, voll schmelzenden Zaubers, gießt er über seine Landschaftsschilderungen aus; und doch ist es eigenstes Kolorit, das er giebt, treu und echt. Es ist die ganze herbe Schwermut im Charakter seiner Heimat, die er in seinen Dichtungen wiedergiebt, und seine Muse ist die Melancholie selbst, jene Melancholie, die immer auch ein leichtes Lächeln auf den Lippen hat, sobald sie mit der Thorheit des Menschen in Berührung kommt.

Seine Naturschilderungen einerseits sind so mächtig, so greifbar lebendig, so bis ins Tiefste durch das weite Auge des großen Dichters gesehen, anderseits ist in seinen Menschen so viel Natur, daß beide, Mensch und die ihn umgebende Landschaft, organisch in einander sich einzufügen scheinen. Wir müssen uns sagen, daß hier all das Traurige geschehen mußte, das dieser Dichter schildert. Die gewaltig realistische Schilderung der Mondnacht in seiner gleichnamigen Novelle, so wie Naturschilderungen im „Kapitulant", im „Judenraphael" und in andern seiner Dichtungen habe ich von gleich genialer Kraft bei andern Dichtern nicht angetroffen. Es ist hier eine

großartige Objektivität des Schauens, umwoben von der unendlich poetisch reizvollen Subjektivität der Stimmung.

Versteht es also Sacher-Mosach meisterhaft, den Natur-Hintergrund seiner Dichtungen zu malen, so ist nicht minder auch der geistige Gehalt hochbedeutend, der seinen Werken innewohnt. Er hat sich an Turgenjeff herangebildet, diesem novellistischen Maler des russischen Elends; und wenn er ihn nicht in der Kraft der Charakterzeichnung erreicht, so übertrifft er ihn oft aber in der genialen Wiedergabe des Kolorits, wie an Gedankenhöhe. Ein Teil seiner Dichtungen ist von großen Gedanken, die sich in die Rätsel alles Seins mit Leidenschaft hineinbohren, durchweht. Man hat sein „Vermächtnis Kains" eine „divina commedia" in Prosa genannt, und man muß zugeben, daß er unerschrocken in die große Tragi-Komödie des Lebens, in die dunkelsten Klüfte und Abgründe der Menschenseele hineingeblickt hat. Die Novelle „Der Kapitulant" erzielt eine erschütternde Wirkung. Eine seltsame Gesellschaft am Wachtfeuer mitten in der düstern Winterlandschaft (ein Meisterstück Sacher-Masochscher Naturschilderung) unterhält sich über Tod und Leben, über Paradies und Fegefeuer; darunter ein hundertjähriger Greis, dessen Seele nur von der Furcht vor dem Weiterleben in einer andern Welt nach dem Tode durchnagt wird und dies ist der einzige Gedanke, der ihn aus seiner Apathie emporschrecken macht. Diese Dichtung ist ein uroriginelles Meisterstück; es liegt eine Stimmung über ihr, wie sie nur die Natur mit gewaltiger Macht um die Dinge breiten kann . . .

Auch sein „Don Juan von Kolomea" ist ein Mensch von Blut und Feuer, und Ferdinand Kürnberger, der dieser Novelle eine Vorrede mit auf den Weg gegeben, nannte sie „Die poetische Naturgeschichte eines Menschen". Eine gleich poetisch zarte und bedeutsame symbolische Darstellung des Todes, wie er sie in seinem „Judenraphael" gegeben, erinnere ich mich nicht gelesen zu haben.

Eines aber ist es — wie bereits hervorgehoben — das seine Dichtungen durchsetzt und sie dadurch der befruchtenden Kraft beraubt: sein bitterer Pessimismus, der trostlos in die Zukunft schaut. Auch fehlt ihnen der deutsch-nationale Puls, der jedes bedeutende Dichten durchzittern muß, um ihm der deutschen Litteratur noch sonst teuer zu machen.

Auch einer abstoßenden Erotik ist er oft verfallen, die in der „Venus im Pelz" und in andern Dichtungen ihr Unwesen treibt und seiner Dichter-Physiognomie in verzerrendem Lichte zeigt. Einer krankhaften Dichtung gegenüber wie „Venus im Pelz" muß uns Zolas „Nana", aus der uns doch wenigstens ein sittlicher Atem entgegenweht, lieb werden. Diese krankhafte Sinnlichkeit, die sich in unmännlicher Trunkenheit mit der Knute peitschen

läßt, feiert in manchen von Sacher-Mosachs Dichtungen wahre Orgien. Diese Erzeugnisse muß jeder gesunde Geschmack zurückweisen.

Seine Kultur- und Sittenschilderungen aus Galizien haben mehr als ethnographischen Wert: mit seinem Spürsinn hat er die seltsamen Individualitäten seines Landes herausgefunden, hat er die Irrwege ihres Lebens gedeutet. Seine Darstellungsweise ist dabei packend, seine Sprache von seltener Frische. Er ist Feind alles Konventionellen, alles Hergebrachten und Schablonenhaften; auch ist er kein sogenannter Formkünstler, denn die Form, in welche er seine Stoffe gießt, ist unberechnet, sprunghaft wie das Leben selbst und doch in gewissem Sinne harmonisch abschließend.

Nicht minder meisterhaft sind seine Schilderungen aus dem Ghetto (Judenviertel). Ich habe bereits gesagt, daß es schwer hält, den poetischen und psychologischen Gehalt des galizischen Judentums herauszuheben. Nicht immer ist dies Sacher-Masoch gelungen, er ist hier oft zu mild, sein Auge ist hier oft von Thränen des Mitleides umflort, und so idealisiert er nicht selten. Das Mitleid aber soll man nicht richten . . . Auf diesem Gebiete übertrifft er bei Weitem den sensationell aufbauschenden und durchaus unwahren Jeremias Karl Emil Franzos!

Hier Einzel-Analysen seiner Werke zu geben, könnte zu weit führen. Wir müßten z. B. nachweisen, wo bei Sacher-Masoch der Phantast den Realisten übertrumpft und umgekehrt. Ich wollte nur hervorheben, daß er der erste in Deutschland war, der die Dichtung zu den verjüngenden Quellen der Natur zurückführt, daß er zuerst gegen den versumpfenden akademischen Geist, gegen den Geist eines einengenden Formalismus, gegen die fleischlose Ideendichtung Front machte. Er war Vorläufer einer Richtung, die jetzt in erweiterter Form sich Bahn bricht. Sein „Vermächtnis Kains" und noch einiges, das er in seinen besten Stunden geschrieben, gehören der Weltlitteratur.

Bedauerlich aber ist die Wahrnehmung, daß seine letzten Arbeiten größtenteils nicht auf der Höhe der ersten stehen. Er bedarf entschieden des künstlerischen, des gedanklichen Ausruhens, und man giebt sich wohl keiner trügerischen Hoffnung hin, wenn man unter dieser Voraussetzung noch Bedeutendes von ihm erwartet.

Wie dem auch sei — Sacher-Masoch hat sich durch das, was er bereits geleistet, eine der ehrenvollsten Stellen in der Erzählungslitteratur der Gegenwart erworben, als eine der markantesten und interessantesten Erscheinungen, als Dichter, nicht der kritiklosen Vielleser, sondern der geistigen Feinschmecker.

* * *

Sacher-Masoch wurde 1836 in Lemberg als der Sohn des damaligen Polizei-Präsidenten von Sacher geboren. Früh wurde sein Sinn auf die Natur gelenkt, der er eine leidenschaftliche Liebe entgegenbrachte. Er machte tiefe Einblicke ins Leben seines Volkes, er war Zeuge jener furchtbaren blutigen Szenen, die sich während der Insurrektion in Galizien (1846) abspielten. Er sah die toten und verwundeten Polen aus dem Gefechte von Horozani, von den siegreichen, mit Sensen bewaffneten kleinrussischen Bauern nach Lemberg bringen. Das Blut rann durch das Stroh der elenden Wagen, und die Hunde leckten es auf . . . Er studierte dann in Prag, Graz, widmete sich mathematischen, historischen und naturwissenschaftlichen Studien. Damals vermutete man schwerlich in ihm den künftigen Poeten Klein-Rußlands. Mit 21 Jahren wurde er Doktor der Philosophie und Dozent der Weltgeschichte an der Universität Graz. Durch mannichfache Anregungen, die ihm u. A. von einer hochgestellten, geistreichen Dame, noch mehr von dem genialen Kritiker Ferdinand Kürnberger und von Robert Hamerling zuteil wurden, wendete er sich der Litteratur zu und eine einzige Novelle — „Don Juan von Kolomea" — verschaffte ihm zuerst einen Namen in allen Ländern Europas. Nachdem er seinen einzigen Sohn — einen außerordentlich beanlagten jungen Mann — durch den Tod verloren, lebt er jetzt in völliger Einsamkeit in einem Dorfe in Hessen.

Wie er mir mitteilte, hat er im Pariser Gaulois, „Souvenirs" veröffentlicht, die viel Interessantes in Bezug auf die Welt, in der er gelebt und die auch biographische Einzelheiten enthalten, obwohl er seine Person möglichst im Hintergrund gelassen. Möge er auch uns diese Erinnerungen nicht vorenthalten.

Es ist vielleicht an dieser Stelle nicht uninteressant, Sacher-Masochs Ansicht über Zola und den Naturalismus zu hören. Ich gebe die an mich gerichteten Zeilen ohne Kommentar wieder, wie vieles sich dagegen auch sagen ließe. „Aus meinen Artikeln," schrieb er mir, „die ich vor einiger Zeit im ‚Magazin' unter dem Titel ‚Das litterarische Frankreich' veröffentlichte, werden Sie am Besten ersehen, weshalb ich ein Gegner Zolas und des Naturalismus bin. Ich bin wie Wenige, für das Recht des Dichters, die volle Wahrheit darzustellen, seit jeher eingetreten, aber diese ganze Schule erscheint mir unwahr. Flaubert ist die Wahrheit, Zola ist nur der umgekehrte Idealismus für mich, der Idealismus des Häßlichen, wenn man so sagen darf. Seine Welt ist ebenso unwahr wie die Schillers. Von Frankreich bekommt man durch Zola ein ganz verkehrtes Bild" . . .

Das hedonistische Prinzip in der Kunst.

Von Leo Berg.
(Berlin.)

I.

Das Wort „Vergnügen" spielt in der Kunst und hat von je in ihr eine große Rolle gespielt. Was soll die Kunst? Diese Frage hat allen Ästhetikern noch immer viel Kopfschmerzen gemacht. Jedenfalls hat sie noch keiner befriedigend gelöst. Wenigstens hat noch keine Antwort befriedigt.

Wollen wir es nicht auch hier vorziehen, anstatt metaphysisch und philosophisch die Frage psychologisch und historisch in die andere umzusetzen: Was will die Kunst? und: Was will man von der Kunst? Was hat man von je von ihr gefordert. Und wie ist das in Übereinstimmung zu bringen? Und vor allen Dingen: wie verhielten sich die beiden Forderungen, die an die Kunst gestellt waren, die man — d. i. das Publikum, und die sie selber an sich stellte? Hat die Kunst immer dasselbe von sich gefordert, als was man von ihr gefordert hat? Und wie stand sich die Kunst dabei, wenn sie sklavisch vollführte, was man von ihr vollführt sehen wollte? Wer ist da souverän und hat ein Recht, zu fordern?

Offenbar die Kunst, denn sie ist frei. Offenbar das Publikum (man), denn es bezahlt die Kunst, erhält die Künstler, denn es ist derjenige Faktor, der den Erfolg bestimmt.

Man will sein Vergnügen; denn dazu giebt man sein Geld. Man will nach des Tages Mühen, an Sonn- und Feiertagen sich auf angenehme Weise zerstreuen. So geht man in die Galerien, in Theater und Konzerte, liest Romane und Journale. Man läßt es sich schon etwas kosten.

Nun aber, ich schweige davon, daß das, was den Einzelnen ein Vergnügen, ein Fest bereitet, sehr weit aus einander liegt. Gut! Wenn aber das gesamte Publikum sich darüber einig ist, daß das Gebotene kein Vergnügen bereitet, keine Freude macht (um das edlere Wort nicht zu verschmähen) kurz, wenn alle Welt darüber einig ist: dieses Werk ist abscheulich, es bereitet uns Pein, — ich frage: ist damit das Urteil über ein Werk gesprochen, besiegelt und unwiderruflich gemacht?

Die Kunst soll Vergnügen machen. — Wem? dem Gebildeten oder dem Volke? den Mit- oder Nachlebenden? Nur der eigenen Nation oder aller Welt? Und auch allen Zeiten? Allen Zeiten und Zonen! Aber noch nie hat das ein Werk gethan. Und vollends die gegenwärtige Kunst macht noch

*) Aus einer größeren Monographie des Verfassers über den modernen Naturalismus.

ziemlich Wenigen eigentliches Vergnügen, auch denen nicht, die sonst vorgeschritten genug sind, die Bedeutung und Notwendigkeit derselben einzusehen.

II.

Das landläufige Urteil lautet also: „Ich sehe nicht ein, weshalb ich auch noch des Abends im Theater all die Pein des Lebens ausstehen muß? Wir sind glücklich, wenn wir im Leben Trunkenbolden und Schwindsüchtigen ausweichen müssen und im Theater und in Romanen sollen wir uns solche Kreaturen gefallen lassen? Seit wann soll die Kunst Grauen hervorrufen, Ekel und Furcht? Die Kunst soll mich erheitern, veredeln und mit dem Leben aussöhnen.

Schon wieder soll die Kunst etwas, und gleich dreierlei auf einmal, und noch dazu nichts Kleines von Kunststück: unsern Philister veredeln!

Doch lassen wir diese schoflen Leute mit ihrer schoflen Gesinnung! Vielleicht können auch wir noch ein Vergnügen herausretten, das aber dabei für uns, die Dichter und Künstler, herausspringt. Man denkt überhaupt, wenn man von Kunst schwatzt, viel zu wenig an den Künstler. Man nimmt immer, und daran krankt ja unsere ganze Ästhetik und alle unsere Kritik, den Zuschauer und das Publikum als Norm der Kunst; und man bedenkt nicht, daß es dies so wenig sein kann, so wenig als der Ambos Regeln dem Hammer vorschreiben darf. Man vergißt auch bei Vergleichen mit der griechischen Kunst, daß der griechische Zuschauer diese Passivität und Uninteressiertheit nicht besaß, die der moderne Zuschauer, dessen künstlerisches Interessiertsein durch zu mannigfaltige Eindrücke längst paralysiert ist, dem Künstler entgegenbringt.

III.

Gehen wir der Sache tiefer nach: Was ist Vergnügen und wie entsteht Vergnügen? Natürlich rede ich hier nicht von dem sinnlichen Kitzel abgewirtschafteter Roues, die höchstens noch ein Pläsier kennen.

Für den höher gearteten Menschen entsteht nur dort ein Vergnügen, wo Kräfte streiten und wo er die Freiheit über eben die Kräfte besitzt. Jedes Überwunden-Haben oder auch die Erkenntnis überwundener Triebe bereitet einem ganz höllische Freude. Und so kommt es, daß gerade alle Art von humoristischer Poesie so ganz hervorragend zur Basis aller Kunstbetrachtungen gemacht worden ist. Und so kommt es auch, daß die geistige Freiheit, dies interesselose Anschauen zum Panier aller Künste wurde.

IV.

Freiheit! Wessen Freiheit? Man hat dreierlei Arten von Freiheiten zu unterscheiden, die man ständig mit der größten Virtuosität durcheinander gebracht hat.

Es giebt eine Freiheit des Künstlers, eine Freiheit des Publikums und eine Freiheit des — Objekts, des Stoffes. Es ist auf den ersten Blick klar, daß diese drei Interessen-Sphären nicht parallel laufen. Wir, die wir alle Interessen wahren, nur die des schöpferischen Subjekts nicht (das thun übrigens auch die Realisten nicht), haben vor allem als höchste und erste Kunstforderung die Freiheit, das Für-Sich-Sein, um seines-selbstwillen Erscheinende des Kunst-Objekts, die naturwahre und schöne Individualität hingestellt. Ihre Selbständigkeit ging uns über alles, das Zurücktreten des künstlerischen Subjekts galt als Hauptsache. Von diesem verlangte man nichts weiter, als was man vom weiblichen Mutterboden verlangt: Die Passivität des Empfangens, das in sich Tragen — und in sich Ausarbeiten, der Künstler sollte nur sein Blut und Fleisch als Nahrung hingeben, im übrigen aber das junge Leben sich möglichst selbständig und frei entwickeln lassen.

Und auch der Zuschauer sollte seine Freiheit und Selbständigkeit behalten. Nichts darf auf seinen Willen einwirken, alles soll nur Vorstellung bleiben.

So kam es denn, daß der Künstler in die Knechtschaft zweier inferiorer Mächte geriet, aus der er sich noch nicht wieder befreit hat.

V.

Aber man sehe doch, wie große Künstler noch immer gearbeitet haben! Wie sie den Stoff meistern! (Wie cäsarisch schaltet und waltet noch E. Zola, dessen gebieterischer und machtvoller Wille seine Figuren, Vorgänge und Landschaften wie ein in Reih und Glied marschierendes und immer schlagfertiges Regiment kommandiert! Ein ebenso großes cäsarisches Künstler-Genie war unser H. v. Kleist.) Und wie oft, mit welcher Rücksichtslosigkeit und oft wie geflissentlich stoßen die Künstler ihr Publikum vor den Kopf! Aber man muß sich freilich hüten, die große Masse des Publikums, das ja oft gar nicht anders als durch solche Kopfstöße aus seiner lethargischen Verschlafenheit aufgerüttelt werden kann, mit dem engeren Publikum der Gebildetsten und Vorgeschrittensten, den Mitstreitenden, die eigentlich einen Chorus von Künstlern bilden, zu verwechseln. Solch ein Chorus von Künstlern war das antike Publikum.

Dieser Chorus von Künstlern — das eigentliche Publikum, empfindet freilich die Siege des Künstlers über die Materie, als persönliche Triumphe mit. Der Streit und das Spiel der Kräfte ist zugleich ein Streit und ein Spiel seiner Kräfte, die besessene oder errungene Freiheit zugleich seine Freiheit.

Aber wie jede Freiheit entspringt aus einer Unfreiheit, wie sie nur ihren hohen Wert erhält in Hinsicht auf die vorausgegangene Unfreiheit, so kommt auch jedes Vergnügen erst zu seinem Recht durch die vorangegangene Not.

Nicht die Freiheit ist die Bedingung zur Kunst, sondern die Befreiung, der Wille zur Freiheit. Nur wo eine Not stark empfunden wird, wie z. B. die moderne Kultur-Lüge von den Naturalisten, erst da regen sich Kräfte zu ihrer Überwindung, erst da entstehen Werke und mit diesen und durch diese Werke eine Freiheit oder ein Vergnügen.

Wie kann man also von diesen ausgehen wollen? Freiheit und Vergnügen sind der Preis und nicht das Wesen der Kunst. So haben z. B. den höchsten Genuß am „Faust" alle Diejenigen empfunden, die mit Goethe und seiner Zeit die große religiöse Not empfunden haben. Es hat Tausende gegeben und giebt es noch, die sich niemals einen Genuß aus dem „Faust" herausgelesen haben und heute noch herauslesen können, oder für die die Poesie im „Faust" mit Gretchen geht und kommt. Goethe aber und mit ihm indirekt seine Zeit hat sich religiös frei gemacht am „Faust", so wie er sich am „Werther" gesund geschrieben hat.

Alle Art von Unfreiheit und Unlust ist vielmehr gerade das Motiv des Kunstschaffens; und der Zuschauer will gleich auf seine Rechnung kommen, den Preis der Lust vornweg nehmen, noch ehe er etwas eingesetzt hat!

VI.

Und dann: soll er denn in jedem Falle Lust empfinden? Wenn der Maler ein Jagdstück malt, hat auch der Hirsch, den er in seinen letzten Zügen, verendend unter den Klauen des Jagdhundes darstellt, das Recht, sein Vergnügen bei dieser Art von Kunst zu fordern? Oder hat er es in der Realität? Die Jagd malt Ihr als ein Schönes? Das preist Ihr? Ich finde nichts Schönes daran, ich empfinde nur Pein bei solchen Vorgängen.

Ohne Zweifel: der Hirsch hat Recht. Aber ist der Hirsch das oberste Tribunal für den Maler von Jagdstücken. Sollte dies von vielen Menschen nicht auch gelten? Sind nicht auch viele, was der Hirsch bei der Jagd? die Gejagten, Verfolgten, Getroffenen? Oder glaubt man, daß die Tartüffe auch ihr Vergnügen dabei fanden, als sie Molières Komödie lasen? Und welche Bedeutung hat ihre Klage über Schönheit, Unschönheit, Lust oder Unlust, die ihnen dieselbe erregt? Man muß nie zu viel von sich verlangen: Opfer und Zuschauer seiner Opferung zu sein!

Einen Gewinn wird die moderne Kunst jedenfalls haben. Sie peitscht das Publikum mit Skorpionen aus seiner Interessenlosigkeit heraus. Hier, wo überall die geheimsten Wunden der Kulturmenschheit aufgedeckt werden und die größten Interessen des Lebens auf dem Spiele stehen, hat die alte Interessenlosigkeit des Kunstschauens ein Ende. Und das ist ein Segen. Denn diese Interessenlosigkeit ist an allem Unglück schuld. Man muß dem

großen Faultier, Publikum genannt, man muß speziell dem deutschen Bierphilister nur noch interesseloses Anschauen predigen!

Mit dem Vergnügen in der Kunst geht es diesem so wie Goethes Bürger mit der Politik:

> Nichts Besseres weiß ich mir an Sonn- und Feiertagen
> Als ein Gespräch von Krieg und Kriegsgeschrei,
> Wenn hinten weit in der Türkei
> Die Völker auf einander schlagen.

Ja, darauf kommt's an: Da hinten, weit in der Türkei, in idealen Zeiten und Völkern! Daher die „ideale Ferne"! Irgendwo, irgendwann, irgendwas, das uns nichts angeht, das uns nicht gefährlich werden kann. So liebt es sich unser Spießbürger an Sonn- und Feiertagen. Wenn ihm die Kunst nur immer drei Schritt vom Leibe bleibt! Irgend eine allgemeine Rührung, die zu nichts verpflichtet. Vorstellungen, die Einem nicht ins Schlafzimmer oder ins Komptoir folgen! Nicht die Furcht vor dem Real im Theater, sondern umgekehrt die Furcht vor der Kunst; die Geistigkeit im Leben ist es, die ihn ängstigt. —

VII.

Wenn man heute so oft Männlichkeit und Kraft von der Kunst fordert (freilich fordert man diese Männlichkeit oft nur wie ein Weib), so sollte man vor allem daran mitarbeiten helfen, die Kunst aus der Passivität herauszuheben, sie von der Knechtschaft des Stoffs und des Zuschauers zu befreien! Die Aktivität und Aggressivität zu erhöhen! Publikum und Stoff sind immer nur das Wild, welches der wilde Jäger-Künstler zu Tode hetzt, der auch der einzige ist, der bei dem Geschäft sein Vergnügen finden kann; er und sein Jagd-Gefolge: Der Chorus der Künstler.

Mögen sich das ganz besonders auch die Realisten gesagt sein lassen, die im Gegenteil gerade recht beflissen sind, die Kunst noch femininer zu machen, wie die neuesten Erzeugnisse von Hauptmann und Holmsen bei allen ihren sonstigen Vorzügen so drastisch gezeigt haben. Der Dichter, — ein Sklave seines Objekts, ohne Willen, ohne Zwecke, ohne Tendenzen. —

In der Kunst giebt es keinen Mittelstand; und das ist der Grund, weshalb es in Zeiten, in denen der Mittelstand, der Bourgeois, herrscht, mit der Kunst stets schlecht bestellt ist. Für den Künstler giebt es allemal nur zwei Gattungen von Menschen: Die Grenzen der Menschheit: die Vorgeschrittensten und die Zurückgebliebensten, eine Gemeinde der freiesten Geister, und — das Volk. Dies ist ihm Stoff, wie ihm jene Norm ist. Sie beide sind auch sein einziges Publikum: er wendet sich an die Instinkte und Leidenschaften des einen und den Kunstverstand (Formensinn) des andern! Der

Mittelstand hat keine Kunst, der Mittelstand bedarf keiner Kunst. Womit er sich befaßt, wird, schon daß er sich damit befaßt, künstlerisch entwertet. Ihn kann man auch nicht einmal in seiner Passivität als Kunstobjekt gebrauchen. Er ist im besten Sinne künstlerisch uninteressiert.

Das hat man sich gegenwärtig zu halten, wenn man von der Popularität eines Künstlers redet. Nicht schlechtweg und in jedem Falle ist die Popularität eine Tugend. Der Dichter, der von dem Volke begriffen wird, ist jedesmal nur ein schlechter oder ein zurückgebliebener Dichter — ein Trottel; und der gute Dichter wird populär, wenn er anfängt zu veralten und zu vergilben.

Wem also das Volk etwas anderes ist, als Rohstoff für seine Kunst und Ambos für seine Gedanken oder seinen Willen — der mag alles, er wird sogar gewöhnlich ein guter, sehr guter Mensch sein — aber ein Künstler ist er nicht!

Also Publikum ist das Volk dem Künstler nur in einem ganz bestimmten Sinne, infolge seiner Passivität, sowie die Gemeinden der Vorgeschrittensten und Vornehmsten, die selbst wieder einen Kunstwillen haben, auf den ein anderer Wille wie ein Stein auf einen andern Stein stoßen und wirken kann, in ihrer Aktivität das eigentliche Kunst-Publikum bildet. Es sind die Mitarbeiter des Künstlers. Es ist Geist von seinem Geiste — das Volk ist Natur.

Wie soll also in jedem Falle ein Vergnügen, eine Freude, ein Lustgefühl für den Zuschauer heraus kommen? Wie kann, wer selbst Kunst-Objekt (Natur) ist, auch selbst zugleich immer Zuschauer sein wollen? Wo der Künstler oft hart und grausam mit der Natur, seinen Stoff umgehen muß? Ich wüßte nicht leicht einen Dichter, der grausamer mit seinem Stoff, der Natur, umginge, als der Naturalist Zola. Gut: Verlangt man Meisterschaft in der Kunst (und man verlangt sie, man ist gegen jede Art Anfängerschaft in der Kunst), dann muß auch etwas da sein, das gemeistert wird. Ist der Dichter ein Naturalist, wie Meister Zola, dann wird die Natur gemeistert, ist er Idealist, dann wird die Geschichte gemeistert oder die Idee, oder was sonst als Stoffquelle benützt wird.

Ein Vergnügen springt da freilich auch heraus, aber man sieht schon, für wen!

VIII.

Hat sich der Künstler erst einmal befreit, ist der Artist in ihm frei geworden und überall, wo ein starker Wille in ihm auf Raub und Jagd ausgeht, da beginnt das eigentliche Lustgefühl. Die Jäger-Lust — freilich zugleich oft mit der Angst des verfolgten Wildes. Der Feind, auf den er Jagd macht, ist nicht selten er selbst. Die Lust an der Selbstzerstörung und

Selbst-Beobachtung ist nirgends so häufig und so unheimlich, als bei modernen Dichtern. Hier hat man die Ursache für eine ganze Reihe von Wirkungen und Eigentümlichkeiten bei Ibsen; z. B. das Unheimliche, Geheimnisvolle und Geheimtümische, das Versteckte und Zurückhaltende, kurz die ganze geheime Lust des Selbst-Peinigens und Selbst-Genießens.

Aber man thut gescheidter, seine Feinde anderswo zu suchen, als in sich selber. Aber da muß man kein Arbeitstier sein. Man muß überhaupt die Arbeit nicht so hoch schätzen, als sie heute überall geschätzt wird. Kein Satz ist so falsch und so gefährlich als das oft zitierte Motto zu Freytags „Soll und Haben," daß man das deutsche Volk dort suchen soll, wo es zu Hause ist, bei der Arbeit. Denn thatsächlich ist der Mensch niemals bei der Arbeit zu Hause; oder wenn er es ist, so ist er hier doch auch genug diszipliniert und uniformiert, um sich nicht zu verraten. Der kluge Verräter des Lebens ist und bleibt der Müßiggang. In müßigen Augenblicken hat sich niemand genug in Disziplin, um nicht gelegentlich sein Tiefstes zu verraten. Es sind auch die interessantesten Augenblicke. Man erlebt nirgends mehr, nirgends Wertvolleres als in den Abendstunden, an Sonn- und Feiertagen, des Sommers auf Ausflügen und in aller Art von Ferien. Alle unsere Liebschaften und besten Freundschaften datieren aus jenen Zeiten, und auch unsere schönsten Funde. Nur ein Volk, das noch einen Überschuß an Kräften hat, besitzt eine Kunst. Am Ende ist diese doch ein Luxus (ein geistiger natürlich!) aber ein notwendiger, ein sich mit Gesetzmäßigkeit einstellender Luxus Es giebt Menschen, welche von Berufswegen Müßiggänger, fleißige Nichtsthuer, müßige Beobachter sein sollten; und es gereicht der Kunst nicht zum Gewinn, daß die Künstler heute nicht mehr in diese Klasse von Menschen gehören. Auch waren alle Helden von Dichtungen bisher im guten Sinne Müßiggänger, d. h. sie fingen erst an, die Poesie etwas anzugehen, wenn sie aufhörten Arbeiter zu sein. Denn der Mensch fängt erst an, ein seelisches Wesen zu sein, d. h. seine Seele zu fühlen (ähnlich verhält es sich ja mit seinen Nerven), wenn er müßig geht. Als das beste Mittel gegen Zahn- und Seelenschmerzen, als das zuverlässigste wurde noch immer die Arbeit ordiniert, und stets mit dem besten Erfolge.

Freilich der ewige Müßiggänger, z. B. unsere heutige gnädige Frau geht auch den Dichter nichts mehr an. Er ist schon wegen der Langenweile, die von ihm ausgeht, für die Poesie nicht zu gebrauchen. Gemeint ist natürlich der Müßiggänger nach vollbrachtem Tages- und Wochenwerke, dessen Seele Spannkraft genug erhalten hat, und gestimmt und gewillt ist, allerlei Interessantes zu leben, dessen müßige Stunden nicht auch leere und öde Stunden sind, dessen Seele Inhalt und Substanz hat: aber all dieser

Inhalt und diese Substanz niedergehalten an der Hobelbank oder am Schreibtisch; und der nun in freien Stunden und Hoch-Zeiten sich hervorwagt und jetzt mehr verrät, als er verbirgt. Das ist jedesmal eine Glücksstunde für den Künstler, eine wahrhafte Hedone. Denn sie giebt Stoff, Form und Inhalt für die Kunst, sie bietet ihm Natur, sublimste, durchgeistigste Natur, und macht sein Werk im wahrsten und schönsten Sinne zu einem naturalistischen Kunstwerke.

IX.

Und noch in einem andern Sinne wirkt die Kunst hedonistisch. Jede vererbte Kunst, jede überkommene Form, alles, was wir überwunden haben, was leicht von statten geht, leicht im Genießen und leicht im Schaffen, wirkt hedonistisch und schließlich nur noch hedonistisch. In jedem Kunstwerk, ja in jedem kleinsten Teilchen desselben, genießen wir zugleich unsere ganze Vergangenheit mit. Deshalb erscheint uns die alte Kunst immer so viel schöner als die neue. Alles Neue, dessen wir noch nicht Herr geworden sind, in den Phänomen und Realismen, ist schwer, schwerfällig, langsam und furchteinflößend. Vor ihm haben sich noch alle guten Seelen stets bekreuzt.

Doch da diese Hedone am Vergangenen, Bezwungenen, Erkannten eine historische Hedone ist, also immer wiederkehrt, so oft etwas alt geworden ist, aber nichts ewig neu bleibt, auch die neue Kunst nicht ewig „die neue" bleiben wird, die alte hingegen auch einmal als neu, als nicht schön empfunden worden ist,*) so will ich mich bei dieser Hedone an unserer Vergangenheit auch nicht länger aufhalten.

X.

Aber was haben wir aus unseren Betrachtungen gewonnen?

Erstens: Was die Kunst soll, ist Sache der Künstler und von diesen untereinander und durch Thaten auszumachen, nicht aber von der banausischen Menge und vollends ihren eigenen Objekten zu bestimmen.

Zweitens. Nicht jede Kunst kann schön und sie darf nicht einmal für alle und in jedem Fall schön und hedonistisch sein. Der Mangel an Schönheit oder Hedone ist jedenfalls niemals ein Einwand gegen die Kunst und schließlich im Augenblicke ihrer Entstehung gar nicht einmal festzustellen.

Drittens. Der Künstler hat den Willen zur Freiheit (Befreiung) und somit zur Lust in der Freiheit in sich. Der Befehl zur Arbeit und das Volk bei der Arbeit aufzusuchen ist nur ein temporärer und hat andere als

*) Man muß das in dieser Hinsicht sehr lehrreiche Werk von Brauns: „Lessing, Goethe und Schiller im Urteile ihrer Zeitgenossen" kennen.

artistische Ursachen, Gründe, die mit der Kunst in gar keinem Zusammenhange stehen. Das künstlerische Arbeiten ist mehr eine Art Befehlen, ein Herrschen und Versuchen (Experimentieren) als ein Arbeiten im gewöhnlichen Sinne.

Damit ist freilich das hedonistische Prinzip mehr gestreift als erschöpfend behandelt. Aber ein paar wichtige und tief liegende Punkte sind jedenfalls damit aufgehellt. Ich bin zufrieden, wenn ich ein paar selbständige Geister angeregt habe, dieses Problem in die Tiefe weiter zu denken.



Sozialwissenschaftliche Strömungen.

Kritischer Essay von Moritz Brasch.

(Leipzig.)

Das untengenannte, dem Professor Wilhelm Roscher zu Leipzig zu seinem 50jährigen Doktorjubiläum gewidmete Werk Gustav Schmollers*) ist in mancher Hinsicht bemerkenswert: und zwar nicht minder durch seinen Inhalt, der, wenn auch nicht durchweg Hervorragendes, so doch vielfach Beachtenswertes bietet, als durch den Standpunkt, von welchem aus der Verfasser seinen Gegenstand behandelt. Gustav Schmoller, Professor der Staatswissenschaften an der Berliner Universität, steht in dem Kampfe für die sog. historisch-ethische Auffassung der Volkswirtschaft neben seinem Berliner Kollegen Adolf Wagner und seinem schwäbischen Landsmann Albert Schäffle, dem österreichischen Minister a. D. in Stuttgart, in vorderster Reihe. Nur mit dem Unterschiede, daß die beiden letztgenannten, insbesondere Schäffle, durch eine Anzahl theoretisch-grundlegender Werke den Ausbau der neuen wirtschaftlichen Anschauung versucht haben, während Schmollers bisherige litterarische Thätigkeit wesentlich in historischen Arbeiten besteht, welche gewiß ganz wertvolle Beiträge zur Kultur- und Wirtschaftsgeschichte unserer deutschen Vergangenheit sind, zur theoretischen Fundamentierung der sog. ethischen Nationalökonomie jedoch nur wenig beigetragen haben. Übrigens steht Schmoller als Herausgeber des „Jahrbuchs für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft im deutschen Reiche" (bisher 12 Jahrgänge), sowie der bereits bis zum 9. Bd. angewachsenen „Staats- und sozialwissenschaftlichen Forschungen" an der Spitze von publizistischen Unternehmungen, welche nicht immer nur

*) Zur Litteraturgeschichte der Staats- und Sozialwissenschaften. Leipzig, Verlag von Duncker & Humblot, 1888.

der wissenschaftlichen Untersuchung, sondern eben so oft der politischen Agitation dienen. Und wenn diejenigen Recht haben, welche behaupten, daß die heutigen Reformbestrebungen in der Volkswirtschaftslehre auf dem Punkte stehen, den Sieg der historischen Schule zu vollenden, so dürfen wir allerdings nicht vergessen, daß die mächtige Bundesgenossenschaft, welche der heutigen sozialpolitischen Zeitströmung zur Seite steht, dem etwaigen Siege dieser wissenschaftlichen Richtung nicht unwesentlichen Vorschub leistet.

Wir beobachten hier einen ähnlichen Vorgang, wie vor 50 Jahren in dem Kampfe zwischen der philosophischen und historischen Auffassung der Prinzipien der Rechtswissenschaft. Nimmermehr hätte die letztere gegen die einst so mächtige Rechtsanschauung des 18. Jahrhundert gesiegt, wenn ihr nicht die Hilfe der deutschen Regierungen und der herrschenden konservativen Politik fördernd zur Seite gestanden hätten. Aber nur bis hierher geht die Analogie: denn während die historische Rechtsschule in ihrer philosophischen Gegnerin — und nicht mit Unrecht, man denke nur beispielsweise an den Gegensatz: Savigny und Gans — die Erbin der „Revolution" sah, hält die heutige historische Volkswirtschaftsschule, welche von den staatssozialistischen Bestrebungen der deutschen Reichsregierung begünstigt und getragen ist, gegenüber der alten individualistischen Gesellschaftslehre sich selbst für den Ausdruck des Fortschritts des Zeitgeistes.

Freilich sie selbst hält sich dafür, ihre Gegner sind anderer Meinung. Doch gehen wir auf diese große Prinzipienfrage hier nicht ein, sondern wenden uns dem Schmollerschen Buche zu, welches wie Alles, was dieser Schriftsteller veröffentlicht, einen wesentlich historischen Charakter trägt. Nur daß in der vorliegenden Publikation, welche nicht wirtschaftliche, historische Zustände der Vergangenheit, sondern nationalökonomische Theorien der Gegenwart behandelt, das kritische Element in den Vordergrund tritt.

Von den hier vereinigten Abhandlungen Schmollers, welche fast alle schon früher in seinem „Jahrbuch" oder sonst wo veröffentlicht waren, hätten wir die beiden ersten über Friedrich Schiller und über Johann Gottlieb Fichte fortgewünscht und zwar aus dem Grunde, weil beide nicht in den Rahmen eines der Geschichte der volkswirtschaftlichen Theorien gewidmeten Buches hineingehören. Übrigens ist Gustav Schmoller, unseres Wissens, weder Ästhetiker noch Ethiker und so wenig inhaltlich gegen das in den beiden Abhandlungen über Schiller und Fichte Gesagte etwas einzuwenden ist,*) so kann man doch, ohne Widerspruch zu befürchten, mit vollem Rechte

*) In Betreff der Schmollerschen Abhandlung über Fichte, welche zuerst in dem Hildebrandschen Jahrbuch für Nationalökonomie und Statistik Bd. 5, 1865 erschien, hat früher Bona Meyer in manchen Punkten seine abweichende Auffassung geäußert in „Fichte, Lassalle und der Sozialismus" (deutsche Zeit und Streitfragen 1879).

behaupten, daß die hier entwickelten Gedanken über diese beiden größten Heroen des deutschen Idealismus weder sonderlich tief und neu sind, noch auch ohne den hier fehlenden weiteren Zusammenhang als erschöpfend angesehen werden können.

Den Mittelpunkt und Kern des Schmollerschen Buches bilden zwei umfangreiche Charakteristiken, welche die wissenschaftlichen Leistungen und die schriftstellerische Bedeutung Lorenz von Steins und Wilhelm Roschers zum Gegenstande haben. Auch diese beiden Abhandlungen treten getrennt auf, da sie zu verschiedenen Zeiten und bei verschiedener Gelegenheit verfaßt wurden. Die erste ist eine kritische Besprechung der ersten Bände des umfangreichen Steinschen Werkes „die Verwaltungslehre",*) während die letztere jedoch wesentlich eine Huldigungs- und Jubiläumsschrift zu Ehren Roschers bildet.

Aber welch eine interessante Parallele hat sich hier der Verfasser entgehen lassen! Welche eigentümlichen Gesichtspunkte, welche weiten Perspektiven hätten sich hier bei der Vergleichung dieser so grundverschiedenen, in mancherlei wesentlichen Punkten jedoch übereinkommenden beiden Senioren der deutschen Staatswissenschaften ergeben! Der Gegensatz der philosophischen und der historisch-empirischen Staatsauffassung, wie derselbe durch die beiden genannten Gelehrten repräsentiert wird, hätte zu einer weiteren Betrachtung des höheren Gegensatzes der philosophischen und geschichtlichen Weltanschauung in unserm Jahrhundert überhaupt führen können. Indes repräsentiert weder Lorenz von Stein den extremen philosophischen Dogmatismus in der Staatslehre, noch auch ist Wilhelm Roscher ausschließlich historischer Empiriker. Vielmehr schließt sowohl jener schon durch seine wenn auch entfernte, so doch fühlbare Zugehörigkeit zur Hegelschen Schule ein sehr starkes geschichtliches Element in sich, als auch finden sich bei Roscher, insbesondere in seiner Geschichte der Volkswirtschaft sehr merkliche Anklänge und Anlehnungen an die konstruierende geschichtsphilosophische Auffassung der Entwickelung der Menschheit seitens des sozialen Radikalismus.

Von alledem ist bei Schmoller keine Rede. Die, wir geben zu, möglichst objektiv gehaltene Beurteilung beider Männer bilden jede für sich ein isoliertes Ganzes, ohne irgend welchen Versuch, diese beiden Forscher als sich ergänzende Repräsentanten zweier Staatsauffassungen in unserm Jahrhundert darzustellen.

Schmoller hat ganz Recht: Lorenz von Stein wird jetzt wenig mehr gelesen; aber auch, fügen wir hinzu, wenig oder gar nicht mehr verstanden.

*) 7 Bde., Stuttgart 1865—68.

Und diese Thatsache gereicht nicht dem verdienstvollen Forscher zur Unehre, sondern dem heutigen Geschlecht zur Schande, welches, wie es scheint, die Fähigkeit gänzlich verloren hat, philosophische Ideen zu erfassen und in einen Gedankenzusammenhang einzudringen, dessen Inhalt aus mehr als bloßen historischen Thatsachen und statistischen Zahlenreihen besteht. Eine schriftstellerische Persönlichkeit wie Lorenz von Stein, welcher, selbst der philosophischen Schule entstammend, die Wissenschaft vom Staat und der Gesellschaft aus einem einheitlichen Prinzipe heraus bearbeitet und diese Einheitlichkeit auch äußerlich durch eine geschlossene Systematik seiner Werke zum Ausdruck bringt, muß den Empirikern der heutigen Staatswissenschaft, welche völlig systemlos ist, allerdings als ein „Fanatiker des Schematismus" erscheinen. Finden wir ja doch analoge Vorgänge auch in anderen wissenschaftlichen Gebieten der Gegenwart. Es giebt z. B. Biologen und Anthropologen von Ruf, denen jeder Versuch, in das Chaos der aufgehäuften Thatsachen ihrer Wissenschaft durch das Mittel der logischen Division und prinzipiellen Zusammenfassung einige lichtvolle Ordnung zu bringen, schon als Versündigung gegen den heiligen Geist der wissenschaftlichen Empirie gilt.

Eine Inhaltsanalyse des Steinschen Werkes, dessen erster Band die Lehre von der vollziehenden Gewalt, ihr Recht und ihren Organismus behandelt, während die folgenden mehr den Fragen der äußeren und inneren Verwaltung gewidmet sind, bildet den größten Teil des Schmollerschen Aufsatzes, so jedoch, daß auch hier und dort das kritische Element zu seinem Rechte gelangt. Doch liegt in demjenigen, was Schmoller an Stein tadelnd betonen zu müssen glaubt, unzweifelhaft gerade der außerordentliche Vorzug dieses staatsphilosophischen Denkers:

„Vor Allem wird er durch seine Systematik charakterisiert. Die Systematik will bei ihm nicht etwa bloß eine relativ richtige Anordnung des Stoffes sein, sie will die notwendige Entwickelung des Lebens selbst darstellen. Noch aus der Schule unserer spekulativen Philosophie hervorgegangen, mit seiner Bildung in ihr wurzelnd, trägt er auch ihre Fesseln. Die Methode der spekulativen Philosophie scheint ihm das einzig richtige Gewand, in das er die Bruchstücke der Ameisenarbeit unserer Zeit hüllen müsse, um aus ihnen ein einheitliches Ganze zu machen. In seinen Schriften über den Sozialismus tritt das gegenüber dem historischen Stoffe etwas zurück, dagegen stellt sich diese Prätension in seinem System der Staatswissenschaft mit der trunkenen Sicherheit (!) des spekulativen Standpunkts an die Spitze. Es hat dieses Werk gewiß nicht weniger Gedankenreichtum und Tiefe der Auffassung; es bildet auch grade systematisch einen gewissen Fortschritt gegenüber der bisherigen Nationalökonomie . . . ." Trotz alledem findet Schmoller doch in

dem System Steins „jene ethische Grundstimmung, die wie ein erwärmendes Feuer das ganze Gebäude durchdringt und erleuchtet". Er betont ferner seine „Universalität der Bildung, die so vielen seiner heutigen Fachgenossen abgeht. Stein ist ebenso gut Jurist, als Nationalökonom, ebenso gut Historiker als Philosoph, ebenso gut Psychologe als Staatsrechtslehrer. Sein umfassender Kopf kennt die Grenzpfähle, die sich der Fachmann steckt, gar nicht. Überall ist er zu Hause; ja seine ganze Bedeutung beruht ähnlich wie bei Montesquieu, an den er vielfach selbst anknüpft, darin, daß er nicht Spezialist ist. Seine bahnbrechenden Untersuchungen über die Bedeutung und Entwickelung der Gesellschaft, seine Darstellung des Steuersystems, der Gemeindeorganisation, des Bevölkerungswesens, seine Exkurse über vergleichende Rechtsgeschichte und über die Geschichte einzelner Lehren verdanken wir alle in erster Linie der Universalität seiner Bildung und seines Gesichtskreises . . ."

Abgesehen von der „trunkenen Sicherheit", die in der Steinschen Darstellungsweise herrschen soll, ist in der Schmollerschen Charakteristik viel Zutreffendes. Aber vollkommen Recht hat er, wenn er von den heutigen Volkswirten sagt: „Den meisten Nationalökonomen und Staatsgelehrten ist gegenwärtig die Philosophie und die Logik eine terra incognita. Und doch können sie der allgemeinen Begriffe nicht entbehren. Sie brauchen sie, aber sie verstehen nicht mit ihnen umzugehen; sie spielen damit, wie kleine Kinder mit Bauhölzern, so roh und ungeschickt. Die Begriffe umgeben sie wie ein Zaun, über den sie nicht hinaussehen und der daher die ganze übrige Welt ihnen zudeckt, oder der wenigstens ihnen für alles ein falsches Maaß giebt . . ."

Mit großer Liebe und pietätsvoller Sorgfalt ist das Porträtbild Wilhelm Roschers durchgeführt. Wer den berühmten Leipziger Gelehrten aus seinen Schriften kennt, wird diese Studie über denselben in den wesentlichsten Zügen getroffen finden. Voraus schickt Schmoller auf wenige Seiten eine Skizze über die geschichtliche Entwickelung der Nationalökonomie, die in wenigen aber großen Strichen die Hauptwendungen dieser Entwickelung markiert:

„Wenn wir die nationalökonomische Litteratur des 17. und 18. Jahrhundert, die den Physiokraten vorausging, einheitlich nach ihrer Methode charakterisieren wollen, so war sie überwiegend empirisch. Selbst ihre rein theoretischen Sätze waren übereilte Verallgemeinerungen aus roh erfaßten Erfahrungsthatsachen; ihre praktischen Lehren waren oft soviel wahrer, als die ihrer rationalistischen Nachfolger, weil sie der wirklichen Erfahrung entstammten, weil Leben und Lehren noch so unmittelbar zusammen hingen. Es ist in dieser ganzen merkantilistischen Litteratur eine naive Freude am Thatsächlichen, an statistischen Zahlen, an kaufmännischen, technischen und land-

wirtschaftlichen Einzelheiten. Man häufte die Erkenntnis in breite Sammelwerke und Encyklopädien an, wie zuletzt die deutsche Kameralistik in J. G. Krünitz ökonomischer Encyklopädie (von 1773 an) 149 Bände brauchte, um ihr Wissen an den Mann zu bringen.

Dem gegenüber war der Rationalismus der Physiokraten eine Erlösung, wenn er auch mit Spielereien und Fantastereien begann oder verquickt war. Und auf ihren Schultern konnte sich rasch und glänzend die englisch-schottische Denkerschule erheben, auf deren Höhepunkt Adam Smith steht. Ein glänzender Beobachter des menschlichen Seelenlebens und der einfachsten gewöhnlichen wirtschaftlichen Vorgänge seiner Zeit, daneben erfüllt von den naturwissenschaftlichen und naturrechtlichen Anschauungen seiner Epoche, machte er einfache Schlußfolgerungen aus der allgemeinen einheitlichen Menschennatur, die das 18. Jahrhundert gefunden zu haben glaubte; wenige klare Kausalverhältnisse verstand er beherrschend an die Spitze zu stellen und so weite Gebiete ursächlich aufzuhellen. Mit seinem Rationalismus wies er den praktischen Bestrebungen des Jahrhunderts und einer langen Reihe theoretischer Nachfolger die Wege. Während er selbst noch Empirismus und Rationalismus in abgeklärter Weise verband, so verflüchtigte sich das empirische Element schon bei Ricardo mehr und mehr, und bei den späteren Nationalökonomen wird der Rationalismus auf die Spitze getrieben. Die Zunahme teils von Scharfsinn, teils an spekulierendem Gedankenreichtum konnte diese Epigonen (!) nicht davor bewahren, immer mehr den Boden der Wirklichkeit unter den Füßen zu verlieren, immer mehr zu gänzlich anschauungs- und farblosen, spiritisierenden, abstrakten, einteilenden, definierenden Stubengelehrten, zu phantastischen Sozialisten, zu kalkulierenden Mathematikern, zu doktrinären, Thoretikern naturrechtlicher Robinsonaden zu werden. Es trat die geistige Schwindsucht (!) eines von der Empirie gänzlich (?) losgelösten Rationalismus ein".

„Dem gegenüber konnte nur eines helfen: die energische Rückwendung zur empirischen Wirklichkeit. Auf vielen Wegen erfolgte sie. Die Statistik hatte längst der abstrakten Theorie in der quantitativen Analyse der Bevölkerung, des Handels, der Gewerbe ein Gegengewicht geboten. Die alte deutsche Kameralistik mit ihren großen technischen, verwaltungsrechtlichen und sonstigen Kenntnissen hatte sich von der Adam Smithschen eleganten Modetheorie nie ganz beseitigen lassen. Der alte, steifleinene, aber breit unterrichtete, kluge und maaßvolle Rau stellt die Ehe zwischen der Kameralistik und dem englischen national-ökonomischen Liberalismus dar. Politische Beamte und Staatsmänner wie Galiani, Necker, Büsch, Struensee, J. G. Hoffmann hatten in dem Maaße Wahreres über wirtschaft-

liches Leben zu sagen gewußt, als sie glücklicher wie Turgot und Ricardo Empirie und Rationalismus verbanden. Friedrich List hatte mit genialem Blick und mit der Leidenschaft eines großen Politikers die theoretischen Stützpunkte des alten Systems über den Haufen geworfen, ähnlich wie seine Landsleute Hegel und Schelling das alte individualistische Naturrecht durch eine tiefere und edlere Staatsauffassung wissenschaftlich bei Seite schoben. Aber all das waren teils mehr praktische, teils ebenfalls rationalistisch-spekulative Gegenströmungen."

„Auf dem Boden der deutschen Philologie und der deutschen Geschichtswissenschaft mußte die eigentlich wissenschaftliche, die gelehrte Richtung erwachsen, die in die Adern des schwindsüchtigen Körpers der Nationalökonomie wieder dauernd Blut und Leben brachte. Es handelte sich darum, die rationalistische Verflüchtigung wieder zu heilen durch eine starke Dosis empirisch-historischer Weltkenntnis; es handelte sich darum, auf ein Gebiet menschlichen Wissens, das bisher der Tummelplatz scholastischer Einfälle und der politischen Parteiströmungen, die Bühne für Dilettanten und Journalisten war, die bewährten Methoden strenger, gelehrter Facharbeit zu übertragen."

„Manche haben dabei mitgewirkt, nicht blos in Deutschland, sondern auch außerhalb. Eine Reihe bedeutsamer Mitstreiter sind dem Hauptvertreter in seinem Vaterlande fast gleichzeitig erwachsen, so vor Allem List, Hildebrand und Knies. Aber der eigentliche Begründer der historischen Schule der deutschen Nationalökonomie bleibt: Wilhelm Roscher. List war in seinen Gedanken viel genialer, kühner, bahnbrechender, aber er war kein Mann der eigentlichen Wissenschaft, der gelehrten Schule; Hildebrand war ein ideenreicher Politiker von klassisch-historischer Bildung, er regte alles Mögliche, Praktische und Wissenschaftliche an, aber er zersplitterte sich. Knies wies die Wissenschaft auf den historischen Weg, aber arbeitete dann selbst auf anderen Gebieten. Wilhelm Roscher hat als Philologe und Historiker begonnen, er hat ein einfaches, schlichtes und stilles, stets nur seiner Wissenschaft und seiner Lehrthätigkeit gewidmetes Leben an die eine Aufgabe gesetzt, die abstrakte Nationalökonomie auf den historischen Boden zu versetzen, die kameralistischen Theorien Raus, die naturrechtlichen der Engländer in historische zu verwandeln. Und dieses Ziel hat er erreicht."

Diese letztere Bemerkung, soweit sie den Eklektizismus Roschers betrifft, ist richtig. Aber die vorstehende historische Skizze der Entwickelungsgeschichte der nationalökonomischen Theorien während der letzten beiden Jahrhunderte ist aus dem Grunde gänzlich schief, weil sie wesentlich aus dem Gesichtspunkte der heutigen sog. historischen Strömung entworfen ist. Das Bild dieser Entwickelung ist so ausgefallen, wie es sich im Kopfe eines so entschiedenen

Gegners der liberalen Volkswirtschaft malen mußte. Es erinnert vielfach an die summarische Art und Weise, wie orthodoxe und pietistische Theologen den protestantischen Rationalismus der Aufklärungszeit zu beurteilen pflegen. Wie sehr Schmoller sich auch bemüht, historische Gerechtigkeit walten zu lassen, so kann er doch Männern wie Ricardo und Malthus, Say und Bastiat nicht vollauf gerecht werden. Aber Schmoller meinte es gut: er wollte seinem Helden ein Piedestal bereiten, auf welchem sich der „Begründer der historischen Nationalökonomie" um so stattlicher machen würde. Fraglich erscheint es nur, ob Wilhelm Roscher geneigt sein wird, auf dies Pietestal hinaufzusteigen. Ich befürchte, daß der berühmte Leipziger Gelehrte es überhaupt ablehnen würde, in einen solchen historischen Zusammenhang gebracht zu werden und daß, wenn er einmal sich selbst einen geschichtlichen Platz in der Entwickelungsreihe der großen volkswirtschaftlichen Theoretiker anweisen müßte, er an jenem historischen Piedestal gar wesentliche Änderungen anbringen würde.

Dagegen ist die Charakteristik Roschers selbst, wie schon oben bemerkt, Schmoller vortrefflich gelungen: ein mit liebevoller Sorgfalt gezeichnetes Bild, welches trotz der weiten wissenschaftlichen Perspektiven, die es bietet, doch der lebensvollen Farben nicht entbehrt. Man sieht: dieser Essay ist mit dem Herzen geschrieben und wenn das Bild des Mannes, den er so hoch stellte, selbstverständlich auch seine Schatten hat, so überwiegen doch die Lichtseiten derart, daß die Veranlassung, welche diese Studie hervorgerufen hat, der 70. Geburtstag des greisen Forschers, so Mancherlei erklärt.

Roscher gehört nicht zu den allzu produktiven ökonomischen Schriftstellern der Gegenwart; doch ist die Reihe seiner Werke immerhin eine recht stattliche: Außer seiner klassischen Erstlingsschrift über das Leben und das Zeitalter des Thukydides (1842) und den „Grundriß zu Vorlesungen über Staatswirtschaft" hat er eine Anzahl wertvoller Monographien über die Entwickelung des Sozialismus und Kommunismus (Zeitschr. f. Geschichtswissenschaft Bd. III und IV), staatsrechtliche Studien über die Entwickelung der Verfassungen im „Umrisse zur Naturlehre der Staatsformen" (das. Bd. VII), über Kolonieen, Auswanderung und Kolonialpolitik (in Rau und Hanssens Archiv, Bd. VI und VII), „Über Kornhandel und Theurungspolitik" (1852), über Politik und Statistik der Ackerbausysteme (ebend. Bd. VIII und IX) verfaßt. Roscher hat später diese Abhandlungen zum Teil in seine „Ansichten der Volkswirtschaft aus dem geschichtlichen Standpunkte" (3. Aufl. 1878) aufgenommen. Ein durch Fülle des Stoffes und Objektivität der Darstellung sehr wertvolles Werk ist seine „Geschichte der Nationalökonomie in Deutschland", welche einen Teil der großen, von der Münchener historischen Kommission der Akademie

der Wissenschaften herausgegebenen Sammlung historischer Darstellungen der Wissenschaften in Deutschland bildet. Auch diesem bedeutsamen litterarhistorischen Werke waren verschiedene monographische Vorarbeiten vorangegangen, wie die ausgezeichnete Studie zur Geschichte der englischen Volkswirtschaft im 16. und 17. Jahrhundert (Abh. der K. Sächs. Gesellsch. der Wissensch. Bd. III, 1854). Schon aus dem Titel dieser letztgenannten Studie ist ersichtlich, daß Roschers großes historisches Werk sich nicht auf die Geschichte der ökonomischen Theorien in Deutschland beschränkt, sondern auch die wesentlichsten Systeme des Auslands berücksicht. Endlich muß noch das eigentliche theoretische Haupt- und Lebenswerk Roschers, das vierbändige „System der Volkswirtschaft“ (Stuttg. 1854—84), welches in vielen Auflagen erschien und große Verbreitung gefunden hat, erwähnt werden.

Der geistvolle und scharfblickende Wilhelm Scherer hat einmal über Roscher ein zutreffendes Wort ausgesprochen, welches den Mann besser charakterisiert als lange Abhandlungen. Scherer meint, Roscher habe für Deutschland die gesunden Traditionen der Göttinger kulturhistorischen Schule gerettet, die er, verbunden mit moderner philologischer Bildung wieder zu Ehren gebracht habe. Was dieses heißt, wird dann ermessen werden können, wenn man sich des großen Gegensatzes erinnert zwischen der konservativen historischen Rechtsschule von Hugo, Savigny und Niebuhr mit ihrer Lehre von der „organischen“ Entwickelung menschlicher Verhältnisse und der mehr pragmatischen und liberalen, die individuelle Initiative betonenden Geschichtsauffassung, wie sie die Eigentümlichkeit der Göttinger Schule war. Männer wie Justus Möser, Pütter, Schlözer, Spittler, Heeren, Meiners und in weiterer Folge Schlosser, Dahlmann, Gervinus, die beiden Ritter und selbst Böckh und Friedrich von Raumer — wenn auch nicht alle weder Historiker von Fach noch in Göttingen waren, — bilden den rechten Gegensatz zur der später so mächtig gewordenen und bis auf den heutigen Tag fortwirkenden konservativen Schule von Historikern und Juristen.

In jene Reihe gehört auch Wilhelm Roscher, dessen breit angelegte Bildung, dessen realistischer Sinn für die wirtschaftliche Wirklichkeit, dessen einer gewissen philosophischen Perspektive nicht entbehrender Blick für die Entwickelungsprozesse der Staaten und Völker, sowie dessen stetes Bemühen, einerseits die Naturgesetze aller volkswirtschaftlichen Entwickelung zu erforschen, andererseits Fragen des staatlichen Lebens durch Aufdeckung der wirtschaftlichen Verhältnisse gewissermaßen konkret zu machen, hier zu betonen sind: Alles dieses mußte ihn vor jeder Gemeinschaft mit den eigentlichen Vertretern der reaktionär-kirchlichen Geschichts- und Rechtsauffassung, die einst in Julius Stahl ihr Haupt und ihren theokratischen Führer hatte, bewahren.

Hieraus ergiebt sich Roschers ganz bestimmte Stellung innerhalb der wirtschaftlichen Systeme und Richtungen der Gegenwart. Wie er in seinen historischen Darstellungen ein Bewunderer der großen englischen Ökonomen ist, welche die liberale Wirtschaftslehre überhaupt begründet haben, so ist er auch selbst, wo er mit seiner eignen Meinung hervortritt, den liberalen Staats- und Gesellschaftanschauungen entschieden zugethan. In dieser Beziehung sympathisiert er vollständig mit seinem von ihm hochgeschätzten Lehrer, dem Heidelberger Volkswirtschaftsforscher Karl Heinrich Rau, dessen durch Fülle statistischer Daten ausgezeichnetes „Lehrbuch der politischen Ökonomie" einen entschieden liberalen Charakter trägt. Allein Roscher fügt zu diesem Grundzuge noch ein bedeutsames Moment hinzu: die Entwickelungsgeschichtliche Begründung der einzelnen nationalökonomischen Lehren. Schmoller markiert diese Seite in Roschers Wirksamkeit sehr treffend in folgender Weise: „Roschers hauptsächliches Interesse gilt Fragen, die sich weder die alte Kameralistik, noch die Engländer vorgelegt. Letztere hatten in der Hauptsache nur gefragt: was sind die Ursachen der einfachsten Wirtschaftsvorgänge, die sich überall wiederholen und was hat das vernünftige moderne Individuum und der klug eingerichtete Staat zu thun, um diese Vorgänge so normal als möglich sich abspielen zu lassen? Was die älteren Nationalökonomen in dieser Beziehung gelehrt, trug Roscher ähnlich vor wie Rau; Roscher wollte nun aber das für die Gegenwart Gebilligte einfügen in einen größern historischen Zusammenhang. Er wollte z. B. nicht die heutige Einkommenverteilung darstellen, sondern erklären, wie sie entstanden; nicht bloß die Gründe aufzählen, die den Lohn heute bestimmen, sondern das heutige Lohnverhältnis als ein Glied in der sozialen Entwickelung aufdecken; nicht prüfen, ob Malthus mit seiner Bevölkerungstheorie heute recht habe, sondern die heutigen Bevölkerungsprobleme in die Geschichte der Bevölkerungsbewegung überhaupt einreihen."

Roschers Eigenart tritt nun natürlich in seiner Eigenschaft als Geschichtsschreiber der Volkswirtschaft in seinem oben erwähnten Werke um so prägnanter hervor. Er teilt sein Werk in drei ungleiche Teile, von denen der erste, das „theologisch-humanistische" Zeitalter bis 1648, der zweite, die „polizeilich-kameralistische" Periode von 1650—1780, die dritte, das „wissenschaftliche" Zeitalter von 1780 bis zur Gegenwart reicht. Obwohl hier wesentlich wirtschaftliche Litteraturgeschichte geboten wird (wobei das bibliographische Moment eine sehr weite Berücksichtigung findet), so sind doch auch die wirtschaftlichen Zustände nicht minder als auch der Zusammenhang der Wirtschaftstheorien mit den politischen Theorien innerhalb der genannten Zeitabschnitte eingehend berücksichtigt. Roschers Darstellung geht bis zur Begründung des

Zollvereins, während die neuere Entwickelung sowie der Sozialismus und die heutige staatssozialistische Bewegung nur gestreift werden. Offenbar erscheinen unserm Historiker diese neuesten Entwickelungsstadien noch nicht spruchreif, um schon einer geschichtlichen Behandlung unterzogen zu werden.

Schmoller stellt mit Roschers monumentalem Werke Dührings zwar geistreiche, aber paradoxe und höchst subjektiv gehaltene Parteischrift: „Kritische Geschichte der Nationalökonomie und des Sozialismus" in Parallele. Unseres Erachtens wird hierdurch Herrn Dühring zu viel Ehre angethan, wie andererseits Roscher doch Unrecht geschieht, wenn Schmoller den Vergleich beider so ausdrückt: „Dühring hat als Philosoph, Roscher als Philologe die Geschichte der Nationalökonomie geschrieben". Wenn Dühring wirklich „als leidenschaftlicher, überreizter Pamphletist gearbeitet hat" und er ihm durch „blinden Haß verwildert" erscheint, wenn er hingegen Roscher einen milden, „gerecht abwägenden Gelehrten" nennt, der „für sein Spezialgebiet unendlich besser vorbereitet" ist: dann verstehen wir in der That nicht, wie Schmoller diese beiden toto coelo verschiedenen Männer miteinander in Parallele stellen kann. Dühring ist überhaupt kein Historiker, und es wäre ebenso verkehrt, wollte man seine im seichten Feuilletonstil geschriebene, und wissenschaftlich gänzlich unzulängliche „Kritische Geschichte der Philosophie" etwa mit den betreffenden historischen Werken Zellers oder Kuno Fischers vergleichen.

Dieses Verfahren ist um so unbegreiflicher, als Schmoller in seiner trefflichen Abhandlung sonst bemüht ist, Roschers Eigenart nur von der besten Seite zu zeigen, so z. B. wenn er die von ihm zur Geltung gebrachte deskriptive und komparative Methode volkswirtschaftlicher Darstellung gegen die hiergegen vorgebrachten Einwände vertheidigt, oder wenn er die aus Roschers Mittelstellung zwischen der ältern dogmatischen Richtung und der neuern historisch-ethischen Strömung notwendig sich ergebende Schwankung desselben in bestimmten positiven Fragen durch den Hinweis zu mildern bemüht ist, daß dieses die natürliche Folge davon sei, daß er „zwischen zwei wissenschaftlichen Epochen mitten inne steht", indem er „ebensosehr dogmatischer Nationalökonom bleiben als die Sätze der alten Schule historisch vertiefen wollte." Ob aber Wilhelm Roscher mit dieser Stellung, die ihm hier angewiesen ist, völlig einverstanden sein wird?

Offenbar befand sich Schmoller gegenüber seiner Aufgabe in einer peinlichen Zwangslage. Er hatte den Wunsch, seinen Lehrer und Jubiläumshelden so pietätsvoll wie möglich zu behandeln; und doch konnte er von seinem eignen wirtschaftlichen Standpunkte aus nicht Alles bewundern, was aus der Feder Roschers stammt. Er ist ihm viel zu viel noch Anhänger der alten englischen Schule und steht der neuern staatssozialistischen

Strömmung viel zu kühl gegenüber. So wurde der Ton dieser Abhandlung ein gemischter, der sich bald zu hohem Lob aufschwingt, bald in einen leisen, trotz allerlei Verhüllungen doch fühlbaren Tadel ausklingt.

Viel freier und unbefangener konnte sich Schmoller zwei andern Männern gegenüber bewegen, welche in der Entwickelung der Volkswirtschaft in Deutschland eine hervorragende Stellung einnehmen: Karl Knies und Albert Schäffle. Hier war der BerlinerProfessor in seinem rechte Element: denn diese beiden Forscher gehören derjenigen Richtung an, zu welcher Schmoller selbst im wesentlichen sich bekennt.

Knies ist der eigentliche Theoretiker der historischen Schule in der heutigen deutschen Volkswirtschaft. Wenn neben ihm noch Roscher und Hildebrand genannt werden, so ist jener doch wesentlich Kulturhistoriker und encyklopädischer Litterator seiner Wissenschaft, während dieser schon wegen seines unruhigen, ungleichmäßigen Charakters nicht als Dogmatiker der Schule gelten kann. Erst Knies nimmt bewußt und methodisch den Kampf gegen die Herrschaft der englischen Wirtschaftstheorie auf. Dieses geschah in seinem vor 37 Jahren erschienenen Werke: „Die politische Ökonomie vom geschichtlichen Standpunkte".*) Er hat seitdem einige andere Arbeiten von grundlegender Bedeutung, wie die über Geld und Kredit veröffentlicht, in denen er eine weitere Ausführung der Prinzipien seiner ersten Schrift giebt.

Knies ist weder so gewandt und vielseitig wie Roscher noch so geistreich wie Hildebrand; seine Schreibweise ist unangenehm schwerfällig und unbeholfen — was wohl auch ein Hauptgrund dafür ist, daß sein Hauptwerk erst nach fast 30 Jahren zu einer 2. Auflage gelangt ist: — aber er ist unleugbar ein größerer Systematiker als die beiden genannten. Seine Begriffsbestimmungen sind scharf, tief und vielfach erschöpfend; seine psychologischen und historischen Gesichtspunkte zeugen von einer hohen wissenschaftlichen Selbstständigkeit — so z. B. seine Betonung des Gegensatzes von Natur- und sozialen Erscheinungen, ein Gegensatz, den er so formuliert, daß die Naturerscheinungen sich stets wiederholen, während die sozialen Phänomene eine Entwickelung zeigen sollen, welche die Wiederholung des Gleichen ausschließt. Hiergegen macht nun freilich Schmoller mit Recht geltend, daß Knies die Frage doch nicht prinzipiell zum Abschluß gebracht hat. Die Natur zeigt in allen ihren Formen erst recht eine Fortentwickelung, was aus den siderischen und geologischen Epochen einleuchtet, und daß die Frage der Evolution hier sich so gestaltet, daß, wenn gerade infolge der strengsten Gesetzmäßigkeit die Ursachen sich ändern, auch die Erscheinungen andere werden. Knies scheint

*) Braunschweig 1853; 2. Aufl. 1883.

so etwas anzunehmen, als ob für das Gebiet der anthropologischen und sozialen Erscheinungen nicht das Gesetz der Causalität, sondern das der Analogie herrschend sei. Aber auch das „personale" Element des historischen Geschehens ist dem Causalgesetze nicht minder unterworfen als die äußere Natur. Ein Irrtum, der dadurch auf andern Gebieten verhängnisvoll geworden ist, daß er dem unkontrollierbaren Mystizismus heutzutage Thür und Thor geöffnet und die wissenschaftliche Forschung bedenklich zurückzubringen droht.

Im Übrigen giebt Knies in seinem grundlegenden Werke nirgends abschließende Resultate, sondern nur Untersuchungen von mehr oder minder zwar nicht relativem, aber doch wesentlich provisorischem Gepräge, d. h. er mußte, da er seine Wissenschaft in ihren theoretischen Prinzipien gewissermaßen neu aufzubauen hatte, sich vielfach mit bloßen Begriffsformulierungen und neuen Definitionen begnügen; hier und dort hat er auch die Grenzen gegen verwandte Gebiete z. B. die Jurisprudenz und die Geschichte abzustecken, und dergleichen versucht. Im großen und ganzen hat man das Gefühl, daß Karl Knies eine zu ruhige, vorsichtige, skeptische, zu wenig kühne Natur ist, daß er — zu wenig jene schöpferische Kraft besitzt, um als wirklicher Reformator seiner Wissenschaft gelten zu können; daß er aber auch zu ehrlich und zu gewissenhaft ist, um den Boden der Wirklichkeit zu gunsten nebelhafter Konstruktionen zu verlassen. (Schluß folgt.)



Volkswirtschaft und Militarismus.

Von Albert Kniepf.

(Danzig.)

Der Artikel des Herrn J. B. im Dezemberheft als Entgegnung gegen Herrn Bernhard Kießling*) muß, soweit es sich um die volkswirtschaftliche Bedeutung des Militarismus handelt, entschiedenen Widerspruch herausfordern. In der That wird durch die großen Ansprüche des Militärstaats gegenwärtig der Nationalproduktion ein mächtiger Impuls erteilt, was Herr J. B. auch nicht leugnen kann. Die Meinung des Herrn J. B. aber, daß beim Aufhören der militärischen Anforderungen an die Produktion das für die letztere zwangsweise aufgenommene Kapital sofort anderweitige pro-

*) Als Verfasser von „Ewiger Krieg".

duktive Verwendung suchen und die entlassenen Soldatenmassen beschäftigen würde, muß als irrig bezeichnet werden. Denn das Kapital wird nur produktiv angelegt, wenn sich Aussicht auf entsprechende Geschäftsgewinne bietet und es ist doch sehr zweifelhaft, ob sich an Stelle der jetzt direkt und nicht in geringerer Zahl indirekt für militärische Zwecke beschäftigten Unternehmungen so viel andere Unternehmungen ersinnen ließen, welche die in der Nationalproduktion entstandene riesige Bresche auszufüllen vermöchten. Ja der große Hause der alsdann nicht mehr zum Militärdienst herangezogenen Leute konsumiert überhaupt in ihren Privatverhältnissen durchschnittlich an Kleidung und Wohnung nicht in dem Maße, wie während der militärischen Einstellung und würde damit schon eine erhebliche Konsumverminderung gegeben sein, und wo bliebe das große Offizierkorps? —

Aber abgesehen von diesen Erwägungen haben wir vor allem zu berücksichtigen, daß die Summen für den Militarismus zwangsweise flüssig gemacht werden durch Steuern aller Art. Daß der Militarismus ein Mittel, ja das ausschließliche Mittel ist, wodurch der Neigung des Kapitals zur Stagnation wenigstens in etwas entgegengearbeitet wird. Die kleinen und großen Sparer würden gewiß daran denken, die gleichen Quoten ihres Einkommens, welche sie jetzt für Staatszwecke opfern müssen, anderweitig in den Dienst der Produktion zu stellen, eine Ansammlung dieser Quoten zu Kapitalien würde also gar nicht stattfinden und „das Kapital“, von welchem Herr J. B. spricht, wäre ohne den Militarismus garnicht vorhanden, geschweige denn, daß es sich zu anderen Unternehmungen bequemen würde.

Man könnte nun einwerfen, die Lebenshaltung der Einzelnen würde durch Wegfall der militärischen Abgaben steigen und der gleiche Geldumlauf fände alsdann noch immer statt.

Angenommen, dem wäre so, der kleine Konsum stiege um den jetzigen Betrag der Ausgaben für Verteidigungszwecke, alsdann jedoch wäre das Resultat aber immer noch kein besseres für die Nationalproduktion, sondern sie bliebe die gleiche mit und ohne Militarismus.

Eine solche Eventualität allgemein gesteigerten Konsums aber ins Auge zu fassen, können wir uns wohl ersparen, sie würde gar nicht eintreten und infolge des individuellen Konkurrenzkampfes auch nicht von Dauer sein, der Verdienst der großen Masse sänke alsbald auf ein Niveau entsprechend verringerten Einkommens — ebenso wie gegenwärtig das Proletariereinkommen infolge der verteuerten Lebensmittel ohne sonderlichen Nutzen für die Arbeiter eine steigende Tendenz hat — und der ganze Schlußeffekt der Abrüstung bestände in vermehrter Ansammlung des Kapitals bei den oberen Zehntausend, was mit weiterer Entwertung desselben, Sinken des Zinsfußes,

Stockung der Produktion und Verschlechterung der Erwerbsverhältnisse gleichbedeutend ist.

Was man vom volkswirtschaftlichen und sozialpolitischen Standpunkte in erster Linie wünschen muß, ist gerade die möglichst andauernde Zerstreuung der Kapitalien durch Verzehr oder Produktion; nur durch extensivste Zerstreuung des Umlaufsmittels können wir die sogenannten schlechten Zeiten vermeiden und hierzu ist gerade der moderne Militarismus ein mächtiges Agens, denn nimmermehr würden die besitzenden Klassen freiwillig zu solchen enormen Aufwendungen bereit sein, wie sie der Militarismus erheischt. Gerade das Kapital thut nichts umsonst, es will sich stets vergrößern; wo es nichts verdienen kann, da zieht es sich zurück, und ich möchte wohl wissen, wo die Produktion herkommen soll, welche sich mit dem Militarismus an Versorgung eines gleich gewaltigen Apparats an Soldateska, Offizieren, Beamten und an Baulust messen könnte.

Der Vorwurf, welcher dem Militarismus von seinen prinzipiellen Gegnern häufig genug gemacht wird, daß er nicht produktiv sei und die Heere nur das Geld der andern Leute verzehren, erscheint uns geradezu albern. Ein Glück, daß die Heere dies thun und nicht noch ebenfalls produzieren! — Jeder Verzehr fördert den Verdienst und Unzählige verdienen durch die Heere, vom Fleischer, Schankwirt und Hauswirt bis zu den Industriellen und Kommunen! — Der Militarismus konsumiert das, was — wenigstens zum Teil — von den besitzenden Klassen kurzsichtigerweise zu wenig konsumiert wird, und er ist, von dieser Seite besehen, durchaus nicht das Unglück, für welches er von allen spießbürgerlichen Klagemeiern gehalten wird. Sein Fortfall wäre jetzt unter allen Umständen ein empfindlicher Ausfall in der Nationalproduktion.

Und ein so großer Ausfall würde zugleich eine erhebliche Minderbeschäftigung von Millionen von Arbeitern im Gefolge haben, die Anlage von Kapitalien wäre bedeutend erschwert, was viele kleine Rentiers nötigen würde, sich wiederum an dem produktiven Konkurrenzkampfe zu beteiligen, natürlich des verringerten Staatskonsums wegen mit den denkbar schlechtesten Aussichten. —

Es geht hieraus hervor, wie sehr der Militarismus vor allem zur Beschäftigung des Proletariats beiträgt. Wenn hierbei das zu diesem Zwecke aufgewendete Kapital unmittelbar nichts verdient, so kann man das durchaus nicht bedauern, denn gerade die Zentralisierung des Kapitals durch Geschäftsgewinne verschärft bekanntlich die sozialen Gegensätze und an Zentralisierungen haben wir ohnehin Überfluß.

Herr J. B. weiß sogar auch die Schwierigkeiten zu würdigen, welche

er selbst in dem günstigen Falle, daß sich das vom Militarismus freigewordene Kapital mit den entlassenen Arbeitern zu produktiver Beschäftigung verbindet, entstehen sieht. Die beschäftigten Arbeiter würden die sodann sich einstellende Mehrproduktion nicht konsumieren, dieselbe wäre nicht mit Gewinn unterzubringen. Deshalb aber würde ein Anreiz zu solcher Mehrproduktion überhaupt fehlen und wir sind umsomehr berechtigt, die Wahrscheinlichkeit derselben zu leugnen — was zu beweisen war! —

Nun könnte man uns noch mit dem Hinweis auf Amerika kommen, wo auch ohne Militarismus keine Kapitalien brach liegen. Doch Amerika befindet sich in steigender Entwicklung, ist noch dabei, immer neue natürliche Hilfsquellen zur Produktion auszuschöpfen, wer im zivilisierten Osten keine Beschäftigung findet, geht nach dem Westen der Vereinigten Staaten, welcher noch Kapital und Arbeitskräfte in großen Massen mit Erfolg zu absorbieren vermag. England besitzt seit Jahrhunderten ein gleiches, wenn auch für Arbeiter nicht entfernt so wirksames Ableitungsgebiet in seinen Kolonien, in welchen aber das englische Kapital um so andauerndere Verwendung fand.

Für Deutschland jedoch giebt es einen solchen Abfluß für Kapital und Proletariat nicht, das einzige große an natürlichen Hilfsmitteln noch unausgeschöpfte Hinterland wäre — Rußland, welches aber, nachdem schon einmal kurze Zeit eine Einwanderung von deutschem Kapital und Arbeitskräften begonnen, seine Grenzen neuerdings energisch sperrt.

Wir sind daher mit Beschäftigung von Kapital und Proletariat vorläufig auf uns selbst angewiesen, und wenn die jetzt durch den Militarismus stimulierte Produktion einginge — was dann?

Man mag also ein abgesagter Feind des Militärstaats sein, man kann seine „rohe Vorherrschaft" aufs Tiefste beklagen und, wie unbedingt in vieler Hinsicht zuzugeben, die Vernachlässigung feinerer Kultur zu Gunsten der Soldateska bedauern — gegenwärtig fördert der Militarismus wesentlich die Produktion, ein Verdienst, das man ihm vergeblich streitig machen wird und für welches ein Ersatz schwerlich so schnell gefunden werden dürfte — in Deutschland wenigstens nicht.

Herr J. B. meint freilich, „das Kapital wird immer beschäftigt" — ja gewiß, aber oft findet es keine andere Beschäftigung, als daß es aufgezehrt wird und in den meisten Fällen aber bleibt ihm nichts übrig, als Anlage zu ganz billigem ihm direkt vorgeschriebenen Zinsfuße, welcher bei weiterer Verminderung der Produktion nur noch bescheidener sich gestalten würde.

Besser wäre es ja, die Völker gäben ihr Geld für edlere Zwecke in so massenhafter Weise aus, wie jetzt für den Militarismus, sie beschäftigten sich

mit Produktion auf dem Gebiete der Kunst, mit Werken zu allgemeiner Nutznießung oder aus purem Vergnügen am technischen Können, wie beim Eiffelturm — es wäre wenigstens friedlicher: aber ob sie es thun würden, diese Deutschen? —

Dem Erwerbsphilister fehlt noch jede Einsicht von der Notwendigkeit beständig großer Ausgaben, wenn Handel und Wandel blühen, die große von der Hand in den Mund lebende Masse ernährt werden soll; er trachtet danach, seinen eigenen Besitzstand zu erhalten und Kapital zu sammeln. Ihn kümmert nicht das große Ganze, sein Ideal ist, vom Zinsgenuß zu leben; er will vor allem von seinem Einkommen für außerhalb seines unmittelbaren Bedarfs liegende Zwecke nicht einen Pfennig ausgeben; er klagt nur über Lasten, sobald er für Dinge zahlen soll, die ihm nicht sofort einen Gewinn abwerfen, er ist der erbittertste Feind des Militarismus und würde nicht ermangeln, gegen eine Regierung ebenso heftig zu opponieren, welche ihm behufs Ankauf von Meisterwerken der Kunst, Errichtung von Volkstheatern u. s. w. eine Steuer auferlegte.

Vielleicht ist uns der Militarismus eine Lehre, wie einmal auch höhere Kultur gefördert werden kann, oder wie Krisen und schwere Zeiten im Erwerbsleben leichter überwunden und vermieden werden können — denn ohne den Militarismus hätten wir gegenwärtig sehr viel schlechtere Erwerbsverhältnisse seit Jahren! —

Und wo wären die Kapitalien geblieben, welche jetzt in den Anleihen der Militärstaaten festgelegt sind? — Trotzdem man diese Summen als riesige bezeichnen muß, ist doch der Zinsfuß für dieselben stetig gesunken, ein Beweis von den unzureichenden Aussichten auf die privatproduktive Verwendung von Geldern und daß die Aufhebung aller Rüstungen hochkritische soziale Erscheinungen hervorrufen würde.

Letztere hintenanzuhalten oder doch zu mildern, trägt der Militarismus wesentlich bei. Seine Entstehung auf europäischem Boden in der modernen Form der allgemeinen Volksbewaffnung kann sogar als eine Folge der sozialen Unruhen angesehen werden, wenigstens haben diese zu seiner Entwicklung seit der französischen Revolution viel mitgewirkt.

Seine Beseitigung ist erst denkbar, wenn der Verschmelzungsprozeß der europäischen Rassen vollzogen ist und die europäische Landkarte eine Farbe trägt.



Die deutsche Volksbühne.

Von Gustav Troll.

(Wien.)

Die stolze Bezeichnung der Bühne als „Bretter, welche die Welt bedeuten“, hat, wenn sie überhaupt je gerechtfertigt war, heute alle Bedeutung verloren. Das heutige Theater ist kein Zeitspiegel, der die Wirklichkeit wiedergiebt, wie er sie vorfindet, sondern ein prunkvoll eingerahmter Zauberspiegel, in welchem uns auf Geheiß des Zaubermeisters allerlei bald üppig-farbenprächtige, bald düstere, schauererweckende Bilder vorgeführt werden. Wie in einer magischen Laterne ziehen diese Bilder an uns vorüber und erwecken für Augenblicke eine gewollte Stimmung, sie ergötzen das Auge, umfangen bisweilen die Sinne und erzeugen einen traumhaften Zustand, der unser gesundes Urteil beeinträchtigt und durch häufige Wiederholung die Willensstärke schwächend beeinflußt. Das ist das heutige Theater; nicht die freie Stätte edelster Volkserziehung, der stolze Hort der kostbarsten geistigen Schätze der Nation, den die nach Bildung und höherer Geistesentwickelung strebende Generation zu ihrer Erholung und gleichzeitig zu ihrer geistigen und sittlichen Kräftigung mit Begeisterung aufsucht und befriedigt wieder verläßt, sondern ein phantastisch aufgeputztes Spielhaus, in dessen goldstrahlenden Räumen die best gekleidete Gesellschaft sich einfindet, um sich gegenseitig zu mustern und das vom guten Ton erforderte Kunstverständnis darzuthun, indem sie die fremdartigen Vorgänge auf der Bühne und die fremdartige Sprache der Schauspieler mit scheinbarer Aufmerksamkeit verfolgt. Das heutige Theater ist zum — sagen wir anständigsten öffentlichen Belustigungsorte geworden, aber es bedeutet weder die Zeit, noch die Welt, höchstens jene Welt, in welcher man sich mitunter langweilt. Wenn das heutige deutsche Theater, wie es sich, wenige Ausnahmsfälle abgerechnet, im Allgemeinen giebt, wirklich ein Spiegel des deutschen Volkslebens sein sollte, dann müßte jedem deutschen Manne und mehr noch jeder echten deutschen Frau die helle Schamröte ins Gesicht steigen und jeder wahre Freund dieses großen, herrlichen Volkes müßte Thränen des Schmerzes und der Wut weinen, ob solcher sündhaften Erniedrigung. Gottlob! es ist nicht der Fall. Das deutsche Theater — wenn man es überhaupt noch so nennen kann — bewegt sich auf Bahnen, welche die idealen Ziele einer jeden ernsten Bühne außer Acht lassen und in den meisten Fällen nur den Gelderwerb bezwecken; dem deutschen Volkscharakter aber liegt dieser rein materialistische Zug glücklicherweise fern, der Sinn für höhere Ideale wird

im deutschen Volke kaum je erlöschen und deshalb kann ein solches Theater zwar bestehen, aber es wurzelt nicht im Volke und es erfreut sich niemals dessen hingebender Teilnahme. Äußere Erfolge mag es ja aufweisen, so wie es ist, aber die inneren Erfolge wird es stets entbehren müssen und das ist unser Trost, und zwar unser einziger.

Der Verfall des deutschen Theaters wird in Theaterkreisen gerne dem Mangel an zugkräftigen deutschen Stücken, also dem Mangel, oder sagen wir lieber gleich der Unfähigkeit der deutschen dramatischen Dichter zugeschrieben, denn einen wirklichen Mangel an Dichtern und besonders an Bühnen-Schriftstellern hat es glücklicher (oder unglücklicher?) Weise in deutschen Landen nie gegeben. Diese Ansicht hat etwas für sich — sie ist nämlich sehr leicht geäußert und wird, mit einigem Nachdruck vorgebracht, sehr leicht geglaubt. Aber das, was gesagt und geglaubt wird, braucht deshalb noch nicht wahr zu sein. Und wenn schon wirklich ein gewisser Mangel an guten Stücken neuerer deutscher Dichter bestehen sollte — was aber erst bewiesen werden soll — giebt es dann nicht eine geradezu überwältigende Zahl von älteren deutschen Dichtern, welche nicht mehr der Neuzeit angehören, deren Werke jedoch eine Zierde der deutschen Litteratur bilden und zum Teil als wahre Perlen der Welt-Litteratur anerkannt wurden? Nicht der Mangel an guten deutschen Bühnenstücken, sondern der übertriebene Hang zum Nachahmen fremder und die damit gezeitigte Vorliebe für das Fremde überhaupt haben den Verfall der deutschen Bühne herbeigeführt, haben sie in den Dienst fremder Einflüsse gestellt und dadurch dem warmen Herzen des Volkes entfremdet. Eine Bühne aber, die dem innersten Wesen ihres Volkes fremd geworden ist, wird auch niemals ihrem idealen Zwecke, dem der Volkserziehung und Geschmacksveredelung gerecht werden können. In der Musik hat der große National-Sänger der Deutschen, Richard Wagner, diese Grundsätze längst zur Erkenntnis seines Volkes gebracht; die deutsche Bühne aber harrt noch ihrem Wieder-Erwecker entgegen.

Der erziehliche Einfluß der Bühne auf das Volk ist zu allen Zeiten anerkannt worden, wo überhaupt öffentliche Bühnen bestanden haben. Dieser Einfluß ist in dem innersten Wesen der dramatischen Handlung begründet, welche durch Vorführung lebendiger Beispiele ihrer Wirkung immer sicher ist. Je lebenswahrer die dargestellten Vorgänge, welche die Handlung eines Stückes bilden, und je lebendiger ihre schauspielerische Darstellung ist, desto kräftiger und nachhaltiger wird auch die Wirkung sein, wobei es durchaus nicht erforderlich ist, daß die Handlung unbedingt einen realen, dem Boden der Wirklichkeit entnommenen Hintergrund habe. Freilich darf man aber von diesem Boden nicht allzusehr abschweifen, sonst verliert sich das Interesse

und die Wirkung wird geschädigt. So sind die im Geiste der alten griechischen und römischen Tragödie gehaltenen Bühnenstücke aus den Zeiten des französischen Klassizismus ungemein langweilig und nichtssagend, weil weder die Handlung, noch die Darstellung Anspruch auf Lebenswahrheit erheben können und der Stoff selbst einer fernliegenden Zeit entnommen ist, die der Zuschauer nicht beurteilen, sondern nur gewissermaßen nachfühlen kann, aber nur wenn sie ihm in richtiger Weise veranschaulicht wird. Solche Stücke, in eine fremde Form gezwängt und in fremdem Geiste gehalten, müssen den Zuschauer notwendigerweise kalt lassen, wogegen selbst phantastische Zusätze, die anscheinend nur auf Kosten der Vernunft geschehen können, bei glücklicher Verschmelzung mit einer lebenswahren Handlung vollkommen ansprechen und befriedigen, wie dies z. B. in Raimunds Volksstücken so meisterhaft durchgeführt ist.

Der erziehliche Einfluß der Bühne hängt also wesentlich von der von ihr eingeschlagenen Richtung ab. Während altklassische Stücke wenig oder gar keinen derartigen Einfluß besitzen, weil sie der großen Menge (die ja nicht aus Philologen und Ästhetikern besteht) einfach fremd und unverständlich bleiben, ist der Einfluß echter Volksstücke, wie jener von Raimund und von Anzengruber ein großer und nachhaltiger. Stücke aus der klassischen Periode der deutschen Litteratur und der Romantik überhaupt, werden ebenfalls ihres Erfolges stets sicher sein, dagegen wäre es zwecklos, sich über die sittliche Wirkung der modernen leichtgeschürzten Operetten, lüsternen Balletten und seichten Possen zu verlieren, da eine solche bei dieser Gattung von Schauspielen überhaupt verloren gehen muß. Wie kommt es nun, daß gerade diese letztere Richtung in den zwei letzten Jahrzehnten fast ausschließlich zur Herrschaft gelangen konnte? Der Hinweis auf unsere sozialen Verhältnisse giebt zwar eine Erklärung, aber keine Begründung dieser augenfälligen und doch so unbegreiflichen Thatsache. Die Ursache dürfte weit tiefer liegen und man wird kaum fehl gehen, wenn man sie dem Umstande zuschreibt, daß die Bühne durch den Verfall der Romantik nach und nach jeden Zusammenhang mit dem Volke, dem sie dient, verloren hat und nun auf eigene Faust, um des äußeren Erfolges willen, dieses Volk, das sie nicht mehr bilden und erziehen kann, wenigstens mit frivolen Schaustücken anlocken und ergötzen will. Eine solche Bühne sinkt aber auf die Bedeutung des gewöhnlichen Bänkelsängertums herab und verliert jeden Anspruch auf Achtung und Berechtigung.

Die allgemeine Unzufriedenheit über den ethischen Verfall des Theaters im Allgemeinen und ganz besonders des deutschen Theaters, ist daher nur zu begründet, diese Unzufriedenheit hat sich oft und oft geäußert, aber

es ist darum nicht besser geworden in Thalias Zauberreiche, wenn auch hie und da Zeichen und sogar Wunder geschehen, welche eine Wendung zum Besseren sicher erhoffen lassen. Vorläufig gährt und brodelt es jedoch noch mächtig in dem gewaltigen Hexenkessel, in welchem die Theatergeister lebendig sind und wir müssen ruhig abwarten bis Klärung eintritt. Eine solche muß aber über kurz oder lang erfolgen und dann wird sich's zeigen, ob der geklärte Zaubertrank eines deutschen Theaters würdig ist oder nicht.

Unter den Zeichen und Wundern, welche eine bessere Zukunft zu weissagen scheinen, haben namentlich drei Theaterunternehmungen neuerer Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt. Es sind dies das deutsche Volkstheater" in Wien, die „Freie Bühne" in Berlin und das Wormser „Festspielhaus". Die großen Hoffnungen, welche an die Errichtung des deutschen Volkstheaters in Wien geknüpft wurden, sind bisher leider nicht in Erfüllung gegangen. Wenn auch dasselbe erst am Beginn seiner Laufbahn steht, so kann es doch schon als feststehend betrachtet werden, daß dieses Theater die deutsche Volksbühne nicht ist, welche es hätte sein sollen und auch sein können. Die „freie Bühne" in Berlin ist die Verkörperung jener Richtung, welche dem extremsten Realismus huldigend, einen Schritt weiter auf dieser etwas abschüssigen Bahn gewagt hat, um den sogenannten Naturalismus, wie er bisher in Deutschland kaum im Roman gepflegt wurde, auf die Bühne zu bringen. Die Versuche, die bisher gemacht wurden, sind noch nicht maßgebend, aber schon die nächste Zukunft wird es lehren, ob die Bestrebungen der „freien Bühne" einen derartigen Erfolg haben werden, daß daraus ein Einfluß auf die deutsche Bühne überhaupt entspringen könnte.

In dem Wormser Spielhause tritt uns ein anderer Versuch entgegen, welcher mit der „freien Bühne" im scharfen Gegensatze steht. Die Richtung, welche die Wormser Bühne verkörpern will, ist nicht ganz neu, sie ahmt in mancher Hinsicht dem Bayreuther Festspielhause nach, welches auch in seiner äußeren und inneren Einrichtung dem Wormser Unternehmen zum Muster gedient hat. Der Versuch gewinnt aber durch den Umstand an Bedeutung, daß er ein Ausfluß der herrschenden Unzufriedenheit mit den deutschen Theater-Verhältnissen ist. Schon deshalb verdienen die Grundsätze, welche bei Errichtung dieser Bühne maßgebend waren, volle Beachtung. In denselben wird die Rückkehr zur höchsten theatralischen Einfachheit und zum naiven, tugendhaften Volksstück gepredigt. Durch die puritanische Einfachheit der Ausstattung soll die Aufmerksamkeit der Zuschauer lediglich auf das vorgeführte Kunstwerk zusammengezogen werden, jede Gedanken-Abschweifung des Publikums soll vermieden werden. Wie mit einem Brennglas die

Sonnenstrahlen, so sollen durch dieses Mittel die zerstreuten Gedanken der Zuschauer auf einen Punkt gesammelt und hierdurch die warme Teilnahme oder die Flamme der Begeisterung für das vorgesetzte Stück erweckt und entzündet werden, die auf andere Weise vermutlich nicht zu erhalten wäre. In dieser Neuerung liegt die Bedeutung der Wormser Bühne wahrlich nicht und die noch zu schaffende echte Volksbühne würde bei solcher Kost nur verkümmern und verflachen. „Die Kunst der Kunst, nicht dem Brotverdienst", das ist die Devise der Wormser Bühne und das ist's, was neu und verdienstlich an der Sache ist, daß dieses vom opferwilligen Bürgertum gegründete Festspielhaus kein auf Gewinn berechneter Privat-Geschäftsbetrieb, sondern eine der städtischen Verwaltung unterstehende Kunstanstalt ist, welche sich in erster Linie die Pflege der nationalen Kunst zur Aufgabe gemacht hat. Leider wird diese so edle Aufgabe in etwas philisterhafter Weise aufgefaßt. Die Verletzung der Sittlichkeit darf in öffentlichen Schauspielen allerdings nicht als etwas „Erlaubtes, Gleichgiltiges oder von selbst Verständliches" erscheinen, wie es in den Satzungen dieses Unternehmens heißt, aber der Begriff verletzter Sittlichkeit ist sehr dehnbar und man wäre ganz auf dem Holzweg, wenn man, um nur ja nicht gegen diesen Grundsatz zu verstoßen, die für derartige moralische Vergehen im Leben oft versagte sogenannte „poetische Gerechtigkeit" unter allen Umständen verlangen würde. Wie im Leben, so auch auf der Bühne können Vergehen, ja offenbare Verbrechen (also Verletzungen des Sittlichkeitsgefühles) ungesühnt bleiben, eine solche Dichtung wäre daher nach obiger Auffassung unsittlich. Die sittliche Wirkung einer Dichtung besteht jedoch oft gerade in der Erzeugung eines Gefühls des Unbefriedigtseins im Angesichte des vorgeführten Beispiels, das, indem es zum Nachdenken anregt, in dem Individuum ein jedem unverdorbenen Gemüte innewohnendes Gefühl der natürlichen Gerechtigkeit mächtig entwickelt und somit eine läuternde Wirkung gerade des Sittlichkeitsgefühles erzielt. In diesem Sinne ist ein ungesühntes Vergehen auf der Bühne oft wirksamer, als der lediglich zur Erzeugung einer augenblicklichen, denkfaulen Befriedigung herbeigeführte, mitunter ganz falsche und unwahre „gute Ausgang", den die Philistermoral als notwendig erachtet.

Es zeigt sich auch hierin leider die gesellschaftliche Heuchelei, der herbe Gegensatz zwischen dem wirklichen inneren Empfinden und dem zur Schau getragenen öffentlichen, der niemals so stark hervorgetreten ist, als gerade heute, wo diese erheuchelte Moral sich auf allen Gebieten unseres öffentlichen Lebens breit macht und wo sie, auf Schritt und Tritt entlarvt und in ihrer ganzen nichtigen Hohlheit vorgezeigt, dennoch immer wieder, als ob gar nichts vorgefallen wäre, breitspurig weiter wandelt. Auch im Thea-

ter pflegen gerade jene Leute, welche die wahre Moral häufig nur vom Hörensagen kennen, ernste, moralische Stücke zu verlangen, bei welchen sie die erforderliche „gehobene Stimmung" würdevoll zur Schau tragen, obwohl sie sich dabei im Grunde ganz entsetzlich langweilen und froh sind, wenn sie dem langweiligen Stücke entronnen sind.

Die sittlich-erziehende Wirkung des Theaters, welche besonders in der Geschmacks-Veredelung und Hebung der allgemeinen Bildung beruht, wird durch solche Philister-Moral gewiß nicht erreicht und niemals sollte die gesellschaftliche Heuchelei auch auf die Bühne übertragen werden, vornehmlich aber darf sie auf einer echten Volksbühne keinen Platz finden. Freilich, das Wormser Theater ist so wenig eine wirkliche Volksbühne, als es das deutsche Volkstheater in Wien ist, welch' letzteres nur eine zweite und noch dazu verschlechterte Ausgabe des ehemaligen Wiener Stadttheaters ist. Diese beiden Theater verdanken ihr Dasein der Opferwilligkeit des höheren, d. h. reicheren Bürgertums. Der wohlhabende Bürger, der in seinen freien Stunden gerne über Litteratur in ähnlicher Weise, wie über Politik schwätzt, fühlt sich geehrt, daß man ihm die Rolle eines Kunstmäcen überträgt. Gewohnt nur höhere und höchste Kreise in dieser Rolle zu sehen, schmeichelt es seinem bürgerlichen Eigendünkel, sich zum Gönner und Förderer der Kunst aufspielen und eine öffentliche Kunstanstalt patroniren zu können. Auch mag der geheime Zauber, den die Kunst, und besonders das Theater zu allen Zeiten auf fern stehende Kreise geäußert hat, und der merkwürdiger Weise, den Gesetzen der physikalischen Anziehungskraft Hohn sprechend, mit der Entfernung wächst, dabei mit im Spiele sein, genug der biedere Bürger greift in seinen Säckel und zahlt. Aber indem er sich zum Gönner des Theaters aufwirft, verlangt er in echt bürgerlicher Protzenhaftigkeit, daß seine Bühne auch die Grundsätze seiner Moral annehme, welche in der philiströsen Tugendhaftigkeit und gesellschaftlichen Heuchelei gipfelt. So gut wie zu Hause will der bürgerliche Kunstgönner von Unmoral und Unsittlichkeit in seinem Sinne nichts wissen, denn ihm geht die öffentliche Anständigkeit über alles. Im Geheimen mag jeder so unanständig und unmoralisch sein, als er will, nur öffentlich darf sich's nicht zeigen. Eine Bühne aber, die ihrer höchsten Aufgabe gerecht werden und ein treuer Spiegel des wirklichen Lebens sein will, kann sich nicht damit begnügen, nur die Sonnenseiten des menschlichen Lebens und der Gesellschaft vorzuspiegeln, sie muß, um wahr zu sein, auch die Schattenseiten dieses Lebens und in vielen dunklen Flecken der Gesellschaft wiedergeben; daher muß sie ab und zu auch die Unmoral wiederspiegeln, die im heutigen Leben eine so große Rolle spielt, allerdings so weit gemildert, als dies bei einem Spiegelbild ohnehin stets der Fall ist. —

An diese Vertreter des höheren Bürgertums reihen sich die Professoren, Doctoren, höhere Beamte, Lehrer u. s. w., welche alle zusammen das feinsinnige Bürgertum und das sogen. „kunstverständige Publikum" bilden, das die Museen, Kunstgalerien und Konzertsäle bevölkert. Es sind auch eben diese „besseren Bürgerfamilien", in welchen am meisten „dilettiert" und am meisten über höhere Musik, antike und moderne Kunst, sowie klassische Dichtung gesprochen wird. Aber alle diese guten und jedenfalls höchst ehrenwerten Leute bilden durchaus nicht das eigentliche Volk. Und wenn sie sich zusammen thun und ein Theater nach ihrem Geschmack errichten, so ist das zweifellos ein ganz lobenswertes Beginnen, aber dieses Theater ist dann eben kein echtes Volks-, sondern ein Bürger-(Bourgeois)-Theater, welches der „kleine Mann", also der niedere Beamte, der Handlungsgehilfe, der arme Student, der Gewerbsmann u. s. w. wenig oder gar nicht besuchen wird, einmal, weil für ihn kein Platz da ist und dann, weil dieses Theater für seine Verhältnisse viel zu teuer ist. Ein wirkliches Volkstheater muß aber vor Allem dem Volke zugänglich sein, weil der erziehliche Einfluß der Bühne sich gerade auf das Volk, bis auf die niedersten Klassen der Gesellschaft erstrecken soll. Hier, gerade hier soll die Bühne als öffentliche Lehrmeisterin wirken und eine Hebung der sittlichen Würde erstreben, bei dem sogen. besseren Bürgertum muß man ja von vornherein annehmen, daß es über ein genügendes Maß von allgemeiner Bildung und Wissen verfügt, um auch die Notwendigkeit der sittlichen Würde des Menschen erkannt zu haben. Die bedeutende Tragweite, welche in den Gedanken einer echten Volksbühne ruht, scheint noch wenig gewürdigt worden zu sein, denn es besteht thatsächlich keine einzige deutsche Bühne, welche den Anforderungen einer wahren Volksbühne zu entsprechen vermöchte. Verschiedene Unternehmungen, welche angeblich diesem Zwecke dienen sollten, haben, wie das Wiener Volkstheater, gleich von vornherein andere Bahnen eingeschlagen und den daran geknüpften Erwartungen nicht entsprochen. Gerade in Wien wird zwar dem thatsächlichen Bedürfnisse nach einer Volksbühne durch Veranstaltung volkstümlicher Nachmittags-Vorstellungen mehr als überall anderswo zu genügen getrachtet, aber das ist ein Tropfen auf einen heißen Stein und das thatsächliche Bedürfnis nach einer Volksbühne besteht noch wie vor, in Wien so gut, als in jeder größeren deutschen Stadt.

Es ist kaum zu erwarten, daß die Opferwilligkeit Einzelner hier helfend eingreife, auch die Gemeinwesen der deutschen Städte werden in absehbarer Zeit, schon aus materiellen Schwierigkeiten, nicht in der Lage sein, dem Bedürfnis nach wirklichen, guten Volksbühnen Rechnung zu tragen, es bleibt daher vorläufig nur das übliche Mittel der Vereinsbildung übrig und die

Hoffnung, daß einzelne der bestehenden Bühnen nach und nach für die Sache der Volksbühne gewonnen werden könnten. Freilich ist der Anfang hierzu nicht ermutigend, denn die Anforderungen an eine wirkliche deutsche Volksbühne müssen, eingedenk des Spruches, „daß für das Volk das Beste gerade genug sei", sehr hoch gestellt werden, während die zu erwartenden materiellen Erfolge wenig verlockend erscheinen. Diese Umkehr zum Besseren kann eben nur von einer gründlichen Umwandlung der bestehenden Theaterverhältnisse erwartet werden, wenn der Grundsatz „die Kunst der Kunst, nicht den Broterdienst und auch nicht dem Geschäftsgewinn" maßgebend geworden sein wird. Mit dem dürfte es aber noch gute Wege haben, wenn auch dieser Grundsatz löblicher Weise schon hie und da aufzutauchen beginnt.

Wenn aber wirklich einmal eine Volksbühne ins Leben gerufen wird, so darf an derselben der Grundsatz der unbedingten Einfachheit nicht Platz greifen, weil die Bühne selbst und ihre Wirkung darunter leiden müßte.

Selbstverständlich muß auch jedweder Prunk ausgeschlossen sein und niemals dürfte, wie bei manchem unserer modernen Bühnenstücke die Ausstattung zur Hauptsache werden, während das Stück selbst, gewissermaßen nur als beigegebener Text zu farbenprächtigen Bildern, zur Nebensache herabsinkt. Durch glänzende Ausstattung wird ein an sich unbedeutendes Stück immer gewinnen, ein gutes dagegen kann dadurch mitunter verlieren, weil die Aufmerksamkeit von dem Inhalte weg auf die äußere Form gelenkt wird, welche doch nur den Inhalt heben sollte. So nützt bei manchen Leuten ein prachtvoller Einband einem Buche, das sonst ob seines inneren Wertes willen wenig gekauft würde, aber bei gediegenen Werken ist er in der Regel überflüssig. Es giebt auch in dieser Hinsicht eine Mittelstraße, die den zur Vervollständigung der Illusion und der damit verbundenen erhöhten Wirkung notwendigen Anforderungen Rechnung trägt, ohne durch prunkvolle Ausstattung die Kosten namhaft zu steigern und das Interesse an dem Stücke zu gefährden. — Auf der Bühne ist der strengste Realismus in der Darstellung mit Recht zu einer Hauptforderung geworden, weil nur durch eine echt realistische Darstellung die zur Erhöhung des Erfolges notwendige Illusion erzeugt werden kann. Wie wohl nun die realistische Darstellung nicht unbedingt auch den Realismus des Stückes selbst, d. h. seines Stoffes und dessen Ausführung, der Handlung, nach sich zieht, so ist es nichts desto weniger sicher, daß die realistische Richtung auf der Bühne, wie im Roman überhand nimmt und in nicht allzu ferner Zeit die Bühne vollständig beherrschen wird. Diese Umwandlung kann natürlich nicht ohne Einfluß auf die Darstellung bleiben, denn die realistische Richtung verlangt mit vollem Rechte, daß die Personen eines Bühnenstückes lebenswahr und deren Handlungen psychologisch

begründet seien. Dadurch erleidet die knappe Form der dramatischen Handlung, wie sie bisher nach französischem Muster für allein richtig angesehen wurde, eine empfindliche Abänderung und an die Stelle der eng zusammengedrängten dramatischen Knalleffekte, tritt eine sich logisch entwickelnde Handlung, die in einzelnen Höhepunkten gipfelt und zu einem folgerichtigen, niemals erzwungenen Schlusse führt. Dies bildet aber gerade die Hauptschwierigkeit der realistischen Richtung, denn es gilt hier ein glückliches Mittelding zwischen den sich drängenden Effekt-Szenen des bisher gewohnten Dramas und zwischen der breiten, sich in Kleinmalerei ergehenden Schilderung des realistischen Romans zu schaffen.

Durch eine solche Umwandlung der Grundsätze des Schauspiels wird begreiflicher Weise auch die Darstellung berührt und an den Schauspieler tritt die Aufgabe, seine Rolle durch allerlei kleine, dem Leben abgelauschte Züge zu vertiefen und somit seinerseits zu deren psychologischer Begründung beizutragen. Der Schauspieler soll niemals zum blosen Handlanger des Dichters herab sinken, aber er darf auch niemals das ganze Interesse des Zuschauers für seine Person absorbieren, er darf nicht vergessen, daß er der Darsteller, nicht aber der Schöpfer seiner Rolle ist. Die vorzüglichste Darstellung einer einzelnen Rolle nutzt dem Gesamterfolge des Spieles sowohl, als des Stückes, wenig oder gar nichts, wenn die andern Rollen eines an sich guten Stückes schlecht gespielt werden. Ein gutes Stück verliert seinen Wert als Dichtung durch schlechte Darstellung nicht, wohl aber den Erfolg als Spiel. Dies beweist zur Genüge, daß niemals der Schauspieler den Wert eines Stückes schafft, der vielmehr durch dessen inneren Gehalt bedingt ist, und daß das harmonische Zusammenwirken aller Darsteller im Sinne der Dichtung erforderlich ist, um den angestrebten äußeren Erfolg des Spielstückes zu erreichen. Es kann nicht geleugnet werden, daß für den Erfolg eines Stückes die Art und Weise der Darstellung in erster Linie maßgebend ist, als Beweis dessen erzielen selbst schwache Stücke bei guter Darstellung mitunter Erfolge, dieselben sind aber rein persönlich und können die Gehaltlosigkeit des Stückes selbst, bei aller Vorzüglichkeit des Spieles vor einer ernsten Kritik nicht rechtfertigen. Die Aufführung solcher Stücke kann und soll jedoch vermieden werden, besser zehn Mal ein gutes älteres Stück, als zehn neue schlechte. Dieser Grundsatz wäre besonders für eine Volksbühne maßgebend, deren Aufgabe nicht darin besteht, möglichst viele Stücke aufzuführen, sondern gute Stücke in vorzüglicher Darstellung; freilich darf auch nicht ein und dasselbe Stück bis zur Unmöglichkeit ausgenutzt werden, sondern es muß eine angenehme Abwechselung in dem Gebotenen herrschen, soll die Bühne ihrer Aufgabe gerecht werden.

Unsere gegenwärtigen Bühnen müssen sich auch den Vorwurf gefallen lassen, daß sie die national-künstlerischen Ziele des Theaters viel zu wenig, ja in den meisten Fällen gar nicht berücksichtigen. Und doch ist die große Bedeutung der Bühne gerade in dieser Hinsicht unverkennbar. Was ein gutes Buch im stillen Kämmerlein mit Muße gelesen auf tausend in allen Windrichtungen zerstreute einzelne Leser im Laufe der Zeit, vielleicht nach Jahren an erziehlicher Arbeit und Wirkung vollbringt, das vermag die Bühne an einem einzigen Abend auf fast ebensoviel Leute. Bei diesem Erziehungswerke nun spielt das nationale Moment eine große, leider viel zu wenig beachtete Rolle. Die Pflege der nationalen Eigenart und des nationalen Sinnes im edelsten und reinsten Sinne muß aber ebenfalls als eine Aufgabe und zwar als eine der heiligsten der Bühne betrachtet werden, die im Volke wurzeln will.

Einzelne Stätten mag und soll es daneben immer geben, die, ohne Rücksicht auf nationale Grundsätze und Ideen, lediglich den allen Nationen gemeinsamen rein künstlerischen Zielen gewidmet sind. Für diesen Zweck wären und sind ja bereits die bestehenden Hofbühnen die geeignetsten Stätten. Von der echten deutschen Volksbühne kann dagegen mit Recht verlangt werden, daß sie auf nationaler Grundlage aufgebaut sei und im nationalen Sinne für das deutsche Volk wirke.

Der ideale Zukunftsstaat wird, man kann dessen sicher sein, auch den bedeutenden erziehlichen Einfluß der Volksbühne voll erfassen, wenn es bis dahin noch nicht geschehen sein sollte. Es wird und muß dazu kommen, daß die Volksbühne ähnlich wie die Volksschule eine staatliche Anstalt wird, die gegen ein geringes Entgelt, oder auch ganz frei, zur Belehrung und Unterhaltung des Volkes dient und im Interesse des Staates die ideale Volks-Erziehung vervollständigt. Möchten doch bis dahin einzelne der bestehenden deutschen Bühnen diesen idealen Zielen des Theaters gerecht werden!



Zur Diskussion!

Kairo, 21. April 1890.

Sehr geehrter Herr!

Als eifriger Leser Ihrer Zeitschrift erlaube ich mir, mit Bezug auf den im Aprilheft der „Gesellschaft" erschienenen Aufsatz des Herrn J. Held „Die Mission des Judentums", einige Zeilen an Sie zu richten.

Herr Held sagt, gegen das Ende des erwähnten Aufsatzes: „Vor allen Dingen aber (es ist das zwar vielleicht bloß eine poetische Schwärmerei von mir) schwebt mir eine Vereinigung vor mit dem Judentum des Morgenlandes. Ich liebe den grandiosen Traum, daß unter der Sonne Egyptens und Kleinasiens die Kernweiber des vorchristlichen unverstümmelten Judentums konserviert geblieben sein müssen, die dem Tempel einen Jesaias und der Welt den Rabbi von Nazareth geboren."

Auf grund meiner, während eines neunjährigen Aufenthalts im Orient erworbenen, ich darf wohl sagen, gründlichen Kenntnis von Land und Leuten, erlaube ich mir Herrn Held zu raten, derartige Illusionen fahren zu lassen. Daß die hier eingesessenen Juden rasseechte Abkömmlinge des „vorchristlichen, unverstümmelten Judentums" sind, ist möglich, sogar sehr wahrscheinlich! Über allen Zweifel erhaben aber ist, daß sie unter der schmutzigen, verkommenen Bevölkerung des Orients den allerschmutzigsten, verkommensten Teil bilden, so ekelhaft und Abscheu erregend, so allen Begriffen von Menschenwürde Hohn sprechend, daß man für dieses Pack kaum noch eine Regung des Mitleids verspürt. Ich spreche zur Sache und übertreibe nicht! Die Argumente des Herrn Held, die er zum Beweis seiner Behauptungen anführt „das Judentum repräsentiere einen höheren, volkspsychologischen Typus, der Wegfall einer überwuchernden, engherzigen National-Eigensucht, die dem Juden unter allen Zweifüßlern ein Ausnahmsgepräge giebt, mache ihn zu einer neuen Menschheitszüchtung ganz besonders geeignet, der vormalige Ghetto-Sklave werde dereinst die entwickeltste Art des genus homo darstellen", haben zwar für mich absolut gar keine Überzeugungskraft; aber das sind Ansichten, über die sich streiten läßt, und wenn Herr Held sein Menschheitsideal in einer verbesserten Auflage des Judentums zu finden glaubt, wohl und gut, ich werde ihn daran nicht hindern. Nur wähne er nicht (und in diesem Fall darf er selbst mir „leichtfertigen Germann" Glauben schenken), daß nun gerade das orientalische Judentum bei der vorzunehmenden Zuchtwahl das den Vorzug verdienende Element abgeben könne. Wenn ich das heutige Judentum, und nicht bloß das orientalische, auf seine physische, ethische und soziale Beschaffenheit hin betrachte, und mir eine Regenerierung der Kulturmenschheit mit eben diesem Judentum als Sauerteig vorstelle — möge mir Herr Held verzeihen, und mich nicht für einen Antisemiten Stöckerscher Observanz halten, aber bei dieser Idee läuft es mir denn doch, trotz 26° R. im Schatten und der unmittelbaren Nähe der Wüste Sahara, eiskalt über den Rücken! Was würde Friedrich Nietzsche zu dieser herrlichen Perspektive sagen? Nun, hoffentlich ist es uns beschieden, diese schöne Zeit nicht mehr zu erleben, denn in jener „besseren Welt" dürften wir uns, infolge gewisser „atavistischer" Eigentümlichkeiten, doch nicht so recht wohl fühlen.

Empfangen Sie, sehr geehrter Herr, die Versicherung meiner vorzüglichen Achtung.

Ihr ergebener

F. Georges.



Aus dem Münchener Kunstleben.

Von M. G. Conrad.

(München.)

Die letzten Wochen haben uns vieles Interessante und Überraschende gebracht: Einen halbhundertjährigen „Pietro von Abano", strengklassische Opernmusik von Ludwig Spohr zu einer librettisierten hyperromantischen Novelle von Ludwig Tieck. Alte Zeiten, alte Künste. Neu daran war nur die Vortragsweise trefflicher Darsteller, am neuesten die zauberhafte Inszenierung mit allerlei Beleuchtungsspuk von dem königlichen Obermaschinen-Hexenmeister Karl Lautenschläger.

Sodann eine „Rose von Straßburg", letzte Oper von dem bekannten Neßler, der mit jedem Werke älter wird und heute schon älter ist, als der selige Spohr und Tieck zusammen. Friede seiner Rose.

Sodann ein Lustspiel „Glückpilze" aus dem Englischen des William Rowley. Auch ein Altertum, aber jung und frisch ansprechend durch gesunden Realismus und unverwüstliche Laune — also ein Altertum, wie die Natur selbst eins ist, die nach dem jüdischen Kalender ja auch schon ihre 5651 Jährchen und einige Monate auf dem Buckel haben soll und dabei noch immer ganz appetitlich ist.

Sodann ein achtzehnhundertneunziger „Bismarckbild" von Franz v. Lenbach. Der Maler und sein Bild sind zwar auch keine Jünglinge mehr, aber sie wissen sich für gefühlvolle Seelen noch eine Zeit lang im Vordergrunde der Bewunderung zu halten. Dieser achtzehnhundertneunziger Bismarck wirkt als Farbenskizze, rein koloristisch betrachtet, sehr gut. Bismarck sitzt im Lehnstuhl, die Hände müde im Schoß, auf dem Haupte den trutzigen Helm, über dem weißen Kürassier-Uniformrock das Ordensband von dem bekannten orangefarbigen Schwarzen. Das Schwert an seiner Linken fehlt. Das hat er bei dem Kaiser gelassen. Lenbach ist in der Adjustierung seiner Modelle stets geistreich. Bismarcks linkes Auge hängt diesmal ganz außen am Stirnknochen und ein bischen schief, schielend. Lenbach liebt derartige Merkwürdigkeiten an seinen Zeitgenossen. Die Physiognomen und Anatomen der Zukunft sollen etwas zu rätseln haben.

Sodann einige überaus geniale Bilder von Franz Stuck. Da ist alles jung und kühn und reizvoll: der Maler, seine Stoffe, seine Manier. Näheres nachzulesen in der Wochenschrift „Münchener Kunst" von Julius Schaumberger.

Sodann die Ausstellung von städtischen Monumentalbrunnen-Entwürfen, benebst der Jury und ihres Spruches — alles gleich merkwürdig: die Konkurrenten, die Modelle, die Juroren, die Sprüche und Widersprüche. Nach der Meinung von Leuten, die auch etwas von der Sache verstehen und auch sonst nicht auf den Kopf gefallen sind, soll das ungeeignetste Modell den Preis erhalten haben und zur Ausführung angenommen sein. Professor Ferdinand Wagner, der berühmte Historienmaler, gehört zu diesen Leuten und hat seine Meinung mit künstlerischen Nachweisen und mannhaftem Freimut in der „Augsburger Abendzeitung" vertreten. Ein wichtiges Dokument zu dem Kapitel von der Gunst in der Kunst, das in der Chronik der Kunststadt München dereinst einen breiten Raum einzunehmen berufen scheint.

Sodann in der protestantischen Markuskirche ein Wohlthätigkeits-Konzert von

dem Porges'schen Chorverein mit einem Programm, an dem alles geistige Wohlthat und künstlerisches Labsal war, und in einer Ausführung, vor der jede Kritik die Waffen streckt. Zum erstenmal gelangten da zur Aufführung: Geistliches Lied von Felix Draeseke (Text: Treue von Novalis), drei geistliche Lieder nach dem Vaterunser, gedichtet und komponiert von Peter Cornelius, Weihnachtslied (Dichtung aus dem 12. Jahrhundert) von Robert Volkmann; außerdem Werke gleich hohen Rangs von Franz Liszt, Palestrina, Albert Becker u. a. Der Porges'sche Chorverein marschiert wie ein Held an der Spitze der musikalischen Bewegung in München.

Sodann im Gärtnertheater allerlei operettistische und schwankartige Kurzweil neuester Mache, wie „Der arme Jonathan", „Die Strohwitwe", nach bewährten alten Rezepten. Hinsichtlich der Kunst der Darstellung wie des Erfolgs ist das Gärtnertheater vielleicht nie so hoch gestanden als gegenwärtig. Hut ab!

Sodann im königlichen Hoftheater, das sich in Neuheiten, Neueinübungen und Neuerungen selbst überbietet, das Drama „Konradin" von Martin Greif. — Doch das fügt sich nicht mehr in den Rahmen dieses summarischen Überblicks, das erfordert einen eingehenden Bericht. Im nächsten Heft also!



Kritik.

Zur realistischen Bewegung.

Ein Herr Bodo Wildberg erging sich in Nr. 4 der Wiener Wochenschrift „Ostdeutsche Rundschau" in allerlei Sprüchen über die „Strömungen in Deutschlands neuerem Schrifttum". Wie merkwürdig in diesem Kopfe sich unser Realismus malt, beweisen Behauptungen wie: „Der Realismus geberdet sich kosmopolitisch und gefällt sich in der Nachahmung fremden Wesens und Dichtens." — „Für diese Herren Realisten scheinen Kant und Schopenhauer ebensowenig gelebt zu haben, wie Shakespeare, Schiller und überhaupt alle großen Dichter." An einer anderen Stelle erklärt er das, was wir „Lüge" nennen, als „die das Leben verschönernde und erleichternde Poesie." Der Mann schwatzt überhaupt einen Unsinn zusammen, daß man glauben möchte, er habe nur Volkeltsche Aufsätze über den Realismus gelesen. Ganz wie der Würzburger Professor schwadroniert er drauf los, ohne sich um authentische Nachweise aus unsern Werken zu kümmern. Original, fahr' hin in deiner Pracht. Wir gratulieren der Wiener „Ostdeutschen Rundschau" zu solchen Mitarbeitern. Eine andere österreichische Zeitschrift, „Der Kyffhäuser, deutsch-nationale Rundschau", hat sich in ihrem Aprilheft gleichfalls eine schöne Abhandlung „Vom deutschen Naturalismus" geleistet, die vorher als Vortrag im „Deutschen Klub" zu Linz dem guten Publikum eingelöffelt worden war. Der Verfasser Dr. Karl Teutschmann, wohl ein gar jung, unschuldig Blut, da sein Name noch nicht im Kürschner steht, macht zum Abdrucke folgende Anmerkung: „Es liegt mir ferne, für meine Ausführungen den Anspruch auf unbedingte Rich-

tigkeit erheben zu wollen ... Wenn ich daher zuweilen in einer gewissen schärferen Tonart mein Urteil abgebe, so bitte ich dies immer als den Ausdruck einer subjektiven, nicht unfehlbaren Meinung aufzufassen ..." Diese captatio ist klug und weise. Weniger klug und weise ist es aber von dem Herrn Dr. Teutschmann, deutschen Ästhetikern wie unserem Mitarbeiter Emil Mauerhof, dem er nicht wert ist auch nur die Schuhriemen aufzulösen, „schamloseste Verunglimpfung", „unflätige Besudlung" der „leuchtendsten Geister unserer Nation" an den Kopf zu werfen. Denn dafür verdient der Herr Doktor, wenn er sich so gassenjungenhaft die Zunge ausrutschen läßt, einfach auf den Mund geschlagen zu werden. Es passiert ihm das viel öfter, als ihm gesund sein kann. Wir raten daher dem geehrten Herrn Teutschmann, künftig im Ausdruck seiner „subjektiven Meinung" etwas weniger frech zu sein — er wird damit sich selbst und der Sache der Wahrheit und Bildung einen guten Dienst erweisen. Daß er die Mitarbeiter der „Gesellschaft" samt und sonders mit gröbsten Worten in Acht und Bann erklärt, läßt uns sehr kalt. Burlesk mutet uns der Schluß seines neun Seiten langen Aufsatzes an, wo er das „einfache Gefühl — des Anständigen, des Geziemenden" gegen uns in die Schranken ruft. Das ist, als ob ein keifendes Marktweib für höhere Wohlanständigkeit und vornehme Lebensführung plaidierte. Im übrigen wollen wir dem Herrn Dr. Teutschmann gern nachrühmen, daß er sich wacker in unserer Litteratur und namentlich in der „Gesellschaft" umgesehen hat, leider mit Augen, die durch falsche Erziehung und Abrichtung verdorben sind. — In dem nämlichen Hefte des „Kyffhäuser" macht sich die Schriftleitung selbst, anknüpfend an die Besprechung eines litterarischen Skandalschriftchens, über den deutschen Realismus her und bringt, neben manchen zutreffenden Bemerkungen, fragwürdige Behauptungen, wie die: „Das Wesen des Naturalismus liegt außerhalb der reinkünstlerischen Sphäre, es liegt im Sozialismus, der sich mit dem idealen Individualismus nicht verträgt." Natürlich läßt es auch die verehrliche Schriftleitung nicht an unserer Belehrung und Abkanzlung fehlen, am Schlusse meint sie aber doch, daß eine „Fülle von Talent" im Naturalismus vorhanden sei. Wir drücken der wohlmeinenden Kollegin dankbar die Hand.

Die Herren Alexander Lauenstein und Kurt Grottewitz haben bei Karl Reißner in Leipzig drei Schreibübungen: „Was kann das deutsche Volk von seinen Dichtern verlangen?" — „Die Weiterentwicklung der Sprache" und „Litterarisches Maskenfest" in einem Quartheft, 77 Seiten stark, mit dem sensationsgelüstigen Titel:

Sonnenaufgang!

Die Zukunftsbahnen der neuen Dichtung! erscheinen lassen. Neben einem Bildchen, das an die Vignetten der Traumbücher und hundertjährigen Kalender von „Anno Tobak" erinnert, schmückt das Titelblatt auch noch der tiefsinnige Original-„Leitspruch":

> „Der Realismus ist nun alt. Es
> „wird höchste Zeit, etwas Neues
> „zu bringen, das über die Gegen-
> „wart hinausführt, die Alten noch
> „älter und die Jungen alt er-
> „scheinen läßt."

Die Herren Lauenstein und Grottewitz scheinen aber nach den drei Aufsatzproben, die sie mit vereinten Kräften hier zum Besten geben, weder alt noch jung, sondern vielmehr impotente, zeitlose Schmierfexe zu sein, von dem allgütigen Gott erfunden zur größeren Erheiterung des litterarischen Publikums. Jedenfalls sind sie vorläufig noch unvermögend, etwas anderes „Neues" zu bringen, als herzbrechenden Galimathias. Öderes und

Blöderes als das sogenannte „Litterarische Maskenfest“ z. B. kann ein vollsinniger, litteraturbewanderter Mensch nicht in seinen gehirnverlassendsten Stunden ersinnen. Daß in dieser Schmieralie allerlei Schlimmes gegen unseren Realismus versucht wird, macht uns wahrlich den geringsten Kummer. Aus dem Munde von Säuglingen und Unmündigen, evangelisch gesprochen, hat sich der Realismus niemals Lob erwartet.

Die wichtigste journalistische Kundgebung zu gunsten der deutschen realistischen Bewegung hat der Pariser „Figaro“ in seinem Leitartikel „Guillaume II. protecteur des lettres“ gebracht. Das Nähere hierüber findet der Leser in dem Albertischen Aufsatze „Ein Sieg des Realismus“ in diesem Hefte.

Die Schriftleitung.

Romane und Novellen.

Martin der Mann. Eine Erzählung von P. K. Rosegger. (Wien, A. Hartlebens Verlag.) Von den Schriftstellern der mittleren Generation ist Rosegger einer der Wenigen, die noch einer Untersuchung auf den Wirklichkeitsgehalt ihrer Dichtung hin sich unterziehen können. Seine Schriften haben Natur. Ein durchaus originaler Poet mit scharfen Sinnen für die Wesensart seiner Heimat, hat er sich von jedem Konventionalismus fernzuhalten bestrebt. In Werken wie „Der Gottsucher“, „Waldschulmeister“ pocht elementare Dichterkraft, ist eine reizvolle Vermischung von Objektivität und subjektiver Färbung, eine eigene Gedankenwelt. Wir sehen, wie des Dichters lodernde Seele sich mit leidenschaftlicher Gewalt in die Seelen anderer wahlverwandter Naturen hineinversenkt. Groß und erhaben empfindet er die Natur, er versteht ihr Seelenleben, er vernimmt ihre gewaltige Stimme.

Bescheiden, fast schüchtern sendet dieser Poet nun ein neues Dichtwerk in die Welt. Und es ist mir eigen ergangen mit dieser Dichtung. Kritisieren kann ich sie nicht, sie hat mich bestochen. Bestochen hat mich der leidenschaftliche Atem, der durch diese Blätter weht, bestochen die gewaltig anziehende Stimmung, die er über dieselben ausgoß. Und wenn eine Dichtung einen derart magnetischen Gehalt in sich faßt, so vergessen wir leicht zu prüfen, wo der Dichter uns Wahrheit gegeben und wo er uns über dieselbe hinweggetäuscht. Rosegger selbst bezeichnet sein Werk als eine Art realistische Märchendichtung. Er erzählt darin von einem jungen Weibe auf einem Königsthrone, das eine innere Macht zurück in die unverfälschte Natur treibt. Von einem Weibe, das dem Geliebten allen Glanz und Ruhm opfert und dann freiwillig stirbt, als sie erfährt, daß dieser Geliebte ein Mörder, der Mörder ihres Onkels, ihres Vorgängers auf dem Throne, sei. Nun fragt man: Geschah es je, daß eine Königin sich aus reiner Liebe einem Manne aus dem Volke in die Arme geworfen? Allein das kommt nicht in Betracht. Ob das Motiv einer Dichtung ein wirkliches Lebensereignis in sich faßt oder nicht, es ist dies für die realistische Dichtweise gleichbedeutend, sobald der Dichter die Kraft hatte, seinem Vorwurf innerliche Wahrheit zu geben, wenn seine Figuren handeln aus wahrem innern Drang, wenn sich deren Lebensäußerungen aus innerer Notwendigkeit vollziehen. Und diese Herzogin Juliana hat in sich echtes Leben, nicht gedachtes, in ihr pulsiert heißes Blut, treibende Naturkraft. Diese lodernde Leidenschaft, diese Sehnsucht nach der Natur in ihr, sie ist menschlich, seelisch wahr, und das genügt. Zu gewaltiger tragischer Größe wußte Rosegger diese Gestalt herauszuarbeiten, nicht aber ganz jene, nach welcher seine Dichtung den Namen führt. Da ist zu wenig Innenleben, die Gesetze, nach welchen diese Menschennatur handelt, sind zu wenig

verdeutlicht. Martin der Mann hatte mit dem Morde des Herzogs eine Befreiungsthat vollführen wollen. Das wird erst gegen das Ende des Buches hin erzählt. Das ist eine Flüchtigkeit und zugleich ein Beweis, daß Rosegger der Mut eines Dostojewsky fehlte. Hingegen sind die Naturschilderungen von einer unvergleichlichen Farbenechtheit. Rosegger zeigt sich hier als Naturpsycholog. Die Kämpfe seiner Menschen, sie sind auch in dieser Natur, auch hier giebt es Erlösungssehnsucht, Klüfte, Leidenschaften und Rätsel ... Schon um diese individuell-objektive Naturbeleuchtung allein ist diese Dichtung bedeutend und wertvoll.

Hermann Menkes.

Anton Freiherr v. Perfall, der um zwei Jahre jüngere und um ein Bedeutendes talentvollere, humanere und liebenswürdigere Bruder des Kölnischen Zeitungs-Wassermannes und Realistenersäufers Karl v. Perfall, hat in den letzten Jahren eine fieberhafte Thätigkeit als Erzählungs-Schriftsteller entwickelt. Schlag auf Schlag folgten seine umfangreichen Romane und Novellen: „Justiz der Seele", „Dämon Ruhm", „Über alle Gewalten", „Harte Herzen" (sämtlich im Verlag der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart). Diese Schnellarbeit, obwohl ein Zeugnis rastloser Fabulierkraft und lebhafter Schaffensfreude, beeinträchtigte ersichtlich die künstlerische Durchbildung und ruhige Ausreifung der Werke. Inhaltlich erweisen dieselben einen forschen Zug nach dem Realistischen, Alltagsweltwirklichen, während das Technische der Darstellung ein eigentümlich unbehagliches Herumgreifen in gemischten Stilarten, eine beängstigende künstlerische Unentschlossenheil verrät. Sollte es die Furcht vor dem bösen Bruder Karl in dem Kölnischen Wasserblatt sein, die Anton v. Perfall abhält, sich resolut in den Dienst des entschiedenen Realismus zu stellen? Da würde er uns wahrlich leid thun. Die Furcht übertreibt bekanntlich die Gefahr. So viele auch der Kölnische Zeitungsmann bis jetzt in das Wasser seiner Kritik geworfen, ertrunken ist darin noch keiner. Alle sind, bald lachend, bald fluchend über die Realistenmordmanie des Wasser-Kritikers wieder ans feste Land gekommen. Möge Anton v. Perfall sich diese Thatsache zur Herzstärkung dienen lassen, damit seine künftigen Werke jene kraftvoll rücksichtslose Ausgestaltung im künstlerischen Realismus gewinnen, welche allein Anrecht auf den Titel eines modernen Romandichters verleiht. Nicht im Halben, im Ganzen ruht das Heil. M. G. C.

Theodor Fontanes gesammelte Romane und Erzählungen erscheinen in 40—50 Lieferungen à 50 Pf. im Deutschen Verlagshaus (E. Dominik) in Berlin. Die Ausstattung ist dem vornehmen Range des Dichters entsprechend. Der bequeme und billige Bezug wird gewiß dazu beitragen, die herrlichen Werke Fontanes mehr und mehr im deutschen Hause einzubürgern und dem gebildeten Leser, der an den Süßholzpoetereien der Heyse und Genossen seinen Geschmack verdorben, zu einer gesunden Schätzung und Befreundung mit der modernen vaterländischen Litteratur zu verhelfen.

M. G. C.

Eine große Dame. Roman von Johannes v. Dewall. Mit 135 Illustrationen von R. Blumenau. Dritte Auflage. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. Auf dem Einbanddeckel sieht man eine üppige Kußszene auf goldnem Grunde geprägt. Es wird auch im Texte furchtbar viel geküßt, oder in der Dewallschen Romansprache: Aug' in Aug hängt er an ihren Lippen — natürlich nicht der legitime Er, sondern der Andere, hier z. B. ein glänzender Offizier — trinkt ihre Küsse wie verzehrendes Gift, vernimmt berauschende Worte und erwidert

dieselben, er fühlt unter den dünnen Gewändern ihre Gestalt erbeben, aus ihren Augen sprüht das magnetische Fluidum gleich Flammen u. s. w. u. s. w. Alles frei nach Clauren, Heyse, Marlitt und anderen Koryphäen der höchst anständigen Liebeszoterei in der schöngeistigen deutschen Familienlitteratur. Alles triefend von Idealität natürlich. Und die gebenedeite Moral kommt zwar spät, aber nicht zu kurz, denn die ganze sündhafte Herrlichkeit endigt in Dreck, Schande und Blut. Eine wunderschöne Schweinegeschichte aus den feinsten aristokratischen und militärischen Lebenskreisen. In Polen natürlich, nein, nicht in Deutschland, Gott bewahre. Wir lassen stets die anderen sündigen, die Geschichte dann von den beliebtesten vaterländischen Familienschriftstellern, deren Sittlichkeit und Wohlanständigkeit über jeden Zweifel erhaben, aufs reizendste beschreiben, von einem Zeichner mit ditto reizendsten Bildern schmücken und geben dann das keusche Buch den sittigen Frauen und Töchtern auf der Causeuse oder Chaiselongue oder sonst einem Schaukelstuhl in die Hand. Ach, wie vornehm, wie gebildet, wie fromm und rein! Was für Schmutzfinken sind wir ehrlichen Realisten, wir Wahrheits-Plebejer daneben — äbbä!

Neben diesen deutschen militärischen Roman aus Polakien halte man einmal den französischen Kasernenroman „Les Sous-Offs“ von Descaves, übersetzt von Ludwig Wechsler, verlegt von Gustav Grimm in Budapest! Einfach unheimlich, dieser Naturalismus, nicht? Einfach scheußlich, diese nackte Wahrheit, nicht? Einfach verbrecherisch, diese öffentliche Preisgabe des intimsten Lebens der p. p. Vaterlandsverteidiger, nicht? Einfach wahnsinnig, diese psychologische Analyse, die keine Falte unter dem Brusttuch unaufgedeckt läßt und jede Thatsache mit dem brutal richtigen Wort bezeichnet, nicht? Herrgott, diese französischen Unteroffiziere und diese realistische Unteroffizierslitteratur, Pfuiteufel! Linksum, Marsch! (Rings um das Niederwald-Denkmal herum werden die Büsten von Clauren, Heyse, Marlitt, Johannes v. Dewall u. a. Koryphäen der idealistischen Schönheitslitteratur aufgestellt, und an allen nationalen Siegs- und Ehrentagen mit Kränzen und Fahnen geschmückt und elektrisch beleuchtet. Aus der Ferne tönt der Refrain wie Äolsharfen: „Lieb Vaterland kannst ruhig sein“ u. s. w.)

Fritz Hammer.

„Im Fieber“, Novelle von Paul Lindau (Breslau, S. Schottländer).

In der neuen Novelle, die Paul Lindau dem deutschen Lesepublikum zu Weihnachten bescherte, verrät sich eine wahrhaft bemitleidenswerte Ideenarmut. Als ich die ersten fünfzig Seiten der umfangreichen Erzählung gelesen, schüttelte ich verwundert den Kopf. Das ließ sich ja an, wie die alte abgedroschene Geschichte von dem alten Onkel mit der hübschen, jungen Frau und dem ebenso hübschen und eben so jungen Neffen. In unglaublicher Harmlosigkeit (um keinen stärkeren Ausdruck zu gebrauchen) treibt der Alte die beiden jungen Leutchen einander in die Arme; die glühenden jungen Herzen entbrennen in lichterloher Liebe zu einander; doch der Onkel sieht und merkt nichts, bis ein Zufall ihm das, was er selbst angerichtet hat, enthüllt.

War es möglich, daß Paul Lindau dieses bereits tausendmal variirte Thema noch zum 1001ten Male behandelte? Ich hoffte auf irgend eine originelle Wendung, aber vergebens: — es war und blieb die alte Geschichte.

Auch in dieser Novelle finden sich die bekannten Lindauschen Vorzüge und Schwächen: sein glatter, geleckter Feuilletonstil, seine feine Beobachtung des Äußerlichen, sowie seine Unfähigkeit, dichterisch zu empfinden und sein Mangel an künst-

lerischer Gewissenhaftigkeit. Sehr oberflächlich ist die Entwickelung der Liebe in den Herzen der beiden Schuldigen behandelt, und der Kulminationspunkt dieses Teiles der Novelle: die gegenseitige Erklärung bei Gelegenheit eines Ausflugs nach Tegel, ist geradezu schülerhaft. Da ist nichts innerlich empfunden, sondern alles ist geschraubt, gekünstelt, vollkommen lebensunwahr.

Man denke nur! Referendar Richard Willern, der Neffe, beschließt, die Frau seines Onkels und Wohlthäters, seine schöne junge Bente, für die er eine glühende Leidenschaft empfindet, zu fliehen. Er will ihr ein offenes Geständnis ablegen und sie von der Notwendigkeit ihrer gegenseitigen Trennung überzeugen. Bei dieser Gelegenheit sagt er: „Unser Zusammenleben, so wie es sich vom ersten Augenblick herausgebildet, kann nicht dauern.

Ich fühle, daß ich dabei zu Grunde gehe. Du fühlst Dich ganz sicher und ahnst nicht, was Du mir anthust . . .“ Man sollte meinen, das sei deutlich genug.

Doch die feingebildete Frau Professor Osterode, an welche diese Worte gerichtet sind, versteht ihren Neffen nicht. Sie meint, es handle sich für Richard nur darum, der Langweiligkeit ihres Umgangs zu entgehen und sie entgegnet:

„Sags doch lieber frei heraus: Du langweilst Dich mit mir! Ich begreife das übrigens, denn ich habe in der Kunst, unterhaltend zu sein, mich auszubilden keine Gelegenheit gehabt.“

Unglaublich unbeholfen und vollkommen unglaubhaft!

Um Vieles besser, ja wirklich packend ist der Ausbruch des tötlichen Fiebers geschildert, von dem Richard aus inneren und äußeren Ursachen ergriffen wird. Das ist die Glanzstelle des Buches, die einzige, welche künstlerisch ausgestaltet ist und die überzeugend wirkt. Von da ab herrscht wieder Unnatur und grobe Effekthascherei.

Die Oberflächlichkeit und unkünstlerische Hast, mit der Paul Lindau produziert (auch für ihn scheint der Grundsatz der amerikanischen Geschäftsleute zu gelten: „Zeit ist Geld!“) verrät sich überdies durch einige Stilblüten. So sagt Paul Lindau u. A.:

„Ihre Lippen rundeten sich zu einem lieblichen Lächeln.“

Ich habe einen litterarischen Laien an dieser Stelle laut auflachen hören. Herr Paul Lindau stelle sich einmal vor den Spiegel und versuche, mit sich rundenden Lippen zu lächeln! Bekanntlich zieht sich der Mund beim Lachen in die Breite. An einer anderen Stelle seiner Erzählung läßt der Verfasser seinen Helden „gedankenlos brüten“. Unter „brüten“, im uneigentlichen Sinne, versteht man aber nach deutschem Sprachgebrauch bekanntlich: sich ganz in einen Gedanken versenken, sich dem Nachdenken und Grübeln über eine uns innerlich völlig in Anspruch nehmende Sache hingeben. Daß solches „gedankenlos“ geschehen könne, das zu entdecken, blieb Herrn Paul Lindau vorbehalten.

Zum Schluß noch eine Bemerkung. Wie in seinen früheren erzählenden Arbeiten, beweist der vielschreibende Autor auch diesmal, daß die folgerichtige Entwickelung der Charaktere nicht seine Sache ist. Professor Osterode, der gealterte Gemahl der sündigen, jungen Frau, wird von Paul Lindau anfangs als ein einseitiger Gelehrter dargestellt, dem seine Wissenschaft über alles geht, der über einem medizinischen Werke, an dem er schon seit Jahren arbeitet, alles Andere vergißt und übersieht, und der sich überall, außer bei seinen Studien, langweilt. Dieser fischblütige, trockene, alte Gelehrte, der, wohlverstanden, seine Frau nicht etwa aus Leidenschaft geheiratet hat, präsentiert sich gegen den Schluß

der Novelle als temperamentvoller, blutdürstiger Rächer seiner gekränkten Ehre. Das ist zwar sehr effektvoll und übt seine Wirkung auf die Nerven der Leser aus, ist jedoch vollkommen unglaubhaft. Wen man im Kulminationspunkt einer Dichtung als Othello handeln lassen will, den darf man in der Exposition nicht als Menelaos anlegen. A. Z.

Neue Lyrik.

Karl Streibel, Dichtungen und Reimereien. Dresden und Leipzig. E. Piersons Verlag 1890. 405 S.

Karl Friedrich Streibel, Jungblut. Ebendas. 1890. 78 S.

Im Märzheft der „Gesellschaft“ besprach ich zwei Werke von Karl Streibel. Nun ist ein drittes erschienen, das aber meine Meinung über seine poetische Begabnug nur ein wenig modifizieren kann. Er ist Dilettant, aber doch nicht einer, über den man lächeln kann. Man fühlt, daß es ihm Ernst ist um die „Poeterey“, daß er gewaltig mit Sprache und Reim ringt, um seine Gedankenfäden in Reflexionspoesie, seine Phantasiebilder in epische umzusetzen, aber wie selten gelingt ihm das! Auf 100 Wendungen dürrster Prosa kommt eine poetische, auf fünfzig kahle Gedanken eine warme Empfindung. Des Reimes wegen („Pfuhl“) schreibt er ernsthaft „Kuhl“ (S. 193), spricht er auch von „Schwanze“ und nicht von „Ende“ als dem Gegenteil von Anfang (S. 184), u. s. f. Fürchterlich wirkt Streibel in antiken Metren, im Sonett, und es ist eigentümlich, daß er gerade für die schwersten Versmaße eine gewisse Varliebe hat. Verhältnismäßig am besten gelingen ihm Vierzeiler (S. 272 ff.), am schlechtesten Balladen und Naturbilder, deren Länge geradezu hypnotisierend wirkt. Es ist überflüssig, mehr davon zu sagen, oder nach Citate anzuführen. Man könnte ganze Seiten abdrucken lassen. Ich habe kaum die Hälfte des Buches (400 S.!) lesen können. Wenn Streibel vier Fünftel ungedruckt lassen könnte, — bei Dilettanten sehr schwer, — kann er für seine kleine Begabung kleine Anerkennung finden. Das wenige Gute wird bei ihm stets erstickt in einem Meer von Plattheit und Unpoesie!

Unendlich schlimmer ist Schreiber. Das ist nun der gefährliche Dilettant par excellence und Friederike Kempners Bruder in Apoll. Da die „Gesellschaft“ selten zum Lachen kommt, so muß ich ihr das Vergnügen bereiten und mich näher mit dem schön ausgestatteten Büchlein befassen. Es enthält die Abteilungen: Lyros, Elegos, Saphas, Kamos, Satyros. In seinem Einleitungsgedicht „An die Muse“ schaut sich Sch. ängstlich um, ob ihn keiner aus dem Musentempel jage (S. VII). Als ihn die Muse anguckt, sagt er: „Verzeih!“, ein Wort, das bei ihm fürchterliche Berechtigung hat! Sch. hat Naturgefühl, aber das eines Philisters. Zum Mai sagt er: (S. 6) „Du kannst mich entzücken und du thust mir mit Kraut und Blumen sanft die Seele laben,“ angesichts des Frühlings gesteht er, „es sei ein Glück, dies Bild zu schauen“ (S. 34); „auempfindet es die Seele und genießt es allzumal“, er entrüstet sich, daß der Schmetterling nur ein Minütchen bei der Rose bleibe (S. 10); er klagt, daß nichts das Mieder seiner Liebsten bewege (S. 11), trotzdem er ihr Bild „irgendwo in seinem Busen“ trage und „er es immer so“ fühle (S. 13). Und wie preist erst die Liebe! Dieser „goldne Loderfunken, der Seele und Leib ganz in erotisches Entzücken einhüllt (S. 17), findet seinen Gipfelpunkt in einem genügsamen Kuß, „des Mundes Frohgenuß“ (S. 18). Ein Täubchen muß sein Liebesbote sein, um zur Liebsten hinzufliegen und die „Mär von Klathe“ zu erzählen. Sch. kommt sich zuweilen vor wie Faust, als er Gretchen leugnete, ein Atheist zu sein. Er hat ein „Götzchen von Fleisch und

Blut, das kein hölzern Klötzchen ist" (S. 25). Eminent dichterisch! Jedenfalls muß sein Gretchen poetisch sehr genügsam sein; wenn er mit ihr sich im Walde „erfreuen thut", preist er ihr seine Minne hehr, da wird sie gleich entzückt und meint: „So schön könnt's Keiner mehr". (S. 26). Er nennt sie „stolze Grazienbraut", als ob die Grazien Weiber heiraten könnten. Leidenschaftliche Töne — freilich, das fühlt wie ein Seifensieder! — findet er, als sein Liebchen böse ist und „motzt" (S. 30). Wie rührend fleht er, „sie möge sich beleben" und klagt den Herbst an, der „ihr Herz erkältet" (S. 30). „Doch ewig kann's nicht Herbsttag sein, das blitzt ihm durchs Gehirne, und dieser frohe Hoffnungsstrahl durchleuchtet seine Stirne." In der Abteilung „Elegos" besingt er einen Selbstmörder, der krank ist im Gemüte, und freut sich, daß Apoll ihn davor behüte!" Entzückend Naives leistet er S. 60.

Ei! Ei! Was erscheint denn im Dunklen dort?
Ein Jüngling! — da läuft schon das Mägdlein fort;
Er holt's aber ein und umarmt es fein
Und läßt die sich Sträubende, darf das sein?
Sieh, sieh! Wie sich das doch giebt;
Ob eines das andere wohl liebt?

Das höchste leistet aber Sch. in seiner „Hymne eines gemäßigten Vegetarianers an die Dickmilch", worin er letztere als die zarte Schöne, holde Dicke, ansingt. (oder — anulkt?) Jedenfalls leidet aber Sch. an einer merkwürdigen Begriffsverwirrung. Seine Lieder in „Lyros, Elegos und Sophos" sind komisch und die in „Satyros und Komos" traurig.

Ludwig Jacobowski.

Eugen Croissant, Gedichte eines Skeptikers. Leipzig. W Friedrich 1890. 71 S.

Als Motto zu seinen Gedichten hat Croissant ein Gedicht von Karl Bleibtreu gewählt:

„Hier werden andere wandeln durchs Revier,
Wir kommen hierher, andere werden kommen,
Denselben Traum des Glücks zu träumen hier;
Doch diesem Traum kann kein Erwachen frommen,
Denn nichts auf Erden sich vollendet, nichts,
Alles beginnt, um nimmer mehr zu enden.
Der Tod uns weckt wie Gruß des Morgenlichts;
Und Leben heißt, an Schatten sich verschwenden.

Der Dichter hätte kaum ein besseres Motto finden können. Der bedeutendste Teil des Büchleins ist auf den Ton wehmütiger Resignation herabgestimmt, den das Bleibtreusche Gedicht angeschlagen. Croissant ist meist reflektierender Poet. Es sind die alten ewigen Fragen, die Menschheits- und Thorheitsfragen, die ihn beschäftigen und ihm das Herz abpressen. Er hält den Zweifel mit Theodor Storm für den Riegel, der die Pforten der Hölle sprengt. Er wirft den alten Kinderglauben weg, Liebe erkennt er weinend als einen schönen Traum an, Erdenglück ist ihm dasselbe. Wohl zieht ihm der Glaube seiner Jugend, der Glaube an den seligen Himmel, an die goldnen Englein durch die gedankenbange Brust, aber auch das ist ihm nur ein schöner Traum gewesen (S. 19). Auf das Todesproblem antwortet er skeptisch mit einem Hymnus auf den Denkergeist, der allein zum Quell des Lichts dringt (S. 21); und doch scheint es mir, als ob er sich selber und seine Zweifel damit beruhigte und — mit zuckendem Herzen an den alten lieben Märchenglauben an eine Fortdauer des Lebens nach dem großen Scheiden hängen möchte. Wohl nennt er sich einen Skeptiker, aber sein Skeptizismus ist kein Skeptizismus der Phrase, kein Atheismus der Gedankenlosigkeit, sondern er ist Kritizismus, der aus der Liebe zur Wahrheit entspringt. Er zertrümmert daher nicht den Gottglauben wie ein müßiges Kind sein Spielzeug, sondern er thut es mit blutendem Herzen, er beißt die Zähne aufeinander und betet: „Der Wahrheit sei die Ehre!" (S. 22). Zuweilen sehnt er

sich in all den Zweifelkämpfen nach dem schlummersüßen Tod (S. 27), nach dem Schweigen der Bahre (S. 37). Aber nicht immer: Er rettet sich aus der Nacht empor, indem er erkennt, Leben heißt der Menschlichkeit dienen, dem Elend steuern. Und so fällt ihn der Heiland ein (S. 12), der gelehrt, was reinmenschlich im Menschen spricht. Aber sein Kritizismus zerstört wieder dessen Heiligenschein. Und so bewegt sich denn Croissants Skeptizismus im Kreise herum. Man spotte nicht darüber, es ist jedenfalls Skepsis, die unter Thränen geboren. Daher sehnt er sich in seinem schwermütigen Einleitungsgedicht nach dauerndem Glücke (S. 3), selbst wenn es nur ein „bleiches Glück" ist (S. 39).

Zu eigentlich litterarischer Kritik giebt die vorliegende Sammlung reichlich Anlaß. Sie hat durchweg eine spröde brüchige Sprache und rauhes unbeholfenes Versmaß. Sehr oft erzwingt sich der Gedanke keine Vers-, sondern nur starke Prosasprache. So schreibt er (S. 3): ... Fast thut's einem Leid ..., fast lullt die Erinnerung ein ..., fast schlief ich ein (S. 11) ... wie gleich ist einem Mädchen die Ehre genommen (S. 15) ... Das sind die Fragen, die man allgemein — zu stellen und zu widerlegen pflegt (S. 22)" ...

„Die Welt ahnt es nicht, welch eine Majestät
In dem Gedanken liegt; daß unser Leben
Von Lichtesgnaden nur ward gegeben (S. 45).
... In London wußt' mans Brot ihm zu verteuern,
Die Peers erfanden Steuern über Steuern."

Croissants brüchige spröde Sprache wirkt jedoch ungemein plastisch in seinen Naturschilderungen, überhaupt da wo er episch wird. Seine modernen Gedichte zeigen ihn als einen ganzen Poeten, sie und seine resignierten Reflexionsgedichte als einen poetischen Charakter. Vielleicht gelingt es ihm, das knorrige Instrument seiner Sprache etwas melodischer zu stimmen, um die Mängel seiner starken Begabung loszuwerden. Vielleicht gelingt es ihm auch mit seinem — Skeptizismus. Für das erstere giebt es hübsche Ratschläge, für das letztere ... nun, das muß er mit sich selbst ausmachen.

Ludwig Jacobowski.

Neue Epik.

1. Paul Robitzsch, Geriswind. Eine Märe aus Alt-Sachsenland. E. Piersons Verlag, Dresden und Leipzig 1890. 111 S.

2. Hermann Falkenhagen. Des Jungherrn Ottmanns Minnefahrt. Ein Sang. Ders. 1890. 293 S.

Robitzschs Epos hat den Vorzug, einen Stoff aufgegriffen zu haben, der dichterisch bisher selten behandelt worden ist. Er erzählt von der Bekehrung der heidnischen Sachsen durch Karl den Großen, führt also den grandiosen Kampf ganzer Weltanschauungen, der christlich-monotheistischen und der heidnisch-polytheistischen, vor Augen, ausgekämpft von zwei stammverwandten, intellektuell auch gleichwertigen Stämmen, den Franken und den Sachsen. Und diesen Konflikt hat Robitzsch verstanden, energisch und klar an einem Sachsenhelden darzustellen, der durch die Heirat mit einer Fränkin Christ geworden, dennoch wieder zu seinen alten Heidengöttern zurückkehrt. Dieser Konflikt hat den Vorzug allgemein menschlich zu sein und ergreift daher, obschon die Zeit desselben schon ein Jahrtausend hinter uns liegt. Er beweist wiederum, daß der Stoff eines poetischen Kunstwerkes viel gleichgültiger ist als die psychischen Prozesse, die durch ihn veräußerlicht werden. Robitzsch hat die Fähigkeit kräftiger epischer Darstellung verbunden mit zuweilen nicht mächtig genug dahinfließender Sprache. Er verletzt zu oft das Gesetz der epischen Objektivität, indem er gewissermaßen den Kopf zwischen die Zeilen hindurchsteckt (S. 5, 7, 19) und den

Leser ganz unvermittelt apostrophiert. Gewiß schwebten ihm hierbei die Apostrophen des Nibelungenliedes vor, aber diese epischen Fragen sind in ihrer Naivetät und Kürze nur retardierende Momente, welche die Spannung des Hörers erhöhen sollen. Auch muß sich Robitzsch noch frei machen von lyrischen Cliches (S. 10, 38, 57). Auch Worte wie Lieb', Kindeleien u. a. m. stören. Als Epiker zeigt er starke Abhängigkeit und Anklänge an das Nibelungenheil, was jedoch eher ein Vorzug ist, da die meisten „altdeutschen“ Epiker im zweifelhaften Banne von Dahn und Wolff stehen. Wer jedenfalls wie Robitzsch versteht, die psychischen Zustände des Sachsenhelden Geriswind in Parallelismus zu stellen mit den Vorgängen in der Natur, wer wie er versteht, den geheimnisvollen Zauber und die furchtbare Gewalt des Wodankultus auf das Gemüt dieses von seinen Göttern abgefallenen und zu ihnen zurückkehrenden Sachsen zu schildern, der ist ein Poet!

Von Falkenhagen, Nr. 2, ist letzteres nicht mit einer Silbe zu behaupten. Nur sein Einleitungsgedicht zeigt schwache Reimflüssigkeit, während das eigentliche ca. 6000 Verse enthaltende Epos durchweg dilettantisch ist. Alles zerfließt in einem Meer von Süßlichkeit. Keine Spur von Kraft und Charakteristik. Die beiden Helden heißen ja auch Ottmann und Hiltrudel Damit etwas Reelles im Epos vorkommt, muß hin und wieder ein Ritter einen Riesendurst haben, „als wie ein Loch“ saufen und seinen Durst anstaunen lassen. Aber auch dazu verlor ich während der Lektüre die Lust.

Ludwig Jacobowski.

Vermischtes.

„Das Wiener Theaterleben“. Von Adam Müller-Guttenbrunn. Leipzig, Otto Spamer. Es giebt auch Kritiker von Gottesgnaden, wie es Künstler von Gottesgnaden giebt; der Gott dieser Kritiker aber muß heißen: Ehre und Wahrheit. Ein solcher Kritiker, der weit mehr berufen ist auf die Kunst und Kunstpflege der Zukunft einzuwirken, als mancher Mode- und Sensationsvirtuos, den „gefällige“ und gewissenlose „Kritik“ als Künstler ausschreien, ist Adam Müller-Guttenbrunn.

Wenn in Wien ein ähnliches Buch über die hiesigen Theaterkritiker geschrieben worden wäre, wie es seinerzeit über die Berliner geschah und wie eine Kritik der Kritik so oft in der „Gesellschaft“ durch Konrad Alberti geübt wurde, so müßte man Müller am treffendsten mit Karl Frenzel vergleichen, da er wie dieser in Wien fast der Einzige ist, der Begeisterung für die Kunst der älteren mit Wohlwollen und Verständnis der jüngsten Richtung paart. Müller-Guttenbrunn hat in der That eine litterarsoziale Pflicht erfüllt, wenn er die geist- und herzensvollen Mahnworte, die seine Theaterbesprechungen so sehr vor dem sanften Geplauder anderer Feuilletonisten auszeichnen, nicht im Tagesschwall untergehen läßt, sondern in dauernderen, bleibenderen und hoffentlich auch mehr wirkenden Form eines Buches Worte des Grolles und der Liebe für Wiens Kunst ertönen läßt. Aber nicht bloß in Wien, nicht bloß für Wien hat das Buch zu wirken, auch nicht einmal in Österreich. Der litterarische Verfall Wiens bedeutet auch einen Verlust der deutschen Kunst.

Um die ganze, hohe moralische Bedeutung des Buches klarzulegen, müßten wir die letzten Seiten desselben zitieren, in denen der Verfasser mit dem vollsten Rechte sein Bestreben kennzeichnet, „eine sittliche“ — und setzen wir hinzu, auch eine künstlerische — „Aufgabe erfüllt zu haben“.

Jedweder, den Theater und Dramaturgie interessiert, muß das Buch gelesen haben, jedweder, der es mit der Kunst (nicht bloß mit der Wiener) ernst meint,

muß es dem Verfasser danken. Wir unterlassen es deshalb, den Inhalt des Büchleins, das die Theatergeschichte des letzten Lustrums Wiens untersucht, anzugeben. Das Eine aber müssen wir besonders hervorheben. Die Methodik der Kritik, die Grundsätze und Grundgefühle seiner Kunstanschauungen sind von geradezu wissenschaftlicher Exaktheit, echt und ganz im Dienste der positivistischen, realistischen Welt- und Kunstauffassung. Müller-Guttenbrunn stellt sich hier würdig Bulthaupt und Frenzel, den gewiegtesten Dramaturgen der Heutzeit, zur Seite. Die Belege und Beweise verbirgt der Verfasser durch — Ziffern, durch Historik und Statistik. Aber bei alledem ist das Werk selbst populär, gefällig, bald ironisch spottend, bald entrüstet, aber immer voll Wahrheit und Empfindung, mit einem Worte: selbstkünstlerisch.

Paul Robert.

Oberammergau und sein Passionsspiel 1890, nebst Führer in die nächste Umgebung und zu den Königsschlössern von Friedrich Lampert. Mit Karten, Stahlstichen und Text-Illustrationen. Hübsch gbd. M. 1,60. Ausgabe mit Panorama des Hochgebirges (Stich von A. Meermann) M. 2,40. G. Franz'scher Verlag (Jos. Roth), München. Der Text ist geistreich geschrieben und gliedert sich in 3 Abteilungen, wovon die erste den Weg nach Oberammergau zeichnet, die zweite das Passionsspiel selbst behandelt, während die dritte mit kundiger Hand in die Umgebung und zu den Königsschlössern geleitet. Geschmückt ist das fein ausgestattete Buch mit einer genauen, schön gestochenen Reise- und Tourenkarte, einem Plane des Starnberger- und des Ammersees, hübschen Stahlstichen vom Starnbergersee und vom Partnach- und Loisachthal, Ansichten von Oberammergau, der Kreuzigungsgruppe, sowie den Königsschlössern. Autor (Lampert ist protestantischer Pfarrer, ein Umstand, der den Wert seiner feinsinnigen Schilderung des katholischen Volksspiels sicher nicht vermindert) und Verleger haben zusammengewirkt, um ein Buch herzustellen, das in jeder Beziehung erfreuen muß. Wir können dasselbe aus voller Überzeugung empfehlen und zwar nicht nur den Passionsspiel-Besuchern selbst, sondern Allen, welche dem eigenartigen Volksleben des bayerischen Hochlandes überhaupt Interesse entgegenbringen.

Von dem nämlichen Verfasser und im gleichen Verlage erscheint ein Prachtwerk in 15 Lieferungen à M. 1,50 „Ludwig II., König von Bayern", eine in jedem Betracht interessante und würdige Lebensbeschreibung dieses großen und unglücklichen Idealisten auf dem Throne, dieser seltsamen, problemreichen Herrschernatur, in der sich der Charakter des Renaissance-Menschen so merkwürdig mischte mit dem Typischen des deutschen Spätromantikers. Eine Anzahl ausgezeichneter Photographiedrucke aus der Albertschen Kunstanstalt (Bilder des Königs und seiner Bauwerke) schmücken das Werk, von dem bis jetzt 4 Lieferungen vorliegen. Wir kommen darauf zurück.

C.

H. v. Sybel, Die Begründung des deutschen Reiches durch Wilhelm I. Vierter Band. München und Leipzig 1890. Druck und Verlag von R. Oldenbourg. Der jüngste Band des Sybelschen Werkes behandelt die deutsche Geschichte vom Ende des schleswig-holsteinischen Krieges bis zum Abbruch der österreichisch-preußischen Beziehungen im Jahre 1866. Unter den Enthüllungen, welche hier geboten werden, sind die über das Verhalten Napoleons besonders wichtig. Daß der französische Kaiser von Anfang an die Erwerbung der Elbherzogtümer durch Preußen begünstigt, daß er mit Rücksicht auf die päpstliche Partei

in Frankreich den Bestrebungen Italiens gegenüber vielfach schwankte, daß er große Anerbietungen von Österreich erhielt, dies u. a. wird höchst ausführlich und einleuchtend geschildert. Neben dem unruhigen Charakter Napoleons III. erscheint das klare und feste Verhalten Wilhelms I. sehr würdig und achtunggebietend. Die Beziehungen Preußens zu Österreich und Italien sind so eingehend besprochen, daß viele Irrtümer als berichtigt angesehen werden dürfen. Das Kapitel „letzter Einigungsversuch" giebt viel zu denken; Preußen war noch im Mai 1866 bereit, die Herrschaft in Deutschland mit Österreich zu teilen! Aus dem Programm, das Napoleon für einen Kongreß ersonnen hatte, ist Folgendes erwähnenswert: Österreich sollte Schlesien für Venetien erhalten, Preußen dagegen Schleswig-Holstein und etwa noch Sachsen nebst einigen Kleinstaaten, sowie die militärische Hegemonie über Nord-Deutschland. Dafür hätte Preußen die Rheinprovinz abzutreten gehabt, wo die abgesetzten Fürsten in kleinen Herzogtümern unter französischem Schutze regieren sollten. Die süd- und mitteldeutschen Staaten würden einen selbständigen Bund gebildet haben, u. dgl. m. — Man sieht, daß Sybel aus Quellen schöpfte, die schwer zugänglich sind. Seine Arbeit wird deshalb Aufsehen erregen und eifrig besprochen werden.

H. Solger.

Nachschrift der Redaktion. Das v. Sybelsche Geschichtswerk über „Die Gründung des Deutschen Reichs durch Wilhelm I." wird, wie man uns mitteilt, sehr bald fertig vorliegen, da der fünfte Band, der den Schluß bildet, abgeschlossen ist. Mitgearbeitet hat an dem Werke Fürst v. Bismarck, von dem alles Anekdotische herrührt, das in den fünf Bänden sich vorfindet. Von den diplomatischen Aufschlüssen, die auf den Fürsten ebenfalls zurückzuführen sind, reichen einzelne über die Staatsakten hinaus, sie erscheinen also bei Sybel vollständiger, als in den Archiven, während das Meiste, das in den Staatsakten sich vorfindet, unbenutzt geblieben ist und damit dem künftigen Historiker überreicher Stoff zu neuen Bearbeitungen desselben Gegenstandes verbleibt. In der Darstellung des Archivdirektors ist, wie Sachverständige bedauern, Kaiser Wilhelm zu kurz gekommen: er tritt weder mit seiner Person noch mit seinen Ansichten so deutlich hervor, wie er es verdient hätte, weil bei allen entscheidenden Fragen er sich niemals das letzte Wort nehmen ließ. Auch die durchgreifende praktische wie politische Wirksamkeit des Kriegsministers v. Roon tritt nicht so deutlich hervor, wie sie den Mitzeugen der großen Zeit von 1863 bis 1871 erkennbar geworden war. Es gilt unter unseren jüngeren Geschichtschreibern als ausgemacht, daß für die nationale Geschichtschreibung das Sybelsche Unternehmen wohl einen gewaltigen Anstoß bietet, sie aber nach keiner Seite hin abschließt. Die Münchener Schule und mit ihr die badischen und württembergischen Geschichtschreiber schicken sich zu Ergänzungsforschungen an, die in selbständigen Arbeiten niedergelegt werden sollen, und ebenso wollen österreichische Historiker sich angelegen sein lassen, mit urkundlichem Material die Sybelsche Darstellung der Zeit von 1863 bis 1866 wesentlich zu erweitern, um sie dadurch von Einseitigkeiten zu befreien, die ihr notgedrungen anhaften mußten, weil ihr das gegnerische Material unzugänglich geblieben war. Wie weiter verlautet, kommt, wie auch bei Sybel, nur alles Dasjenige aus den Archiven zur Darstellung und Erläuterung, was in keiner Weise geeignet ist, die guten Beziehungen der Kabinette von Wien und Berlin zu stören. Dies an sich beachtenswerte Moment beweist wieder auf der andern Seite, daß die Zeit noch lange nicht gekommen ist,

die uns in ausreichender Ausführlichkeit alle wichtigen Thatsachen so vorführt, wie sie in Wirklichkeit sich zugetragen haben. Vor Allem auch durften berechtigte Gefühle und Rücksichten einzelner Persönlichkeiten nicht verletzt werden, und von den damals auf Thronen wie in wichtigen Stellungen mithandelnden Personen sind noch zu viele am Leben.

M. G. C.

Der erste Mai. Denkschrift zur Achtstundenbewegung. Erste Nummer. Redaktion, Druck und Verlag von M. Ernst in München. 8 Seiten. Die Frage: Wie stellen Sie sich im Prinzip zu der Forderung des Achtstunden-Arbeitstages? wurde in durchaus fesselnder und belehrender Weise beantwortet von Karl Bleibtreu, Prof. Dr. Adolf Wagner, G. Christaller, Irma v. Troll-Borostyani, Bertha v. Suttner, G. v. Vollmar und Conrad Alberti. Mit anerkennenswerter Undparteilichkeit ließ die — jedenfalls sozialistische Redaktion — die Vertreter verschiedener Standpunkte ungeschmälert zur Aussprache gelangen. Mit furchtloser Entschiedenheit stellt Bleibtreu z. B. die soziale Lage der Faustarbeiter der der Hirnarbeiter entgegen und schließt mit blutigem Hohne: „Achtstündiger Arbeitstag für die Faustarbeiter — und fieberhafte Nachtarbeit den verhungernden Litteraten!“ Recht wenig spricht G. Christaller den Freunden der möglichst unbeschränkten Freiheit nach dem Munde; Leuten von weniger feinem Fassungsvermögen wird seine Darstellung geradezu als Verfechtung des reaktionärsten Bevormundungssystems erscheinen. Irma v. Troll-Borostyani giebt sich als Bekennerin der Flürscheimschen Heilslehre: Verstaatlichung des Bodens. Sofern mit dieser Besitz-Reform die Vernichtung des kultur- und sittlichkeitszerstörenden Kapitalismus erreicht wird, bekennen wir uns auch dazu. Bertha v. Suttner sagt sehr viel Gutes zur Sache und giebt im Vorbeigehen den vornehmen Müßiggängern, die sich über jede Verkürzung der Volksfronarbeit entrüsten, einen gesunden Peitschenhieb. Am Schlusse kommt ihr großherziger Optimismus zu schönem Ausdruck in der Hoffnung, selbst die gegensätzlichste Umbildung der sozialen Einrichtungen ließe sich auf friedlichem Wege erreichen. Georg v. Vollmar und Conrad Alberti betonen die volkswirtschaftliche Notwendigkeit und die zivilisatorische Bedeutung einer fortschreitenden Beschränkung der Berufsarbeitszeit. Eine ähnliche Meinung vertritt der Geheime Regierungsrat Adolf Wagner, stellt aber als Vermittlungsantrag die Forderung eines zehnstündigen, angemessen nach Ländern und Industriezweigen weiter verkürzten Arbeitstages als richtigeres praktisches Strebziel auf. Chr. Flüggen entwirft in novellistischer Form ein schönes Zukunftstraumbild „Es muß doch endlich Frühling werden!“ Summa: ein höchst inhaltsreiches Flugblatt, dem wir recht viel nachdenksame Leser — Staatsanwälte und andere große und mächtige Geister nicht ausgeschlossen — von Herzen wünschen.

Fritz Hammer.

Der in diesem Sommer sein siebzigstes Lebensalter vollendende, aber selbst im Greisenalter immer noch rüstige, frische und kampfesfrohe freireligiöse Prediger und Schriftsteller Karl Scholl in Nürnberg, der sich um die Sache der geistigen Bewegung in Süddeutschland durch Wort und Schrift und Lebensvorbild unsterbliche Verdienste erworben, hat aus seinen, seit 1870, dem Jahre der Unfehlbarkeitserklärung des vatikanischen Vizegottes, erscheinenden Monatsblättern „Es werde Licht!“ alle bedeutenderen, gegen die wälsche Pfaffenherrschaft gerichteten Kampfaufsätze gesammelt und unter dem Titel „Gegen Rom und römische An-

maßung!" zur Abwehr und Warnung herausgegeben (Berlin, Verlag von Hans Lüstenöder, 291 S.). Diese Streitschriften-Sammlung verdient nicht nur ihrer freiheitlichen und sittlichen Bedeutung, sondern auch ihrer litterarischen Tüchtigkeit und Schönheit wegen die lebhafteste Empfehlung und weiteste Verbreitung. In den Werken dieses kernhaften Schriftstellers ist auch nicht die Spur von jener phrasenhaften, dünkelvollen Aufklärerei und seichten Kritikasterei, die uns in reiferen Jahren oft das ganze freidenkerische und freireligiöse Schrifttum so gründlich zuwider macht, daß man vor litterarischem Ekel der Sache selbst gram werden könnte. Nein, Karl Scholl ist ein Vollblut-Schriftsteller, an dem jedes Wort echt ist und am rechten Flecke steht und sich mit dem Gedanken und der Empfindung wahr und knapp deckt. Einzelne Abschnitte dieses Sammelwerkes sind Pracht- und Musterstücke volkstümlicher deutscher Sprachbehandlung. Mögen Scholls Gedanken auch nicht immer unsere Gedanken sein, die mannhafte und lebendige Art, wie er sie vorträgt, wird immer unsere Sympathie gewinnen. Daß das vorliegende Werk zeitgemäß ist und zur rechten Stunde des Bedürfnisses, ja der Not kommt, wird kein deutscher Mann verkennen, der offenen Sinnes und teilnahmsvoller Seele die Zustände im Vaterland betrachtet. Möge das Schollsche Werk in die rechten Hände gelangen und reichen Segen stiften überall in deutschen Landen! M. G. Conrad.

„Nach Kamerun!" Aus den hinterlassenen Papieren meines in Kamerun gestorbenen Sohnes. Von Karl Scholl. Leipzig, Verlag von F. Cavael. 2. Aufl. Mit einem Bildnis. 104 S.

Briefe und Tagebuchblätter des Frühverstorbenen, vom Vater gesammelt und herausgegeben, ein deutscher Eichenkranz niedergelegt auf ein Kindesgrab unter Palmen. Wer diesen tapferen Vater und seinen braven Sohn in ihrer heldenhaften Gesinnung und Opferbereitschaft kennen gelernt, ist um ein liebes Bild edler Menschlichkeit reicher. M. G. C.

Menschheitsdienst. Versuch einer Zukunftsreligion von James Cotter Morison. Autorisierte Übersetzung von L. Lauenstein. Mit einem Vorwort von Ludwig Büchner. Leipzig, Carl Reißner. 312 S. Menschheitsdienst oder Gottesdienst? Am genialsten und schönsten hat schon unser Ludwig Feuerbach in seinem „Wesen des Christentums" die Frage beantwortet. Der Engländer beantwortet die Frage in seiner Volksart, d. h. praktischer, handlicher. Man sieht gleich wo und wie, wenn er sein Gesetz der moralischen „Trainierung" aufstellt. Neun Kapitel, vorzüglich geschrieben. Ein tüchtiges Buch. M. G. C.

Die im Verlag der Deutschen Hausfrauen-Zeitung erscheinenden „Frauen des neunzehnten Jahrhunderts" von Lina Morgenstern haben den dritten Jahrgang eröffnet. Wir haben bereits an dieser Stelle das Unternehmen gebührend empfohlen und auf seine großen Vorzüge vor ähnlichen Werken hingewiesen. Die Verschmelzung des Biographischen mit dem Kulturhistorischen ist auch in dem nunmehr abgeschlossenen 2. Bande überraschend geglückt. Namentlich die nach den erreichbar besten Quellen bearbeitete Lebensgeschichte der ersten deutschen Kaiserin Augusta hat sich zu einem großen Zeitgemälde entfaltet, das im Einzelnen die wertvollsten Aufschlüsse über die sozialen und sozialpolitischen Verhältnisse des Frauenlebens der Gegenwart enthält, ohne an künstlerischer Rundung zu verlieren. Wir beglückwünschen die Verfasserin zu dieser hervorragenden Leistung und wünschen ihr Kraft und Ausdauer zur Vollendung dieses Werkes,

das unserer vaterländischen Litteratur zu hoher Ehre gereicht. M. G. C.

Von Karl Frenzels „Gesammelten Werken“ (Leipzig, Friedrichs Verlag) ist der erste Band „Erinnerungen und Strömungen“, 480 Seiten stark, erschienen. Die „Erinnerungen“ werden mit einer wundervollen Studie „Wie ich in die Litteratur kam“ eröffnet, an welche sich sechs fein ausgeführte litterarische Charakterbilder anschließen. Die „Strömungen“ gliedern sich in litterar- und religionsgeschichtliche und reichen bis in die streiterfüllte Gegenwart. Frenzels kritische und stilkünstlerische Meisterschaft bedarf keines Rühmens mehr. Auch stofflich empfiehlt sich sein Werk von selbst. C.

Schwarz-weiß-rot! Eine Ethik des Patriotismus. Von Th. Brecht. Heft I. Preis 1 M. Halle a. S. Verlag von Eugen Strien. 64 S. Der Verfasser am Schluß der Vorrede: „Der erste Versuch einer Ethik des Patriotismus darf wohl auf die Nachsicht des Lesers rechnen. Das aber hoffe ich zuversichtlich zu zeigen, wie außerordentlich fruchtbar und zukunftsreich dieser Gedanke ist, den man kurz so ausdrücken könnte: Der Gedanke der Vaterlandsliebe, der so mächtig ist, daß er uns in den Stand setzt, für das Vaterland mit Freuden zu sterben, muß auch stark genug sein, unser Leben auf dieser Idee aufzubauen.“ Der Kritiker als Vormeinung: Der Gegensatz von Leben und Sterben ist gut mit der Idee, richtiger mit dem Gefühl der Vaterlandsliebe zu verknüpfen. Allein mit dem freudigen Sterben hat's seinen Haken. Kein Mensch stirbt freudig in der Blüte der Jahre, sei's auf dem Schlachtfeld oder sonstwo. Das ist vererbte Schulphrase: Dulce et decorum est pro patria mori. Im Ernstfall stellt sich die Sache anders — Dekorum hin, Dekorum her. Man muß auf Schlachtfeldern und in Spitälern mitgeblutet haben und dann als ehrlicher Kerl seine Meinung sagen: Dulce ist Humbug. Und das Leben auf der Idee der Vaterlandsliebe ist gewiß eine akzeptable Idee, so lange man etwas vom Leben und das Genügende zum Leben hat, d. h. einen gesicherten Nahrungsstand zum allerwenigsten. Von der Vaterlandsliebe allein wird kein Mensch satt und vom Recht auf Arbeit auch nicht. Bleibe im geliebten Vaterland und hungere redlich oder stirb freudig — ist das Unmenschlichste, was von einem Menschen überhaupt zu verlangen wäre. Vaterlandsliebe als ethisches Prinzip hat erst dann Sinn und Berechtigung, wenn man dem Menschen ein wirkliches Vaterland bieten kann. Ein Marterland, ein Hungerland, ein Ausbeutungsland, ein Unterdrückungsland wäre z. B. nichts weniger als ein Vaterland im ethischen Sinne und mit ethischen Verpflichtungen. Alle, die in Besitz, Macht, Herrschaft, Wohlergehen und Ehrungen aller Art sind, betrachten die Welt aus dem Gesichtspunkt ihres Privategoismus und trachten mit allen Mitteln die Zustände so zu erhalten, wie sie ihrem Privategoismus am günstigsten erscheinen; von ihrer vaterländischen Liebes-Ethik lassen sie sich genau so weit verpflichten, als ihr Vorteil reicht. Das lehrt die tagtägliche Wirklichkeit, das lehren die sozialen Kämpfe auf Schritt und Tritt. Niemand entsagt freiwillig dem ererbten oder erworbenen Maß von Genußmöglichkeiten seines Privategoismus. Vaterlandsliebe der Herrschenden und Besitzenden und Vaterlandsliebe der Dienenden und Besitzlosen — das ist sehr zweierlei.

Nach dieser Vormeinung ist der Kritiker doppelt gespannt, welche individualethischen und sozial-ethischen Folgerungen der Verfasser aus seiner Idee des Patriotismus zu ziehen versuchen wird. Th. Brecht hat die Abschnitte des vorliegen-

den 1. Heftes folgendermaßen überschrieben: Haben wir Deutsche ein hinreichendes Maß von Patriotismus? — Der gegenwärtige Mangel an allgemeingiltigen Moralgrundsätzen. — Der Pessimismus. — Die Ethik des Freisinns. — Die christliche Ethik. — Machen wir uns ans Lesen! Erwin Sturm.

Von dem reizvollen Sammelwerke „Goethes Gespräche“, das wir dem großen Fleiße und dem feinen Verständnisse des berühmten Goethe-Forschers Woldemar Freih. v. Biedermann verdanken (Verlag F. W. v. Biedermann, Leipzig) sind die letzten Bände erschienen. Namentlich der vierte (Schluß-)Band, der die letzte Lebensperiode unseres großen Dichters von 1819—23 umspannt, gewährt unsagbar fesselnde Einblicke in das intime Kleinleben des gewaltigen Genius. „Goethes Gespräche“ werden bald zu den Lieblingsbüchern des deutschen Hauses gehören und nicht wenig zur Beseitigung des von Moralpedanten und engherzigen Philistern verbreiteten Vorurteils beitragen, der Mensch Goethe sei geringer zu schätzen als der Dichter Goethe. Seine ganze vorbildliche Größe liegt in der wundervollen Harmonie und Ausgeglichenheit seines echt deutschen Wesens. Es ist ergötzlich, mit welcher schalkhaften Herabsetzung der Greis zuweilen von seinem eigenen Werte sprach. So im Oktober 1823 in einer Abendgesellschaft: „Die Araber hatten im fünften Jahrhundert nur sieben Dichter, die sie gelten ließen, und unter den verworfenen waren mehrere Kanaillen, die besser waren als ich.“ Ergreifend ist eine Anmerkung, die Herr v. Müller zu einem Besuche bei dem vierundsiebzigjährigen Dichter machte: „Goethe war zwar herzlich und mitteilend, jedoch innerlich gedrückt, sichtbar leidend. Seine ganze Haltung gab mir den Begriff eines unbefriedigten, großartigen Strebens, einer gewissen innern Desperation.“ Zur selben Zeit that Goethe den Ausspruch: „Die Alten hatten nicht allein große Intentionen, sondern es kam bei ihnen auch zur Erscheinung. Dagegen haben wir Neueren wohl auch große Intentionen, allein wir sind selten fähig, es so kräftig und lebensfrisch hervorzubringen, als wir es dachten.“ Noch eine Stelle aus dem Anhang S. 349: „Da sitzt das Ungetüm mit langen Ärmeln da und bohrt mir Esel, daß ich noch so ein alter Narr bin und mich über die Welt ärgere, als ob ich nicht wüßte, wie es mit ihr bestellt, und daß alles in und auf ihr mit Dreck versiegelt ist!“ Mit diesen Worten empfing mich Goethe, als ich eines Nachmittags in seinen Garten trat und ihn in einer weißen Sommerweste unter den grünen Bäumen auf einem schattigen Rasenplätzchen sitzen sah ... Ein Schauspieler hatte durch seine Absage Goethe geärgert ... Goethe fuhr dann fort: „Ihr werdet mir freilich sagen, daß es mit dem ganzen Theaterwesen imgrunde nichts als Dreck ist, denn Ihr habt tief genug hinter den Vorhang geguckt, und daß ich daher wohl thun würde, den ganzen Bettel sobald als möglich fahren zu lassen; aber ich werde Euch zur Antwort geben: die Schanze, die ein tapferer General verteidigt, ist auch Dreck, aber er darf sie doch nicht schimpflich im Stiche lassen, wenn er nicht seine eigene Ehre in den Dreck treten will ...“

Auf den nächsten Seiten kommen noch einzig schöne Sachen, z. B. wo Goethe über sein geliebtes Publikum und über die verehrliche Nachwelt sich ausärgert. Was für ein unvergleichlicher alter Herr, dieser schimpfende Goethe!

Welch ein Genuß ist dieses Buch Biedermanns nach den Wassersuppen der akademischen Goethezutotschwätzer! Welch ein Labsal! M. G. Conrad.

R. Frhr. Procházka, Versuch einer Reform der Deutschen Lyrik.

Leipzig, Gustav Körner. Ein höchst „ideales“ Schriftchen, schön aufgeputzt mit dito idealen Phrasen. Z. B. Die Poesie soll (und zwar nicht bloß dem Inhalt, sondern auch der Form nach) die „Verkörperung des Idealbegriffes“ (!?) darstellen. Der bösen Prosa wird gestattet „aus Armut an Gefühl und an Gedanken bei der trägen Natur Anleihen zu machen“. Eigentlich genügt das zur Charakterisierung des Ganzen.

Seit Goethe natürlich nur Verfall der Poesie und höchstens „ohnmächtiges Ringen nach neuen Gedanken“. Speziell wohl uns Neueren wird eine „durch den materialistischen Zug der Zeit herbeigeführte Verrohung der Lyrik“ in die Schuhe geschoben.

Wir meinen doch, daß nur das echte Poesie sein kann, was voll und ganz aus seiner Zeit hervorgewachsen ist. Unsere Zeit ist aber eine Maschinenzeit, vor allem eine Zeit des sozialen Elends und der sozialen Kämpfe und es ist eine merkwürdige Zumutung, daß der Dichter nur dazu da sein soll „um zu versöhnen, zu klären und zu trösten“, d. h. „um die zum **Glauben** (!) zu führen, welche ihn haben müssen, um Jenen zum **Wissen** zu verhelfen, die danach dürsten“ und was der Phrasen mehre sind. Aber freilich, wir Modernen besingen nur „Telegraphenstangen, Dampfmaschinen u. dergl. — der obscönen Worte nicht zu gedenken — welche nun an Stelle des Mondes besungen werden“ (sic!).

Und worin besteht nun eigentlich diese famose „Reform der Lyrik“? Der Dreh- und Angelpunkt des Ganzen soll sein, daß fürderhin in der Regel nur eine fortlaufende Abwechselung von einer Hebung und einer Senkung gestattet ist! Dem Daktylus wird das Todesurteil gesprochen. Das ist aber doch eine Vergewaltigung unserer Sprache, wie sie schlimmer nicht gedacht werden kann. Die Hauptsache war doch im Deutschen stets das Hervortreten einer bestimmten Anzahl von betonten (nicht notwendig auch langen) Silben mit beliebiger Anzahl von unbetonten Silben dazwischen, wenn auch dies Gesetz ja meist noch verschärft wurde, indem höchstens zwei Senkungen zwischen zwei Hebungen gestattet wurden. Ich glaube, daß das Festhalten an dieser unserer nationalen und im Wesen unserer Sprache begründeten Versgrundlage das Einzig Richtige ist. Selbstverständlich fällt es mir nicht ein, da wo sie am Platze sind, „freie“ Rhythmen verbieten zu wollen. Was den Reim betrifft, so glaube ich, daß ein „unreiner“ Reim, aber mit einem treffenden packenden Wort, einem „reinen“ mit einem weniger bezeichnenden Wort entschieden vorzuziehen ist. Übermäßiges Betonen der Form ist meist das Zeichen eines kleinen Talentes (das sich eben an das Technische anklammert), wenn es auch Ausnahmen giebt (z. B. Liliencron, cf. „Deutsche Reimreinheit“!). Selbstverständlich ist der Reim nicht ohne triftigen Grund unrein zu wählen. Übrigens ist die Mehrzahl der Reime so abgedroschen, daß es einem wie eine Erlösung vorkommt, wenn man einmal ein gutes reimloses Gedicht liest. Des Weiteren auf das Procházkasche Büchlein einzugehen, lohnt sich nicht. Nur sei bemerkt, daß die von ihm dargebotenen eigenen Gedichte durchaus minderwertig sind und daß die als Proben angeführten fremden (speziell die Goetheschen) Verse zeigen, daß Procházka keine Ahnung davon hat, wie man Verse lesen soll.

M. E. Menghius.

Der Mäzen von Detlev v. Liliencron (Verlag von W. Friedrich) führt die Zeitungskritiker immer noch aufs Eis. Ein kritischer Schnellläufer im „Hamburger Korrespondent“ läuft die wundervollsten Bewunderungstouren in großartigen Schleifen, er macht vor dem

genialen Verfasser die verzücktesten Knixe — da fällt ihm plötzlich ein, daß der gefeierte Dichter-Baron eigentlich doch auch zu den abscheulichen „Jüngsten“ gehöre, und plumps, eine Zickzackwendung, und der Lobredner bricht ein. Nun leistet sich der kritische Eiskünstler des vornehmen Korrespondenten folgende öde Fragerei und Schimpferei à la Persall von der Sancta Colonia: „Wahrheit? Ist sie etwa in den Behauptungen des Herrn Baron von Liliencron, der Wagenladungen voll moderner Litteratur gelesen haben will, oder in dem wahnsinnigen Geschrei und den Rohheiten, in dem geistigen Veitstanz der „Jüngsten“? Ob diese Herren oder einer von ihnen wohl schon einmal vor dem verschleierten Bilde gestanden haben mit dem heiligen schauernden Verlangen nach Enthüllung? Ihr frecher Spott, ihr taumelndes Gelüst sucht etwas ganz anderes, als die Wahrheit. Diese litterarischen Sozialdemokraten möchten im Reich die ausschlaggebende Stimme haben, nicht um die Wahrheit zu verkünden und durch die Wahrheit die Welt frei zu machen, sondern um sie fest in die Fesseln ihrer grobsinnigen, aller Schönheit und Heiligkeit baaren Herrschaft zu zwängen, das Fleisch zum Fetisch zu machen. Darum schreien sie über Unnatur, mißbrauchen ihre besten Gaben in ungezügeltem Cynismus und nennen das den Schrei nach Wahrheit. Und dafür begeistert sich ein Mann von der Begabung Liliencrons!“

Schließlich kommt der Schimpferich aber doch wieder auf seine wohlanständigen Beine und konstatiert, daß selbst „die mißliebigen ‚wirklich guten alten Zeitschriften‘ schon Sachen aufnehmen, die sie ehedem mit tugendhafter Entrüstung zurückgewiesen hätten“. Also doch! Z.

Litterarischer Betrug. Noch wird in litterarischen Kreisen das eigentümliche Romanerzeugungsgeschäft Meißner-Hedrich besprochen und schon kommt ein neuer ähnlicher Fall zur öffentlichen Kenntnis, welcher allerdings geradezu als litterarischer Betrug zu bezeichnen ist. Von der Verlagsbuchhandlung Gebrüder Benzinger in Prag war Heinrich Laube beauftragt, zu den sogenannten Prachtausgaben dieses Geschäftes von Lessing, Lenau, Heine &c. einleitende Biographien zu schreiben, wie denn auch Heinrich Laube als Herausgeber dieser Ausgabe auf dem Titel derselben genannt wurde. Laube starb, ehe er dazu kam, die Biographie von Lenau zu schreiben. Da suchte der Verleger einen Schriftsteller, welcher bereit war, die Biographie Lenaus zu schreiben, dabei aber auf die Nennung seines Namens zu verzichten. Und nicht genug damit! Da der Verleger befürchtete, daß es seinem Geschäfte abträglich sein könnte, wenn ein geringerer Name als Laube auf der Ausgabe genannt würde, so mußte der gesuchte Schriftsteller zugleich an dem litterarischen Betruge des Verlegers mitwirken und seine Lenaubiographie mit dem Namen Laubes zeichnen. Hiezu hat sich Herr Alfred Klaar (früher Karpeles) hergegeben, was der Wiener Schriftsteller Adam Müller-Guttenbrunn etwas verspätet anläßlich einer Polemik jetzt enthüllt, nachdem Herr Klaar es versucht hat, den Namen Heinrich Laubes, mit welchem er solches Geschäft gemacht, herabzusetzen. Wir sind gespannt, zu sehen, wie sich diese dunkle Ehrenmänner-Geschichte weiter entwickelt. Z.

Boris von Bielsky, Erloschen. Roman aus der Petersburger Gesellschaft. (Berlin, Carl Ulrich & Co.)

Der Roman ist dem Grafen Leo Tolstoi gewidmet und läßt in der ganzen Anlage auf starken Einfluß des russischen Schriftstellers, dessen begeisterter Anhänger der Autor ist, erkennen, ohne indessen dadurch an Selbständigkeit und Originalität etwas einzubüßen.

Die Sprachschöpfung. Versuch einer Embryologie der menschlichen Sprache von Theodor Curti. (Würzburg, A. Stübers Verlag.)

Paulus Cassel, Aletheia. Periodische Sammlung wissenschaftlicher Abhandlungen und Vorträge enthält in Nr. I—III: „Christus und die soziale Frage", „Christus und das Judentum" und „Christus und Maria". (Berlin, A. Haack.)

Ludwig Barnay. Von Ludwig Gellert. (Berlin, Dierig & Siemens.)

Briefe über Geschichte, Philosophie, Schöne Litteratur, Staatswirtschaft und Gesellschaftsleben von H. L. Loehnis. (Berlin, Karl Siegismund.)

Es ist ein merkwürdiges Buch, welches hier den verschiedensten Leserkreisen übergeben wird. Seinen Inhalt bilden die Briefe, welche der Verfasser, H. L. Loehnis, in einem Zeitraum von anderthalb Jahren an seinen Sohn geschrieben hat und denen nur Chesterfields Briefe an seinen Sohn an die Seite zu stellen wären; während es Chesterfield aber vorzugsweise um den äußeren Menschen zu thun ist, hat Loehnis ausschließlich die Bildung von Geist und Gemüt im Auge. Er bespricht in anregender Weise die den verschiedenen Wissenszweigen entnommenen Gegenstände und bildet einen Führer von außerordentlicher Belesenheit und selbstständigem Urteil, der allen jungen Leuten, die sich fürs Leben fortbilden wollen, aufs wärmste zu empfehlen ist.

Reclams Universalbibliothek enthält in den neuerdings erschienenen Nr. 2631 bis 2640: Psalter und Harfe. Sammlung christlicher Lieder zur häuslichen Erbauung von Karl Joh. Ph. Spitta. Eingeleitet von Franz Brümmer (2631) — Prinzessin Ilse. Ein Märchen aus dem Harzgebirge von M. Petersen. Eingeleitet von Franz Brümmer (2632) — Nordische Heerfahrt. Schauspiel von Henrik Ibsen. Übersetzt von M. v. Borch (2633) — Musiker-Biographien XI. Band: Lortzing von Hermann Wittmann (2634) — Vater und Sohn (Le père prodigue). Lustspiel, frei bearbeitet nach A. Dumas Sohn von Ida Schuselka (2635) — Alte Sünden. Roman aus dem Ungarischen des Gregor Csiky (2636/37) — Die Mönche. Lustspiel nach St. Hilaire von M. Tenelli (Millrit). Herausgegeben von Wittmann (2638) — Deutsches Volkstum von Fr. Ludw. Jahn. Herausgegeben und eingeleitet von Franz Brümmer (2639/40) — Der französische Einfluß in Deutschland unter Ludwig XIV. und der Widerstand der kurbrandenburgischen und kursächsischen Politik. Eine historische politische Studie von Ferdinand Dieffenbach. Aus dem Nachlaß des Verfassers bearbeitet und herausgegeben von Dr. Ad. Kohut (Dresden, Ferd. Öhlmann) — Friedrich Dubois, Das Buch der Religionen (2. Lieferung) (Stuttgart, A. Pfantsch & Comp.) — Prozeß gegen Dr. jur. Ernst Harmening wegen Beleidigung des Herzogs von Coburg-Gotha (Leipzig, Findel) — Bühnenreform und Volkstheater. Ein Rückschritt oder Fortschritt? (Kreuznach, Lehmthaler) — Vor dem Feind. Trauerspiel in fünf Aufzügen von J. Löwenberg (Altona/Leipzig, A. C. Reher — Wiener Bühnen-Unwesen. Von F. Scenicus. Offener Brief an den Vereinsausschuß des „Deutschen Volkstheaters" (Wien, Franz Klutike) — Unsinn und Unmoral im Alten Testament oder die Blut- und Eisenreligion von Johannes Guttzeit (Rudolstadt, R. Bock) — Heinrich Heines Verhältnis zur Religion von Dr. Alfr. Chr. Kalischer (Dresden, Öhlmann) — Der litterarisch-gesellige Verein zu Oldenburg. Denkschrift zum fünfzigjährigen Stiftungsfeste.

Von August Schwartz (Oldenburg, Schulzesche Hofbuchhandlung). — Einen lesenswerten Beitrage zur Kunstgeschichte ließ Max Lehrs bei Wilh. Hoffmann in Dresden unter dem Titel „Wenzel von Olmütz erscheinen. 11 Lichtdruck-Tafeln sind dem Buche als Anhang beigegeben — Die Poesie aller Völker in Form ganz kurzer Übersichten von Dr. Adolf Brodbeck (Eßlingen a/N. bei Lung) — In J. J. Webers Verlag in Leipzig erschien die dritte Auflage der „Geschichtsdramen" von Peter Lohmann als Ausgabe in einem Bande — J. H. Pestalozzis Ausgewählte Schriften. Mit Pestalozzis Biographie herausgegeben von Friedr. Mann, Bd. I (IV. Aufl.). Der Band enthält „Lienhard und Gertrud" und bildet den ersten Band einer „Bibliothek pädagogischer Klassiker", die unter der Leitung Friedr. Manns erscheint und die wertvollsten Werke der pädagogischen Litteratur enthält; gleichfalls in diesem Sammelwerk erschien „Ausgewählte Schriften" von Chr. G. Salzmann. Mit Salzmanns Lebensbeschreibung herausgegeben von Eduard Ackermann. Klingers Faust. Eine litterarhistorische Untersuchung von Dr. Georg Joseph Pfeiffer. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von Bernh. Seuffert (Würzburg, Georg Hertz) — Die römische Kirche, ihre Einwirkung auf die germanischen Stämme und das deutsche Volk. Von Michel (Halle, Niemeyer). Die Schrift ist ein beherzigenswerter Mahnruf gegen die Gefahren, die ein Wachsen der römisch-katholischen Macht für das deutsche Volk im Gefolge haben kann — Inner-Afrika. Erlebnisse und Beobachtungen von Henry Drummond. Deutsch, vom Verfasser von Gordon, der Held von Khartum. Mit 10 Abbildungen (Gotha, Fr. Andr. Perthes). Inner-Afrika ist eine wesentlich bereicherte Übertragung des Originals „Tropical Africa" (IV. Aufl., 20. Tausend); längere Abschnitte wie das ganze Schlußkapitel sind neu, da und dort ist einzelnes ergänzt worden. Die deutsche Ausgabe ist eine Bearbeitung nicht nur im Sinne freier Übertragung, sondern hauptsächlich darum, weil Professor Drummond im Hinblick auf die deutschen Unternehmungen in Ostafrika sein Buch mit neuen Bereicherungen deutschen Lesern darbietet — Schützenwesen und Schützenfeste der deutschen Städte vom XIII.—XVIII. Jahrhundert. Von August Edelmann. Mit fünf Abbildungen (München, Eduard Pohl) — Über den Sarkasmus Heinrich Heines. Eine Kritik von Aschkenas Apparatus (Leobschütz, Schnurpfeil) — Zur Geschichte der ältesten Haustiere. Von Dr. August Otto (Breslau, Preuße & Jünger) — Sommerfahrt eines Junggebliebenen. Von Georg von Oertzen. Zweite Ausgabe (Berlin, Walther & Apolant). Oertzen hat sich als feinsinniger Poet, vor allem durch seine Gedichtsammlung „Eines Lyrikers Chronik" (Leipzig, Friedrich) bestens bekannt gemacht. Die hier vorliegende Sammlung von neuen Dichtungen zeigt uns die liebenswürdigen Eigenschaften des Dichters von ihrer vorteilhaftesten Seite, wir empfehlen das Buch unseren Lesern aufs wärmste.

Berichtigung.

Im Aprilheft d. J. der „Gesellschaft" bespricht Herr Conrad Alberti meine durch ihn provozierte Streitschrift „Ein litterarischer Reklameheld". Seine Erwiderung besteht teils aus Verbalinjurien, teils aus frei erfundenen thatsächlichen Angaben. Auf die Beschäftigung mit den ersteren verzichte ich ohne Selbstüberwindung, von den letzteren berichtige ich hiermit die folgenden:

1. Die Erzählung des Herrn Alberti, ich hätte mich ihm im Café Kaiserhof

vorgestellt und mich mit den Ausdrücken kriechender Bewunderung an ihn herangedrängt, beruht auf Unwahrheit. Ich bin zwar Herrn Alberti eines Abends im Café Kaiserhof begegnet, habe mich aber dort ihm weder selbst vorgestellt, noch von andern ihm vorstellen lassen. Erst an einem späteren Nachmittag kamen wir auf der Straße in ein Gespräch.

2. Nicht minder erfunden ist die Angabe des Herrn Alberti, ich hätte mich ihm gegenüber als einer seiner größten Verehrer bekannt. In Wahrheit sprach ich dem Genannten meine aufrichtige Meinung dahin aus, daß ich seine rein produktiven Bestrebungen mit Interesse verfolge, dagegen seine Angriffsmethode als Kritiker entschieden verurteile. Auf letztere Bemerkung gab mir Herr Alberti achselzuckend zur Antwort: „Das geht nicht anders!"

3. Ebensowenig entspricht es der Wahrheit, wenn Herr Alberti den Anschein erweckt, als hätte ich ihn unaufgefordert in seine Wohnung begleitet. Nur durch wiederholte, dringende Einladung seinerseits ließ ich mich bewegen, Herrn Alberti in seine Wohnung zu folgen. Beim Abschied forderte mich Herr Alberti lebhaft zu weiteren Besuchen auf.

4. Es ist unwahr, daß ich Herrn Alberti um seinen neusten Roman „Die Alten und die Jungen" angeschnorrt habe. Von diesem Roman war zwischen uns nur insofern die Rede, als ich Herrn Alberti die Einsendung eines Rezensionsexemplares an die „Monatsblätter", Organ des Vereins der Breslauer Dichterschule, empfahl. Herr Alberti erklärte sich hierzu persönlich sehr gern bereit, bezweifelte jedoch die gleiche Bereitwilligkeit bei seinem Verleger, welcher nur eine äußerst geringe Anzahl Rezensionsexemplare zu versenden beabsichtige.

Georg Keben.
Kronprinzenstr. 37.

Breslau, d. 25. April 1890.

Französische Litteratur.

Albert Delpit, Comme dans la vie (Paris, Ollendorff). Die neueste Schöpfung des beliebten Romanciers wird allen Ansprüchen, die man an ein Werk der besseren Unterhaltungslektüre füglich stellen kann, vollauf gerecht; Delpit hat sich diesmal das Thema von dem gebildeten Mörder zur Behandlung gewählt, und der dankbare Vorwurf giebt ihm willkommene Gelegenheit, seine glänzende, routinierte Erzählkunst in allen Lichtern spielen zu lassen. Es lag wohl ursprünglich in der Absicht des Verfassers, aus dem Helden seiner Geschichte eine Art Raskolnikow in Frack und Cylinder zu gestalten, er hat diese Idee in richtiger Würdigung seine Kräfte indessen klüglicherweise bald fallen gelassen und hat es vorgezogen, in dem ihm vertrauten breiten Pfad der spannenden Sensationsgeschichte einzulenken, statt sich in die Irrgänge einer heiklen, psychologischen Analyse zu verlieren, wofür ihm seine Leser doch kaum Dank gewußt hätten. So läßt er denn den Mörder die nichtsahnende Tochter seines Opfers heiraten und schließt melodramatisch mit dem Selbstmorde seines Helden, der von Gewissensqualen gefoltert, seine schwarze Seele aushaucht. Daß das Ganze geschickt komponiert und glänzend erzählt wird, ist bei einer Arbeit Delpits ebenso selbstverständlich wie der rauschende Erfolg, den „Comme dans la vie" bei seinem ersten Abdruck in der „Illustration" wie in der Buchausgabe gefunden hat.

Lucien Descaves, Misères du sabre. (Paris, Tresse & Stock.) Descaves ist durch seinen Soldatenroman „Sous-Offs", den wir in einem der früheren Hefte bereits gewürdigt haben, und noch mehr durch den gegen ihn und seine Verleger angestrengten Strafprozeß, der jüngst mit der Freisprechung der

Angeklagten seinen Abschluß fand, über Nacht zu einem berühmten Mann geworden. Die sieben Novellen, die der Band enthält, dürfen als Vorstudien zu den „Sous-Offs“ betrachtet werden: es sind nach der Natur gezeichnete Skizzen aus dem Leben der Kaserne, die in dem großen Roman ihre Verwendung und breitere Ausführung gefunden haben. Hier wie dort der gleiche, heißlodernde Freiheits- und Wahrheitsdrang, hier wie dort der gleiche Unwille vor der Unbill und der rohen Vergewaltigung der Kaserne. Ein leidenschaftliches Gerechtigkeitsgefühl hat Descaves die Feder in die Hand gedrückt und hat ihn bewogen, mit trotziger Hand in das Wespennest der Militärhierarchie zu greifen; um der ehrlichen Absicht wegen, die ihn beseelt, sieht man leicht über die Übertreibungen hinweg, die hier und da mit unterlaufen mögen. Nach dem unglaublich zerhackten Styl, der die „Sous-Offs“ stellenweise fast ungenießbar macht, wirkt die Klarheit der Sprachbehandlung in diesen Novellen besonders wohlthuend.

Edouard Rod, Scènes de la vie cosmopolite (Paris, Perrin & Cie.). Der junge schweizer Schriftsteller behandelt in den sechs Novellen, die der Band enthält, das Thema von der illegitimen Liebe, ohne der Sache indessen eine neue Seite abzugewinnen. Es sind lose Blätter aus dem Reisetagebuch eines eleganten Weltmanns, der seine Umgebung mit offenen Augen betrachtet und infolge dessen allerlei Interessantes von seinen kosmopolitischen Reisegefährten zu erzählen weiß. Die Novellen gehören zum Mittelgut der Unterhaltungslektüre, eine Ausnahme macht jedoch die kurze, den Band beschließende Skizze „Noces d'or“, die das Weh einer ehelichen Märtyrerin zu erschütterndem Ausdruck bringt: hier zeigt Rod eine Kraft und Prägnanz der Darstellung, die er in den übrigen Erzählungen auch nicht annähernd erreicht.

Joseph Autier, Coccinelles. Quatre nouvelles (Paris, Monnerat). Auch diese Novellen gehören dem schweizerischen Seitenpfade der französischen Litteratur an. Coccinelles, „Sonnenkäferchen“, betitelt Autier seine Novellensammlung, um damit im vorhinein den bescheidenen litterarischen Rang anzudeuten, auf den die Kinder seiner Muse Anspruch machen. Für anspruchsvolle Leser sind diese in den engsten Grenzen gehaltenen Erzählungen also keine geeignete Lektüre, an solche wenden sie sich aber auch kaum, sie begnügen sich mit der Anerkennung einer kleinen Gemeinde, die noch Naivetät genug besitzt, um sich an dem harmlosen Geplauder eines bescheidenen, liebenswürdigen Schriftstellers zu erfreuen.

Wir nahmen bereits Veranlassung, die Aufmerksamkeit unserer Leser auf die bei Marpon & Flammarion in Paris erscheinende Romanbibliothek „Auteurs célèbres“ hinzulenken, die in hübsch ausgestatteten Bändchen à 60 Cts. interessante Erscheinungen der zeitgenössischen französischen Belletristik dem großen Publikum zugänglich macht. Die neuerdings erschienenen Bände dieser empfehlenswerten Kollektion enthalten: Pigault-Lebrun, Monsieur Botte — Ch. Aubert, La Marieuse — G. Cassot, La Vierge d'Irlande — Ch. Monselet, Les Ruines de Paris — Alph. Daudet, Les Débuts d'un homme de Lettres — Louis Noir, La Venus cuivrée — Alph. de Launay, Mlle. Mignon — A. Delvan, Le grand et le petit Trottoir — Marc de Montifaud, Héloïse et Abailard — T. Revillon, L'Exilée — Belot et E. Daudet, La Venus de Gordes — Paul Saunière, Vif-Argent — Judith Gautier, Les Cruautés de l'amour — Dubut de Laforest, Belle-Mamam — Paul Arène, Nouveaux

Contes de Noël — A. Houssaye, Confession de Caroline — Al. Bouvier, Mlle. Beau-Sourire — Ch. Leroy, Le Capitaine Lorgnegrut — Boussenard, 10000 ans dans un bloc de glace.

Ernest Daudet gehört nicht zu den Erzählern, die durch die Gewalt ihres Talentes zu staunender Bewunderung hinreißen: er ist kein Stern ersten Ranges am litterarischen Himmel, aber unter deren zweiter Ordnung nimmt er noch immer einen ehrenvollen Rang ein. Sein neuer Roman, den er unter dem Titel „Daniel de Kerfons. Confession d'un homme du monde“ erscheinen ließ (Paris, Plon, Nourrit & Cie.) gehört mit zum Besten, was er auf dem Felde der Erzählung bisher geschaffen hat. Er bietet hier einen Ausschnitt aus dem aristokratischen Gesellschaftsleben, dem es weder an Lebendigkeit noch dramatischem Interesse fehlt; auch in der Darstellung ist ein gesunder Realismus zu erkennen, der dem altjüngferlichen Vertuschungssystem keine Konzessionen macht.

Léon Hennique, einer der Mitverfasser der „Soirées de Médan“, erprobt in seinem jüngsten Werk „Un Caractère“ (Paris, Tresse & Stock) aufs neue seine bewährte Meisterschaft auf dem Gebiete der realistischen Seelenstudie; ein Roman im landläufigen Sinne des Wortes ist dieses geniale Charaktergemälde allerdings nicht, und professionsmäßige Romanvertilger werden bei der Lektüre schwerlich auf die Kosten kommen; Hennique strebt aber auch höheres an, als dem zerstreuungslüsternen Publikum die Langeweile zu vertreiben, er verlangt einen Leser, der fähig und willens ist, sich in ein Geisteswerk zu vertiefen. In dem Marquis Agénor de Cluses, dessen Lebensgeschichte auf diesen Blättern erzählt wird, ist der Typus eines französischen Edelmanns aus der Zeit vor 48 mit Meisterhand gezeichnet. Wir sehen ihn förmlich vor uns stehen, diesen verknöcherten, in alten Vorurteilen aufgewachsenen Legitimisten, der mit einer Engelsgeduld auf die Rückkehr des angestammten Herrscherhauses wartet, dabei alt und grau wird und sich endlich, durch das vergebliche Harren langsam aufgerieben, als gebrochener Greis in sein Stammschloß vergräbt, dem Geschick und der Welt grollend und nur der Vergangenheit und dem Gedenken seines „roy“ lebend. „Un Caractère“ gehört zu jenen Werken, die man öfter lesen muß, um ihre Vorzüge ganz würdigen zu können.

Maxime Paz, Trahie! Roman moderne (Paris, Kolb). Eine neue Variation über das schon etwas abgedroschene Ehebruchsthema, die dadurch auch nicht interessanter wird, daß der Verfasser viel Geschick und ein bemerkenswertes Fabuliertalent besitzt. Gegen die psychologische Folgerichtigkeit der Handlung und die Charakteristik läßt sich gar viel einwenden, und die Person der Heldin gemahnt mit ihrem übermenschlichen Edelmut etwas stark an die Ohnetsche Art; Paz hat aber den großen Vorzug, nicht so langweilig zu sein wie der verhätschelte Moderomancier, sein Roman liest sich brillant und läßt an Beweglichkeit und Glätte in Sprache und Darstellung nichts zu wünschen übrig.

Armand Silvestre, Contes Audacieux — Les Facéties de Cadet-Bitard (2 vols. Paris, Kolb). Silvestre ist von einer staunenswerten Fruchtbarkeit und es ist geradezu verwunderlich, daß bei diesem überhastigen Schaffen die Frische und Originalität seines Talentes keine Einbuße erleidet. Die beiden neuesten Schöpfungen seiner nimmermüden Feder gehören demselben Genre an wie die „Histoires scandaleuses“, die wir jüngst an dieser Stelle anzeigten, und das warme Lob, das wir jenen zollten, dürfen

wir auch auf die vorliegenden Sammlungen von Gauloiserien, deren Inhalt die Titel erraten lassen, ausdehnen. Silvestre ist ein Charakterkopf von rasseechtem gallischen Gepräge, das zeigt sich so recht in diesen losen Geschichten, in denen ein Hauch vom Geiste und Wesen Meister Rabelais' zu verspüren ist.

Jean Bertheroy, Femmes antiques (Paris, Ollendorff). In prächtig dahinrauschenden Versen, deren sprachlicher Wohllaut und künstlerische Formenschönheit den Leser entzücken, besingt Bertheroy (Pseudonym, hinter dem sich eine vornehme Dame verbergen soll) eine Reihe von charakteristischen Frauengestalten der Sage, der antiken Geschichte und der Bibel. Eine heiße, leidenschaftslohende Glut, hoher Gedankenflug und farbensatte Darstellung sind die hervorstechendsten Charaktermerkmale der Bertheroyschen Muse. Den Preis der Sammlung scheinen uns von den antiken Porträts Semiramis, Phryné und Messaline, von den alttestamentarischen Débora und Judith zu verdienen.

Einen hübschen, nachahmenswerten Gedanken hat Charles Fuster in dem Buche Ausdruck gegeben, das er unter dem Titel „Les Poètes du Clocher“ jüngst bei Monnerat in Paris hat erscheinen lassen. Er hat darin alles gesammelt, was zeitgenössische Dichter in französischer Sprache über Frankreich im allgemeinen und über ihre engere Heimatsprovinz, ihre Landschaft und ihre Sitten im besonderen geschrieben haben. Die Sammlung beschränkt sich nicht auf das Mutterland allein, sondern berücksichtigt auch seine Kolonien und die französische Schweiz. Von wahrem Patriotismus durchdrungen, bietet Fuster in seinem eigenartigen Werk eine poetische Heimatskunde Frankreichs in Einzelbildern, die dem Sammler und seinem Vaterlande zu gleich hoher Ehre gereichen.

Es giebt Bücher — und es pflegen just nicht immer die schlechtesten zu sein — die bald nach ihrem Erscheinen so vollständig in Vergessenheit geraten, daß nicht einmal die Namen ihrer Verfasser der Nachwelt überliefert werden. Die in der Librairie des Bibliophiles in Paris erscheinende Kollektion „Chefs-d'œuvre inconnus“ hat sich nun die Aufgabe gestellt, derartige litterarische Kuriositäten dem Publikum in würdigen Ausgaben aufs neue zu präsentieren, um sie dadurch nachträglich noch zu Ehren zu bringen. Der neueste Band dieses dankenswerten Unternehmens bringt den durch eine treffliche Studie von Aulard eingeleiteten „Almanach des Bizarreries humaines“ von Jaques Charles Bailleul, dem Verfasser zahlreicher Werke, die heute ausnahmslos vergessen sind. Der mit einem schönen Stich von Lalauze geschmückte Band enthält eine Reihe von Anekdoten und Geschichten aus der Revolutionszeit, die sich durch jenen jovialen Ton auszeichnen, den man in den Schriften aus jener Schreckenszeit merkwürdigerweise so oft begegnet. — Die Ausgabe der „Œuvres choisies de Voltaire“, die gleichfalls in der „Librairie des Bibliophiles“ erscheint, bringt in ihrem 6. Bande die poetischen Werke Voltaires. Die Sorgfalt der Textkritik, die der bewährten Hand des Voltaireforschers Georges Bengesko anvertraut ist, die Überfülle von Varianten und Textnoten, die interessanten Einleitungen, die jedem Bande vorangeschickt sind, verleihen dieser Voltaire-Ausgabe ihren besonderen Wert und weisen ihr unter der nicht kleinen Zahl der Konkurrenzausgaben einen Ehrenplatz an. — Die sechsbändige Prachtausgabe von Rousseaus Nouvelle Heloïse, durch deren Herausgabe der gleiche Verlag seine bei den Bücherfreunden in so hohem Ansehen stehende Sammlung von Bibliotheksausgaben der Klassiker berei-

chert hat, liegt nun vollständig vor und bietet in Ausstattung, Druck und der technischen Wiedergabe der Stiche eine Musterleistung typographischer Kunst, die von der Leistungsfähigkeit der Jouaustschen Offizin rühmliches Zeugniß ablegt. Die Klassikerausgaben der Librairie des Bibliophiles sind bekannt genug, um des speziellen Lobes entbehren zu können, man weiß, daß sich in ihnen das Höchste darstellt, was in bezug auf Gediegenheit und äußeren Glanz geleistet werden kann.

Unter dem Generaltitel „Les Grands écrivains français" veröffentlicht die Verlagshandlung von Hachette & Cie. in Paris eine Reihe von Monographien, die von den berufensten Litterarhistorikern geschrieben, die Hauptvertreter der französischen Litteratur in abgeschlossenen Einzelbildern vorführen wollen. Der letzterschienene Band ist Luc de Vauvenargues gewidmet, einem der interessantesten Charakterköpfe unter den Moralisten des Jahrhunderts der Aufklärung. Maurice Paléologue hat sich der dankenswerten Aufgabe unterzogen, das Andenken des allzusehr Zurückgesetzten bei der Mitwelt wieder aufzufrischen und die Verdienste des geistvollen Schriftstellers, der das Unglück hatte, durch das blendende Licht der mit ihm lebenden Größen allzusehr verdunkelt zu werden, durch eine gründliche Analyse seines Wesens und litterarischen Wirkens hervorzuheben.

Gustave Marchal, Le Drame de Metz. Ouvrage illustré par M. Dunki (Paris, Didot & Cie.). — Dick de Lonlay, Français et Allemands. Histoire anecdotique de la guerre de 1870 71. Dessins, cartes et plans de l'auteur (Paris, Garnier Frères). Beide Bücher behandeln die Geschichte der Blokade von Metz und bilden schätzbare Beiträge zu der im Laufe der Jahre zu stattlicher Höhe angeschwollenen Bazaine-Litteratur. Marchal bietet in seiner Arbeit eine ernste strategische Studie, bei der vor allem die leidenschaftslose, objektive Darstellung wohlthuend hervortritt; unser Generalstabswerk ist eine der hauptsächlichsten Quellen für den Autor gewesen, auch sonst hat er das einschlägige Material gewissenhaft geprüft und zu Rate gezogen und man merkt es ihm an, daß er bemüht ist, aus dem Gewirr der Meinungen die Wahrheit herauszufinden. Nach Marchal war Bazaine ein Mann, der der ihm übertragenen Aufgabe durchaus nicht gewachsen war und der zudem durch grobe Pflichtversäumnis die Hauptschuld an dem unglücklichen Ausgange des Eröffnungskrieges trug. Bei weitem schlechter kommt der französische Marschall bei Dick de Loulay weg, hier wird er schlankweg als Verräter gebrandmarkt, der über die Köpfe seiner Offiziere hinweg mit den Deutschen paktierte. War das erste Buch ganz objektiv, so ist das zweite wiederum ganz subjektiv gehalten: es sind die Berichte eines leidenschaftlichen Mannes, der an der Hand seines Kriegstagebuches schreibt. Lonlay hat den Feldzug in der französischen Garde mitgemacht und schildert nun mit seltener Lebendigkeit die historischen Szenen, deren Augenzeuge er war. Die Frische und Anschaulichkeit, die er dabei entwickelt, die Menge der Details, die er beibringt, verleihen seiner anekdotischen Erzählung einen eigenen Reiz und machen sie zu einer anziehenden Lektüre auch für das größere Publikum.

Baron Kervyn de Lettenhove, Marie Stuart (Paris, Perrin & Cie). Eine neue, hochbedeutsame Schrift zur Ehrenrettung der unglücklichen Königin von Schottland. War Maria Stuart wirklich schuldig oder war sie vielmehr das Opfer einer feingesponnenen Intrigue? Die Akten über diese Streitfrage

sind noch nicht geschlossen, Lettenhove kommt im Verlauf seiner auf sorgfältigsten Quellenstudien beruhenden Arbeit zu dem Schluß, daß Maria den Kabalen der puritanischen Heißsporne zum Opfer fiel, die zur Erreichung ihres Zweckes vor der Fälschung der die Königin schwer belastenden Kassettenbriefe nicht zurückschreckten. Besonderen Wert erhalten Lettenhoves Untersuchungen aber dadurch, daß ihm durch die Güte des Lord Calthorpe die bisher noch nicht benützten Papiere Robert Beale's, eines der Hauptakteure des Dramas vom Fotheringay zur Verfügung standen; die Bedeutung dieses bisher völlig unberücksichtigt gebliebenen Aktenmaterials liegt auf der Hand, die ganze Frage wird dadurch in eine neue Beleuchtung gerückt, und wenn auch der streng katholische Standpunkt, den der Autor einnimmt, und die dadurch bewirkte Voreingenommenheit der exakten wissenschaftlichen Wahrheitsforschung nicht günstig sind, so enthält das vorliegende Werk doch genug Material, das zur Klärung der schwebenden Frage wesentlich beitragen wird.

Der rührige Verlag von Felix Alcan in Paris, der auf populärwissenschaftlichem Gebiet eine so nutzbringende Thätigkeit entfaltet, hat seine rühmlichst bekannte „Bibliothèque de Philosophie contemporaine“ um vier weitere Bände vermehrt, deren wissenschaftlicher Wert durch die Aufnahme in dies angesehene Sammelwerk hinreichend beglaubigt ist. Da ist zunächst eine hochbedeutsame Arbeit aus der Feder Paul Janet's („La Philosophie de Lamennais“), in der der berühmte Akademiker den psychologischen Entwicklungsgang Lamennais in seinen verschiedenen Phasen einer tiefgründigen Untersuchung unterwirft; da ist des weiteren eine gehaltvolle Studie über die Physiologie und Pathologie der Träume („Les Rêves“) von Dr. Ph. Tissié, zu der Prof. Azam ein interessantes Vorwort geschrieben hat. „La Genèse de l'idée de temps“ ist eine durch den Gegenstand und die Behandlung gleich bemerkenswerte Abhandlung aus dem Nachlaß M. Guyau's, die Alfred Fouillée herausgegeben und mit einer Einleitung versehen hat. Den Beschluß macht Cesare Lombroso's „L'Anthropologie criminelle et ses recents progrès“, in der der berühmte Anthropologe sein System durch die Resultate seiner neuesten Forschungen stützt und weiter ausbaut, dabei gleichzeitig die Einwände seiner Gegner schlagend zurückweisend.

Wenn sich zwei Künstler, wie der humorvolle Plauderer Grosclaude und der groteskkomische Zeichner Caran d'Ache zu gemeinschaftlichem Schaffen vereinigen, so darf man an das aus diesem Zusammenwirken hervorgehenden Werk die höchsten Erwartungen knüpfen. Das Album, das die Beiden unter dem Titel „Les Joies du plein air“ bei Plon, Nourrit & Cie. in Paris herausgegeben haben, straft diese Erwartungen nicht Lügen: das originell ausgestattete Buch bietet in Bild und Wort einen wahren Schatz zwerchfellerschütternder Komik, deren erheiternder Wirkung sich auch der größte Griesgram nicht entziehen kann. A. G—tze.

Englische Litteratur.

Historische Romane.

„The Spanish poinard“ (Der spanische Dolch) by Thomas Pinkerton (Swan Sonnenschein, 1890).

Die Erzählung spielt in der Zeit Karls I. und erhält manche lebendige und drastische Schilderung der wilden Szenen des großen Kampfes zwischen König und Parlament. Die Geschichte selbst hinterläßt, obgleich nicht ohne Verve vorgetragen, einen peinlichen Ein-

druck; sie setzt ein mit der geheimnisvollen Ermordung einer spanischen Frau in der Gegend von Warwick; ihr kleiner Sohn wird von einem verabschiedeten Offizier adoptiert, durch den einst bei dem Leichnam des Weibes gefundenen Dolch entdeckt der Sohn nach vielen Jahren, daß seine Mutter durch seinen eigenen Vater getötet wurde und daß dieser mit seiner Halbschwester in einem Liebesverhältnis gestanden. Der Gatte beging den Mord, um sich selbst zu retten und um sich zugleich eines ungeliebten Weibes zu entledigen. Trefflich erzählt sind vor allem die Gewissensbisse des Mörders alle die langen Jahre hindurch, sein Versuch, die schreckliche That zu sühnen und nicht weniger die ihn schließlich ereilende Vergeltung. Ist auch die Begabung des Verfassers nicht zu verkennen, so bedeutet doch der Roman mit „John Newbold's Ordeal" verglichen keinen Fortschritt. —

Mehr und mehr scheint es auch in England Mode zu werden, **historische Romane für die Jugend** zu schreiben und vorausgesetzt, daß Zeitkolorit und historische Einzelnheiten mit Treue behandelt werden, ist nichts dagegen einzuwenden, im Gegenteil dadurch, daß eine Zeit als etwas Ganzes, als ein fertiges Bild und die handelnden Personen der Periode plastisch vor sie hintreten, gewinnen gerade die Kinder ein deutlicheres und ihnen verständlicheres Gesamtbild der Epoche mit ihren sozialen Zuständen, des allmählichen Fortschritts in Litteratur, Kunst, Wissenschaft, Leben und Handeln, als wenn sie gezwungen sind, sich selbst durch mühsames Studium im Einzelnen ein Mosaikbild zu schaffen.

In diese Kategorie gehört z. B.:

„Dick Delver" vom Verfasser von „Graf Renneberg's Verrat." Der Roman behandelt den Bauernaufstand des 14. Jahrhunderts, jene stürmische Periode der englischen Geschichte, welche die letzte Hälfte der Regierungszeit Eduards III. und die ganze Regierung Richards II. umfaßt. Die kräftig erzählte Erzählung wird jungen Gemütern behagen. Von ähnlichem Schlag sind: „For the Sake of a Crown" by Mrs. Frederick West; die Krone, um die hier gekämpft wird, ist die unvergängliche des Märthyrertums, welche zwei edle Herzen in den Niederlanden des 16. Jahrhunderts durch Marter und Tod verdienen. — „**The Spanish galleon**" by **Frederick C. Badrick** wird das Entzücken aller abenteuerlustigen Knaben sein, wozu die lebendige Darstellung der mannigfachsten Kämpfe und Gefahren, und die treffende Schilderung der maritimen Szenerie das ihrige beiträgt.

In eine weit frühere Zeitperiode führt uns „**To the lions**" (Den Löwen vorgeworfen) a Tale of the early Christians by the Rev. **Alfred J. Church**, Professor etc., with 16 Illustrations by Poget (Lond. 1889).

Den historischen Hintergrund dieser anmutigen und zarten Erzählung bildet die Christenverfolgung in Bithynien unter der Regierung Trajans. Zwei Schwestern, deren Charaktere sorgfältig angelegt und wohl durchgeführt sind, legen darin vor dem Proprätor Plinius dem Jüngeren ein gutes Bekenntnis ab. Das Geheimnis ihrer Geburt, auf das viel ankommt, ist ein wenig ungeschickt, besonders in der Art, in welcher die Mädchen dem Leser zuerst vorgestellt werden. Sonst aber erscheint uns Professor Churchs Entwickelung der Ereignisse, des Geistes und der Sitten der Zeit im Ganzen großes Lob zu verdienen. Der Band ist geschmackvoll ausgestattet und enthält mehrere sehr hübsche Illustrationen.

Nicht das gleiche Lob verdient: „**Reggie Abbott**" or the adventure of a Swedish officer by **Nelson Prower** (Lond. 1890).

Es wäre nutzlos, die Frage zu ven-

silieren, ob Mr. Prower glücklicher gewesen sein würde, wenn er eine Geschichte der Kriege Karls XII. geschrieben, oder militärische Skizzen aus den Tagen des genialen Eisenkopfs gezeichnet hätte, oder ob er eine lesbare Übersetzung von Voltaires Charles Douze fertig gebracht haben möchte. Die Lektüre des vorliegenden Buchs beweist, daß die Komposition eines Romans, der die privaten Schicksale von Phantasiegestalten mit den Weltereignissen der Epoche zu verweben hat, weit über seine Kräfte ging. Voltaire ist empfindlich mit Anleihen gekränkt worden. Dazu zieht sich, wahrscheinlich nach einer inkorrekten Übersetzung ein Druckfehler durch das ganze Werk bis zum Schluß, der eine arge chronologische Verwirrung anrichtet. Eine große Menge von Personen aller möglichen Nationalitäten erscheinen auf der Bühne und sie haben ja auch ihrem Dasein entsprechend verschiedene Namen. Aber das ist auch alles; nur wenn einige Voltairesche Figuren auftreten, erhellt sich die Dämmerung einigermaßen, so daß wir die verschiedenen Gestalten unterscheiden; bald aber verschwindet wieder alles in dem alten Nebel und an uns zieht es vorüber wie ein Schattenspiel: Deutsche, Schweden, Griechen, Türken, Engländer und Wesen, die alle diese Rassen vereinen, alle gleich unfaßbar. Vielleicht wäre es besser gewesen, wenn der Verfasser Geschichte und Fiktion etwas mehr geschieden hätte, aber auch das ist noch zweifelhaft.

Miszellen.

In der Serie der „English History from Contemporary Writers“ erschien: „St. Thomas of Canterbury“, Darstellung seines Lebens von zeitgenössischen Biographen und Chronisten, Auswahl von Rev. W. H. Hutton. Darunter hochbedeutende Denkmäler mittelalterlicher Biographik.

In der Reihe der „English men of action“ (hrsg. bei Macmillan & Co., London) erschien von Sir Lyall die interessante Lebensbeschreibung von Warren Hastings (1890), wobei nur anzumerken ist, daß die Verfolger des „Retters von Indien“, die Politiker Burke, Fox und Sheridan, auch Pitt, der ihn fallen ließ, viel zu schüchtern beurteilt werden.

Die Serie der „Great Writers“ (London, Walter Scott) wurde durch „Balzac“ aus der Feder von Frederick Wedmore vervollständigt.

Im Verlage von Sampson Low, Marston rc., London, erschien das Leben von Mrs. Harriet Beecher-Stowe, der Verfasserin von „Uncle Tom's Cabin“ zusammengestellt durch ihren Sohn Mr. Charles Edward Stowe. Bei Funk und Wagnalls „Das Lebenswerk der Verfasserin von „Onkel Toms Hütte“ von Florine Thayer Mccray, welches das erstere, besonders in Bezug auf der berühmten Schriftstellerin Alter, glücklich ergänzt, und woraus man sehen kann, wie sehr das Gerücht ihre geistige Störung übertrieben hat.

Von Sir Monier Williams' „Buddhism“ erscheint bei Mr. Murray eine neue revidierte Auflage mit vollem Index.

Der nach den von dem verstorbenen Mr. Thomas Beale gesammelten Materialien vorbereitete: „Oriental Biographical Dictionary“ vollendet von Mr. H. G. Keene erscheint im Format und als Pendant zu Hughes „Dictionary of Islam“ bei W. H. Allan & Co.

Von Charles Dickens, Complete Works erscheint eine Luxusausgabe (1000 Exemplare) in 45 Bdn. mit sorgfältiger Reproduktion der Originalillustrationen bei Estls & Lauriat Boston. Abonnement nur auf sämtliche Bände, Preis pro Brand 1/2 Guinee.

Bei Mr. Elkin Mathews, Vigostreet,

London, erschien Januar 1890: „Robert Browning Essays and thougts;“ Browning wurde im Poet's Corner der Westminster-Abtei zwischen Chaniers und Cowley's Denkmälern beigesetzt; damit nicht genug der Ehren, hat nun auch Mr. Benjamin Sagar, langjähriges Mitglied der Browning-Gesellschaft, es unternommen, nach dem Muster des Schmidtschen Shakespeare-Lexikons ein Browning-Lexikon zusammenzustellen.

In den Spalten der „Pictorial World“ erscheint (Januar 1890) „Beatrice“ von Rider-Haggard; die Geschichte ist kein Roman, sondern mehr eine Lebens- und Charakterstudie in der Art von „Dawn“ und „Jess“.

Unter vielen wertvollen Werken wurde in der Bibliothek des verstorbenen Sir F. Gore Ouseley die eine der beiden Originalpartituren von Händels „Messias“ (die andere besitzt der Gatte von Jenny Lind) entdeckt, welche stellenweise eine feinere Melodieführung und Instrumentation aufweist, als die bereits länger bekannte.

Eine andere Ausgrabung, die besonders fromme Eltern höchlich erbauen dürfte, ist die erste Ausgabe von John Bunyan's „Buch für Knaben und Mädchen oder ländliche Reime für Kinder.“ Dies schon längst im Verzeichnis seiner Werke aufgeführte Buch war nirgend aufgefunden worden und so schloß man denn nicht ohne gewisse Berechtigung, daß es mit dem „Divine Emblems“ betitelten identisch sei.

Diese Entdeckung der ersten Ausgabe von 1686 bewies jedoch, daß Divine Emblems nur eine ungeschickte Kürzung dieses ist.

Zur Erbauung einiger Kinder des neunzehnten Jahrhunderts versagen wir uns nicht, ein Gedicht in improvisierter Übersetzung folgen zu lassen, das die übrigen charakterisiert:

Meditation über Kerzen.

Es gleicht der Mensch, wenn ich es recht betracht',
Dem Licht aus Unschlitt und aus Docht gemacht;
Der Kerze gleich, die niemand thät entzünden,
So lebt der Mensch im Dunkel seiner Sünden.
Und wie das Licht von selbst nicht leuchtend prangt,
So wenig auch durch sich der Mensch zur Gnad' gelangt.
Und wie durch fremde Hand die Kerze brennt,
So oft den Gnadenspender auch der Mensch verkennt!
Erst wenn sie leuchtet, hat die Kerze Wert;
Und so der Mensch erst, wenn ihm Gnad' beschert.
Ja sie, die einst die ärgsten Sünder waren,
Des Herren Gnad' am kräftigsten erfahren,
Aus Sündenunschlitt sie am hellsten bricht:
So wie die dickste Kerze giebt das hellste Licht.

Heiliger John, dreh' dich nicht im Grabe um, wenn auch wir gottlosen Kinder des 19. Säkulums uns an deinen Versen erbauen! Freilich humoristisch hast du sie nicht gemeint, aber das macht nichts, erbaulich wirken sie doch.

Karl Biesendahl.

Russische Litteratur.

„Egyptische Finsternis“ (Tjma jegipetskaja). — Roman von Wsewolod Krestowsky. St. Petersburg 1889. — Dieser Ende vorigen Jahres erschienene Roman hat nicht nur in der kritischen Presse, sondern auch in der Gesellschaft selbst bedeutende Erregung hervorgerufen, die sich teils pro, teils contra den Verfasser äußerte, je nach dem Lager, zu dem der Leser gehört und seiner Persönlichkeit, denn in dem Roman wird eine jener brennenden Fragen behandelt, die den wunden Punkt des gesamten europäischen Gesellschaftslebens bildet: das langsame, aber progressive Eindringen des in seinen Grundvesten erschütterten, morschen Judentums in alle Zweige der Gesellschaft. Kühn lüftet der Verfasser den Schleier, mit dem die geheimnisvollen Handlungen des allgewaltigen jüdischen Kahals bisher bedeckt waren, schildert vollkommen wahrheitsgetreu das gesamte Leben der Juden, ihre Sitten und Gebräuche, die von Generation zu Genera-

tion sich forterbende, fanatische Gleichgültigkeit — um nicht zu sagen unversöhnlichen Haß — gegen das Christentum und deren Anhänger und entwickelt dabei eine offenbar außerordentlich genaue Bekanntschaft mit dem Talmud. — Das Hauptinteresse des Romans konzentriert sich auf ein junges Judenmädchen, Tamara Bendavid und deren freiwilligen Übertritt zum Christentum. Diese neunzehnjährige Jungfrau ist die Enkelin und einzige Erbin eines unermeßlich reichen Juden in Ukrainsk, einem kleinen Städtchen des südwestlichen Rußlands. Ihr feuriges und leicht erregbares Temperament, das jedoch zeitweilig auch melancholisch sein kann, fühlt sich durch das zwangreiche Formenwesen des Judentums und die beschränkte, fast erniedrigende Rolle, die dem Weibe darin gelassen wird, aufs äußerste beengt. Durch den Unterricht, den sie dem Willen ihres Vaters gemäß in einer „höheren Töchterschule“ genossen, ist sie in Berührung mit anderen russischen Jungfrauen gekommen und die Reise, die sie ins Ausland unternommen, um längere Zeit bei ihrer Tante in Wien zu verleben, hat ihr vollends die Augen geöffnet und sie vermag sich jetzt nicht mehr die moralische Zerrüttung des zivilisierten europäischen Judentums zu verhehlen, das mit eines besseren Zweckes würdiger Rührigkeit den Tanz um das goldene Kalb aufführt. So vorbereitet, fällt Tamara eines Tages zufällig das Evangelium in die Hand, und in ihrer Seele herrscht nun ein wüstes tohuwabohu, das der Verfasser meisterhaft zu analysieren versteht. Die tiefe Idee der christlichen, alles umfassenden Liebe, ihre Humanitätsforderung, ihre Toleranz und nicht zum mindesten die einfache und dennoch poesievolle Sprache der heiligen Schrift erfüllt Tamaras ganzes Wesen mit freudigem Entzücken, ist doch nun der so sehnsüchtig erwünschte Ausgang aus dem Labyrinthe ihrer Zweifel gefunden, und mit Gier nimmt sie die neuen Lehren in sich auf. Immer breiter wird die Kluft, die sie vom Judentum trennt, denn durch das Eindringen in die Prinzipien der christlichen Religion hat sich für sie auch der Schleier gelüftet, der die unangenehmen und abstoßenden Seiten des Judentums, dessen eisernen Despotismus den Juden selbst gegenüber und den grenzenlosen Egoismus, sowie die wüthende Eifersucht gegen Jeden, der nach seiner Façon selig werden will, für sie bisher noch verdeckt gehalten hatte. — Dieses alles erfahren wir aus Tamaras Tagebuch, in dem sie täglich naiv und aufrichtig die Geschichte ihrer Neugeburt wiedergiebt, wobei sie es nicht unterläßt, zugleich eine Parallele zwischen dem jüdischen und christlichen Glauben zu ziehen.

In einer Reihe mit dieser religiösen Schwärmerei wächst und kräftigt sich in Tamaras Herzen noch ein anderes Gefühl — heiße Liebe zu einem Christen, einem gewissen Grafen Karschol, demselben, durch den sie seiner Zeit das Evangelium zum Studium erhalten hatte. Dieser, der Stolz und das Entzücken der Stadt Ukrainsk, ist der Typus eines mit allen Hunden gehetzten Affairisten und bankerotten Bonvivants, dessen Ziel dahin geht eine reiche Heirat zu schließen, um auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege seine zerrütteten Vermögensverhältnisse ein Bissel aufzuforschen. Die Millionenmitgift Tamaras hat ihm bedeutend mehr den Kopf verdreht als ihre Schönheit und — dieses ist der Hauptgrund dafür, daß er das Judenkind dem Christentum in die Arme zu treiben sich bemühte. Tamara hat in ihrer kindlichen Naivität diesen wohldurchdachten Plan nicht durchschaut, sie ist im Gegenteil von der Uneigennützigkeit seiner Liebe überzeugt, denn wie jedem in der Stadt hat er es verstanden, auch ihr durch seinen angeblichen Reichtum Sand in die Augen zu streuen, und sie giebt sich ahnungslos

diesem Grafen mit dem eleganten Äußeren, der überzeugenden Redekraft und dem glänzenden, wenn auch höchst oberflächlichen Verstande hin. — Während des Osterfestes verläßt sie das Haus und eilt zum Rendezvous mit dem Grafen; in einem Anfalle religiöser Extase fällt sie dem Grafen um den Hals und begrüßt ihn zum heiligen Feste, wobei auch eine Liebeserklärung ihren Lippen entfährt. Jetzt fällt es dem Grafen nicht mehr schwer, sie zur Flucht aus dem Hause ihres Onkels und zur Annahme des christlichen Glaubens zu bewegen. Ein zweites Wiedersehen zwischen den beiden Liebenden, auf dem der Tag und die Stunde der Flucht festgesetzt werden soll, wird von einem entfernten Verwandten Tamaras, einem Gymnasiasten Aisik, der ebenfalls im Hause Bendavids wohnt und seit seiner frühesten Jugend in heißer Liebe zu seiner Verwandten entflammt ist, belauscht. Mit Mühe nur gelingt es ihr, ihn von der Grundlosigkeit seiner Eifersucht zu überzeugen und beschließt sie, noch in derselben Nacht die Flucht zu unternehmen. Der Graf entführt sie in ein Kloster, dessen Vorsteherin er bittet, Tamara unter ihren speziellen Schutz zu nehmen. Diese weist das Ansinnen, eine Jüdin in den geweihten Mauern zu beherbergen, entschieden zurück, wird jedoch anderen Sinnes, als sie sich bei einem Gespräch mit Tamara davon überzeugt, daß diese in den Sinn des christlichen Glaubens tief eingedrungen und von dem Wunsche beseelt ist, aus dem Judentum durch Annahme des Christentums auszuscheiden. — Am Morgen nach der Flucht Tamaras und des Grafen erhebt sich unter den Juden natürlich ein heilloses Geschrei und es wird beschlossen, das ungeratene Judenmädchen unter allen Umständen wieder in die Genossenschaft zurückzuführen; da mit allen, auch unerlaubten Mitteln vorgegangen wird, so ist auch die geistliche und weltliche Macht nicht abgeneigt, ihre Hand zur Wiedererlangung Tamaras zu bieten, doch gelingt es der Äbtissin, Dank ihrer einflußreichen Verbindungen in der Residenz, Tamara vor der wilden Wut der Juden zu schützen. Karschal ist genötigt, noch am selben Tage die Stadt zu verlassen, wenn er nicht in den Schuldturm gesperrt werden will, denn infolge Gebotes des Kahals befanden sich im Verlaufe von vier Stunden alle seine Wechsel in den Händen eines Einzigen. — Der Roman schließt mit der Beschreibung eines jener widerlichen Akte, die noch vor wenigen Jahren im Süden Rußlands vor sich gingen: bei ihrer Rückfahrt aus Petersburg ist Tamara nämlich Zeugin von der Zerstörung ihrer Vaterstadt, und die Erkenntnis, daß die Urheber und Ausführer dieser Schandthaten Christen, jene so gepriesenen Apostel der Liebe und Vergebung seien, erfüllt ihr Herz mit unsagbarem Weh. — Tamaras weiteres Schicksal bleibt uns unbekannt. — Zum Schluß beweist der allmächtige Kahal, nachdem er Tamara mit seinem Fluche belegt und ihr ganzes Vermögen eingezogen, seinen Despotismus und seine Gewalt noch dadurch, daß er, die Judenhetzen benutzend, es durchsetzt, daß ein unbeliebtes Mitglied der Gemeinde, daß der Regierung als einer der Urheber der Gräuelthaten denunziert wird, den Weg nach Sibirien antreten muß.

Den Eindruck, den der Roman zurückläßt, ist infolge der lebhaften Schilderungen unzeitgemäßer und unnachsichtlich grausamer Gebräuche eben kein besonders freudiger, die Ausführung desselben dagegen eine durchaus glänzende.

E. R.

Verantwortliche Leitung: Dr. M. G. Conrad in München.
Verlag von Wilhelm Friedrich, Druck von C. G. Röder in Leipzig.